DER MESSIAS

VON

KLOPSTOK,

AESTHETISCH BEURTHEILT UND VERGLICHEN

MIT

DER ILIADE, DER AENEIDE UND DEM VERLOHRNEN PARADIESE.

VON

C. F. BENKOWITZ.

Eine Preisschrift, die von der Amsterdammer Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste und Wissenschaften eine doppelte Medaille erhalten hat.

BRESLAU

bei Wilhelm Gottlieb Korn. 1797.

Ex
Bibl. Roth. Regi
Berolinensi.

Ästhetische Beurtheilung des Heldengedichts: der Messias.

So viel und so mancherlei auch schon über den Messias von Klopstok geschrieben wurde, so hat sich doch noch keiner, weder ein Feind noch ein Freund derselben, auf die Prüfung dieses Gedichts nach ästhetischen Regeln eingelassen; niemand hat die Fragen erörtert: welche Vollkommenheiten, welche Unvollkommenheiten finden sich darin, in Absicht der Fabel, der Handlung, der Maschinen, der Sprache u. s. w.? Welchen Rang hat es unter den Heldengedichten? Hat man Gründe, es der Iliade, der Aeneide, dem verlohrnen Paradiese vorzuziehen, oder steht es ihnen nach?

Alle diese Fragen, deren Beantwortung man, nach dem Verlauf fast eines halben Jahrhunderts,

wohl hätte erwarten können, sind noch unaufgelöst; noch hat man der merkwürdigen Epopee keinen Platz angewiesen, auf welchem sie sich behaupten kann, und man darf mit Recht sagen, dass die Deutschen einen Schatz besitzen, ohne den Werth desselben genau zu kennen.

Die Kritiker, welche in der Mitte dieses Jahrhunderts, nach Erscheinung der ersten Gesänge, darüber schrieben, haben alle die gerechte und vollwichtige Entschuldigung, dass man über das Ganze eines Werks nicht eher urtheilen kann, als bis es vollendet sey, und lassen sich also bloss auf Zergliederung der einzelnen Theile ein. Lessing sagt: »Ich »sah es ein, und wer sieht es nicht ein? dass das »Gedicht fertig seyn müsste, wenn man von der »Oeconomie desselben urtheilen wollte. Noch ist »der Dichter mitten im Labyrinthe. Man muss es »erwarten, wie er sich herausfindet, ehe man von »der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Voll»ständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwikke»lung und Entwikkelung, von den Episoden, von »den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig »andern Dingen etwas sagen kann.«

Die spätern Beurtheilungen in öffentlichen Journalen, nachdem das Werk ganz erschienen war, überhüpfen diesen Punkt durchaus, und nehmen bloss einen Gesang nach dem andern vor. Cramern, von dem man mit Recht eine Übersicht hätte erwarten

können, mag man ebenfalls selbst reden hören. In einer Note bei dem Anfange des Messias sagt er:

»Der Leser wird vielleicht, da ich nun zu den »Erklärungen und Bemerkungen über den Messias »komme, vermuthen seyn, dass ich nach Art ande»rer Ausleger eine lange ästhetische Abhandlung »vorausschicke u. s. w. Er irrt sich. Seit ich den»ken kann, habe ich vor solchen Abhandlungen ei»nen Abscheu gehabt. Und das deswegen, weil ich »unter Allem, was ich von dieser Gattung gelesen, »(die Besten aber habe ich gewiss gelesen) nichts »fand, was mir Bestimmtheit und Wahrheit genug »enthalten, und hauptsächlich, was seinen Gegen»stand erschöpft hätte.«

So machen sich die Schriftsteller mit und ohne Grund von einer Abhandlung über das Ganze los, und bis jetzt ist noch keine generelle Würdigung des merkwürdigen Gedichts vorhanden.

Dies ist wohl die Ursache, warum Deutschland jetzt eine Schaamröthe abgejagt wird, indem die Amsterdammer Gesellschaft zur Beförderung der Dichtkunst und schönen Wissensckaften einen Preis auf die beste ästhetische Beurtheilung des Messias von Klopstok gesetzt hat.

Da also der Beurtheiler noch keinen Vorgänger hat, so kann er sich nur mit Schüchternheit auf die unbetretene Bahn wagen, und die Unvollkommen-

heiten seines Versuchs dürfen billig auf einige Nachsicht rechnen.

Bis jetzt haben wir noch keine grössern Kunstrichter über das Heldengedicht, als den Aristoteles und den Horaz; ich werde also den Messias nach ihren Regeln prüfen und ihn vorzüglich von den Seiten betrachten, nach welchen Aristoteles die Grundlagen der Epopee ansieht. Er bestimmt gewisse Eigenschaften, die das Wesen derselben ausmachen, und durch deren Untersuchung und Würdigung ihr Gehalt am besten ans Licht gebracht wird. Diese Eigenschaften oder Elemente des Heldengedichts sind: die Fabel, die Handlung, die Charactere, die Sprache; und es sey mir erlaubt, noch hinzuzusetzen: der Schauplatz und das Sylbenmaass.

Ehe ich zur Untersuchung dieser einzelnen Stücke in der Messiade fortschreite, muss ich, um einen festen Punkt zu haben, von dem ich in der Beurtheilung derselben ausgehen kann, einen Satz aufstellen, der diesem Gedicht einen Rang unter den vorhandenen Epopeen anweist. Ist dies geschehen, so lässt es sich nachher um so leichter prüfen, ob es sich auf dem angewiesenen Platz halten kann.

Dieser Satz wird den Bewunderern der Alten höchst kühn scheinen, aber keiner fühlt seine Kühnheit vielleicht lebhafter, als ich selbst, der ihn aufstellt und beweisen soll. Er heisst so: der Messias ist unter allen Heldengedichten, die von Ho-

mer an bis auf unsere Zeiten erschienen, das vortreflichste.

Der Beweis dieses Satzes, der so weit greift und eine so abstracte Materie zum Gegenstande hat, scheint am leichtesten möglich zu seyn, wenn man die aristotelischen Elemente des Heldengedichts in den besten Epopeen, die wir haben, einzeln miteinander vergleicht und zu entwickeln sucht, in welcher davon diese einzelnen Stücke die grösste Vollkommenheit besitzen. Hat man dies herausgebracht, so kann man nach logischen Gesetzen von der Vollkommenheit der einzelnen Theile auf die Vollkommenheit des Ganzen schliessen. Könnte man also beweisen, dass die Fabel, die Handlung, die handelnden Personen, die Diction, der Schauplatz, das Sylbenmaas u. s. w. im Messias grösser, vollkommner sey, als in andern Heldengedichten, so würde offenbar daraus hervorgehen, dass auch das Ganze mehr Vollkommenheit habe.

Wir wollen sehen, ob sich dies beweisen lasse, und ich wende mich also zum ersten dieser Hauptpunkte.

Die *Fabel* ist derjenige Grundstoff, diejenige Begebenheit aus der Erfindung des Dichters, oder aus der wirklichen Geschichte, durch deren weitere Ausführung das Ganze des Heldengedichts, die Verwickelung und Entwickelung desselben entsteht. Sie ist das Skelet, das durch die Zusätze des

Dichters zu einem vollen lebenden Körper wird, der durch die Handlung warmes Fleisch und Ründung der einzelnen Theile erhält. Da aber bei den wenigsten Heldengedichten eine blosse Fabel zum Grunde liegt, so ist dieser Ausdruck nicht ganz schicklich, und die Wörter: Grundstof, Plan, Begebenheit, Inhalt würden passender dafür seyn. Es sey mir also erlaubt, mich künftig des Ausdrucks: Grundstof, statt Fabel zu bedienen.

Dieser *Grundstof* lässt sich am leichtesten aus dem Anfang der Heldengedichte heraussuchen, wo die Dichter ihn gewöhnlich mit wenigen Worten berühren, theils um den Leser auf den Standpunkt zu versetzen, aus welchem er das Folgende betrachten muss, theils um ihm eine kurze Übersicht vom Ganzen zu geben, und ihm zum voraus bekannt zu machen, was er zu erwarten hat.

Homer fängt seine Iliade mit folgenden Worten an:

Μηνιν αειδε, Θεα, Πηληϊαδεω Αχιλῆος
Ουλομενην etc.

Und dieser Zorn des Achilles ist es wirklich, aus welchen der Dichter die Handlung seines ganzen Gedichtes hervorspinnt. Das Entstehen desselben bringt den Krieg zwischen den Griechen und Trojanern seiner Krisis nahe, und seine endliche Stillung giebt den Ausschlag, welches von beiden Völkern den Sieg davon trägt. Die Folgen dieser Leiden-

schaft also, die beim ersten Anblick so unwichtig scheint, weiss Homer so wichtig zu machen, dass er daraus den Stof zu einem ganzen Heldengedicht bekömmt. Der Zorn des Achilles verschlingt den Knoten darin und die Besänftigung desselben löst ihn.

Da man aber den Grundstof der Iliade nicht ganz genau aus dem Anfange des Gedichts entwikkeln kann, so will ich ihn mit einigen Veränderungen aus Sulzers Theorie hersetzen. *)

»Nachdem die Belagerung der Stadt Troja von »den Griechen, ohne beträchtliche Vortheile der »letztern, über neun Jahr fortgesetzt ist, »ntzweien »sich Agamemnon und Achilles wegen der Briseis »miteinander, und der letzte wird so aufgebracht, »dass er das Heer mit seiner Mannschaft verlässt. »Dadurch werden die Griechen so geschwächt, dass »sie in Gefahr kommen, die Belagerung aufheben »zu müssen. Endlich kehrt Achilles zurück, tödtet »den Hektor, und Troja wird nun nach dem Verlust »seines besten Helden erobert.«

Die Regel des Aristoteles, dass der Grundstof zu einer Epopee eine wichtige Begebenheit seyn müsse, ist hier beobachtet. Durch den Zorn des Achilles werden Götter und Menschen in Bewegung gesetzt, die griechischen Fürsten gerathen allzumal in Gefahr,

*) Theorie der schönen Künste. T. II. S. 465.

schimpflich von Troja abziehen zu müssen, und ohne Erreichung ihres Zwecks zu fliehen; durch seine Rückkehr aber geht ein damals mächtiger Staat zu Grunde, und die Anführer des griechischen Heeres können siegreich von ihrem Feldzuge heimkehren.

Für die Griechen, die Nachkommen der Belagerer von Troja, hat diese Begebenheit ein Interesse, eine Wichtigkeit, zu der wir entfernteren Theilnehmer uns kaum hinaufdenken können, und Homer hätte keinen glücklicheren Stof zu einem Heldengedicht für die damaligen Zeiten zu finden vermogt.

Nachdem wir den Grundstof des vorzüglichsten griechischen Heldengedichts aufgesucht und seine Grösse geprüft haben, wollen wir zu der einzigen Epopee der Römer, zu der Aeneide Virgils, fortschreiten. Sie fängt so an:

Arma, virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, lavinaque venit
Litora; multum ille et terris jactatus, et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram.
Multa quoque et bello passus; dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde latinum,
Albanique patres, atque altae moenia Romae.

Aus diesen wenigen Versen kann man mit leichter Mühe den ganzen Inhalt des Heldengedichts, wie schon Lessing bemerkt *), herausfinden. Gleich

*) Lessings vermischte Schriften. Tom. IV. S. 37. seq.

in den ersten beiden Versen wirft der Dichter die ganze Begebenheit von Anfang bis zu Ende hin: *Vir, Trojae qui primus ab oris Italiam venit;* dann seine Schicksale während dieser Reise: *multum ille et terris jactatus et alto;* ferner kommen die Ursachen dieser Schicksale: *fatum, vis superum, Junonis ira.* So weit geht der erste Theil des Gedichts, oder die sechs ersten Bücher. Nun kommt der zweite, seine Kriege gegen den Turnus: *Multo quoque et bello passus;* die Gründung der Stadt Lavinia: *dum conderet urbem;* der Character des Helden, der fast immer pius Aeneas genannt wird: *inferretque Deos Latio;* und endlich der Ursprung des römischen Staats: *genus unde latinum, albanique patres, atque altae moenia Romae.*

Man sieht, dass die Elemente der ganzen Aeneide hier gleich anfangs zu finden sind, und der Gegenstand des Gedichts lässt sich mit geringer Mühe im Zusammenhange daraus darstellen. Er ist folgender:

»Nach der Zerstörung von Troja ging Aeneas, »Sohn des Anchises und der Venus, mit den Sei»nigen zu Schiffe, und kam, nach vielen ausge»standenen Schicksalen zu Wasser und zu Lan»de, in Italien an, wo er Krieg mit dem Turnus »führte, eine Stadt baute, und den ersten Grund »zum römischen Staat legte.«

Die Aeneide ist also nichts, als eine Fortsetzung der Iliade, das Übertragen des Interesse von einem Helden auf den andern, von den Siegern auf die Besiegten. Es wird hierbei recht sichtbar, wie sehr die Dichter das menschliche Herz in ihrer Gewalt haben. Wir, die wir beim Homer mit Achilles und den Griechen über die Trojaner zu siegen trachten, werden durch Virgil ganz in das entgegengesetzte Interesse verflochten, und nehmen den lebhaftesten Antheil an den Trümmern des besiegten Staats, an den Überbleibseln der Trojaner.

Aber für die Römer erst hatte der Stoff des Dichters sein volles Interesse. Das Herz neigt sich so gern auf die Seite der Unglücklichen, und diese Unglücklichen waren ihre Vorfahren. Sie mussten Antheil an den kleinsten Begebenheiten ihres ehrwürdigen und rechtschaffenen Ahnherrn nehmen; durch ihn stellt Virgil die gedemüthigten Trojaner wieder in lebhafterem Lichte dar; durch ihn wird die Ehre ihrer Vorfahren gerettet; durch ihn wird der erste Saame zu ihrem nachher weltbeherrschenden Staat ausgestreut. Überdiess konnten sie von ihm die Gottheit ihres angebeteten Kaisers August ableiten; denn August stammte aus dem Geschlecht des Julius Caesar, und Julius Caesar vom Julus, Sohn des Aeneas; Aeneas aber hatte die Venus zur Mutter.

Die Kunst also, womit Homer und Virgil dem Grundstof ihrer Heldengedichte Wichtigkeit und

Grösse gaben, ist nicht zu verkennen. Ja, um vorzügliches Interesse für ihre Nation hervorzubringen, haben sie die Ähnlichkeit, dass sie ihn beide von den Vorfahren derselben und ihrem Ruhme hernehmen.

Homers Odyssee kann in Absicht des Grundstofs hier nicht in Anschlag kommen. Sie hat nur die Reisen eines Mannes zum Hauptgegenstande,

Ανδρα μοι εννεπε μουσα etc.

und wird also billig in diesem Punkt übergangen.

Von den Römern und Griechen gehe ich zu einem spätern Volke über, auf welchem aber der Geist jener grossen Lichter der Vorwelt am meisten ruhet. Zu den Engländern und zu ihrem vornehmsten Heldendichter Milton. Er beginnt seine Epopee mit folgenden Worten:

Von der ersten Empörung des Menschen, von dem Genusse
Der verbotenen Frucht, wodurch der Tod und das Elend
In die Welt kam, und Eden verlohren ging, bis uns ein grösserer
Mensch das Erbrecht wieder gewann, und den seligen Wohnsitz,
Singe, himmlische Muse!

Übersetzung von Ramler.

Des Menschen ersten Frevel, den Genuss
verbotner Frucht, durch den in diese Welt
der Tod kam, und für Edens Seligkeit
ein Meer von Elend, bis ein grösrer Mensch
uns wieder herstellt, und den Wonnesitz
aufs neu erobert; — sing, o Muse!

Übersetzung von Bürde.

Ohne mich hier weiter auf die Schönheit und Simplicität des Originals, oder auf die Güte der Übersetzungen einzulassen, suche ich nur den Grundstof des Heldengedichts darin, und finde ihn vollkommen. 1) den Hauptinhalt des Ganzen: *die Empörung der ersten Menschen;* 2) die specielle Sünde dieser Empörung: *der Genuss der verbotenen Frucht;* 3) die Folgen dieser Sünde: *der Tod, das Elend und der Verlust des Paradieses;* 4) den Trost, der Adam im zwölften Gesange von fern gezeigt wird: *die Wiederherstellung des Erbrechts durch einen grössern Menschen, den Messias.*

Im Zusammenhange ist also der Grundstof des verlohrnen Paradieses folgender:

»Die ersten Menschen, die von Gott rein und »unschuldig erschaffen waren, werden durch den »Teufel zum Ungehorsam gegen Gott verführt, ver»liehren dadurch für sich und ihre Nachkommen das »Paradies, und bringen Tod und Elend über das »ganze künftige Menschengeschlecht.«

Hier haben wir einen Grundstof, der allgemeinen Umfang, allgemeines Interesse hat; hier ist eine Handlung, deren Folgen nicht Römer, nicht Griechen allein, sondern alle Nationen der Erde betreffen. Mit ihm werden wir also vorzüglich bei Würdigung des Grundstofs im Messias zu thun haben; und da wir überhaupt nur der Epopeen, welche den grössten Gegenstand in sich fassen, zur Ver-

gleichung bedürfen, so übergehe ich, wie die Odyssee, auch die übrigen bekannten Heldengedichte: Tasso's befreites Jerusalem, das die Entreissung dieser Stadt aus den Händen der Ungläubigen durch Gottfried von Bouillon betrift; Fenelons Telemach, dessen Stoff aus den ersten Gesängen der Odyssee genommen ist, und zur Belehrung der Fürsten abgeweckt; Voltaire's Henriade, der den Sieg Heinrichs IV. über die französische Ligue besingt; und Glovers Leonidas, der den Heldentod von 300 Spartanern bei Thermopylae darstellt. Ohne weitere Entwickelung des Gegenstandes dieser Epopeen sieht man schon, dass sie in diesem Punkt mit den vorherangeführten in keine Vergleichung kommen. Ich eile also zu dem Endpunkt dieser Bemerkungen, zu dem Messias von Klopstok fort.

Dies von allen zuletzt erschienene Heldengedicht in der ernsthaften Gattung hebt so an:

Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Wenn wir diesen Anfang unsers Heldengedichts prüfen und zergliedern, so finden wir ebenfalls die Hauptstücke darin, durch deren Ausführung die Messiade entstanden ist. 1) das Ganze des

Grundstofs: *der sündigen Menschen Erlösung;* 2) den Vollbringer derselben, oder den Helden des Stücks: *der Messias;* 3) den Hauptschauplatz der Handlung: *auf Erden;* 4) die Natur des Helden, worin er sein Werk vollbrachte: *in seiner Menschheit;* 5) die Haupttheilnehmer an der Erlösung: *Adams Geschlecht;* 6) der Zweck der ganzen Handlung: *die Liebe der Gottheit;* 7) die Bedingung sine qua non, und das Leiden des Erlösers: *mit dem Blute des heiligen Bundes;* 8) die Beistimmung Gottes zu dem Vorgange: *also geschah des Ewigen Wille;* 9) die Feinde des Werks und die Empörer dagegen: *Satan und Judäa;* 10) endlich die Vollendung der That und die Besiegung aller Hindernisse dabei: *und vollbrachte die grosse Versöhnung.*

So leicht sich auch der Grundstof des Messias aus diesen zerstreuten Materialien heraussuchen lässt, so ist doch eine zusammenhängende Darstellung davon nicht überflüssig. Sie könnte so heissen:

»Der Messias, der Sohn Gottes, welcher die »menschliche Natur angenommen hat, leidet und »stirbt für das Menschengeschlecht, erduldet die »Strafen, die dasselbe verdient hatte, versöhnt es »mit der Gottheit wieder, und öffnet ihm dadurch »den Weg zum ewigen Glück, der durch den Sün»denfall ihm verschlossen war.«

Vergleichen wir damit den Grundstof in der Iliade und Aeneide, so entdecken wir zuerst, dass

diesem eine Eigenschaft fehlt, die jenes besitzt; die Allgemeinheit nemlich, die Umfassung aller möglichen Wesen, die an einer irdischen Handlung Theil nehmen können. In dem berühmten trojanischen Kriege sind nur Griechen und Troer verflochten; an der Niederlassung des Aeneas in Latium nehmen nur die Römer unmittelbaren Antheil; bei der Handlung im Messias hingegen ist das ganze Menschengeschlecht interessirt.

Wir entdecken ferner, dass die Wirkung jener Haupthandlungen in der Ilias und Aeneis in diesem Leben begrenzt ist, und nur eine gewisse Zeit dauert; die Folgen der Haupthandlung im Messias hingegen sich auf jenes Leben erstrecken, und nur die Ewigkeit zum Maass haben. Die Wirkungen von dem besänftigten Zorn des Achilles sind der Triumph der griechischen Fürsten, der zu ihrer nachmaligen Grösse beitrug, und die Vernichtung des trojanischen Staats; die Kriege des Aeneas in Latium haben die Gründung des römischen Reichs, das ein Jahrtausend blühete, im Gefolge. Wir sehen, dass die Wirkungen von beiden Begebenheiten sich noch in diesem Leben verliehren; die Folgen von der Erlösung hingegen dauern die ganze Ewigkeit hindurch, indem sie das Glück der Menschen in derselben befördern.

Es leuchtet also hervor, dass sich das neuere Heldengedicht von den beiden alten vorzüglich in

zwei Punkten unterscheidet: in der Allgemeinheit, und in der Dauer ihrer Folgen. Diese betreffen nur einzelne Nationen auf der Erde, jenes erstreckt sich auf das ganze Menschengeschlecht; dieser Wirkungen sind endlich, jenes unendlich. Die Grösse einer Handlung aber lässt sich vorzüglich nach der Anzahl ihrer Theilnehmer und nach dem Umfange ihrer Wirkungen bestimmen. Da nun das Ganze grösser ist, als einzelne Theile, und die Ewigkeit grösser, als die Zeit, so folgt natürlich daraus, dass der Grundstof des neuern Heldengedichts grösser sey, als der Grundstof der alten.

Ich glaube, dass dieser Schluss, der noch weit mehr zugespitzt, und selbst auf Zahlen reducirt werden könnte, auch einem strengen Prüfer, nach dem bisher Gesagten, genug thun müsse, und gehe nun von der Vergleichung des Messias mit frühern Heldengedichten in Absicht des Grundstofs zu der Vergleichung mit einem spätern, mit Miltons verlohrnem Paradiese, fort.

Wenn wir den Grundstof in diesem Gedichte untersuchen, so finden wir, dass er mit dem Grundstof im Messias gerade darin übereinstimmt, worin die andern beiden sich davon unterscheiden: in Allgemeinheit und Unendlichkeit seiner Folgen. Der Sündenfall der ersten Menschen erstreckt sich nicht auf einzelne Nationen, sondern ebenfalls auf das ganze Menschengeschlecht; seine Wirkungen sind

nicht durch dies Leben begrenzt, sondern haben ebenfalls die Ewigkeit zum Maass.

Von dieser Seite betrachtet, sind also die Haupthandlungen in beiden Gedichten von gleicher Grösse, und es lässt sich nicht leicht ein Vorzug des einen vor dem andern daraus ableiten. Es gibt aber noch mehrere Seiten, von denen man eine Handlung ansehen, und ihren Werth oder Unwerth daraus entwickeln kann, und zu diesem müssen wir uns jetzt wenden, um bei der Gleichheit der obigen beiden Punkte Entscheidungsgründe für die vorzüglichere Grösse des einen oder des andern Grundstofs zu finden.

Wenn wir die Moralität der Hauptbegebenheiten in beiden Heldengedichten untersuchen, so finden wir, dass die eine davon eine vorzügliche Grösse darin hat, die andere gar keine, oder vielmehr das Gegentheil derselben. Die That des Messias, sich für die Menschen aufzuopfern, um ihrentwillen die schrecklichsten Leiden und einen schmählichen Tod zu erdulden, ist nach den Grundsätzen der Moral eine heroische Handlung, die alle gemeineren Tugenden weit hinter sich lässt, und auf dem höchsten Gipfel der Moralität steht. Die That der ersten Menschen hingegen gehört nicht nur zu den gleichgültigen Handlungen, sondern sie steht noch viele Stufen unter ihnen und ist böse; sie hat also eine negative Moralität, d. h. es findet sich bei ihr nicht nur Mangel an Gutem, sondern wirkliches Daseyn des Bösen.

Die That des Messias entspringt aus Tugenden: aus Liebe, aus Erbarmen, aus wahrem Heldenmuth; die That des ersten Menschenpaares aus Lastern: aus Ungehorsam, aus Stolz, aus Leichtsinn. Jene ist gut, diese böse. Da nun durch die Güte einer Handlung die moralische Grösse derselben bestimmt wird, so ist offenbar, dass die Hauptbegebenheit im Messias mehr Grösse in diesem Punkt hat, als der Grundstof im verlohrnen Paradiese.

Wenn wir ferner auf die Beschaffenheit der Folgen von beiden besungenen Gegenständen Rücksicht nehmen, so finden wir wieder, dass sie auf der einen Seite verderblich, auf der andern wohlthätig sind. Durch den Fall der ersten Menschen kömmt Elend, Tod, Verlust des Paradieses und eine ewige Strafe über das ganze Menschengeschlecht; durch die Versöhnung Christi werden diese Folgen für die Ewigkeit verwischt, und der Grund zur ewigen Seligkeit der Menschen gelegt. Das Wiederaufbauen irgend eines vortreflichen Werkes aber ist ohnstreitig besser und grösser, als das Niederreissen desselben; die Handlung des Erbauers der Peterskirche ist vollkommner, als dessen, der sie zerstören wollte; Herostrats Ruhm, der den Tempel zu Ephesus verbrannte, wird nie so gross seyn, als der Ruhm des Sesostris, der die grösste Pyramide errichtete. Da nun immer die Wiederherstellung irgend eines guten Werks grösser und vollkommner ist, als die Vernichtung desselben, so folgt ganz natürlich daraus,

dass die Handlung, welche die ewige Glückseligkeit wiederherstellt, grösser sey, als die, welche sie zerstört. Und so wäre dann bewiesen, dass der Grundstof im Messias auch in Rücksicht auf die Beschaffenheit seiner Folgen mehr Grösse habe, als der im verlohrnen Paradiese.

Um aber auf beiden Seiten Partheilichkeit zu vermeiden, so darf hier die Bemerkung nicht übergangen werden, dass die Hauptbegebenheit Miltons, was den Umfang ihrer Folgen für dies Leben betrift, grösser sey, als die Haupthandlung Klopstoks. Durch den Sündenfall wird die physikalische und moralische Natur des Menschen verdorben; es kommen dadurch alle Übel in die Welt: Sünde, Tod und Elend, und verbreiten sich über das ganze menschliche Geschlecht. Durch die Versöhnung aber werden diese Folgen nicht gehoben, die Sünde, der Tod und das Elend bleibt, und die übrigen heilsamen Würkungen derselben: grössere Erkenntniss, Beruhigung über unsern künftigen Zustand u. s. w. betreffen nur einen Theil des Menschengeschlechts, nur die Christen, und haben daher keine Allgemeinheit. Für dies Leben also haben die Folgen von Miltons Grundstof unwiderleglich den grössten Umfang.

Können wir nun nicht beweisen, dass Klopstoks Grundstof in andern Rücksichten mehr Umfang hat, als der Miltonsche, so würde natürlich

daraus folgen, dass der letzte, von dieser Seite betrachtet, den ersten überträfe. Aber dieser Beweis ist möglich, denn es lässt sich darthun, dass die Folgen der Versöhnung in jener Welt grösser sind, als die Folgen des Sündenfalls in dieser, wenn die letzten gleich jetzt stärker hervorspringen.

Nach theologischen Grundsätzen darf freilich der Beweis nicht geführt werden, denn nach ihnen werden ohngefähr eben so viel Menschen selig, als verdammt, (wenn der letztern nicht noch mehr sind) und die Folgen der Erlösung und des Sündenfalls hätten also gleichen Umfang. Aber hier haben wir es bloss mit den Glaubenssätzen des Dichters zu thun, und dieser nimmt an, dass durch die Versöhnung am Ende alle Menschen selig werden. Sagt er dies auch gleich nicht ganz deutlich, so giebt er doch solche Winke davon, die für den, der den Dichter versteht, befriedigend sind.

Die Stelle, woraus sich das Daseyn dieses dichterischen Glaubenssatzes am leichtesten beweisen lässt, ist der Anfang des neunzehnten Gesanges, wo Klopstok selbst einen Auftritt vom Weltgericht erzählt, den Adam verschweigt:

> Einen Anblick des ernsten Gerichts verhüllte der Menschen
> Vater durch Schweigen. Er sah, in der Mitte des grossen,
> gedrängten,
> Unabsehlichen Heers der auferstandenen Todten,
> Eva auf einem Hügel stehen und mit fliegenden Haaren,

Ausgebreiteten Armen, mit glühender Wange, mit vollen,
Innigen Tönen der Mutterstimme, wie nie noch ein Mensch sie
Oder ein Engel vernahm, *um Gnade!* sie lächelte weinend,
Flehen für ihre Kinder *um Gnade!* zum Richter *um Gnade!*
Aber auf einmal verschwand ihm der Schaueranblick; er hörte
Einigemale nur noch sanft Lispeln der himmlischen Harfen,
Mitleid dauchť ihm bald, bald dauchť es ihm Freude;
doch jetzo
Hatť auch dies sich verlohren. Er sahe wieder Gesichte.

So stark auch hier das Helldunkle aufgetragen, so mystisch auch der Ton ist, so sieht man doch die Wahrheit deutlich daraus hervorschimmern.

Eva flehet *um Gnade* zum Richter; für wen? Für die Seligen kann es nicht seyn, denn diese hatten schon Gnade empfangen; also für die Verdammten. Nun kömmt es darauf an, ob der Dichter ihr Gebet erhört werden lässt. Und er thut es offenbar, denn Adam hört nachher Stimmen des *Mitleids* und der *Freude*. Die ersten können von dem sich erbarmenden Schöpfer herrühren, die letzten von den begnadigten Verdammten. Wäre ihr Gebet nicht erhört worden, so hätte Adam nothwendig Stimmen der Verwerfung und des Winselns hören müssen.

Man sieht also deutlich, der Dichter nimmt an, dass die Versöhnung am Ende noch alle Menschen glücklich macht, und es mag seyn zu einer Zeit, zu welcher es wolle, so bleibt den geretteten Sündern noch immer eine Ewigkeit a parte post übrig. Hat

daher der Sündenfall in diesem Leben mehr Folgen, so hat sie die Versöhnung dafür in jenem; und diese unendliche Wirkungen in der Ewigkeit überwiegen bei weitem die endlichen hier in der Zeit. Also auch im Umfang der Folgen des Grundstofs trägt das Klopstoksche Heldengedicht über das Miltonsche den Preis davon. Da wir aber schon oben die Allgemeinheit und den Umfang der Folgen von beiden Hauptbegebenheiten dahin gestellt seyn liessen, so wollen wir diesen letzten Umstand mit einander aufgehen lassen, und die Gründe zu der vollkommneren Grösse des einen Grundstofs aus andern Vergleichungspunkten hernehmen.

In zweien Stücken: in der moralischen Grösse und in der Beschaffenheit der Folgen, sahen wir, war der Klopstoksche Stof dem Miltonschen überlegen. Es giebt nun noch einen dritten Gesichtspunkt, aus welchem man die Sache betrachten kann. Hebt sich nemlich die Grösse einer Handlung durch die Grösse der handelnden Person, so hat wieder die Messiade hierin den Vorzug vor dem verlohrnen Paradiese. Christus ist wahrer Gott und Mensch; in seiner Person sind die erhabensten göttlichen Eigenschaften und die liebenswürdigsten menschlichen Tugenden vereint; er hat alle Vollkommenheiten der Menschen, ohne ihre Fehler zu haben. Adam hingegen ist ein blosser Mensch, ist zwar gut und unschuldig, hat aber weiter keine Heldengrösse, und erhebt sich selbst dadurch nicht über die Menschen, dass er nicht sündigen könne. Seine Handlungen haben durch ihn keine Grösse, sondern bekommen

sie bloss durch ihre Folgen; die Thaten des Messias hingegen haben an und für sich selbst schon Grösse, bloss dadurch, weil *er* sie verrichtet.

Aus den bisher gemachten Bemerkungen und Vergleichungen, hoffe ich, lasse es sich beweisen, dass der Grundstof Klopstoks zu seinem Heldengedichte nicht allein den in der Ilias und Aeneis, sondern auch Miltons Plan an Grösse übertreffe. Er war dem letzten an Allgemeinheit und Umfang der Würkungen gleich, liess ihn aber an moralischer Grösse, an Wohlthätigkeit der Folgen, an Wichtigkeit vermöge der handelnden Person, weit zurück. Wenn aber eine Sache mit einer andern in zwei Stücken gleich ist, in dreien sie übertrift, so ist es ganz natürlich, dass sie vollkommner und grösser sey, als die andere.

Da nun also der Vorzug des Grundstofs im Messias mit kaltem Tone, ohne Partheieifer und Künste der Beredsamkeit, wodurch der Verstand so leicht bestochen wird, dargethan ist, so scheint es nicht unerlaubt, ihn nun, da kein Nachtheil mehr daraus entspringen kann, in einem etwas stärkern Lichte darzustellen.

Der Gegenstand der Messiade also ist: eine feierliche Schilderung der Begebenheiten, wodurch Gott mit einer Welt, die ihn beleidigte, ausgesöhnt wird. Nicht mit den Lebenden, nicht mit den Verstorbenen allein, mit allen Generationen, die seit

Entstehung des Menschengeschlechts lebten, die noch leben und bis zum Weltgericht leben werden. Die Handlung ist zwischen dem Schöpfer und den Millionen von vernünftigen Geschöpfen, die während der ganzen Existenz der jetzigen Erde sie bewohnen, und hat die ewige Glückseligkeit aller dieser Geschöpfe zur Folge. Zwischen diesen beiden Partheien steht der Messias, der Held des Stücks, zu dessen Grösse wir uns eben so wenig, wie zur Grösse der Gottheit hinaufdenken können, in der Mitte, beginnt und vollendet die Handlung, die nach der Schöpfung die erhabenste ist.

Bei einer nur flüchtigen Übersicht der Gegenstände in andern Heldengedichten fühlt man schon, dass sich keiner mit diesem vergleichen lasse. Homer singt den Sturz Troja's und den Triumph der griechischen Fürsten; Klopstok den Sturz der Hölle und den Triumph des ganzen Menschengeschlechts. Virgils Held legt den Grund zu dem weitherrschenden Reich der Römer, das ein Jahrtausend dauerte; der Held Klopstoks gründet die Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechts, die ewig fortwährt. Miltons Epopee hat eine Freveltat zum Gegenstande, die unter allen Freveltaten, welche je auf Erden geschahen, die schrecklichsten Folgen hatte; die Messiade besingt eine Handlung, deren Wirkungen unter allen die wohlthätigsten sind.

Dass der Dichter die vorzügliche Grösse seines Gegenstandes selbst kennt, leuchtet aus einigen

Worten von ihm hervor. Nachdem er dem Grundstof Miltons den Vorzug vor andern gegeben hat, sagt er:

»Neque nostrae huic irascere audaciae, quae te »non sequi solum, sed majorem etiam, materia tua »excellentioremque aggredi molitur.«

Ich kann nicht unterlassen, hier im Vorbeigehen die Frage zu erörtern, ob sich überhaupt noch ein grösserer Stof zu einem Heldengedicht denken lasse?

Der menschliche Geist kann gar vieles, kann alles mit seinen Gedanken umfassen, nur Gott, die Ewigkeit und den unendlichen Raum nicht. Auch in Absicht des Grundstofs in Heldengedichten sind ihm keine enge Gränzen gesetzt; er kann selbst einen ähnlichen mit dem Klopstokschen erfinden, der bei weitem mehr Umfang hat. Grösser wäre der Plan im Messias, wenn darin die Versöhnung mehrerer Welten mit Gott besungen würde; noch grösser wäre er, wenn alle Welten in der ganzen Schöpfung durch den Messias erlöst würden; und am allergrössten, wenn die Hölle samt ihren Teufeln in der Erlösung begriffen wären.

Aber ein sterblicher Mensch kann so etwas nicht besingen; wir kennen weder die Bewohner der andern Welten, noch die Bewohner der Hölle, und haben auch keine deutlichen Winke von ihnen in der

Offenbarung. Ein solcher Grundstof würde also mit Recht eine Fabel genannt werden können, denn ihm würde selbst die dichterische Wahrheit fehlen. Die höchste Grösse eines Grundstofs für uns besteht darin: wenn die Handlung zwischen Gott und dem ganzen Menschengeschlecht ist, wenn die Folgen derselben wohlthätig sind, und eine unendliche Dauer haben. Dies alles finden wir im Grundstof zum Messias, und so könnte man vielleicht selbst behaupten, dass er die höchste absolut mögliche Grösse habe, und kein mehrumfassender Stof zum Heldengedichte sich für unsere sublunarische Welt erfinden lasse.

Nachdem wir ein Haupterforderniss bei der Epopee: die Grösse des Grundstofs untersucht haben, sind noch zwei andere Eigenschaften desselben zu betrachten übrig; denn Aristoteles fordert noch, dass er eine *ganze Handlung* sey, und *Einheit* habe.

Eine Handlung ist ganz, wenn nichts an ihrer Ausführung fehlt, wenn sie vom Anfang bis zu Ende in allen zu ihr gehörigen Umständen ausgemahlt ist. Dass dies im Messias der Fall sey, braucht nicht weitläufig bewiesen zu werden, denn es lässt sich bei einer ganz leichten Prüfung schon einsehen.

Die Versöhnung besteht, nach theologischen Bestimmungen, in zwei Haupttheilen: in dem Stande der Erniedrigung und der Erhöhung Christi. Beide sind im Messias vollkommen ausgeführt, ja, jedem

von ihnen ist ein Band gewidmet. In dem ersten Bande kömmt seine Geburt, sein Leben, seine Leiden an Gethsemane und sein Tod vor; im zweiten seine Auferstehung, seine Höllenfahrt, seine Verherrlichung auf Erden und seine Erhebung zur Rechten Gottes. Zur ganzen Erlösung gehören aber nichts, als diese Punkte. Es wird daher wohl niemand behaupten, dass die Handlung im Messias nicht ganz sey, und ein längerer Beweis vom Gegentheile wäre überflüssig.

Es ist also nur noch das dritte Stück: *die Einheit*, übrig. Diese besteht darin, dass in einem Heldengedicht nicht mehr, als eine einzige vorzügliche Handlung sey, die alle andern überwiegt und abhängig macht, die das Augenmerk von Anfang bis zu Ende auf sich lenkt, und deutlich zeigt, dass um ihrentwillen das Ganze geschrieben wurde. Es können Scenen darin vorkommen, die eben so gross, ja selbst grösser, als die Hauptscene sind, aber sie müssen eine solche Stelle bekommen, wo sie die Hauptbegebenheit nicht verdunkeln. Die Schöpfung, die im siebenten Gesange des verlohrnen Paradieses vorkömmt, ist unstreitig grösser, als der Sündenfall, da sie das ganze Weltall, wenigstens unser Sonnensystem betrift; aber durch ihre Stellung, indem ein Engel sie Adam erzählt, nachdem wir schon auf die Hauptbegebenheit aufmerksam gemacht sind, wird sie Nebensache. Der Aufenthalt des Aeneas zu Carthago reisst gewiss die Aufmerksamkeit in hohem

Grade an sich, weil dort gerade der erste Schauplatz ist, wo der Held auftritt, und wird durch den Tod der Dido sehr wichtig: ja dieser Theil der Geschichte ist recht con amore von dem Dichter bearbeitet, und das vierte Buch vielleicht das beste in der ganzen Aeneide; aber wer fühlt dennoch nicht gleich, dass darin die Hauptscene nicht liegen könne? Vielmehr wird durch das schnelle Abbrechen derselben, durch das Losreissen des Aeneas, alles Widerstandes ungeachtet, aus diesem Aufenthalt, nur die Aufmerksamkeit auf die Haupthandlung, warum dies alles geschieht, auf die Niederlassung in Italien, um so mehr gespannt.

Im Messias strahlt gewiss die Auferstehung der Heiligen, Ges. XI., die Erscheinung derselben, Ges. XV., das Gericht des Erlösers auf Tabor, Ges. XVI., und das Weltgericht, Ges. XVIII., hell hervor; aber wenn man es genau untersucht, so dienen alle diese Scenen dazu, die Versöhnung zu verherrlichen, und sind höchst abhängig von ihr; sie leuchten nur, um mehr Licht auf die Haupthandlung fallen zu lassen. Kurz, wie die Planeten sich um die Sonne bewegen, so drehen sich alle Nebenscenen und Episoden um den Grundstof in einem Heldengedicht. Oder vielmehr, man kann die Epopee mit unserm Firmament vergleichen. Ein Gestirn nur, die Sonne, fällt uns vorzüglich in die Augen; die übrigen Fixsterne mögen grösser seyn, aber auf dem Standpunkt, worauf wir stehen, scheinen sie uns kleiner.

Um die Einheit der Handlung, dies vorzügliche Hinrichten der Aufmerksamkeit auf einen Hauptgegenstand (denn etwas anderes kann man sich nicht bei der Forderung des Aristoteles denken) zu erhalten, sind die Heldendichter dem Homer und der Regel des Horaz gefolgt, die er aus den Gedichten desselben abstrahirt:

> Nec gemino bellum trojanum orditur ab ovo.
> Semper ad eventum festinat, et *in medias res*
> Non secus ac notas, *auditorem rapit*.

Um diese Regel zu beobachten, und dadurch die Einheit der Handlung hervorzubringen, fangen gewöhnlich die Heldendichter da an, wo uns gleich anfangs die Hauptbegebenheit ganz nahe vor Augen gerückt wird, und reissen uns mitten ins Spiel aller Maschinen und Scenen hinein. Die Iliade fängt mit den merkwürdigsten Schlachten vor Troja, mit dem Zeitpunkt kurz vor Eroberung dieser Stadt an, und lässt also keinen Zweifel, dass dies die Haupthandlung sey. Die Odyssee versetzt uns zuerst auf Ithaca, und zugleich erhalten wir dadurch den Wink, dass dies der Schauplatz der Hauptbegebenheit seyn werde. Aeneas erscheint zuerst im tyrrhenischen Meer, nicht weit von Italien, wo er sich niederlassen soll; ob er gleich schon sieben Jahr vorher herumgeirrt ist. Im verlohrnen Paradiese wird gleich im ersten Gesange unter den Teufeln die Haupthandlung, die Verführung der Menschen, erwähnt. Klopstok fängt seinen Messias unmittelbar zwei Tage vor dem

Werk der Erlösung an, und alle anfangs beschriebenen Scenen haben den stärksten Bezug darauf.

So heben die vorzüglichsten Heldendichter ihre Hauptbegebenheit gleich anfangs so stark heraus, dass sie nicht verkannt werden kann, und vorzüglich geschieht dies durch den Kunstgriff, uns mitten in die Sachen hineinzuführen, wo alle Theilnehmer daran schon in Bewegung gesetzt sind.

Hätte Virgil damit angefangen, womit Homer aufhörte: mit der *Zerstörung* von Troja, so bestünde die Aeneis offenbar aus zwei Haupthandlungen: aus *der Vernichtung eines Staats* und der *Gründung eines andern;* und so wären nicht Einheit, sondern, wenn man so sagen darf, Zweiheit vorhanden. Hätte Milton zuerst die Schöpfung erzählt, eine Handlung, die unter allen von Menschen denkbaren die grösste ist, so wäre sein Hauptthema, der Sündenfall, dadurch gleichsam verschlungen worden, wenigstens sehr ins Dunkel zu stehen gekommen. Hätte endlich Klopstok seinen Messias, wie Lavater *), mit der Geburt Christi angefangen, so wären ebenfalls zwei Haupthandlungen entstanden: *sein Leben* und *sein Leiden.* Mit dem ersten war die Stiftung der christlichen Religion durch Beleh-

*) Lavaters Jesus Messias, der die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in Hexametern enthält, ohne deshalb ein Heldengedicht zu seyn.

rungen und Wunder verbunden; mit dem zweiten die Erlösung des Menschen.

Durch den Kunstgrif also, uns plötzlich zum Anfange der Hauptbegebenheit fortzureissen, vermeiden die Dichter die Klippe, die Einheit ihrer Handlung zu stören, und das Hauptinteresse zu theilen, oder es wohl gar zweifelhaft zu machen, was der vorzüglichste Gegenstand des Gedichts sey.

Weil aber vor dieser Mitte der Begebenheiten noch manches vorhergehet, was uns zu wissen nöthig ist, um die folgenden Scenen im Zusammenhange darzustellen, und ihren Ursprung aufzuklären, so haben die Dichter zwei Wege eingeschlagen, uns damit bekannt zu machen. Sie verweben entweder das Merkwürdige, was vorherging, nach und nach in die folgenden Begebenheiten, oder sie lassen es uns auf einmal durch irgend einen Theilnehmer an der Handlung nachher erzählen. Den ersten Weg betritt Homer in der Iliade, den zweiten in der Odyssee, wo er den Ulysses vom neunten bis zum dreizehnten Gesange dem König Alcinous seine vormaligen Schicksale erzählen lässt. Diesen letzten Weg haben mit ihm fast alle spätern Heldendichter betreten, wie es scheint nach der Regel des Horaz:

Ut jam nunc dicat, jam nunc debentia dici
Pleraque differat, et praesens in tempus omittat.

Virgil lässt seinen Helden im zweiten und dritten Buch die Zerstörung von Troja, nebst seinen

nachfolgenden Reisen erzählen. Im verlohrnen Paradiese erfahren wir das Merkwürdige, das vor dem Sündenfall geschah, von dem Engel Raphael. Im fünften Gesange erzählt er Adam von der Empörung Satans mit seinen Genossen gegen Gott, im sechsten von der Schlacht der guten und bösen Engel, im siebenten von der Schöpfung der Welten, im achten endlich hören wir von Adam, was er von seiner eignen Schöpfung weiss. So erfahren wir kurz vor der Haupthandlung, alles was Bezug oder Einfluss darauf hat.

Einer ähnlichen Wendung bedient sich Klopstok, um die Einheit seiner Handlung zu erhalten, die vielleicht noch nicht bemerkt ist, da sie etwas versteckt liegt. Er fängt sein Gedicht da an, wo Christus sich schon zur Haupthandlung, zu seinem Leiden, vorbereitet, und lässt das Wissenswürdige, was diesem Zeitpunkt vorhergeht, die Umstände bei der Geburt und dem Leben Christi, von Satan Ges. II. 460 — 595 vortragen. Hier ist die ganze Geschichte Christi, nebst allem, was von dem Dogma der Versöhnung zu wissen nöthig ist, kurz zusammengedrängt; Satan erzählt zwar verkleinernd, aber doch mit einer gewissen Wahrheitsliebe, die ihn die Hauptfacta nicht übergehen lässt; *) und so wird die Einheit auf eine höchst versteckte Art erhalten.

*) Dies war vielleicht die Ursache, warum der Dichter noch einen schwärzern Karakter, als Satan hat, den Adramelech, erfindet. Satan sollte die Geschichte Christi erzählen, er

Wir sahen also, dass der Grundstof in Klopstoks Messias in Absicht der Grösse alle andere Heldengedichte übertraf, in Absicht der Vollendung und der Einheit aber die Forderungen des Aristoteles vollkommen befriedigte; und so wären wir mit einem Hauptpunkt fertig, und können zu einem andern, zu der Handlung, übergehen.

Die *Handlung* ist nichts anders, als die weitere Ausführung der Fabel oder des Grundstofs, und stellt die mannichfaltigen Scenen dar, die der Dichter damit verbindet. Sie gleicht der Ausbildung eines historischen Gemähldes, von welchem nur die ersten Grundzüge da sind, bringt die Nebenfiguren zum Vorschein, und trägt lebendige Farben auf das Ganze. Sie erzählt nicht die Hauptbegebenheit mit wenig Worten, sondern führt sie mit allen Nebenumständen weitläuftig aus, nutzt jeden brauchbaren Vorfall, und holt sich selbst oft aus fremdem Gebiet Stof zum Erzählen. Die Thaten und Schicksale des Bellerophon stehen in keiner Verbindung mit der Belagerung von Troja; dennoch erzählt sie der Dichter. Iliad. VI. 152. ffd. Der Tod der Dido, Aeneid. IV. 586. ffd., hat keinen Zusammenhang mit der Gründung von Lavinium; die Vertreibung Satans aus Samma, Messias II. 106. ffd., hat ebenfalls mit

dafs also nicht alle Leser im höchsten Grade besitzen, und wenigstens einige Wahrheitsliebe zeigen.

der Erlösung nichts zu thun; dennoch finden wir sie, und sie sind dem Ganzen keine geringe Zierde.

Die Handlung besteht also aus der dichterischen Erzählung des Grundstofs, der dazu gehörigen Begebenheiten und den Episoden. Hieraus kann man leicht schliessen, dass sie höchst wichtig bei dem Wesen eines Heldengedichts sey, ja, den vorzüglichsten Werth desselben bestimme. Der Grundstof kann an und für sich sehr geringfügig seyn, aber durch die Handlung das grösste Gewicht erhalten. Der Zorn des Achilles, eines einzigen Menschen, ist im Grunde ganz unbedeutend; aber wie merkwürdig macht ihn der Dichter dadurch, das er Götter, Griechen und Trojaner darin verwickelt, und die letzten an den Rand des Verderbens dadurch bringt?

Der Werth eines Heldengedichts lässt sich also vorzüglich nach der Handlung bestimmen, und aus Vergleichungen der Epopee in diesem Punkt darf man gültige Schlüsse machen; nicht durch Aristoteles allein, sondern durch die Natur der Sache selbst dazu berechtigt.

Die Handlung besteht wieder aus mehrern kleineren Handlungen, die in den Theilen des Gedichts zerstreut sind; diese aus den Scenen, und diese wieder aus dem Vortrage oder der Sprache. Um aber bestimmte Begriffe mit diesen Worten zu verbinden, ist eine nähere Erklärung davon nöthig. Was *Hand-*

lung sey, ist schon oben erwähnt worden: sie ist der vollendete Körper des Heldengedichts, und man betrachtet sie als *ein* Ganzes, das aus verschiedenen Haupttheilen besteht. *Handlungen* hingegen sind diese verschiedenen Theile im Einzelnen, und man betrachtet sie als Glieder, aus welchen jener Körper zusammengesetzt ist. Hier richtet man seine Aufmerksamkeit auf die Theile, dort überschaut man das Ganze auf einmal. Sie enthalten die verschiedenen Begebenheiten, die mit der Hauptbegebenheit verbunden sind, und geben also, wenn man Rücksicht auf sie nimmt, zur nähern Prüfung der Handlung Gelegenheit.

Die Scenen verhalten sich zu den Handlungen, wie diese zu der Handlung: sie sind die kleinsten Begebenheiten des Gedichts, aus welchen die Handlungen bestehen. Die Sprache endlich ist diejenige Manier des Vortrags, diejenige Diction, in welcher alle jene Begebenheiten erzählt werden.

Da diese Materie so abstract ist, dass sich fast nur in bildlichen Ausdrücken davon reden lässt, so ist es nothwendig, sie durch Beispiele zu erläutern. Wir haben es hier jetzt bloss mit Handlungen und Scenen zu thun, weil man die Elemente der Epopee prüfen muss, um ihren Werth zu bestimmen. Eine von solchen Handlungen z. B. ist die Schlacht der Griechen mit den Trojanern, Ilias XI; Scene aber: Verwundung des Diomedes durch Paris.

Handlung ist die Zerstörung von Troja, Aeneid. II. in der letzten Hälfte dieses Buchs; Scene dabei: wenn Priams Sohn Polites vor den Augen seiner Eltern vom Pyrrhus getödtet wird. v. 526. ffd. Handlung ist die Absendung Gabriels durch Christus nach dem Himmel, um sein Gebet vor Gott zu bringen, Messias I.; Scene dabei: die Hinführung Gabriels durch Eloa zum Altar des Mittlers. v. 308. ffd.

Man sieht also, dass die Handlung im Ganzen aus Handlungen, die Handlungen aus Scenen, und diese wieder aus den Gedanken, oder aus der Sprache bestehe, worin sie vorgetragen sind. Das Heldengedicht kann daher mit einem Baum verglichen werden. Der Grundstof ist der Stamm des Baums, die Handlung ist der Baum selbst mit allen seinen Theilen; die Handlungen sind die Hauptäste des Baums; die Scenen die kleinern Zweige an den Ästen; die Sprache endlich, worin dies alles gekleidet ist, sind die Blätter.

Nachdem wir das Wesen und die Wichtigkeit der Handlung im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir zur Prüfung derselben in den einzelnen vorhandenen Heldengedichten fortgehen. Zuerst aber müssen die Punkte festgesetzt werden, nach welchen man den Werth derselben vorzüglich bestimmen kann. Diese sind: 1) die Mannigfaltigkeit; 2) die innere Grösse der Handlungen.

Die Mannigfaltigkeit ist deshalb sehr wichtig, weil dadurch die Aufmerksamkeit des Lesers unter-

halten, und die Einförmigkeit vermieden wird. Sie entsteht dadurch, wenn viele Handlungen von verschiedener Art schnell auf einander folgen, und um diese Folge in mehreren Heldengedichten zur Vergleichung aufzustellen, will ich sie aus der Iliade, der Aeneide, dem verlohrnen Paradiese und dem Messias hervorsuchen. Damit aber diese Vergleichung nicht zu weitläuftig werde, muss ich mich in diesem Punkt auf die ersten sechs Bücher derselben einschränken.

Haupthandlungen in der Iliade bis zum siebenten Buche sind: 1) Entstehung von Achills Zorn wegen Wegnahme der Briseis durch Agamemnon; 2) Folgen desselben, durch Thetis und Zevs im Olymp vorbereitet; 3) Zurüstung der Griechen und Trojaner zur Schlacht; 4) Vorrücken des Heers gegen einander; 5) Zweikampf des Paris mit dem Menelaus; 6) Veranlassung der Schlacht durch Pandarus, und Blutvergiessen; 7) Heldenthaten des Diomedes in der Schlacht; 8) Hektors Eilen nach der Stadt, um die trojanischen Weiber zu ermahnen, der Athene Opfer zu bringen; 9) zärtlicher Abschied von seiner Gemahlin Andromache.

Haupthandlungen in den ersten sechs Büchern der Aeneis sind: 1) Verschlagung der trojanischen Flotte durch den Sturm an die lybischen Küsten; 2) Gründung des carthaginensischen Staats durch Dido; 3) Eroberung von Troja durch List, und Zerstörung

der Stadt; 4) Flucht des Aeneas von Troja und seine Reisen bis zur Ankunft in Lybien; 5) Liebschaft mit der Dido; 6) Tod derselben; 7) Verschlagung der trojanischen Flotte nach Sicilien; 8) Spiele daselbst dem Anchises zu Ehren; 9) Ansteckung der Flotte durch die trojanischen Matronen; 10) Reise nach Italien; 11) Ankunft des Aeneas in die Höhle der cumanischen Sybille; 12) Hinunterstejgen in das Schattenreich; 13) Unterredung mit dem Anchises, der vom römischen Staat weissagt.

Haupthandlung im ersten Bande des verlohrnen Paradieses: 1) die Satane erwachen von ihrer Betäubung nach dem Sturz aus dem Himmel; 2) sie erbauen das Pandämonium, oder den Pallast Satans; 3) sie halten einen Rath über Erschaffung der neuen Welt; 4) Satans Reise nach derselben; 5) Beschluss Gottes, des Vaters und des Sohnes, die Menschen von dem künftigen Sündenfall zu erlösen; 6) Satans Reise nach der Erde; 7) Scenen mit ihm im Paradiese; 8) unschuldiges Leben der ersten Menschen in demselben; 9) Raphaels Erzählung von dem Fall der Engel; 10) Schlacht der bösen und guten Engel im Himmel; 11) Sieg des Messias und Herabstürzen der Satane nach der Hölle.

Haupthandlungen in den sechs ersten Gesängen des Messias endlich sind: 1) Vorbereitung der Erlösung und Bekanntmachung derselben im Himmel; 2) Gabriels Weg nach dem Mittelpunkt der Erde, um

den Schutzengeln daselbst die nahe Feier ebenfalls kund zu thun; 3) Vertreibung Satans aus Samma; 4) Versammlung der Satane und Vorbereitung des Todes Christi in der Hölle; 5) Karakteristik der Jünger Jesu; 6) Vorbereitung des Todes Christi auf der Erde in der Rathsversammlung der Priester; 7) unschuldige Liebe zwischen Semida und Cidli; 8) Einsetzung des heiligen Abendmahls; 9 Herabsteigen Gottes nach der Erde, um Gericht über den Messias zu halten; 10) Leiden des Erlösers an Gethsemane; 11) Gefangennehmung des Messias; 12) Gericht über ihn in der Versammlung der Priester.

Wenn man diese Handlungen in den ersten sechs Büchern der genannten Epopeen mit einander vergleicht, so wird man finden, dass im Messias wenigstens eben die Mannigfaltigkeit herrsche, wie in allen übrigen. Wollte man aber diese Vergleichung fortsetzen, so liesse es sich darthun, dass es auch hierin den Vorzug erränge.

Wenn man die Iliade genau prüft, so findet man, dass sie vom fünften Buche an fast nichts enthält, als Schlachten und Scenen während derselben; Zusammentreffen der Helden und Blutvergiessen, Zweikämpfe, Theilnahme der Götter an dem Ausgang des Treffens, Flucht der Griechen oder Trojaner, je nachdem ein Gott der einen oder der andern Partei hilft u. s. w. Auch der höchste Verehrer von Homers Gesängen muss ge-

stehen, dass dies der Hauptinhalt von der ganzen Iliade ist.

Ενθα τινα πρωτον, τινα δυστατον εξεναριξεν
Εκτωρ Πριαμιδης;

»Welche mordet zuerst, und welche mordet am letzten
»Hektor, Priams Sohn?«

Fast eben so ist es in den letzten sechs Büchern der Aeneide. Krieg zwischen Turnus und dem Aeneas machen den Hauptstof aus.

Wenn man hiermit die folgenden Gesänge des Messias vergleicht, und an die mannigfaltigen Begebenheiten bei der Auferstehung der Heiligen, Ges. XI., bei Erscheinung derselben, Ges. XV., bei dem Gericht des Messias über die jüngstverstorbenen Seelen, Ges. XVI., bei dem Weltgericht, Ges. XVIII., sich erinnert, so muss man nothwendig eine grössere Verschiedenheit der Scenen darin finden, als in jenen beiden Heldengedichten.

Milton hat freilich wichtigere Gegenstände, als Kriege und Schlachten, denn er erzählt die Schöpfung, den Sündenfall, die Begebenheiten auf der Erde von der Schöpfung, bis zur zweiten Erscheinung Christi, und die Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese; aber dennoch würde man bei genauer Prüfung finden, dass im ganzen zweiten Bande des verlohrnen Paradieses nicht so viel Mannigfaltigkeit der Scenen sey, als in jenen vier ge-

nannten Gesängen des Messias, worin allein vierzig Auferstehungen, zwölf Erscheinungen, eben so viel Urtheilssprüche über die Seelen, ohne die Scenen im Weltgericht, geschildert werden.

Da aber die Mannigfaltigkeit der Handlung in obigen vier Heldengedichten hier nur kurz beurtheilt ist, und eine nähere Vergleichung derselben zu grossen Raum erfoderte, so will ich den Entscheidungsgrund für den vorzüglichern Werth derselben in irgend einer von jenen Epopeen, von einer andern Eigenschaft hernehmen: von der innern Grösse der Handlungen.

Liesse sich nemlich beweisen, dass die Nebenhandlungen im Messias die wichtigsten Begebenheiten in den andern Heldengedichten übertrüfen, so dürfte man wohl einen gültigen Schluss auf die Vorzüglichkeit dieser Handlungen überhaupt machen. Der Versuch wenigstens sey gewagt, und ich will zuerst eine der wichtigsten Begebenheiten aus jenen frühern Gedichten herausheben.

Eine solche Begebenheit ist ohnstreitig in dem ersten Buch der Iliade. Hier entsteht der Zorn des Achilles, hier erhält Zevs die erste Gelegenheit zu dem Entschluss, die Griechen an den Rand des Verderbens zu bringen. Die Haupthandlung in der Aeneide, nächst der Gründung des römischen Staats, ist das Entstehen des carthagischen. Lib. I. Die wichtigste Begebenheit, nächst dem Grundstof im

verlohrnen Paradiese ist die Engelschlacht, Ges. VI. Alle diese Handlungen wollen wir in Parallele mit Handlungen im Messias stellen.

Die erste Scene, die in der Iliade in die Augen fällt, ist der Streit Agamemnons mit Achilles; im Messias ist es die Unterredung Christi mit Gott. Jene streiten sich um ein schönes Mädchen, diese verabreden die Erlösung der Menschen; jener Unterredung hat verderbliche; die Verhandlung der letzten wohlthätige Folgen. Wir sehen, dass bei diesen beiden Scenen die handelnden Personen, der Gegenstand der Verhandlung, und die Moralität derselben fast in gar keine Vergleichung kommen können; denn so wie Agamemnon sich zu Gott, und der Besitz der Briseis sich zu der Erlösung des Menschengeschlechts verhält, so verhalten sich jene beiden Scenen in Absicht der innern Grösse gegen einander. Der Auftritt zwischen Agamemnon und Achilles ist von dem zwischen Gott und Christus, in Absicht des Umfangs der Folgen, und der Wohlthätigkeit, wodurch allein die Grösse einer Handlung bestimmt wird, unendlich verschieden.

Die zweite merkwürdige Scene in der Iliade, nach Rückgabe der Briseis, ist das Erscheinen der Thetis auf dem Olymp vor dem Zevs, um ihn zur Rache gegen den Agamemnon und die Griechen aufzufordern.

508. *αλλα συ τισ μιν τισον, ολυμπιε, μητιετα Ζευ!*

„Rache meinen Sohn, Olympius, weiser Kronides!

Im Messias aber ist es die Sendung Gabriels nach dem Himmel, um die nahe Versöhnung kund zu machen.

Mache dich auf, dies Gebet vor meinen Vater zu bringen,
Dass die edelsten unter den Menschen, die seligen Väter,
Dass der versammelte Himmel der Zeiten Fülle vernehme!

Diese beiden Handlungen müssen wir wieder nach unserm angenommenen Maassstabe: nach ihrem Umfange, ihren Folgen, und ihrer Wohlthätigkeit prüfen, um ihren Werth zu bestimmen. Der Umfang der ersten, oder die Grösse und Anzahl ihrer Theilnehmer ist in Absicht des ersten Punkts sehr ansehnlich. Die handelnden Personen sind Zevs, der erhabenste Bewohner des Himmels, und Thetis, die schönste der Meergöttinnen. Bei weitem wichtiger sind die Folgen; sie erstrecken sich über die vornehmsten Götter des Himmels und der Erde; ferner über zwei kriegführende Mächte, deren Anzahl sich wohl auf hunderttausend belaufen könnte. Die erste Folge ist ein Zank zwischen Zevs und Juno, der aber durch den Hephaestos sehr spasshaft und unbedeutend endigt, indem Schmaus bis an den Abend daraus wird, wo dann Zevs — zu Bette geht.

611. ἔνθα καθεῦδ' ἀναβας, παρὰ δὲ, χρυσόθρονος Ἥρη.

Allda schlief er, es schlief bei ihm die göttliche Hera.

Die Folgen auf der Erde sind grösser, und wir können sie aus der Thetis Bitte an den Zevs schon kennen lernen.

509. τοφρα δ' επι τρωεσσι τιθει κρατος, οφρ' αν Αχαιοι υιον εμον τισωσιν, οφελλωσιν τε ε τιμη.

»Gieb so lange den Troern den Sieg, bis endlich die Griechen,
»Meinen Achilles ehren, ihn krönen mit lohnendem Preise.«

524. αι δ' αγε, τοι κεφαλη κατανευσομαι, οφρα πεποιθης.

»Sieh, ich winke dir Gewährung zu mit dem Haupte.

Ihre Bitte wird also erhört und die Wirkungen sind nur Schlachten zwischen Griechen und Troern, worin Ströme von Blut vergossen werden, und der Sieg sich so lange meistens auf die Seite der letzten neigt, bis Achille versöhnt ist, und Ges. XX. wieder auf den Schauplatz tritt. Diese Schlachten hat der Dichter dadurch noch wichtiger gemacht, dass selbst Götter darin mitkämpfen, und die vornehmsten Bewohner des Himmels gleichsam in zwei Partheien getheilt werden.

Die Wohlthätigkeit jener Handlung zwischen Zevs und Thetis, die nur nach ihren Folgen berechnet werden kann, ist nicht gross. Das einzige, was nach den Begriffen der Griechen etwa Gutes daraus entspringt, besteht in der Ehre, die dem Achilles dadurch erwächst, dass er allein es vermag, zwischen zwei mächtigen kriegführenden Nationen den Ausschlag zu geben. Die übrigen Folgen sind das Gegentheil von wohlthätig, sind verderblich, und können der Handlung keine Grösse geben.

Jetzt wollen wir auf eben die Art die Handlung im Messias bei der Sendung Gabriels nach dem Himmel prüfen. Die Theilnehmer daran sind:

1) Eloa, der Gabriel im Himmel aufnimmt:

308. Jetzo kam Eloa auf neuerwachenden Strahlen
Zu dem gesendeten Engel in seiner Schönheit hernieder,
Ihn zum Altare des Mittlers zu führen.

2) Gabriel, der das Gebet des Messias, worin der Entschluss, die Menschen zu erlösen, enthalten ist, vor Gott bringt, damit dies grosse Werk im Himmel bekannt werde:

342. Gabriel sah Gott an, und sang mit mächtiger Stimme.
Jetzo hörte der ewige Vater, es horte der Himmel,
Mittler, dein Söhnungsgebet.

3) Gott, der auf das Gebet antwortet:

391. Siebenmal hatte das heilige Dunkel der Donner eröfnet,
Und die Stimme des Ewigen kam sanftwandelnd hernieder:
Gott ist die Liebe.

4) Die gegenwärtigen Bewohner des Himmels:

463. Staunend schwieg Eloa, und schweigend sahe der Himmel
Zu dem Allerheiligsten auf.

Dies war der Umfang der Handlung in Absicht ihrer Theilnehmer, von deren Grösse und Anzahl ich jetzt weiter nichts sage.

Die Folgen derselben erstrecken sich noch auf mehrere, und betreffen eine allgemeine Feier, wor-

an nicht nur die Bewohner des Himmels, sondern die Engel in den Schöpfungen, und die verstorbenen Gerechten Theil nehmen.

438. Meldet den Herrschern der Schöpfungen Gottes, dass sie sich zur Feiung
Dieser erwählten geheimnissvollen Tage bereiten. u. s. w.

450. Denn Jehova will selbst, nach dieser Jahrhunderte Kreislauf,
Einen Ruhtag Gottes, den zweiten erhabneren Sabbath
Bei sich feiern.

440 Und ihr Frommen des Menschengeschlechts, ihr Väter des Mittlers,

445. — — — — unsterbliche Seelen, eilet zur Sonne
Welche den Kreis der Erlösung umleuchtet. Hier sollt ihr von ferne
Eures Erlösers und Sohns versöhnende Thaten betrachten.

Ein Fest also in der ganzen Schöpfung, woran die erhabensten Wesen Theil nehmen, ist der Erfolg von Gabriels Sendung.

Die Wohlthätigkeit dieser Folgen endlich besteht in allgemeiner Freude, und lässt sich am besten aus der Bibel anschaulich machen. Luc. 15. v. 10. sagt Christus: »Also wird auch Freude im Himmel seyn über *Einen* Sünder, der Busse thut vor neun und neunzig Gerechten.» Wenn die Bewohner des Himmels sich über *Einen* geretteten Sünder so freuen, wie gross muss ihr Entzücken über die Rettung des ganzen Menschengeschlechts seyn! Wie viel Freude müssen auch die verstorbenen Seligen, die Väter des Mittlers, empfinden, durch ei-

nen ihrer Söhne alle ihre Kinder erlöst zu sehen! Da nun die Wohlthätigkeit einer Handlung nur nach dem Maas von reinem Vergnügen oder Glückseligkeit berechnet werden kann, das sie hervorbringt, so folgt daraus, dass die Gesandtschaft Gabriels im hohen Grade wohlthätig sey.

Nachdem wir die Handlungen in den beiden Heldengedichten nach ihrem Umfang, ihren Folgen und ihrer Wohlthätigkeit geprüft haben, ist es nothwendig, sie mit einander zu vergleichen, um das Resultat daraus zu ziehen.

In der Iliade sind die Theilnehmer Zevs, Thetis, und etwa die von fern lauschende Here. Im Messias sind es: Jehova, Gabriel, Eloa', die Engel und die verstorbenen seligen Menschen. Da von der Grösse dieser Wesen erst im folgenden Artikel gehandelt wird, so kann ich hier nur nach der Anzahl der theilnehmenden Personen entscheiden. Diese ist im Messias unendlich grösser, wie man aus dem Dichter, dessen Wort hier allein gilt, am besten sehen kann. Ges. V, 13. sagt Eloa von den Bewohnern des Himmels:

Sollt' ich euch überzählen, ich müsste Jahrhunderte zählen.

Der Umfang der Handlung im Messias, an welcher alle diese Bewohner Theil nehmen, ist also aus diesem Umstande hinlänglich erwiesen, und wir brauchen dabei die Grösse der handelnden Personen nicht zu Hülfe zu nehmen.

Die Folgen der Handlung in der Iliade sind: unsterblicher Ruhm des Achilles, aber blutige Schlachten zwischen Griechen und Trojanern, wodurch tausendfacher Jammer entsteht. Im Messias sind es: erhabener Ruhm des Messias durch den allgefeierten Sabbath, den Gott nur um seinetwillen begeht, und zugleich allgemeines Entzücken bei den unzähligen Engeln und Seligen.

Es wäre überflüssig, diese beiden Handlungen noch weiter mit einander zu vergleichen, da jeder Unpartheiische einsehen muss, dass die im Messias in Absicht des Umfangs und der wohlthätigen Folgen einen unendlichen Vorzug haben. Eben so überflüssig ist es, eine Parallele zwischen dem Zank des Zevs mit Here, dessen Ausgang wir oben schon sahen, und zwischen der nun folgenden Gesandtschaft Gabriels nach den Schutzengeln im Mittelpunkt der Erde und in der Sonne zu ziehen. Dort endigt alles mit Lachen, Trinken und Schmausen.

599. ασβιστος δ' ορ ενωρτο γελως μακαρεσσι θεοισιν,
ως ιδον Ηφαιστον δια δωματα ποιπνυοντα.
Ως τοτε μεν πορπαν ημαρ ες ηελιον καταδυντα
δαινυντ' etc.

»Langes Gelächter entstand im Kreise der seligen Götter,
»Da sie den emsig bedienenden Sohn der Hära erblickten.
»Also schmausten sie, bis am Abend die Sonne sich senkte.«

Im Messias ist die Sache etwas ernsthafter und wichtiger. Hier werden durch die zweite Gesandt-

schaft Gabriels die Wunder bei dem Tode Christi vorbereitet.

Dem gesendeten Christus
Winkte Gott; da stieg er hinauf zum obersten Throne.
Dort empfing er an Uriel und die Beschützer der Erde,
Wegen der Wunder beim Tode des Sohnes, geheime Befehle.

Diese Wunder sind, wie man aus der Folge sieht: die Sonnenfinsterniss, durch den Adamida verursacht, das Erdbeben und die Auferstehung der Heiligen. Ich mag dies alles nicht weiter mit dem Schmause der Götter im Olymp vergleichen; der Contrast ist zu auffallend.

Einen fast eben so grossen Abstand würde man bei genauer Prüfung in den meisten Handlungen der beiden Epopeen finden. Man vergleiche z. B. den Kampf zwischen Paris und Menelaus, Ilias III, 340 ffd. mit dem Wortwechsel zwischen Satan und Abbadona, Mess. II, 667 ffd. Siegt Menelaus, so bekömmt er seine Helena mit allen Schätzen zurück, und der Friede zwischen beiden Völkern ist geschlossen. Das Glück zweier Nationen folgt daraus. Siegt Abbadona, so wird die ganze Hölle auf eine Ewigkeit vor Vergrösserung ihrer Qual bewahrt. Jene Folgen sind endlich, diese unendlich.

Was ist ferner der Tod Hektors, der die Siege der Griechen und die Zerstörung Troja's zur Folge hat, gegen den Tod Christi, der den Sieg seiner Lehre und den Sturz des ganzen höllischen Reichs be-

fördert? Was ist der Streit um den Leichnam des Patroclus, wodurch ihm bloss der Schimpf, nach seinem Tode von Hunden zerrissen zu werden, erspart werden soll, gegen das Gericht des Erlösers auf Tabor, wodurch das Schicksal der Seelen für eine Ewigkeit bestimmt wird?

So könnte zwischen allen Handlungen in der Iliade und dem Messias eine Parallele gezogen werden, und immer würde man ohngefähr ein ähnliches Verhältniss finden. Ich hoffe also jetzt mit Recht folgern zu dürfen, dass das neuere Heldengedicht auch in der Handlung einen Vorzug habe.

Nun ist noch die Vergleichung mit zwei andern Heldengedichten übrig; aber da die Iliade für das vorzüglichste unter allen gehalten wird, und in der Handlung dem Messias nicht gleich kam, so darf ich bei ihnen etwas kürzer seyn, und ich will nur aus jedem eine Haupthandlung aufführen.

Die wichtigste Begebenheit in der Aeneide, nächst der Ausführung des Grundstofs, ist die Entstehung des carthagischen Staats. lib. I. 342. ffd. und 425 ffd. Hier sieht man den ersten Keim eines nachher höchst mächtigen Volkes, das allein im Stande war, den Römern einige Jahrhunderte hindurch das Gleichgewicht zu halten. Der Dichter wählt diese Begebenheit sehr fein, um die Gründung des römischen und des punischen Staats in Parallele zu bringen, die nachher so eifrige Nebenbuhler wurden.

Mit dieser Handlung wollen wir die Erscheinung der Auferstandenen im Messias, Ges. XV. vergleichen. So heterogen auch diese beiden Begebenheiten scheinen, so haben sie doch in Absicht der Folgen, wodurch allein ihre Grösse entschieden werden kann, eine Hauptähnlichkeit mit einander. Durch den Anbau von Carthago wird der Grund zum punischen Staat, durch die Erscheinung der Heiligen der Grund zur christlichen Religion gelegt, denn diese Erscheinungen haben keinen andern Endzweck, als Beruf zum ewigen Leben, zum Zeugniss und zum Märtyrerthum. Ges. XV. heisst es:

5. Denn die Todten erschienen den ersten Christen, zum Himmel
Sie zu berufen, zu weihn die Brüder zum ewigen Leben.

282. — — — — — Dich zum Zeugen zu machen, erschein' ich.

532. Nicht dich mehr zu entflammen, ach dich zu belohnen, du lieber
Künftiger Märtyrer, höre des siebenten Jünglings Geschichte.

Aus diesen wenigen Worten schon kann man das Ziel der Erscheinungen bestimmen. In der Aeneis entwickeln sich die ersten Keime zu einem mächtigen Volk, im Messias zu der besten Religion, die je existirte. Es brauchte kaum der Vergleichungen mehr, um den Abstand der beiden Handlungen fühlbar zu machen; dennoch will ich sie, in Absicht des Interesse und der Folgen, noch kurz gegeneinanderstellen.

Virgil weiss, dass es dem Römer höchst merkwürdig ist, den Ursprung eines Staats zu wissen, der

ihm so gefährlich wurde, und den er endlich zerstörte; er verwebt ihn also sehr einsichtsvoll in seinen Plan. Klopstok weiss, dass dem denkenden Christen nichts näher am Herzen liegt, als Nachrichten aus jener Welt, in der er ewig leben soll, zu erhalten, und giebt sie ihm in Fülle. Dort ist politische Theilnahme, hier religiöse; dort verbreiten sich die Folgen über die Mitglieder eines Staats, der aus einigen Millionen Menschen bestand, hier auf ein Drittel des ganzen Menschengeschlechts; *) der Punische Staat blühete ohngefähr ein halbes Jahrtausend, die christliche Religion hat nun schon beinahe zwei Jahrtausende geblüht, und wird bis ans Ende der Welt fortdauren; dort ist eine Verbindung, die das zeitliche Wohl betrift, hier eine, die auch das ewige mit einschliesst.

Ich glaube, dass mir jetzt jeder billige Richter erlaubt, der Handlung im Messias, was das Interesse, den Umfang, und die Wohlthätigkeit derselben betrift, den Vorzug vor der Begebenheit im Virgil zu geben, und eile jetzt zum verlohrnen Paradiese fort.

In diesem herrlichen Gedicht ist die Engelschlacht Ges. VI. im Umfang und in Folgen unleugbar eine der grössten Handlungen. Sie wird schon durch ihr Alterthum ehrwürdig, denn sie geht noch vor der Schöpfung der Welten her; aber die erha-

*) Auf der Erde befinden sich ohngefähr 1080 Millionen Menschen, wovon ein Drittel, also 360 Millionen, Christen sind.

benste Grösse erhält sie durch die Würde und die Anzahl ihrer Theilnehmer, und durch ihre Folgen. Alles was in der ganzen Schöpfung vorhanden ist, handelt dabei: Gott, der Messias, alle treugebliebene, alle abgefallene Engel, kurz, der ganze Himmel. Die Folgen der Handlung sind für die Ewigkeit, und stürzen ein unzählbares Geisterheer in eine nie endende Verdammniss.

Vergebens würde man in allen frühern Heldengedichten eine Handlung von gleicher Grösse suchen. Der schrecklichste Kampf der griechischen Götter in den Schlachten vor Troja schwindet dagegen, wie ein Knabenstreit, der mit zwei blutigen Köpfen endigt, gegen eine Männerschlacht, die das Schicksal ganzer Nationen entscheidet. Dort sind die handelnden Personen unendlich kleiner wie hier, also müssen es auch ihre Handlungen seyn.

Aber sollte man auch im Messias vergebens nach einer ähnlichen Handlung suchen? Wer dies glaubt, der kennt dies erhabene Gedicht nicht ganz. Sie ist da, und man braucht ihren Namen nur zu nennen, um den Umfang davon fühlbar zu machen: das Weltgericht, das Ges. XVIII und XIX ausgeführt ist. Hier finden wir eben so grosse, eben so viel Theilnehmer: Gott, den Messias, und das ganze Menschengeschlecht. Von den gefallenen Geistern ist nur einer, nur Abbadona, zugegen, aber ihre Stelle wird reichlich durch die Gegenwart der gerichteten Menschen ersetzt. Adam erzählt:

36. Schnell, der Cherub denket so schnell, so ward' ich geführet
Unter die Schaarenheere der auferstandenen Todten.
Grenzlos war das Gefilde der Auferstehung. Sie warens
Alle meine Kinder.

Hier sehen wir also ebenfalls eine unendliche Anzahl von handelnden Wesen, wovon die vornehmsten mit den miltonischen gleich sind. Dennoch könnte man aus dem Satze: duo cum scribunt idem non est idem, einen Entscheidungsgrund für die Vorzüglichkeit der klopstokischen Handlung hernehmen. Man könnte sagen: Klopstoks Gott, sein Messias, seine Engel sind grösser, als eben diese Wesen im Milton; man könnte darthun, Klopstoks Himmel ist stärker bevölkert, als der miltonsche, von dessen Bewohnern es heisst:

— — — — — — von beiden Seiten focht
ein Millionenheer ergrimmter Engel.

Dahingegen Eloa die Bewohner des klopstokschen Himmels in Jahrhunderten nur überzählen kann. Man könnte endlich sagen: die Folgen vom Weltgericht sind wenigstens zum Theil höchst wohlthätig, da die Folgen der Engelschlacht allen Gefallenen eine ewige Verdammniss bereiten; aber da diese Beweise nicht ganz befriedigend seyn möchten, so will ich sie nicht aus der Erfindung und dem Umfange der Handlungen, sondern aus ihrer Ausführung hernehmen. Und hier findet man denn in der miltonschen Engelschlacht einige Schwächen, die schlechterdings nicht im Weltgericht zu entdecken sind.

Diese Schwächen scheinen daher entstanden zu seyn, dass Milton sich nicht oft genug erinnert, qu'il n'est pas partout, comme chez nous, sondern gar zu viel von der Erde entlehnt, das unter der Würde einer himmlischen Scene ist.

Es giebt erstlich Tag und Nacht im Himmel, wie im Olymp.

— — — — — — Im Berge Gottes, nah'
am Thron ist eine Höl', in welche Licht
und Finsterniss abwechselnd sich begiebt.

Aus dieser Höle kömmt denn auch das Licht, das den Tag der Schlacht erleuchtet. Nun vergleiche man hiermit die Idee Klopstoks, um dies kleinliche Zeitmaass zu vermeiden:

55. Sieh, es war kein Tag der Sonne; sie war erloschen.
Oder verhüllt, der Glanz des Thrones überstrahlte
Schön und schrecklich das weite Gefilde der Auferstehung.

Wie weit erhabner würde es seyn, wenn auch Milton seinen Schauplatz durch den Thron Gottes erleuchten liesse, ohne sich an Tag und Nacht zu kehren.

Seine Engel ferner singen, tanzen, essen, schlafen, wie die griechischen Götter.

Drauf brachten sie den feierlichen Tag
auf Gottes heil'gem Berge mit Gesang
und Tänzen hin u. s. w. Nunmehr begaben sie
vom Tanze sich zum Mahl u. s. w.; schnell
errichteten sie ihre Himmelslauben.

und schliefen drin, von kühlen Lüften sanft
gefächelt u. s. w.

Man vergleiche damit, wie Abbadona seine ehemalige Seligkeit beschreibt, Ges. XIX.:

164. — — — — — — — Mit schattendem Flügel
Deckte mich ewiges Heil! In jeder Aussicht sah ich
Seligkeiten um mich! Mir jauchzt' ich in meiner Entzückung,
Dass ich geschaffen war, zu! Ich maass mein dauerndes Leben
Nach der Ewigkeit ab, und zählte die seligen Tage
Nach der Zahl der Erbarmungen Gottes u. s. w.

Der Dichter lässt sich nicht auf das Specielle der Seligkeit ein, aber er vermeidet auch, unwahrscheinlich zu werden, und unter der Würde seines Gegenstandes zu schreiben.

Die miltonschen Engel haben Taktik, Kriegsmusik und Waffen aller Art; sie ziehen aus:

geschlossen in ein mächtiges Quadrat
— — — — — beim Schall der Kriegsmusik u. s. w.
— — — — — — — — — — — — — es starrt
die Lanzenreih' unzählbar in der Luft,
Helm blinkt an Helm, und Schilde mannigfach
von Form, geschmückt mit stolzer Mahlerei u. s. w.

Die Engel Klopstoks haben nichts von solchen menschlichen Waffen, sondern herrschen durch innere anerschaffene Urkraft. Ges. XVIII, 257.

— — — — — — — Der Seraph redte. So sprach er:
Dass die Spötter des Todten, der lebt, dem Throne sich nahen!
Sie erschienen.

Die abgefallenen Engel Miltons erfinden das Pulver; der Stof dazu liegt im Boden des Himmels.

Salpeterschaum und Schwefel fanden sie;
dies ward gemischt und künstlich durchgekocht,
gepülvert; so entstand ein schwarzer Staub.

Ja sie erfinden Kanonen:

Nun formten sie
ihr Kriegsgeschoss und ihre Kugeln;
— — — — — Ein dritter Hauf
versieht mit Röhren und mit Zunder sich.

Mit diesem Geschütz nun besiegen sie die guten Engel, bis der Messias ihnen zu Hülfe kömmt, und die Satane in die Hölle hinabstürzt.

So erhaben und gross auch die übrigen Schilderungen in dieser Engelschlacht sind, so sieht man doch aus diesen wenigen Beispielen schon, dass sie sich mit der Vorstellung Klopstoks vom Weltgericht nicht messen kann. Hier finden sich die erhabensten moralischen und ästhetischen Schönheiten ohne jene Mängel. Da also das Weltgericht an Umfang und Folgen der Engelschlacht wenigstens gleich kam, an würdiger Vorstellung sie bei weitem übertraf, so darf man mit Recht folgern, dass es im Ganzen einen Vorzug vor demselben habe.

Jetzt ist es nothwendig, zurückzublicken, um mit einemmale zu übersehen, was wir bisher, in Absicht der Handlung, für den Messias erarbeitet

haben. Wir haben aus den drei vorzüglichsten Heldengedichten die, nächst dem Grundstof, wichtigsten Handlungen herausgehoben, sie mit einigen Handlungen im Messias verglichen, und gefunden, dass diese als vorzüglicher vor allen jenen sich erweisen lassen; selbst ein scharfer Beurtheiler wird mir also jetzt wohl erlauben zu behaupten, dass die Handlung im Messias überhaupt grösser sey, als in einem von jenen Heldengedichten.

Sollte dieser Schluss jemanden noch nicht zu folgen scheinen, so vergesse er nicht, dass in ästhetischen Abhandlungen keine mathematischen Beweise möglich sind, und dass man sehr oft nur an das Gefühl eines jeden darin appelliren kann. Zur Stärkung jenes Schlusses dient es vielleicht, wenn man sich erinnert, dass aus den drei besten Heldengedichten die Haupthandlungen herausgehoben wurden, und dass sich im Messias allein ohne den Grundstof, eben so viel fanden, die grösser als jene waren.

Wollte man eine Vergleichung unter noch mehreren Handlungen in jenen Gedichten anstellen, so würde man fast immer finden, dass der Sieg sich auf die Seite des Messias neigt, aber dies würde hier zu weit führen, und ich will bloss in obigen Heldengedichten die ähnlichen Begebenheiten aufsuchen, die Vergleichung aber dem Kenner überlassen.

In der Iliade und dem Messias haben folgende Handlungen Ähnlichkeiten miteinander: der Abschied Hectors von seiner Gemahlin, Iliad. VI.

392. ffd. und der Abschied Christi von seinen Jüngern, Mess. IV. 1065 ffd.; die Mannigfaltigkeit der Scenen in den Schlachten der Iliade, mit den verschiedenen Auftritten im Messias bei Auferstehung und Erscheinung der Heiligen, bei dem Gericht Christi auf Tabor und beim Weltgericht; die Klagen der Eltern und der Gattin Hektors um seinen Tod, Iliad. XXII, 405 ffd. mit der Trauer der Mutter und der Jünger Christi nach seinem Begräbniss, Mess. XII, 254 ffd.; die Leichenbestattung Hektors, Iliad. XXIV, 699 ffd. mit dem Begräbniss Christi, Mess. XII, 61 ffd.

Aus der Aeneis lassen sich vergleichen: die Liebe der Dido und des Aeneas, lib. IV., mit der Liebe von Semida und Cidli. Der Tod der Dido, lib. V, 642 ffd., mit dem Tode Ischarioths, Ges. VII, 142.; das Flattern der Furien um die Juturna, lib. XII, 845 ffd., mit dem Fluge der Todesengel um das Kreuz Christi, Ges. VIII, 527 ffd.

Im verlohrnen Paradiese kann man Vergleichungspunkte finden zwischen der Aufrichtung der Satane von ihrer Betäubung, Ges. I., und eben dieser Scene im Messias, Ges. XIV. 610 ffd.; der Rathsversammlung der Satane im verl. Par. Ges. II. und eben dieser Handlung Mess. II, 275 ffd., der Verstellung Satans in einen Engel der Lichts, verl. Par. Ges. II., und demselben Vorfall mit Abbadona, Mess. IX. 485 ffd.

Wenn man alle diese verglichenen Handlungen gegeneinander hält, um ihre Erfindung und Ausführung zu prüfen, so wird man immer finden, dass das Vorzüglichere im Messias ist. Ich folgere hier jetzt nichts daraus, weil ich nur bloss hingewiesen habe, und überlasse die näheren Prüfungen und Resultate daraus dem Forscher selbst.

Aber noch ist ein Umstand übrig, aus welchem sich der Vorzug der Handlung im Messias darthun lässt, und vielleicht der entscheidenste; denn wer kann es dem Kämpfer verübeln, dass er noch irgend ein Geschütz im Hinterhalt behält, von welchem er im Nothfall, zur letzten Überlegenheit, Gebrauch macht? Sie unterscheidet sich nemlich in der Handlung von allen andern Heldengedichten dadurch, dass sie philosophische Wahrheit hat, das heisst: es liegen bei ihr solche Begebenheiten zum Grunde, die sich der Verstand ohne Absurdität als würklich denken, und gegen die der Philosoph keine gegründeten Einwendungen machen kann. Die Illusion der Einbildungskraft kann also das ganze Gedicht hindurch dauern, ohne dass der Verstand Einspruch thut, und ihr auf einmal die schönen Ideen raubt, denen sie eben das Bürgerrecht gegeben hatte. So weit auch der Dichter in ein künftiges Leben, so weit er auch in die Geister- und überhaupt in die Ideenwelt sich verliert, so viel ausserirdische Scenen er auch darstellt, so ist doch alles, was er erfindet, (einige unbedeutende Züge, die in der Prüfung der einzelnen Ge-

sänge bemerkt werden sollen, abgerechnet) eines erhabenen Gottes, wie der Christ ihn sich denkt, und seiner Geschöpfe würdig. Es könnte so seyn; dies vermag selbst die scharfe Prüfung des Weltweisen nicht zu widerlegen.

Wer kann dies von irgend einem andern Heldengedicht sagen? Wer kann nur die Hälfte von den Scenen in frühern Heldengedichten als wirklich möglich denken? Wenn der Fluss Xanthus, Iliad. XXI, 248 ffd., sich ausser seinem Gestade erhebt, und sich über die Gefilde dem Achilles nachwälzt, um den bedrängten Trojanern, vor deren Mauern er fliesst, beizustehen, so hat diese Handlung für die Einbildungskraft ungemein viel reizendes; aber man fordre sie vor den Richtstuhl der Vernunft, was wird von der ganzen Begebenheit übrig bleiben?

So ist es mit hundert andern Scenen in der Ilias und der Aeneis. Wer kann es glauben, wenn Athene in der Schlacht Iliad. XX. 438 ffd. vom Achilles die Lanze Hektors weghaucht, und Hektor hingegen vom Apollo durch einen Nebel unsichtbar gemacht wird? Wer kann es glauben, wenn Aeneid. II. 203 ffd. zwei Schlangen von Tenedos übers Meer kommen, den Laocoon erwürgen, und sich dann in den Tempel der Pallas unter ihren Füssen verbergen; wer kann es glauben, so herrlich auch die Beschreibung ist? Man beraube diese Scenen ihrer schönen Poesie, und es bleiben nichts als Feenmährchen übrig.

Milton hat des Wahrscheinlichen mehr, weil er durch eine bessere Religion, und eine höhere Philosophie geleitet wird; aber dennoch sieht man seiner Poesie noch häufig das Alter der Kindheit an, und es finden sich mehrere Erfindungen darin, die sich mit der Würde seines Gegenstandes nicht vertragen. Von dieser Art ist der Bau des Pandämoniums in der Hölle, das einem Feenpallast so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, Ges. I., sein Narrenparadies, Ges. III., wobei man an den wüthenden Roland erinnert wird; die Engelschlacht, in welcher mit Kanonen, Speeren, Schwerdtern selbst die guten Engel verwundet werden; das Bauen und Pflastern einer Brücke, die Sünde und Tod nach unserer Welt aus der Hölle hinüberführen, und manche andere Ideen, welche die Kritik eines geläuterten Verstandes nicht ertragen.

Von allen solchen Vorstellungen findet man im Messias fast gar keine Spur, und ich will nur ein Beispiel anführen, wie sehr sich der Dichter desselben vor dem Unwahrscheinlichen gehütet hat. Im ersten Gesange wird, wie schon oben erwähnt ist, Gabriel nach dem Himmel gesandt, um das Gebet des Messias vor Gott zu bringen. Es geschieht mit vieler äussern Feierlichkeit; Eloa empfangt Gabriel, und führt ihn zum Altar des Mittlers, hier bereitet er ihn zu dem hohen Gebete vor, und dann singt der Gesendete es mit mächtiger Stimme.

Man könnte also fragen: sind dergleichen Ceremonien nicht Gottes unwürdig? Wusste er ver-

möge seiner Allwissenheit nicht vorher schon; was Christus gebeten hatte? Wozu also die kleine Vorstellung, sich, gleich einem Monarchen, das Gebet noch einmal vortragen zu lassen.

Liessen sich diese Zweifel nicht befriedigend lösen, so würde allerdings die ganze Handlung Gottes unwürdig seyn, denn sie wäre zu menschlich und zwecklos; aber der Dichter giebt uns vollkommne Auskunft hierüber. Gabriel wird nicht gen Himmel gesendet, Gott mit dem Gebet Christi, wie es scheinen möchte, sondern vielmehr die Bewohner des Himmels mit der herannahenden Erlösung bekannt zu machen. Dies ist der eigentliche Zweck der Handlung:

Mache dich auf, dies Gebet vor meinen Vater zu bringen,
Dass der versammelte Himmel der Zeiten Fülle vernehme;

sagt Christus, und was vorher Zweck schien, ist bloss Mittel. Ja der Dichter lässt Gott nicht einmal Theil an den Cerimonien nehmen, sondern erst dann, als sie geendigt sind, handelt er selbst, da er während der ganzen Scene unmittelbar mit Christo redet:

Nieder zur Erde hatte bis jetzt Jehova geschauet,
Denn es hielt noch immer der Sohn aus der Fülle der Seele
Mit dem Vater Gespräche u. s. w.

Mit einer ähnlichen Sorgfalt findet man das Unwahrscheinliche im ganzen Gedicht vermieden; die Handlungen darin kann nicht nur der Römer und

Grieche, sondern selbst der philosophische Christ sich ohne Absurdität denken. Klopstok also hat die epische Dichtkunst zu ihrer männlichen Reife erhoben, und wenn die andern Heldendichter nur für die Einbildungskraft und das Herz schrieben, so schreibt er für die Einbildungskraft, für das Herz und den Verstand zugleich. Jene wird ergötzt, das Herz veredelt und der Verstand belehrt. Kein anderes Heldengedicht kann sich rühmen, durchaus vor dem Richterstuhl des Verstandes bestehen zu können, als der Messias, und hieraus liesse sich allein schon das Vorzügliche seiner Handlung erweisen; aber man vergesse nicht, dass dies oben schon auf eine andere Art dargethan ist, und dass diese letzte Bemerkung bloss dazu dienen soll, jenen Beweis zu stärken.

Nachdem wir die Handlung im Messias in Vergleichung mit andern Gedichten geprüft haben, wollen wir sie im Kurzen noch an und für sich selbst betrachten; und hier finden wir denn, dass sie ihren Stof vorzüglich aus der heiligen Geschichte nimmt. Alles Feierliche, Merkwürdige und Herzerhebende, das sich daraus nutzen lässt, ist herausgehoben, und mit den Erfindungen des Dichters gemischt. Hier ist eine kurze Darstellung von dem, was man im Messias findet: die Erlösung und das Weltgericht; die Auferstehung der Heiligen und die Erscheinung derselben; Scenen aus dem Leben disseits und jenseits des Grabes; die höchste Stufe von Seligkeit und von Qual der Geister; Begebenheiten aus dem Him-

mel und aus der Hölle; Auftritte in einer unschuldiggebliebenen Welt, und auf einer Erde, von Ungebohrnen bewohnt; Sterbe- und Gerichtsscenen u. s. w. alles dies findet man in ein Ganzes zusammengetragen und mehr oder weniger ausgeführt. Die Prüfung dieses Einzelnen aber kann nur bei näherer Entwickelung der Gesänge statt finden, und ich eile jetzt zu dem dritten Hauptpunkt in Beurtheilung des Ganzen, zu den Karakteren, fort.

Die Karaktere, oder die Maschinen in einem Heldengedicht, sind die handelnden Wesen, deren Thaten, Sitten, Denkungsarten und Schicksale beschrieben werden. Man sieht leicht, von wie grosser Wichtigkeit sie sind, da sich von der leblosen Natur keine Erzählung machen lässt, und nothwendig vernünftige Wesen da seyn müssen, wenn Handlung entstehen soll. Je mehr nun, und je vorzüglicher diese Wesen sind, je mehr hat der Dichter Gelegenheit, viele und wichtige Handlungen hervorzubringen. Ich will also die Karaktere in den Heldengedichten nach diesen drei Stücken: nach der Mannigfaltigkeit, nach der Grösse und nach der Wahrscheinlichkeit, betrachten.

Unter den ältern Heldengedichten ist keins, worin eine solche Verschiedenheit der Personen sey, als in der Iliade, und ich will jetzt um der Vergleichung willen die vorzüglichsten davon herausheben. Sie sind: 1) Achilles, 2) Agamemnon, 3) *Zeus*,

4) *Thetis*, 5) *Athene*, 6) *Apollo*, 7) Nestor, 8) Ulysses, 9) Patroclus, 10) *Juno*, 11) *Hephaestos*, 12) Idomeneus, 13) Ajas, Telamons Sohn, 14) Ajas, Oileus Sohn, 15) Menelaus, 16) *Iris*, 17) Paris, 18) Hektor, 19) Priamus, 20) Helena, 21) *Aphrodite*, 22) *Ares*, 23) Aeneas, 24) Diomedes, 25) *Poseidon*, 26) Andromache, 27) Hekabe, 28) Teucer u. s. w.

Dies sind nur diejenigen Personen, deren Sitten und Karakter vorzüglich hervorleuchten. Das übrige Namenverzeichniss kann dabei nicht in Anschlag kommen.

Virgil sticht in Betracht der Karaktere sehr von Homer ab, er hat eine weit geringere Zahl, die sich leicht überschauen lassen: *Venus*, *Jupiter*, Aeneas, Dido, Anchises, Ascanius, die Sybille, Turnus, Juturna, Mezenz u. s. w.

Milton konnte wegen der Umstände keine grosse Mannigfaltigkeit der Karaktere haben. Die Erde war in der Epoche seiner Handlung noch nicht bevölkert; er fand nur zwei Personen darauf, und musste die übrigen aus andern Welten holen; es ist also kein Wunder, wenn die Anzahl der Maschinen, die das Gedicht hindurch thätig bleiben, nicht gross ist. Sie sind: *Satan* mit mehrern Teufeln, *Gott*, der *Messias*, Adam, Eva, *Gabriel*, *Raphael*, *Michael*, *Uriel*, *Abdiel*, die Sünde, der Tod (zwei personificirte Wesen) u. s. w.

Die handelnden Personen im Messias, von denen ich die ausserirdischen, wie in den vorigen Verzeichnissen unterstreichen will, treten in folgender Ordnung nach einander auf: 1) Der Messias, 2) *Gabriel*, 3) *Eloa*, 4) *Gott*, 5) Adam, 6) Eva, 7) *Raphael*, 8) Samma, 9) Joel, 10) Johannes, 11) *Satan*, 12) *Adramelech*, 13) *Abbadona*, 14) *Abdiel*, 15) *Selia*, 16) Simon Petrus, 17) Andreas, 18) Philippus, 19) Jacobus, 20) Simon der Kananiter, 21) Jacobus der Alphaeide, 22) Thomas, 23) Matthaeus, 24) Bartholomäus, 25) Lebbäus, 26) Judas Ischarioth, 27) Kaiphas, 28) Joseph von Arimathäa, 29) Nicodemus, 30) Philo, 31) Gamaliel, 32) Maria, Lazarus Schwester, 33) Cidli, die Tochter Jairus, 34) Semida, der Auferweckte bei Nain u. s. w.

Ich breche hier ab, weil ein trocknes Namenverzeichniss unangenehm zu lesen ist, und weil aus diesem der Beweis, den ich führen wollte, schon hervorgeht. Man findet nemlich hier schon mehrere Karaktere, als in einem der obigen Heldengedichte; und dies waren nur die vorzüglichsten Personen, die in den ersten vier Gesängen auftreten. Hierunter sind nicht die übrigen gezeichneten gefallenen Geister, Ges. II. nicht die Schutzengel der Jünger, Ges. III., weil sie nicht so stark in die Handlung eingreifen, wenn gleich ihr Karakter entworfen ist. Hierunter sind ferner nicht alle Personen, die in den folgenden Gesängen auftreten, und deren eine noch weit grössere Anzahl, als der schon genannten, ist, nicht

die Richter Christi, Ges. VI. und VII.; nicht die Schutzengel der Erde und die Seelen der Menschen vor ihrer Geburt, Ges. VIII.; nicht die siebzehn Karaktere Ges. X.; nicht die biblischen Personen, die Ges. XI. auferstehen; nicht die Schilderungen derer, die Ges. XV. Erscheinungen sehen; nicht die gestorbenen Menschen, die Ges. XVI. gerichtet werden; nicht die Geister der in der Sündfluth umgekommenen, Ges. XVII.; nicht die vielen herausgehobenen Personen im Weltgericht, Ges. XVIII.; nicht die Begleiter Christi nach dem Himmel, Ges. XX.

Alle diese handelnden Wesen sind nicht unter jenem Verzeichniss, und dennoch war es grösser als die übrigen. Man sieht also, wie weit mehr Mannigfaltigkeit der Maschinen im Messias ist, als in den übrigen Heldengedichten, ja man kann kühn behaupten, dass darin mehr Karaktere gezeichnet werden, als in der Iliade, der Odyssee, der Aeneis und dem verlohrnen Paradiese zusammengenommen. So auffallend dies scheinen möchte, so wird sich doch der, welcher die letzten Angaben in ihrem ganzen Umfange prüfen will, leicht davon überzeugen. Der nähere Beweis dieser Behauptung würde jetzt zu weit führen, und überflüssig seyn, denn ich wollte bloss behaupten, dass im Messias mehr Mannigfaltigkeit der Maschinen sey, als in irgend einer andern Epopee, und dies wird hoffentlich jetzt niemand mehr bestreiten wollen.

Aber es giebt einen noch weit wichtigern Umstand bei den Karakteren, als die Mannigfaltigkeit

derselben, nemlich ihre Grösse. Es könnte ein Dichter tausend Personen in seiner Epopee auftreten lassen, die alle gleich unwichtig wären, und weder Aufmerksamkeit, noch Bewunderung, noch Theilnahme erregten. In solchem Falle würde sein Gedicht sich zu einem andern, worin wenige aber starkgehaltene Karaktere wären, wie der Beutel des Darius zu dem Beutel des Alexander verhalten. In dem einen war eine unzählige Menge Mohnsaamen, in dem zweiten wenige Pfefferkörner, aber eins von diesem hatte mehr Kraft, wie eine ganze Handvoll von jenem. Hundert Thersiten wiegen einen Achill oder Ulyss nicht auf, und ein Heldengedicht mit lauter unwichtigen Menoetes*) angefüllt (Aeneid. V. 181 ffd.) wäre ein Ungeheuer.

Die Menge der Karaktere kann also allein nicht entscheiden, sondern Mannigfaltigkeit mit Grösse verbunden, ist das Haupterforderniss der Maschinerie. Die Grösse der handelnden Wesen in den Epopeen aber kann nach nichts anderm bestimmt werden, als nach dem Maass von Bewunderung, Rührung, oder Theilnahme, die sie hervorbringen, und nach diesen Eigenschaften wollen wir die Personen in unsern Heldengedichten prüfen.

Es ist billig, dass wir mit dem Helden, als der Hauptperson des Stücks, anfangen, und der erste,

*) Er ist durch nichts merkwürdig in der Aeneide, als dass er umgebracht wird.

der durch eine Epopee unsterblich gemacht wurde, ist Achilles, Sohn des Peleus, Königs in Phthia, und der Thetis einer Meergöttin. Dieser merkwürdige Erdensohn scheint nach altgriechischen Begriffen mehr ein Halbgott, als ein blosser Mensch zu seyn. Er ist von einer Göttin geboren, er steht unmittelbar unter dem Schutz des Zevs, der Athene, des Poseidon, u. s. w. und seine Thaten im Kriege sind so gross, dass er allein den Griechen oder Trojanern das Übergewicht geben kann. Er hat eine ungeheure körperliche Stärke, denn er kann Bäume aus der Erde reissen. Iliad. XXI. 242.

— — — — ο δε πτελεην ελε χερσιν
ευφυεα, μεγαλην· η δ' εκ ριζων εριπουσα
κρημνα απαντα διωσεν etc.

»— — — — — — — — Da umfasst' er eine mächtige, hohe
»Ulme, zog sie heraus mit den Wurzeln; das ganze Gestade
»Riss sie auseinander.«

Er besitzt ferner den höchsten Grad der Tapferkeit; die Troer treibt er wie eine Heerde vor sich her, sobald er Ges. XX. wieder auftritt; er verachtet, mit dem grössten Helden der Troer sich in irgend eine Unterhandlung einzulassen. Iliad. XXII. 261.

Εκτορ, μη μοι, αλαστε, συνημοσυνας αγορευε·
ως ουκ εστι λεουσι και ανδρασιν ορκια πιστα etc.

»Hektor, Verhasster, du wollest mir nicht von Bündnissen schwatzen,
»Wie sich Löwen nicht mit Menschen vergleichen u. s. w.

Er tödtet den Hektor wirklich, und legt dadurch den Grund zur Eroberung von Troja; er hat endlich eine starke Empfindung für Freundschaft. Iliad. XVIII. 80.

αλλα τι μοι των ηδος, επει φιλος ωλεθ' εταιρος,
Πατροκλος; τον εγω περι παντων τιον εταιρων,
ισον εμη κεφαλη, τον απωλεσα·

»Aber was ist mir das alles, nachdem mein theurer Genosse
»Fiel, Patroklus, welchen ich liebte vor allen Gefährten
»Wie mich selbst? Den hab' ich verlohren.

Dies ist die Grösse des Helden in der Iliade. Virgils Helden, den Sohn des Anchises und der Venus, können wir zum Theil auch aus diesem Gedicht kennen lernen, wenigstens scheint es das Prädicat ingens daher bekommen zu haben, denn er ist ebenfalls sehr stark. Iliad. XX. 285.

— -- — ο δε χερμαδιον λαβε χειρι
Αινειας, μεγα εργον, ο ου δυο γ' ανδρε φεροιεν
οιοι νυν βροτοι εισ'· ο δε μιν ρεα παλλε και οιος.

»— — — — — Aeneas ergreift einen Stein von der Erde,
»Den in unserm erschlafften Jahrhundert zween Männer nicht trügen.
»Aber er schleudert ihn leicht.

Er hat ferner den Zunahmen pius, woraus sich wieder ein Zug seines Karakters bestimmen lässt. Er besitzt nemlich eine ausserordentliche Liebe zu sei-

nem Vater, und trägt ihn auf dem Rücken aus den Flammen. Aeneid. II. 707.

Ergo age, chare Pater, cervici imponere nostrae
Ipse subibo humeris, nec me labor iste gravabit.

Er besitzt weiter eine unerschütterliche Standhaftigkeit, die sich nicht durch Liebe, nicht durch Bitten, nicht durch Mitleid überwinden lässt. Aeneid. IV. 438.

— — — — — Sed nullis ille movetur
Fletibus, aut voces ullas tractabilis audit.

Er beweist überall eine grosse Frömmigkeit, und opfert den Göttern fleissig. Aeneid. III. 20.

— — — — — — Superoquo nitentem
Coelicolum regi mactabam in littore taurum.

Er ist endlich sehr kriegerisch und tapfer. Aeneid. X. 513.

Proxima quaequae metit gladio, latumque per agmen
Ardens limitem agit ferro: te, Turne, superbum
Caede nova quaerens.
569. Sic toto Aeneas desaevit in aequore victor.

So ist der Held Virgils beschaffen, so viel vortrefliche Eigenschaften entdecken wir an ihm.

Wir kommen jetzt zum verlohrnen Paradiese, und hier ereignet sich der besondere Umstand, dass kein Held darin zu finden ist. Der Held ist nemlich dasjenige Wesen in der Epopee, welches die Haupt-

rolle in der Handlung spielt, auf welche der Dichter gleich anfangs aufmerksam macht, und das er nie ganz aus den Augen lassen darf. Diese Definition passt auf keine Person in dem Gedicht ganz, und wir haben hier also ein Heldengedicht ohne Helden.

Dryden hat behauptet: der Teufel sey Miltons Held, und man kann nicht leugnen, dass er es wirklich bis zum zehnten Gesange ist. Er tritt zuerst auf den Schauplatz, beschliesst die Haupthandlung, die Verführung der Menschen, und führt sie glücklich aus. Wäre er auch der letzte auf dem Schauplatz, so wie er der erste ist, so müsste man ihn nothwendig für den Helden erkennen; so aber verliert man ihn am Ende ganz aus den Augen, und überdies konnte der Dichter unmöglich den Plan haben, sich den Teufel zum Helden zu wählen.

Adam kann es auch nicht seyn; er erscheint eigentlich erst Ges. V., verhält sich ziemlich leidend bei der Sache, und verrichtet keine grosse Heldenthat. Hätte Milton den Schauplatz zuerst ins Paradies verlegt, und etwa mit dem fünften Gesange angefangen, hätte er Adam von der Frucht essen lassen, bloss, um gleiches Schicksal mit seiner Gattin zu haben, wie es anfangs scheint:

mein Schicksal hab' ich unauflöslich fest
an dich geknüpft, dein Urtheil trift auch mich,
ists Tod; mit dir soll Tod mir Leben seyn,

hätte er ihn nicht nachher aus Schwäche essen lassen,

— — — — — — — — — Und er
Der bessern Einsicht widerstrebend, scheut
sich nicht davon zu essen;

sondern aus edler Aufopferung, so hätte Adam eine schöne Heldenrolle spielen können. Man sahe ihn dann das ganze Gedicht hindurch vor Augen, und Milton hätte seinem Karakter eine erhabene Grösse gegeben, indem er ihn zuerst als einen unschuldigen Glücklichen, hernach als einen unschuldigen Dulder, der sich selbst aufgeopfert hat, darstellte. Und in dieser letzten Rolle konnte er noch bei weitem grösser erscheinen, als in der ersten. So aber wird er gleichsam durch Liebe bethört, wird schuldig mit, und verliehrt dadurch die Heldengrösse.

Der Messias, den Addison für den Helden des Stücks ausgiebt, kann es eben so wenig seyn. Bei dem Fall der Engel, und der Schlacht im Himmel ist er es gewiss, aber bei dem Fall der Menschen nicht; mit diesem hat er nichts zu thun, sondern bloss mit der Vernichtung seiner Folgen, die hier das Hauptthema nicht ausmachen. Es ist überdies viel zu wenig die Rede von ihm, und er wird uns gleichsam nur in der Ferne gezeigt.

Da es also keinen Helden im verlohrnen Paradiese giebt, so wird man sich nicht wundern, wenn ich keinen zur Vergleichung aufstelle, und unmittelbar zu Klopstoks Epopee forteile.

Der Held dieses Stücks ist der Messias, der Sohn Gottes und der Maria. Er hat also mit dem Achill und Aeneas die Ähnlichkeit, dass er von einem Unsterblichen und einer Sterblichen gezeugt ist, aber in andern Rücksichten unterscheidet er sich gänzlich von ihnen. Er ist selbst Gott, und bloss auf der Erde erschienen, um die Bewohner derselben von einer künftigen Strafe zu befreien. Mess. I. 137.

Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen!

Um dies Werk ausführen zu können, musste er die göttliche Natur ablegen, und Mensch werden. Ges. I. 102.

Ewiger Vater, das weisst du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluss nach meiner Erniedrung verlangte.

Aber ob er gleich nicht als Gott auf der Erde erscheint, so zeigt er doch eine gewisse göttliche Grösse und Kraft, die für Menschen ganz unerreichbar ist. Er hat nemlich eine so grosse Seelenstärke, dass er sich selbst einem schrecklichen Tode aufopfern, und ganz undenkbare Leiden übernehmen will, um das Menschengeschlecht von der Verdammniss zu befreien. Ges. I. 132.

Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich, Ewiger, leiden!

Er hat ferner einen der vornehmsten Engel um sich, der seinen Befehlen gehorcht, Ges. I. 55.

Und der Seraph, der Jesus auf Erden zum Dienste gesandt war,
Gabriel u. s. w.

Er kann unmittelbar mit Gott reden. Ges. I. 18½.

Jetzo erhuben sich neue geheimnisvolle Gespräche
Zwischen ihm und dem Ewigen. u. s. w.

Er hat keine körperliche Stärke, er kann keinen Ulmbaum mit den Wurzeln ausreissen, oder einen Stein schleudern, der die Stelle eines Ankers vertritt, aber er besitzt eine geheime Urkraft der Seele, wodurch er unmittelbar über Geister und Körper herrscht, und seinen stärksten Feind in einem Augenblick besiegt; Ges. II. 192. wo Satan den Samma tödten will:

— — — — Allein des ruhigschweigenden Mittlers
Stille verborgne Gewalt kam, gleich der Allmacht des Vaters,
Wenn er Untergang unerforscht auf Welten herabwinkt,
Satan im Zorne zuvor! Er floh u. s. w.

Er gründet keinen mächtigen Staat, erobert keine feste Stadt, aber er stiftet eine Religion, welche die Menschen vorzüglich glücklich machen kann, und deren Grundgesetz Liebe ist. Ges. IV. 1249.

Kinder, ich geb' euch ein neues Gebot, das edler,
Viel erhabener ist, als was die Satzungen lehren:
Liebet euch untereinander.

Er hat keine kriegerische Talente, aber er ist in der Nähe des martervollsten Todes (Ges. VI. 228.)

— — — — — — ruhig, als säh' er den Abfall
Einer Quelle vor sich, und dächte nur sanfte Gedanken.

Er verrichtet keine Heldenthaten in der Schlacht, aber er stürzt durch seinen Tod die Macht der ganzen Hölle, und in seinem Namen bloss müssen die Fürsten derselben fliehen. Eloe sagt zu Satan und Adramelech, Ges. VIII. 149.:

— — in dem Namen des Sohnes von Adam, der, schaut ihn!
Dort sein Kreuz trägt! Im Namen des Überwinders der Hölle:
Flieht! Sie flohen dunkler, als Nächte.

Dies ist die Grösse des Helden der Messiade nur in dem ersten Theile des Gedichts, wo seine Erniedrigung geschildert wird; von dem Stande seiner Erhöhung im zweiten Theile, wo er durch eigene Kraft von den Todten aufersteht, wo er die verstorbenen Menschen richtet, wo er als allmächtiger Richter im Weltgericht erscheint, wo er endlich sich zum Himmel erhebt, rede ich jetzt nicht, weil jener Stand der Erniedrigung schon hinlängliches Licht auf seine Grösse wirft.

Wenn wir diese mit der Grösse des Achilles und des Aeneas im Ganzen vergleichen, so finden wir, dass die letzte sich zu der ersten verhält, wie menschliche Kraft zur Allmacht. Was ist das Ausreissen eines Baums und das Schleudern eines Steins von einigen Centnern gegen das Verscheuchen des mächtig-

sten Höllenfürsten durch einen geheimen Wink des Willens. Das erste kann auch ein Elephant, das letzte ist bloss das Werk der göttlichen Allmacht, von der Griechen und Römer noch gar keinen Begriff haben. Was sind ferner Heldenthaten im Kriege, wozu nichts als Tapferkeit gehört, gegen die Erlösung des Menschengeschlechts, welche den höchsten Grad von Liebe, Grossmuth, Aufopferung und Heldenmuth erfordert? Was ist endlich Verachtung des Todes in der Wuth der Schlacht gegen die unerschütterliche Ruhe des Weisen, wenn er unschuldig zur Hinrichtung verdammt wird? Auch Thersites kann den Tod eines Kriegshelden sterben, aber nicht den Tod eines Sokrates.

Wenn wir die Moralität jener Helden untersuchen, so finden wir fast einen eben so starken Abstand. Achilles ist ein Kind der Natur, das einige erhabene Tugenden, aber wenigstens eben so viele Laster besitzt. Er ist im höchsten Grade unversöhnlich, so dass die Griechen mit den inständigsten Bitten, von seinem Zorn abzustehen, nichts ausrichten, und Ajas endlich zu ihm sagt, Iliad. IX. 632.:

— — — σοι δ' αλληκτον τε κακον τε
θυμον εν στηθεσσι θεοι θεσαν etc.

»— — — — — — Es gaben die Götter
»Dir ein unversöhnliches Herz.«

Er leugnet dies selbst nicht, denn v. 642. gesteht er:

αλλα μοι οιδανεται κραδιη χολῳ, οπποτ' εκεινου μνησομαι etc.

»Aber die Galle schwillt in meinem Herzen, so oft ich
»Jenes Mannes gedenke.«

Er zieht ferner ein langes, ruhmloses Leben einem frühen Tode mit unsterblichem Ruhm vor; denn als einen Hauptgrund gegen die Bitten der Griechen, zu ihrem Heer zurückzukehren, führt er die Weissagung an, dass er dann zwar Ruhm ohne Ende erlangen, aber frühzeitig umkommen werde, und zieht ein langes gemächliches Leben vor. Iliad. IX. 408. sagt er also: man kann alles wiedererlangen;

ανδρος δε ψυχη, παλιν ελθειν, ουτε ληϊστη,
ουθ' ελετη, επει κε κεν αμειψεται ερκος οδοντων.

»Aber wenn durch die Lippen des Menschen Leben entflohen ist,
»Lässt es sich nimmer wieder erbeuten, nimmer nicht haschen.

Man vergleiche hiermit die freiwillige Aufopferung Christi, Ges. IV. 1003.

Wie du in die Welt mich gesandt hast, so send ich sie wieder;
Lasse mein Leben für sie, damit sie rein und geheiligt
Ausgesöhnter vor dir erscheinen.

Achilles ist ferner im höchsten Grade rachsüchtig. Ein Zorn löscht bei ihm den andern, und um wider den Hektor zu wüthen, söhnt er sich mit Agamemnon aus. Es ist freilich wieder ein edler Zug darin, dass er den Tod seines Freundes Patroklus so tief empfindet, aber auch Grausamkeit und Scha-

denfreude mischt sich in seine Rache. Iliad. XVIII. 121. sagt er:

— — — νυν δε κλεος εσθλον αροιμην,
και τινα Τρωϊαδων και Δαρδανιδων βαθυκολπων,
αμφοτερησι χερσι παρειαων απαλαων
δακρυ ομορξαμενην, αδινον στοναχησαι εφειην.

»— — — — — Noch such' ich mir Ehre,
»Noch soll manche der Troerinnen mit schwellenden Brüsten
»Sich von ihren zarten Wangen mit beiden Händen
»Thränen wischen; ich werde zu häufigen Seufzern sie zwingen.

Ganz anders erscheint der Held im Messias. Als alles um ihn her: kreutzige! ruft, und das jüdische Volk sein Blut auf sich nimmt, jammert ihn desselben noch. Mess. VII. 778.

Und er (ein Todesengel) sah in dem Blicke des Göttlichen mit der Verwerfung
Eine Thräne vermischt.

Achilles übt noch Rache an dem todten Körper Hektors. Iliad. XXII. 395.

Ηρα, και Εκτορα διον αεικεα μηδετο εργα·
αμφοτερων μετοπισθε ποδων τετρηνε τενοντε
ες σφυρον εκ πτερνης, βοεους δ' εξηπτεν ιμαντας,
εκ διφροιο δ' εδησε. καρη δ' ελκεσθαι εασεν·

»Sprachs und verübte schändlichen Frevel an Hektor, dem Edlen.
»Sieh, er durchbohrt ihm hinten zwischen der Fers und dem Knöchel
»Beide Füss', und zog durch die Wunden Riemen von Stierfell,
»Band ihn an seinen Wagen, das Haupt des Todten zu schleifen.

Er schleift ihn wirklich rund um Troja herum, unterdess der alte Priamus, die Hekabe und Andromache sich vor Jammer die Haare ausreissen.

Man vergleiche hiermit die Sanftmuth Christi, wenn er am Kreuz unter den schrecklichsten Martern hängt, und dennoch für seine Mörder bittet. Ges. VIII. 283.

Vater, sie wissen es nicht, was sie thun. Erbarme dich ihrer!

Aus diesen Beispielen, glaube ich, kann jeder, der auch nie etwas von Christus oder Achilles gehört hätte, schon einsehen, dass diese beiden Helden, weder in physischer (wenn man die Kraft Wirkungen hervorzubringen so nennen darf) noch in moralischer Grösse mit einander verglichen werden können. Ein Achilles wäre consequent behandelt, in der Messiade an Lastern ein Philo, und an Tugenden noch lange nicht einer der geringsten Apostel. Er mochte zu den Zeiten Homers, oder der Zerstörung von Troja einer der grössten Menschen seyn, jetzt käme er auf einer ganz niedrigen Stufe zu stehen.

Dem Aeneas kann man so viel Unmoralität nicht nachsagen; er ist ein guter, tapferer, rechtschaffener Mann, aber viel würklich erhabene und heroische Karakterzüge kann man an ihm nicht entdecken.

Die hervorstehendste That, die er verrichtet, und in welcher man ihn auch immer in Kupfer gesto-

chen sieht, ist, dass er seinen alten Vater aus den Flammen von Troja trägt; aber welcher Unmensch würde dies nicht gethan haben? Das Lob, das er deshalb bekommt, ist dem gleich, das man einem Monarchen giebt, wenn er einem siebzigjährigen Invaliden, der ihm das Leben hindurch gedient hat, eine jährliche Pension von zwanzig Thaler zukommen lässt. Man erstaunt voll Unwillen, wenn die beobachtete Schuldigkeit gepriesen wird.

Untersucht man die individuelle Grösse dieser frühern Helden, so bleibt fast gar nichts, als ihre körperliche Stärke übrig. Denn sie haben beständig einen Rückenhalter, und sobald ein kritischer Augenblick eintritt, eine Gefahr zu bestehen, oder eine wichtige That zu verrichten ist, so findet sich gleich die Θετις αργυροπεζα (silberfüssige Thetis), die γλαυκωπις Αθηνη (blauäugigte Minerva), die λευκωλενος Ηρη (weissarmigte Juno), die mater dea, oder gar der Pater omnipotens, und bringen die Sache ins Gleiss, so dass die Helden sich nur leiten zu lassen brauchen.

Auf Thetis Bitte giebt Zevs den Troern den Sieg, um den Ruhm des Achilles zu vergrössern; auf ihre Fürsprache macht Hephaestos dem Achilles einen Schild, Helm und Panzer, die undurchdringlich sind, und so geht er in die Schlacht. Homer selbst ruft aus, da er sich vor der Lanze des Aeneas fürchtet: Iliad. XX. 264.

νηπιος, ουδ' ενοησε κατα φρενα καὶ κατα θυμον,
ως ου ρηιδι εστι θεων ερικυδεα δωρα
ανδρασι γε θνητοισι δαμημεναι, ουδ' υποεικειν.

»Thor, uneingedenk der Götter und ihrer Geschenke,
»Die den schwachen Kräften der sterblichen Menschen nicht weichen!«

Trotz dieser Unverletzlichkeit ist Pallas Athene bei dem Kampf zwischen Hektor und Achilles zugegen, täuscht den ersten in der Gestalt seines Bruders Deiphobus, der ihm zu Hülfe zu eilen scheint, und leistet auch dem Achilles noch einige sehr nützliche Handreichungen. Denn als er den Hektor mit seiner Lanze gefehlt hat und sie in der Erde stecken geblieben ist, heisst es XXII. 276.

— — — ανα δ' ηρπασε Παλλας Αθηνη,
αψ δ' Αχιλληι διδου, λαθε δ' Εκτορα etc.

»— — — — — Da riss sie Pallas Athene
»Wieder heraus und gab sie Achilles. Doch Hektor sah's nicht.

Bei der grössten That also, die Achilles verrichtet, ist er unverletzlich, und hat überdies noch die Athene zur Helferin. Ja er ist vorher schon in den Styx getaucht, und man könnte ihn deshalb nicht unrecht den gehörnten Siegfried des Alterthums nennen. Da ist es denn keine Kunst, tapfer zu seyn, und in der Rüstung des Hephaestos, die γλαυκωπις Αθηνη zur Seite, kann auch ein Thersites einen Achill vorstellen. Man darf daher behaupten, dass der Held der Iliade bei seiner vornehmsten That keinen

andern Namen verdiene, als den: ποδάσωκυς Αχιλλευς (schnellfüssiger Achilles), weil er wenigstens den Hektor nicht entlaufen liess.

Ebenso ist es in mehreren Fällen. Will der Xanthus ihn ertränken, so sind Here und Hephaestos zur Rettung da; wirft Hektor eine kräftige Lanze auf ihn, so haucht sie Athene zur Seite. Von wahrem eigenen Verdienst bleibt also kaum ein Schatten übrig.

Mit dem Aeneas verhält es sich auf gleiche Art, überall ist die alma Venus bei der Hand und nimmt sich seiner an. Sind die Kriegsheere der Griechen und die brennenden Strassen von Troja zu durchwandern, so thut sie das beste dabei. Er selbst erzählt lib. II. 632.:

Descendo ac ducente Deo flammam inter et hostes
Expedior: dant tela locum, flammaeque recedunt.

Ich kann mich nicht enthalten, Blumauers witzige Übersetzung von diesen Worten anzuführen.

Ich ging nach Haus: da hatte mich
Mama in Schutz genommen,
Sonst wär' ich diesmal sicherlich
Gebraten heim gekommen;
Doch nun passirt' ich kugelfest
Und unverbrennlich wie Asbest
Kanonenfeur' und Flammen.

Ist es nothwendig, der Dido Gunst zu erlangen, so rüstet ihn Venus dazu aus. lib. I. 593.

Os humerosque deo similis. Namque ipsa decôrum
Caesariem nato genitrix, lumenque Juventae
Purpureum, et laetos oculis afflarat honores.

Blumauers launigte Travestie heisst so:

Er war auf einmal wunderschön;
  Mama wusst' ihn zu zieren;
Sie liess von ihren Grazien
  Ihn kurz vorher frisiren;
Sie gab ihm einen Anstrich mit,
Und ihr Gemahl der Messerschmidt
  Musst' ihn vorher barbiren.

Ich führe diese Travestirung nicht an, um die Sache in einem lächerlichen Lichte, sondern vielmehr, um sie in ihrer nackten Wahrheit darzustellen. Die Grösse, welche die griechischen und römischen Helden an und für sich selbst haben, ist sehr unbedeutend, und braucht nicht verkleinert zu werden. Auch Telemach und Ulysses haben die Pallas Athene zur erklärten Schutzpatronin, und wenn sie z. B. dem Ulyss eine günstige Aufnahme bei der Tochter des Alcinous verschaffen will, so verschönert sie erst sein Aeusseres. Odyssee VI. 229.

τον μεν Αθηναιη θηκεν, Διος εκγεγαυια,
μειζονα τ' εισιδεειν και πασσονα· κ δ' δε καρητος
Ουλας ηκε κομας, υακινθινω ανθει ομοιας.

»Siehe, da schuf ihn Athenä, die Tochter des grossen Kronions,
»Höher und jugendlicher an Wuchs, und goss von der Scheitel
»Ringelnde Locken herab, wie der Purpurlilien Blüthe.«

Man könnte noch hundert andere Beispiele anführen, wo immer ein Deus ex machina hervorspringt,

und sich sehr à propos ins Spiel mischt; kurz, die alten Helden haben immer einen Gehülfen, der ihnen den Weg zu Ende, Glück und Siegen bahnt.

Jetzt wollen wir den Helden in der Messiade damit vergleichen, und prüfen, ob er seine Grösse durch sich selbst hat, oder ob er sie von einem andern entlehnt. Es ist billig, ihn in der Haupthandlung zu betrachten, wo sich seine Grösse am besten zeigen kann. Kurz vor derselben sagt Gott zu Eloa, Ges. V. 53.

Seraph, ich steig' hinunter, Gott den Messias zu richten,
Welcher zwischen mich und das Menschengeschlecht sich gestellt hat,
Da steht, Gottmensch ist, und mein ganzes Gericht erwartet.

Hier ist von keinem Gehülfen die Rede, der dem Erlöser in diesem Gericht beistehen wird; und es kann auch keiner statt finden: denn wenn Gott wider ihn ist, wer kann ihn gegen denselben schützen, als er selbst? Und so finden wir es auch das ganze Gericht hindurch; er erträgt es durch eigne, innere Stärke. Wenn Eloa mit der Posaune des Weltgerichts gegen die Erde ruft:

339 — — — — — Ist einer unter dem Himmel,
Welcher, statt des Menschengeschlechts im Gericht will erscheinen,
Dieser komme vor Gott;

so ist er es ganz allein, der in Gethsemane fortgeht, der beleidigten Gottheit sich darstellt, und drei Stun-

den lang, von Gott und Menschen verlassen, ein unaussprechlich schreckenvolles Gericht erduldet, von dem selbst ein Bewohner der Hölle, Abbadona, sagt:

635. Ohne Maas ist die Angst, die seine göttliche Seele
Ringsum erschüttert! Er jammert im Staube! Die steigenden Adern
Bluten Todesangst! Ich, dem kein Jammer verdeckt ist,
Der ich alle Stufen der Quaal und Verzweiflung hinabstieg, !
Weiss mit keinem Namen die Angst der Seele zu nennen,
Die er fühlt.

In diesem schrecklichen Zustande aber behält er nicht nur seine eigene Grösse und Würde, sondern er vermag auch, sie andern mitzutheilen. Denn wenn Eloa ihm gleichsam zu Hülfe kommen, und ihm ein Triumphlied singen soll, so muss er ihm erst die Stärke dazu geben. So bleibt er einsam das ganze Gericht hindurch. Ges. XII. 116.

— — — — — — Trat ich die Kelter
Nicht allein? und war mit mir der Endlichen einer?

ja, er bleibt noch allein mit der richtenden Gottheit, als alles flieht, und erhebt sich endlich durch eigene Kraft als Sieger vom Staube.

Wir sehen also, dass Christus seine Grösse ohne fremden Einfluss, ganz durch sich selbst hat, und die erhabensten Thaten allein verrichtet. So finden wir es durch das ganze Gedicht. Als er am Kreutz von Gott und Engeln verlassen hängt, erschafft er durch *ein* Wort einen Vorschmack der Seligkeit in der Seele

des Schächers; er ersteht durch sich selbst vom Tode, hält ganz allein das Gericht auf Tabor, und fährt endlich durch eigene Kraft gen Himmel, dahingegen jene alten Helden bei jeder wichtigen Handlung fremde Beihülfe gebrauchten.

Jetzt ist es nothwendig, das Gesagte in Absicht der Helden etwas zu recapituliren. Wir sahen also, dass der Messias in physischer und moralischer Grösse dem Achilles und Aeneas weit überlegen war; wir sahen ferner, dass er diese Grösse durch sich selbst besass, wenn jene den Beistand der Götter nöthig hatten, und nun darf der Beweis wohl nicht mehr in einen schulgerechten Schluss zusammengefasst werden, dass der Messias überhaupt mehr Heldengrösse habe, als jene; es leuchtet durch das Gesagte schon ein.

Jeder Christ, jeder Vernünftige würde auch ohne Beweis jenen Satz zugegeben haben, dass der Messias grösser sey, als Achilles oder Aeneas, aber in einer ästhetischen Abhandlung darf nichts als vorausgesetzt angenommen werden; nichts aus der Bibel, sondern alles muss aus dem Dichter erwiesen werden. Wir haben nicht mit dem Achill, dem Aeneas und Christus, in Absicht der Grösse, die sie in der Geschichte haben, zu thun, sondern bloss in Betracht dessen, was sie durch den Dichter sind, und diesen Maassstab müssen wir auch bei den übrigen Karakteren anlegen.

Nachdem wir die Grösse der Helden geprüft haben, wollen wir zu den übrigen Hauptpersonen der Gedichte fortgehen, und hier fällt vorzüglich der νεφελησιγερετα Ζευς (der Wolkensammler Zevs) der Pater omnipotens, und Gott Jehova in die Augen. Ihre Grösse lässt sich vielleicht am besten dadurch kennen lernen, wenn ihre eigene Worte davon angeführt werden. Zevs sagt, um den Göttern einen Begrif von seiner Grösse zu geben, Iliad. VIII. 18.

αι δ' αγε, πειρησασθε θεοι, να ειδετε παντες,
σειρην χρυσειην εξ ουρανοθεν κρεμασαντες,
παντες δ' εξαπτεσθε θεοι, πασαι δε θεαιναι·
αλλ' ουκ αν ερυσαιτ' εξ ουρανοθεν πεδιονδε
Ζηνα υπατον μητιεν', ουδ' αι μαλα πολλα καμοιτε·
αλλ' οτε δη και εγω προφερων εθελοιμι ερυσσαι,
αυτη κεν γαιη ερυσαιμ', αυτη δε θαλασση·
σειρην μεν κεν επειτα περι ριον Ουλυμποιο
δησαιμην· τα δε κ' αυτε μετηορα παντα γενοιτο·
τοσσον εγω περι τ' ειμι θεων, περι τ' ειμ' ανθρωπων.

»Auf wohlan! versucht es, ihr Götter, damit ihr es wisset,
»Eine güldene Kette hinab vom Himmel zu senken.
»Hängt euch alle daran, ihr Götter und Göttinnen,
»Dennoch zöget ihr nicht vom Himmel herunter zur Erde
»Zevs, den waltenden Gott, mit eurer mühsamen Arbeit.
»Aber wenn dann ich ergriffe die goldene Kette,
»Zög' ich in die Höhe mit euch das Meer und die Erde,
»Wickelte um den hohen Olympos die Kette
»Dann, und söhe schweben das Meer, und die Erd', und die Götter.
»So viel mächtiger bin ich, als alle Götter und Menschen.

Hier sehen wir ein Wesen, das ganz ungeheure Kraft besitzt, gegen die alle Stärke der alten Helden wie nichts verschwindet. Jupiter ist stärker, wie alle die mächtigen Götter des Olympus zusammen, denn sie vermögten ihn nicht von der Stelle zu bewegen; er aber kann sie alle von der Erde erheben, und mit ihnen das Land, das Meer schwebend an einer Kette zu halten.

Man muss gestehen, dass dies eine sehr sinnlicherhabene Beschreibung der Kraft ist, und dass Zevs allein mehr Gewalt hat, als das Menschengeschlecht zusammengenommen, ja als alle griechischen Götter mit ihnen.

Nun wollen wir auch hören, wie Jehova sich beschreibt. Er redet Mess. I. 142 mit Christus, und spricht:

— — — — Ich breite mein Haupt durch die Himmel
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig.

393. wo er mit dem versammelten Himmel spricht, sagt er:

Gott ist die Liebe. Der war ich vorm Daseyn meiner Geschöpfe
Da ich die Welten erschuf, war ich auch der.

Wenn wir die Gedanken in diesen Versen untersuchen, so finden wir, dass sich Jehova darin nach den vorzüglichsten Eigenschaften eines wahren Got-

tes schildert: nach der Allgegenwart (denn das Breiten des Haupts durch die Himmel, und des Arms durch die Unendlichkeit, ist deutliche Umschreibung derselben) nach der Ewigkeit, nach der Liebe gegen seine Geschöpfe, und nach der Kraft, die Welten erschaffen kann.

Von diesen Eigenschaften finden wir beim Jupiter nichts, und er kann sie gar nicht besitzen. Er kann nicht allgegenwärtig seyn, denn Thetis muss auf ihn warten, bis er von den Aethiopiern zum Olymp zurückkehrt, Iliad. I. 493. Er ist nicht ewig, denn er wurde auf Creta von der Rhea gebohren; er hat keine Liebe zu den Menschen, denn um des einzigen Achilles willen opfert er viele tausend Griechen und Trojaner auf; er hat endlich die Welt nicht erschaffen, denn als er gebohren wurde, war selbst die Insel Creta schon da.

Von allen den Eigenschaften die zum Wesen eines wahren Gottes gehören, hat er also gar nichts, und es bleibt nichts weiter übrig, als eine gewisse physische Stärke, eine gewisse Kraft, Würkungen hervorzubringen, deren Umfang man nicht genau bestimmen kann. Genug sie geht so weit, dass er Land, und Meer und Götter an einer Kette in der Luft schwebend zu erhalten vermag. Ich will das Kindische, das neben dem Erhabenen in dieser Vorstellung ist, nicht weiter entwickeln, sondern bemerke nur, dass der grösser sey, der die Welt er-

schaffen kann, als der, welcher stark genug ist, sie in der Luft zu halten.

Doch wir wollen, ohne gerade auf die göttlichen Eigenschaften zu sehen, bloss in Absicht der Kraft untersuchen, wer seinen Gott am grössten schildert. Iliad. ι. 528. seq. heisst es:

Η, και κυανεῃσιν επ' οφρυσι νευσε Κρονιων·
αμβροσιαι δ' αρα χαιται επερρωσαντο ανακτος
κρατος απ' αθανατοιο· μεγαν δ' ελελιξεν Ολυμπον.

»Sprichts, und bewegt die schwarzen Brauen, und nickt mit dem Haupte.
»Vorwärts wallt das ambrosiaduftende Haar des Beherrschers
»Am unsterblichen Haupt, und erschüttert den grossen Olympus.

Mess. V. 322. heisst es:

Jetzt denkt Gott sich selbst, und das Geisterheer, das ihm treu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht! Da zürnt er. Er ruhet
Hoch auf Tabor, und hält den tieferzitternden Erdkreis,
Dass der Staub nicht vor ihm in das Unermessliche stäube.

Hier sehen wir zwei grosse Würkungen durch eine kaum merkbare Ursache hervorgebracht. Zevs bewegt das Haupt und der ganze Olympus wird davon erschüttert: Jehova zürnt, und der Erdball will vor ihm in den unendlichen Raum entfliehen. Es ist mit wenigem Scharfsinn einzusehen, dass der deutsche Dichter die Urkraft seines Gottes grösser schildert. Der Olympus ist nur ein Theil der Erde, ein Berg in Thessalien; diesen erschüttert Zevs, vor Jehova

erzittert der ganze Erdkreis; der Olympus bewegt sich bloss, die Erde will entfliehen; jenes könnten ebenfalls auch Menschen durch eine starke Mine hervorbringen, dies ist das Werk der Allmacht. Kurz, zu der Höhe, den Erdkreis in den unendlichen Raum zu schleudern, kann der Grieche seinen Gott gar nicht hinaufdenken.

Eben so klein ist der Pater omnipotens des Virgil gegen Jehova. Die Scene wenn jener redet ist freilich höchst feierlich; man höre die schönen Verse Aeneid. X. 102.

— — — — Eo dicente, Deum domus alta silescit;
Et tremefacto solo tellus, silet arduus aether;
Tum Zephyri posuere, premit placida aequora pontus

Aber nun vergleiche man auch damit die Scene um Jehova. Mess. I. 145.

— — — — — Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten, und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Fasste den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.

Ich schreibe die schöne Stelle nicht weiter ab. Schon aus diesen Worten kann man den grössern Umfang der Gedanken darin bemerken. Bei dem Römer erzittert die Erde, bei dem Deutschen erbebt die ganze Natur, d. h. alle Welten zusammengenom-

men; dort schweigen die Götter; hier schauern die Seraphim und die Weltkreise, deren Beschützer sie sind, zugleich mit ihnen; dort legt sich der Wind und die Meere werden ruhig, hier entsteht das erhabenste, was für unsere Erde entstehen kann: Seelen der Menschen. Aus dieser Vergleichung sieht man, wie weit mehr Grösse Jehova durch die äussere Scene erhält, als Jupiter. Dieser ist überdies vom Fatum abhängig und dadurch wird die Ordnung der künftigen Dinge bestimmt, ja er muss sie erst daraus kennen lernen. Aeneid. I. 266.

— — — — volvens fatorum arcana movebo.

lib. IV. 440. Fata obstant etc. etc.

lib. X. 471. — — — — — etiam sua Turnum
Fata vocant etc.

So ist es immer das Fatum, das die Sachen entscheidet, und Jupiter erscheint also gleichsam nur als ein subalternes Wesen. Es fehlt ihm Allwissenheit und Allmacht.

Wie gross ist Jehova dagegen, wenn er die Reihe der künftigen Dinge vorhersieht, und ihre Entwickelung bestimmt! Mess. I. 184.

Jetzo erhuben sich neue, geheimnissvolle Gespräche
Zwischen ihm und dem Ewigen, schicksalenthüllenden Inhalts,
Furchtbar, und hehr, und heilig, voll Lebens und Todesentscheidung,
Selbst Unsterblichen dunkel, Gespräche von Dingen, die künftig
Gottes Erlösung, vor allen Erschaffnen, verherrlichen werden.

Untersucht man die Moralität dieser Götter, so ist der Abstand eben so gross. Ohne mich jetzo weiter um das laxe Gewissen des Zevs in Absicht der ehelichen Treue zu bekümmern, will ich nur ein Beispiel aus der Iliade anführen, in welchem Lichte er während der Haupthandlung darin erscheint. Er steht auf dem Ida, und sieht dem erschrecklichen Gemetzel zwischen den Griechen und Trojanern zu. Er selbst hat es veranstaltet, und warum? Man findet die Antwort Iliad. XIII. 347.

Ζευς μεν αρα Τρωεσσι, και Εκτορι βυλετο νικην,
κυδαινων Αχιλληα ποδας ταχυν· ουδ' ογε παμπαν
πτολιν λαον ολεσθαι Αχαιικον Ιλιοθι προ,
αλλα Θετιν κυδαινε και υιεα καρτερο-
θυμον·

»Hektorn wollte Zevs und den Troern Sieg verleihen,
»*Zu verherrlichen Peleus Sohn*; doch wollt er nicht gänzlich
»Vor den Mauern von Ilion tödten das Heer der Achaier,
»*Wollte nur Thetis ehren und ihren starken Achilles.*«

Eben diese Gedanken findet man Iliad. XV. 72. ffd. und man kann sich nicht enthalten dabei auszurufen: voila bien du bruit pour une omelette! Aber ohne das Lächerliche dabei in Anschlag zu bringen, so ist es eher eines despotischen Sultans, als eines Gottes würdig, um eines Favoriten willen so viel tausend Menschen abschlachten zu lassen, und Zevs erscheint in einem so kleinen Lichte dabei, dass man die Augen von ihm wegwenden mögte.

Jetzt betrachte man Jehova dagegen, der auf dem Tabor steht. Er hat ebenfalls eine schaudervolle Scene, den unaussprechlich leidenden Messias vor sich; aber warum lässt er sie zu? Damit er halten könne, was er Ges. I. 144. versprach:

— — — — Ich schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben!

Damit ein ganzes Geschlecht von Menschen dadurch glücklich werde, damit es einer ewigen Seligkeit geniesse. Welch ein erhabener und wohlthätiger Zweck ist bei Jehova, welch ein niedriger und gleichgültiger bei Zevs! Hierzu kömmt noch, dass im Messias nur *ein* Schlachtopfer und zwar freiwillig leide, in der Iliade hingegen viele Tausende wider Willen bluten müssen. Zevs erscheint als Despot, Jehova als der weiseste und gütigste Monarch.

Nach diesen Bemerkungen und den Belegen dazu, glaube ich, kann selbst der, der ebenfalls nie etwas von Homers Zevs, von Virgils Jupiter, und von Klopstoks Jehova gehört hätte, kein Bedenken tragen, dem letzten den Rang zuzuerkennen, und ich gehe nun zu Miltons Gott fort.

Der englische Dichter hat eben den Jehova wie Klopstok, aber es kömmt darauf an, wer von beiden ihn in der erhabensten Grösse erscheinen lässt. Dies kann, wie schon oben bemerkt wurde, am besten durch die Reden entschieden werden, welche ihm der Dichter in den Mund legt. Das erstemal nun,

wo Miltons Gott spricht, ist im Anfange des dritten Gesanges. Hier unterredet er sich mit dem Messias und dem versammelten Himmel, wie in der Mess. Ges. I. geschieht. Aber bei näherer Prüfung findet man mehrere Verschiedenheiten in beiden Scenen. Bei Milton redet Gott lange, bei Klopstok sehr kurz; nun könnte man schon a priori schliessen, das Klopstoks Jehova dadurch an Grösse gewinne, denn es ist keinem Dichter möglich, den Gott der Christen lange seiner würdig reden zu lassen; aber es ist dennoch billig auf den Inhalt Rücksicht zu nehmen. Wenn wir den Anfang der Rede Gottes im Milton untersuchen; so finden wir, dass sie eine Art von Rechtfertigung enthalte, warum er den Sündenfall zulasse. Eine Rechtfertigung bei Gott ist befremdend; seinen Geschöpfen darf gar der Gedanke nicht einfallen, dass er etwas thun oder zulassen könne, das der Rechtfertigung bedürfe: dies erniedrigt ihn schon. Aber man höre ihn selbst reden, verlohrnes Paradies, III.

nicht über mich, den Schöpfer, noch die Art
wie ich sie schuf, noch über ihr Geschick
vermögen sie mit Fug sich zu beklagen;
als sey, durch den vorher bestimmten Rath
der Vorsicht, durchs Verhängniss, ihnen ganz
der freie Will' entzogen. — Nein! Sie selbst
beschlossen ihren Abfall. Sah ich ihn
vorher; so hat doch dies Vorhersehn nicht
auf ihr Vergehn einfliessend mitgewirkt;
auch unvorhergesehn war' es gewiss
erfolgt, u. s. w.

Hier sehen wir einen dogmatisirenden Gott, und er gewinnt nicht dadurch. Entdeckte man die kleinste Schwäche, wie denn das bei einer Rede, die mehrere Seiten vorgeht, nicht unmöglich scheint — weg ist alle göttliche Grösse, und man fängt an zu disputiren. Man kann z. B. fragen: ist Vorhersehen Gottes nicht Vorherbestimmen? Kann der Mensch ein anderes Loos haben als das, was Gott wollte? u. s. w.

Überdies lässt er sich hier auf Kleinigkeiten ein, da ein Gott nur von etwas Grossem reden sollte. Man vergleiche hiermit die obenangeführten Stellen in der Messiade, wie sehr Klopstok diese Regel beobachtet. Sein Gott redet nur von dem Erhabensten was da ist, von seinen eignen göttlichen Eigenschaften, der Allgegenwart, der Ewigkeit, der Liebe und der Allmacht; der miltonsche hingegen setzt theologische Spitzfindigkeiten auseinander, um bei dem Sündenfall der Menschen nicht ins Gedränge zu kommen. Ja der Messias äussert in seiner Antwort sogar die Möglichkeit davon:

— — — — — wollest du, was du erschufst,
zu deiner Ehre schufst, ihm (dem Teufel) zum Triumph
vernichten? o so würde deine Macht
und Liebe man bezweifeln, und dich selbst
mit frecher Lästrung unvertheidigt schmähn.

Man fühlt, wie sehr ein Gott schon durch solch einen Gedanken verliehrt. So etwas darf weder der Dichter, noch ein anderes Geschöpf Jehova's sich einfallen lassen.

In der Folge nun lässt Milton ihn gar die Gnadenwahl auseinander setzen, und vorzüglich die Nothwendigkeit der Erlösung darthun:

— — — — — — — — — Der Mensch
bricht Treu und Bund, verletzt die Majestät
der höchsten Macht des Himmels u. s. w. Sterben muss
er oder die Gerechtigkeit! wenn nicht
an seiner statt ein andrer, tauglicher
die strenge Büssung willig übernimmt,
und seine Strafe leidet — Tod für Tod!

Hier bekömmt man wieder Lust zu streiten, wenigstens zu fragen: kann Gott nicht Beleidigungen vergeben, was jeder Mensch kann? Kann er seinen Geschöpfen nicht die Strafe erlassen, ohne sie auf einen andern zu werfen? Kann ein unschuldig Leidender die Schuldigen von ihren Flecken reinigen? u. s. w. So hat man es mit einem Theologen, nicht mit einem Gott zu thun, und nun kann man wenigstens auf die Idee gerathen, sein System anzugreifen. Wo bleibt aber der Gott, wenn es Schwächen hat, wie alle andere theologischen Systeme, besonders wenn sie sich auf Dinge einlassen, welche der menschliche Verstand nicht begreifen kann, z. B. auf die Zulassung des Sündenfalls, und die Nothwendigkeit der Erlösung?

Diese Klippe vermeidet Klopstok sehr einsichtsvoll, indem er sich auf eine ganz unbestimmte Art darüber erklärt; Ges. I. 97. sagt der Messias:

Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasst das Bild der Gottheit im Menschen von neuem uns
schaffen!
Also beschlossen wir unser Geheimniss, das Blut der Ver-
söhnung.

Weiter lässt sich wirklich nichts davon sagen, das nicht angetastet werden könnte.

Eine andre Schwäche des miltonschen Gottes ist, dass zwischen ihm, dem Messias und den übrigen Bewohnern des Himmels eine Art von menschlicher Scene vorgeht. Er fragt nemlich, ob jemand da ist, der das Menschengeschlecht erlösen will?

Ihr Himmlischen! sagt, ihr Unsterblichen!
ist einer hier, der sterblich werden will,
des Menschen Todesschuld zu büssen? Wer
erlöst, gerecht, den Ungerechten? Wohnt
solch eine Lieb' im ganzen Himmel wohl?

Der Messias bietet sich zu dem Erlöser des Menschengeschlechts dar, und wird angenommen. Eine solche Scene aber ist bei dem allwissenden Gott nichts als Ceremonie, und wir sahen oben schon, da von der Handlung die Rede war, wie sehr Klopstok sich hütet, seinen Gott an äusserm Pomp Theil nehmen zu lassen, wodurch nothwendig die Grösse desselben erniedrigt werden muss.

Durch Vergleichung beider Dichter also haben wir gefunden, dass der Gott des einen länger redet, dass der Inhalt seiner Rede nicht so erhaben ist, dass

er in ihr einige Blössen giebt, und dass er eine gewisse menschliche Form zu handeln hat, welches alles bei dem Gott des andern nicht der Fall war. Es ist daher ganz natürlich, dass der erste in einem kleinern Lichte erscheint, als der andere. Und so wäre es denn erwiesen, dass der Jehova Klopstoks grösser sey, als der Jehova Miltons.

Dies muss wirklich jedem Unpartheiischen einleuchten, wenn er die Würde der Reden, die jeder seinem Gott in den Mund legt, nur obenhin mit einander vergleicht. Der miltonsche Gott erscheint bei weitem zu menschlich. Hierzu kömmt noch, dass er bei den schwachen Zügen seines Bildes nicht ganz die erhabenen und starken hat, die man bei dem Gott im Messias findet; denn schwerlich möchte man im verlohrnen Paradiese eine Stelle finden, wo Gott so gross erschiene, als Mess. V. 822.

> Und die Erde stand still. Der Richter richtete. Dreimahl
> Bebte die Erde zu fliehn, und dreimahl hielt sie Jehova.

Wir kommen zu der dritten Hauptperson in den Gedichten. Nach Zevs ist Neptun der erhabenste, nach Jehova ist es Eloa. Wir wollen sie beide mit einander vergleichen, um zu sehen, wer der grösste von ihnen ist. Ohne auf das Moralische und die geheime Urkraft Eloa's, durch blosses Wollen seinen Feind zu verscheuchen, Rücksicht zu nehmen, wobei Neptun gar nicht in Anschlag kömmt, will ich jetzt nur auf den äussern Pomp ihres Ganges sehen,

den beide Dichter beschreiben. Neptun steigt von einem Berge auf Samos in die Tiefe des Meeres hinab. Iliad. XIII. 17 ffd.

αυτικα δ' εξ ορεος κατεβησατο παιπαλοεντος
κραιπνα ποσι προβιβας· τρεμε δ' ουρεα μακρα και υλη
ποσσιν υπ' αθανατοισι Ποσειδαωνος ιοντος.
τρις μεν ορεξατ' ιων, το δε τεταρτον ικετο τεκμως,
Αιγας· ενθα δε οι κλυτα δωματα βενθεσι λιμνης,
χρυσεια, μαρμαιροντα τετευχαται, αφθιτα αιει.

•Sieh, er stieg herab vom steinigten Gipfel des Berges;
•Eilend schritt er einher, es bebten Wald und Gebirge
•Unter dem Tritt der unsterblichen Füsse des Poseidon.
•Dreimal hebt sich sein Schritt, der vierte bringt ihn gen Aiga.
•Hier ist in der Tiefe des Meeres der Tempel erbauet,
•Hochberühmt, von Golde schimmernd und unvergänglich.•

Eloa hingegen eilt vom Himmel zur Erde, um Gott nachzufolgen. Mess. V. 136. ffd.

Auf der andern Seite des Sonnenweges erhub sich
Auf dem glänzenden Wagen Eloa, worauf er Elisa
Einst gen Himmel brachte, worauf er, ein Führer der Engel,
Dothan, auf deinen Bergen entwölkt von Elisa gesehn ward.
Seraph Eloa stand hoch auf dem Wagen. Ihm kam in sein Antlitz
Durch die Himmel ein tausendstimmiger Sturm entgegen.
Da erklangen die goldenen Achsen, da flog ihm sein Haupthaar
Und sein Gewand, wie Wolken, zurück. Mit der Ruhe der Stärke
Stand der Unsterbliche da! In der hochgehobenen Rechte
Hielt er ein Wetter empor. Bei jedem erhabenen Gedanken

Donnert' er aus dem Wetter hervor, und folgte Jehova.
Tausend Sonnenmeilen, der Raum von Sonne zu Sonne
Ist von jeder das Maass! Die Entfernung folgte der Seraph.

Jetzt wollen wir die Ideen in beiden Beschreibungen gegen einander halten, und prüfen, aus welchen sich die erhabensten Züge für das Wesen der beschriebenen Personen entwickeln lassen.

Neptun eilt von den Gebirgen einer Insel in die Tiefe des Weltmeers, Eloa vom Himmel zu unserm Erdball. In dem zurückgelegten Raum ist also eine sehr grosse Verschiedenheit. Neptun durcheilt wenige Erdmeilen, Eloa, viele tausend Sonnenmeilen, wovon eine millionenmal grösser ist, als eine von jenen. Wenn also die Grösse irgend eines Gegenstandes auf seine Erhabenheit Einfluss hat, wie denn das wirklich der Fall ist, so wird man nicht leugnen können, dass Eloa auf seiner durchlaufenen Bahn erhabner erscheint als Neptun. Nach Homers Beschreibungen kann man sich überhaupt nicht den letzten so gross denken, dass er eine Reise durch das Weltall zu machen vermögte; er hat sein Revier bloss auf den Inseln, im Meer und in den Bezirken der Erde.

Die Eile Neptuns ist dadurch gezeichnet, dass er mit drei Schritten an dem bestimmten Orte ist; die Eile Eloa, dass der feinste Äther vor ihm zum Sturmwinde wird. Da Schritte ganz aus der alltäglichen, Sturmwind aber mehr aus der erhabenen Natur her-

genommen ist, so ist klar, dass die letzte Vorstellung ebenfalls die Grösse des Eilenden stärker bezeichnet.

Unter dem Schritte Neptuns beben Wald und Gebirge; Eloa hält in der Hand ein Wetter, aus welchem er donnert. Die letzte Vorstellung bezeichnet ohnstreitig mehr Grösse, ja, sie schliesst die erste mit in sich. Durch ein Wetter wird zugleich die Erde erschüttert. Überdiess ist der Donner das Atribut des höchsten Gottes, des Zevs bloss, und alle andern Götter sind zu schwach, ihn zu regieren. Eloa erscheint also hier mehr wie Zevs; als wie der schwächere Neptun.

Wollte man diese beiden Wesen noch in kleinern Zügen miteinander vergleichen, so würde man immer ein gleiches Verhältniss finden; aber aus dieser Parallele leuchtet schon ein, dass Eloa mehr Grösse habe wie Neptun. Der letzte kann höchstens mit Magog in einerlei Classe kommen, und ich will zur Vergleichung die beiden Beschreibungen hersetzen, wie sie aus den Tiefen der Wasser hervorkommen. Iliad. XIII. 23.

ενθ' ελθων, υπ' οχεσφι τιτυσκετο χαλκοποδ' ιππω,
ωκυπετα, χρυσεῃσιν εθειρῃσι κομοωντε·
χρυσον δ' αυτος εδυνε περι χροϊ· γεντο δ' ιμασθλην
χρυσειην, ευτυκτον, εου δ' επεβησατο διφρου·
βη δ' ελααν επι κυματ'· αταλλε δε κητε' υπ' αυτω
παντο θεν εκ κευθμων, ουδ' εγνοιησεν ανακτα·

γηθοσυνη δε θαλασσα διϊστατο· τοι δ' επετοντο
ξιμφα μαλ', ουδ' υπενιρθε διαπρο χαλκεος αξων.
τον δ' ες Αχαιων νηας συσκαζθμοι φερον ιπποι·

»Allda spannt' er die Rosse, mit ehernen fliegenden Füssen
»Und mit wallenden goldenen Mähnen, vor seinen Wagen.
»Selber rüstet er sich mit Gold, die wohlgeflochtne
»Goldene Geissel ergrif er, und setzte sich in den Wagen.
»Über die Wogen fuhr er; es tanzten unter dem Gotte,
»Ihren Klüften entschlüpfend, die Ungeheuer der Tiefe,
»Sie erkannten den König des Meers; die freudigen Fluten
»Wichen von beiden Seiten zurück; es flogen die Rosse
»Eilend einher, und ohne zu netzen die ehernen Axen;
»Zu den Schiffen brachten ihn bald die flüchtigen Springer.«

Eine ähnliche Scene mit einem Bewohner der Hölle beschreibt Klopstok Ges. II. 393.

Auch du sahest in deinen Wassern die Rückkehr Satans,
Magog, des todten Meeres Bewohner. Aus brausenden Strudeln
Kam er hervor. Die Meere zerflossen in lange Gebirge,
Da sein kommender Fuss die schwarzen Fluten zertheilte.
Magog fluchte dem Herrn; der wilden Lästerung Stimme
Brüllt unaufhörlich aus ihm. Seit seiner Verwerfung vom Himmel
Flucht er dem Ewigen. Voll von Rachsucht will er die Hölle,
Braucht er auch Ewigkeiten dazu, doch endlich vernichten.
Jetzo, da er das Trockne betrat, da warf er verwüstend
Noch mit seinen Gebirgen ein ganzes Gestad' in den Abgrund.

Sollte Neptun auch eben so gross und mächtig seyn als Magog, sollte er auch ebenfalls ein ganzes Vorgebirge mit einem Wurf in die Tiefe schleudern können, so bedenke man, dass der letzte ein höchst-

subalternes Geschöpf in der Messiade ist, der erste hingegen eine Hauptrolle unter den Göttern in der Iliade spielt. Und in diesem Verhältniss stehen fast alle handelnde Wesen in beiden Gedichten. Die erhabensten Götter Homers können höchstens an Grösse und Macht mit den Teufeln Klopstoks sich messen. Aber zurück zu Eloa, mit dem wir es jetzt allein noch zu thun haben.

In der Aeneide sucht man vergebens nach einem Wesen, das mit ihm verglichen werden könnte. Der Neptun, der Lib. II. 608. Felsstücke abreisst, die Mauern vor Troja bewegt, und die Stadt in ihren Grundfesten erschüttert, ist nicht so gross, als der homerische Poseidon und darf sich kaum mit Magog vergleichen, denn er hat Mühe, mit Hülfe der andern Götter eine Stadt zu zerstören; Magog hingegen hätte sie allein ohne viele Umstände ins Meer geworfen.

Im verlohrnen Paradiese ist es ebenfalls schwer, nächst dem Jehova und Messias, ein Wesen zu finden, das dem Eloa gleich käme, Gabriel ist einer der obersten Engel, aber es ist keine Beschreibung vorhanden, die mit jener von Eloa analogisch wäre; wir müssen daher eine andere Scene aufsuchen, in welcher sich Vergleichungspunkte finden. Zu Gabriel wird Satan im v. P. als ein Arrestant geführt, und es bricht ein Streit zwischen ihnen aus, woran auch die übrigen Engel, die in Eden Wache haben,

Theil nehmen. Sie dringen alle auf Satan ein, weil er ihnen Hohn gesprochen hat:

— — — — — — — — — Spitz gekrümmt
zum halben Monde rückt der Phalanx an,
umschliesst den Feind. Speer dicht an Speer gereiht;
wie Halm an Halm im Waizenfelde, wenn
vom Wind erregt es goldene Wellen wirft.
Zum Angrif fertig trat nun Satan vor,
all seine Kraft zusammenfassend.

Der Kampf geht zwar nicht vor sich, denn Gott verhindert ihn durch ein Zeichen am Himmel. aber man sieht doch aus diesem Beispiel, dass eine Menge Engel, unter denen Gabriel ist, auf den Einen Satan eindringen will. Nun vergleiche man damit, wie Eloa erscheint, als sich die beiden Höllenfürsten Satan und Adramelech ihm widersetzen; er rüstet sich nicht zum Kampf, er ruft bloss Mess. VIII. 177.

Erst verstummt! dann flieht! Kam' ich mit der siegenden Stärke,
Die Jehova mir gab, so sollte von diesem erhobnen
Treffenden Arm euch ferne von mir mein Donner verscheuchen.
Flieht! Sie flohen dunkler als Nächte.

Es wäre nicht möglich, alle Karaktere in den genannten Epopeen so weitläuftig miteinander zu vergleichen; ich will also nur noch einige Bemerkungen im Ganzen machen, und einen Umstand erwähnen, der vielleicht den Vorzug der Personen im Messias am entscheidendsten darthun kann. Was nemlich von der Handlung darin gesagt wurde, dass

sie sich fast durchaus, ohne den Verstand zu beleidigen, als würklich denken lasse, das gilt auch von den handelnden Personen. Sie können allzumahl vor dem Tribunal der Vernunft und der Philosophie bestehen. Dies ist schlechterdings in den andern Epopeen nicht der Fall.

Die Götter der Griechen und Römer sind im Grunde nichts, als die Zauberer und Zauberinnen des Alterthums, von denen Zevs und Juno als die mächtigsten erscheinen. So wenig wir uns die Maschienen in den Feenmährchen als würklich denken können, eben so wenig können wir dies bei den Göttern der Griechen. Ein Zevs, der mit Juno auf dem Ida der Liebe pflegt, sich von ihr in den Schlaf wiegen lässt, und erst beim Erwachen merkt, dass die Troer ins Gedränge kommen, (Iliad. XIV. und XV.) ist ein wahres philosophisches Ungeheuer, dessen Daseyn kein Kind glauben kann. Eben so ist es auch mit allen andern Göttern und Göttinnen; sie sind bloss Geschöpfe der Einbildungskraft, und versinken bei einem Blick des Verstandes in ihr Nichts. Auch ist ihre Macht nicht sonderlich gross. An Herrschaft in andern Welten ist gar nicht zu denken; sie haben ihr Wesen bloss auf der Erde, und treiben da allerhand Dinge, die man sich bei Zauberern zu denken pflegt. Sie können durch die Luft und durch die Tiefe der Wasser fahren, sie können Gewitter und Sonnenschein verursachen, sie können sich und andere unsichtbar machen, kurz, sie wissen

allerhand Künste, die über die Kräfte der Menschen weit erhaben sind. Aber von würklicher, göttlicher Grösse, weder physischer noch moralischer, ist hier keine Spur zu finden. Sie haben den Namen Götter, und sind im Grunde nichts als Zauberer. Der Einbildungskraft sind sie theuer, dem Verstande Undinge.

Eben so verhält es sich mit den meisten von ihren Helden. Wer kann sich den Achill als den Sohn der Meergöttin Thetis denken, wer den Aeneas als den Sohn der Venus? Auch die Menschen in jenen Epopeen sind fabelhafte Wesen.

Milton allein hätte, von der Religion und Offenbahrung geleitet, lauter denkbare Wesen erschaffen können, und er that es zum Theil; aber hingerissen von jenen schönen Beschreibungen der alten Helden und Götter, ahmte er ihnen zu viel nach, und seine Wesen erhielten das Gepräge von jenen, ihr Fabelhaftes zugleich. Sein Satan sieht einem Hercules oder einem Ares ähnlicher, als einem geistigen Bewohner der christlichen Hölle.

Sein schweres Schild, gediegner Äther stof,
von ungeheurem Umfang hinterrücks
geschoben, hing auf seinen Schultern, jetzt
dem Vollmond gleich, wie durch sein Fernglas ihn
der weise Künstler von der Warte Hoh
zu Fesola in heller Nacht beschaut,
und manches neue Land, Gebirg und Meer
auf der gefleckten Scheib' entdeckt. — Er stützt
sich auf den Speer, (mit dem verglichen, war

die höchste Tann' auf nordischem Gebirge,
zum Hauptmast für ein Orlogsschiff gefällt,
ein blosser Stab) mit ungewissem Tritt
auf dem durchglühten Boden gehend u. s. w.

Man sieht, ein Teufel mit Schild und Speer verträgt sich nicht gut mit der gesunden Vernunft, so wenig wie einer mit Hörnern und Pferdefüssen. Und diesem sind die übrigen allzumahl ähnlich. Man glaubt mehr ein Heer von streitenden Giganten, als von Teufeln zu sehen:

— — — — — Zehntausend Fahnen sind
in einem Nu hoch in die Luft gestreckt,
und wallen in des Morgens Farbenpracht.
Schnell bäumt ein Wald von Lanzen sich empor;
Helm dicht an Helm, Schild dicht an Schild gedrängt
erscheint, unübersehbar lang und breit.
Im Phalanx fest geschlossen, rückt das Heer
nach dorischer Musik beim sanften Ton
der Flöte und Fagotto vor u. s. w.

Alles schön, aber wer kann es glauben? Man sieht mehr eine Revüe von regulirten Truppen, als eine Versammlung von Teufeln vor sich. Von diesen Teufeln nun dichtet Milton sehr reitzend für die Einbildungskraft, dass sie hernach zu Göttern der Heiden geworden sind, aber der Verstand ruft wieder: credat Judäus Apella!

Eben so viel Unwahrscheinliches haben seine Engel an sich. Sie essen, sie trinken, sie schlafen, sie verdauen durch Ausdünstung, sie tanzen, sie werden durch Kanonenkugeln zu Boden geworfen,

sie sind, wie alle andere Krieger, bewaffnet und geharnischt. Belege zu allem diesen zu geben, wäre zu weitläuftig, besonders da schon einige davon oben vorgekommen sind; ich will also nur das erste und letzte aus Miltons Worten beweisen.

— — — — Und nun setzt
der kleine Kreis sich an den Tisch und speist;
der Engel auch — und nicht zum Scheine bloss;
(wie Kirchenlehrer es gemeiniglich
erklären) Nein er kostete und ass
mit unverstelltem Hunger, und es ging,
was er genoss, in seinen Körper über,
und wurde schnell durch Hitze aufgelöst,
das übrige verdünstet unvermerkt
bei Geistern.

Sollte es auch nicht ungereimt seyn, sich bei den Engeln eine gewisse Nahrung zu denken, so ist doch wenigstens das Detail davon hier absurd. So menschlich kann es wohl unmöglich dabei zugehen. Eben den Grad von Unwahrscheinlichkeit hat auch der äussere Schmuck der Engel. Die Scene ist im Paradiese, wo Gabriel mit andern Engeln Wache hält.

— — — — Hier zwischen den aus Stein
gebaunen Pfeilern sass der himmlischen
wachthaltenden Geschwader Oberhaupt,
die Nacht erwartend, Gabriel. Vor ihm
übt waffenlos des Himmels Jugend sich
in Heldenspielen; doch hängen noch zur Hand
die Rüstung, Speer und Helm und Schilder da,
hellschimmernd von Juwelen und von Gold.

Sollte es bei Engeln ganz so seyn wie bei uns? Sollte Gold und Juwelen ihren höchsten Schmuck ausmachen? Man fühlt, dass so das Wesen der Engel nicht seyn kann. Diese Beschreibung hat höchstens dichterische Wahrheit, von philosophischer keine Spur. Und selbst diese dichterische Wahrheit fällt bei zwei noch andern Personen Miltons weg. Er führt nemlich den Tod und die Sünde als zwei handelnde Wesen auf den Schauplatz, und lässt sie alles mögliche thun, was nur wirkliche Personen thun können. Er ist freilich gewissermassen gezwungen, sie zu personificiren, um sein Gedicht desto mehr zu bevölkern, aber es sind und bleiben doch undenkbare Wesen.

Durch diese Bemerkungen glaube ich, sey es hinlänglich dargethan, dass die meisten Personen in den frühern Epopeen höchstens nur für das Herz und die Einbildungskraft sind. Klopstok aber giebt ihnen noch eine dritte Eigenschaft, und bildet sie auch für den Verstand. Die reinsten Vergnügungen sind die Vergnügungen des Verstandes; und aus diesem einzigen Umstande sieht man schon, wie wichtig es sey, die handelnden Wesen eines Heldengedichts für denselben zu erfinden.

Dies hat unter allen Sängern, die sich in überirdische Dinge einlassen, zuerst Klopstok gethan. Vergebens wird man im ganzen Messias einen Karakter suchen, der nicht auch philosophische Wahrheit

hätte, sie können allzumahl vor dem Richterstuhl eines geläuterten Verstandes bestehen. Einen Moloch, der die Hölle befestigen, einen Belielel, der sie verschönern, einen Magog, der sie vernichten will, kann die hellste Vernunft sich denken, aber einen Poseidon, der in der Tiefe des Meers seinen Pallast hat, der dort die Pferde vor seinen Wagen spannt, und ihnen nachher ambrosische Nahrung giebt, nicht. Ein Abbadona, der seinen ehmaligen Fall bereut, ist unserm Herzen, unserer Einbildungskraft und unserm Verstande gleich theuer; aber ein Palinurus, der nicht über den Styx kommen kann, weil er nicht begraben ist, existirt bloss für die Imagination. Teufel, die sich von Gebirgen, aus Wassern und Wäldern zu Satan versammeln, um den Tod des Messias zu beschliessen, kann man sich denken, aber Teufel die Gold in der Hölle graben, das Pandämonium erbauen, das Pulver erfinden u. s. w. nicht. So stammen die Maschinen Klopstoks durchaus aus dem Gebiet der philosophischen Wahrscheinlichkeit her, wenn seine Vorgänger sie bloss aus der Ideenwelt holen.

Jetzt wollen wir alle Vorzüge der Karaktere im Messias zusammenfassen um das Resultat daraus zu ziehen. Wir fanden erstlich, dass ihrer eine weit grössere Menge war, als in den übrigen Heldengedichten; wir sahen ferner, dass die Hauptpersonen darin bei weitem mehr physische und moralische Grösse hatten; wir bemerkten endlich philosophische

Wahrscheinlichkeit an ihnen, da jene nur die dichterische besassen. Aus diesen drei Vorzügen nun, nach welchen der Werth der Karaktere eines Heldengedichts bestimmt wird, kann man mit Recht schliessen, dass die handelnden Wesen im Messias überhaupt vorzüglicher sind, als in den übrigen Epopeen.

Jetzt, nach dieser Vergleichung mit andern Karakteren, wollen wir sie an und für sich selbst noch etwas betrachten; und hier finden wir denn, dass alles, was in der ganzen Schöpfung an denkenden Wesen Grosses und Erhabenes ist, darunter als handelnd erscheint. Gott Jehova, der Messias, die Bewohner des Himmels, die gefallenen Engel, die seligen biblischen Personen, die lebenden vorzüglichsten Menschen, die Bewohner einer unschuldigen Welt, die Seelen der Menschen vor ihrer Geburt, und nach dem Tode, die Geister der Menschen, die in der Sündfluth umkamen u. s. w. Alle diese mannigfaltigen Wesen treten in der Messiade auf, erhalten ihren individuellen Karakter, und werden das ganze Gedicht ihrer würdig durchgeführt. Höchst selten fällt eins aus dieser grossen Anzahl von Wesen aus seinem Karakter, wie künftig aus der nähern Prüfung der Gesänge sich entwickeln wird.

Man fühlt leicht, dass ein höchst schöpfrisches Genie dazu gehört, alle diese Gattungen von Wesen in ihrer Art handeln zu lassen. Homer hat nur Götter, Menschen und Seelen nach dem Tode zu behandeln; Virgil ebenfalls nur: Milton hat nur die

Gottheit, Engel, Teufel und zwei Menschen: wie weit schwerer war also das Tagewerk Klopstoks, der mehr als noch einmal so viel Gattungen von Wesen durchführen musste.

Forschen wir woher er so viele Arten von Wesen, von denen in den griechischen und römischen Heldengedichten keine Spur ist, nahm, so kann man nicht leugnen, dass er dennoch nicht alles aus sich selbst erfand. Milton ist die grosse Quelle, aus der er die ersten Ideen zu seiner Engel- und Teufelmaschinerie schöpfte. Er hat einen Abdiel, der allein bei dem Fall der Engel unüberwindlich zurükkehrte, einen Moloch, einen Adramelech, einen Gabriel, Raphael und mehrere andere, die sich ebenfalls im verlohrnen Paradiese finden. Wenn auch diese Wesen nicht viel mehr als den Namen miteinander gemein haben, und übrigens im Karakter ganz verschieden sind, so kann man doch in Absicht ihrer Handlungsart im Ganzen eine grosse Ähnlichkeit nicht verkennen. Miltons Teufel halten eine Rathsversammlung, wie sie die Herrschaft über die Erde erlangen, und die ersten Menschen verführen wollen; Klopstoks gefallene Engel berathschlagen sich, wie sie diese Herrschaft erhalten, und die Erlösung hintertreiben wollen; Miltons Satan macht Reisen durch die Schöpfung, und kömmt zu unserm Erdball, Klopstoks Satan ebenfalls; jener verwandelt sich in einen Engel des Lichts, dieser auch; Milton verlegt die Scene Ges. III. in den Himmel, wo er Gott mit

dem Messias und den Engeln reden lässt, Klopstok thut Ges. I. das nemliche. Miltons Satan flösst zur Vorbereitung der Haupthandlung der Eva einen Traum ein, Klopstoks Satan dem Judas u. s. w.

Die Grundidee zu diesem allen nahm Klopstok also offenbar von Milton her. Ja so wie die Aeneide eine Fortsetzung von der Iliade, der Telemach von den ersten Büchern in der Odyssee ist, so ist der Messias ebenfalls eine Fortsetzung vom verlohrnen Paradiese. Klopstok bezieht sich darin auf einen Entschluss zur Erlösung der Menschen, den Gott und der Messias einst fassten, Ges. I. 97; auf eine Engelschlacht, worin der Messias der Held war, Ges. V. 619; auf den Donner, wodurch die gefallenen Engel besiegt werden. Ges. II. 318 u. s. w. Alle diese Ideen finden wir im Milton weiter ausgeführt, und aus seinem Gedicht setzt sie Klopstok als bekannt voraus. Man kann daher wohl kühn behaupten, dass wir, gäbe es kein verlohrnes Paradies, auch keine Messiade haben würden, wenigstens keine Messiade, wie sie jetzt ist.

Subjectivisch betrachtet ist also Milton darin unstreitig grösser, wie Klopstok, dass er die Bahn brach und zuerst eine schickliche Maschinerie für das christliche Heldengedicht erfand; aber sehen wir auf das Object, auf das Gedicht selbst, so hat wieder das Klopstoksche den Vorzug, denn jene Maschinerie ist darin zu einer höhern, ja man möchte sagen,

zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Im verlohrnen Paradiese ist sie gleichsam noch im Kinderalter, weil sie nicht ganz vor dem Richterstuhl der Philosophie bestehen kann, im Messias hat sie ihre männliche Reife erlangt, und gehört nun im Gebiet des reinen Verstandes zu Hause. Die Schwächen sind verwischt, und die Vorzüge auf einen höhern Grad von Vollkommenheit gebracht.

Diese Bemerkung führt auf eine andere. Klopstok nemlich nützt manche Ideen auch aus andern Dichtern als Milton, aber er erhebt sie fast immer auf eine höhere Stufe von Schönheit oder Grösse. Sind sie nur für die Einbildungskraft, so bildet er sie auch für den Verstand, und macht sie denkbar. Sind sie klein, so giebt er ihnen mehr Grösse und Umfang. Ich will hier nur einige Beispiele von dieser Exaltationsmanier Klopstoks anführen. Homer sagt vom Ares, der durch einen geschleuderten Stein der Athene zur Erde geworfen wird. Ilad. XXI. 407.

ἑπτα δ' ἐπισχε πελεθρα πεσων.

»Sieben Morgen Landes bedeckt er fallend.«

Diese Grösse ist unnatürlich, und man möchte sagen, burlesk. Klopstok ändert daher die Vorstellung, macht sie würdiger, und verbindet damit noch einen andern sehr erhabenen Gedanken. Als Abbadona den Messias, der für die Menschen leidet,

an der Erde vor sich liegen sieht, sagt er Ges. V. 662.

Ach wenn du uns gewürdiget hättest, ein Seraph zu werden,
Und so über des Himmels Gefild' hinübergebreitet
Lägest, wie hier im Staube du liegst.

Der bestimmte Raum ist hier unstreitig noch grösser, aber es verliert das Unwahrscheinliche, weil sein Umfang nicht genau detaillirt ist, und weil man sich die Gestalt des Messias, in welcher er jene Gefilde bedecken soll, nicht so körperlich denkt, als die des Ares, der von einem Steinwurf zu Boden fällt.

Eben dieser Ares erhebt, da er vom Diomedes verwundet wird, ein fürchterliches Geschrei. Iliad. V. 859.

— — — ὁ δ' ἐβάρησε χαλκεος Ἄρης
ὅσσον τ' ἐννεάχιλοι ἐπίαχον, ἢ δεκάχιλοι
ἀνέρες ἐν πολέμῳ, ἐρίδα ξυναγοντες Ἄρηος·

— — — — — Es brüllte der eherne Ares; so schreien
In der blutigen Schlacht zehntausend Männer auf einmal.

Klopstok, um ein grosses Geräusch auszudrükken, nimmt eine erhabnere Vorstellung, er redet von zehntausend Donnern. Ges. V. 4. sagt Eloa:

— — — — Wie reden so laut die Donner herunter!
Dies Zehntausend sprach; schon spricht das andere; nun hör' ich
Schon das Rauschen des dritten von fern.

Man denke, welch ein Unterschied es sey, zehntausend Donner, und zehntausend schreiende Krieger. *Ein* Donner ist stärker, wie das Brüllen von allen Kriegern zusammengenommen.

Homer sagt Iliad. II. 488., da, wo er von der Anzahl der Krieger vor Troja spricht:

πληθυν δ' ουκ αν εγω μυθησομαι, ουδ' ονομηνω,
ουδ' ει μοι δεκα μεν γλωσσαι, δεκα δε στοματ' εισιν,
φωνη δ' αρρηκτος, χαλκειον δε μοι ητορ ενειη etc.

»Jeden Namen der Streiter zu nennen, vermögt' ich nicht, so mir
»Auch zehn rufende Kehlen die Götter, zehn redende Zungen,
»Eine eherne Stimm' und gestahlten Busen verliehen.

Virgil sagt Aeneid. VI. 625 seq., da er von den Höllenstrafen redet:

Non mihi si linguae centum sint, oraque centum,
Ferrea vox, omnes scelerum comprendere formas,
Omnia poenarum percurrere nomina possem.

Zehn oder hundert Zungen und Munde giebt es aber eben so wenig, als eine eiserne Brust; Klopstok wählt also Vorstellungen, die sich eher denken lassen, und sagt Ges. V. 348. ffd.:

— — — — — Und hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, die ewige Seele des Menschen zu fassen,
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureissen: und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönte von meinem Munde die schreckenvolle Posaune,
Die auf Sina erklang, dass des Berg Fuss unter ihr bebte;

Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,
Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersank' ich, du Gottversöhner, dein Leiden zu singen,
Als mit dem Tode du rangst, als ganz unerbittlich dein Gott war.

Alle Ideen in diesen Worten haben durch die Bibel das Bürgerrecht erhalten, und so beobachtet Klopstok selbst in Nebenvorstellungen die Wahrscheinlichkeit.

Virgil hat vor den Thoren seiner Hölle Wesen, denen nur die Einbildungskraft das Daseyn zugestehen kann. Aeneid. VI. 273.

Vestibulum ante ipsum, primisque in faucibus Orci,
Luctus, et ultrices posuere cubilia Curae:
Pallentesque habitant morbi tristisque senectus etc.

Milton hat eben so undenkbare Wächter: den Tod und die Sünde. Ges. II.

— — — — Und vor den Thoren sass
zu beiden Seiten eine grässliche
Gestalt. Die eine schien bis an den Leib
ein schönes Weib, allein der Unterheil
war desto scheuslicher; ein schuppichtes
Gewinde bildete zur Schlange sich,
und tödtlich war der Stachel unten dran u. s. w.
Die andere Gestalt — wenn noch Gestalt
das heissen kann, was keine Bildung hat,
an der kein Glied sich unterscheiden lasst,
— — — stand schwarz, wie die Nacht,
zehnfachen Grimm der vorigen im Blick,

grausvoller als die Hölle. Mit der Hand
schwang's einen fürchterlichen Pfeil; den Ort,
wo es sein Haupt zu haben schien, bedeckt
was ähnliches von einer Königskrone.

Wer kann diese Wesen sich denken? Sie sind nur ein Nothbehelf Miltons, um etwas mehr Mannigfaltigkeit in seinen Karakteren zu haben. Nun wollen wir sehen, wie Klopstok seine Hölle bewachen lässt. Ges. II. 263 ffd. heisst es:

Zween der heldenmüthigsten Engel bewachten die Hölle.

Durch diesen einzigen Vers weicht er allem Unwahrscheinlichen in jenen Beschreibungen aus. Sollte es auch nicht ganz mit der christlichen Hölle sich vertragen, dass sie Wächter hat, sollte sie auch besser durch göttliche Allmacht in Schranken gehalten werden, so ist diese Vorstellung doch nicht ganz undenkbar, und lässt sich vielleicht mit Gründen vertheidigen.

Und nun noch ein Beispiel von den würdigern Vorstellungen Klopstoks. Beide Dichter lassen einen gefallenen Engel ihre vorige Gestalt des Lichts wieder annehmen, und Milton beschreibt dies so, Ges. III., wo von Satan die Rede ist:

— — — — — — Schon
zeigt er Cherubimglanz sich; nicht ganz
als einer von den herrlichsten, doch so,
dass himmlisch jugendlich sein Antlitz blüht,
und edler Liebreiz alle Glieder schmückt.

Bis so weit recht gut; aber nun höre man weiter:

um seine Wangen spielt ein fliegendes,
bekränztes Haar; die zarten Füsse
sind bunt gefiedert und mit Gold getüpft,
das Kleid, um schnell zu wandeln, aufgeschürzt;
und einen Stab von Silber in der Hand,
schritt' er mit Würd' und Anstand ruhig fort.

Diese Vorstellung ist bei weitem zu menschlich, um wahrscheinlich zu seyn. Federn eines Engels, die, wie Vogelfedern, bunt und mit Gold gesprenkelt sind, ein Kleid, das aufgeschürzt wird, um den Gang nicht zu verhindern, ein Wanderstab u. s. w., alle diese Attribute passen sich für keinen Engel, der in einem christlichen Heldengedicht eine Rolle spielt.

Klopstok lässt ihn auf eine würdigere Art erscheinen. Es ist von Abbadona die Rede, Ges. IX. 485., der Jerusalem vor sich liegen sieht:

— — — — Und nun, ihm bebten seine Gebeine,
Da er es that, nimmt er die Gestalt der Engel des Lichts an,
Seine Jünglingsgestalt, womit er im Thale des Friedens
Schimmerte. Doch sie war ein fernnachahmendes Bild nur!
Zwar floss glänzendes Haar auf seine Schultern hernieder,
Unter den glänzenden Locken erklangen goldene Flügel,
Und die Klarheit des werdenden Tags bedeckte des Seraphs
Leuchtendes Antlitz: allein sein Aug' hielt Thränen zurücke.

Schwerlich wird man in dieser Beschreibung etwas finden, das zu klein, oder eines Engels unwürdig

wäre. Flügel sind freilich eine auffallende Idee, aber als Symbole der Eile, und als ein Bild, das aus der Schrift hergenommen ist, lassen sie sich rechtfertigen. Miltons näheres Detail nur macht die Sache unwahrscheinlich.

Auf eine ähnliche Art wird man den ganzen Messias hindurch die Ideen früherer Dichter mehr ausgebildet und ihrer Vollkommenheit näher gebracht finden. Milton lässt die Sünde und den Tod eine Brücke von der Hölle bis zu unserer Welt bauen und sie pflastern, um recht bequem hinüber zu kommen; Klopstok denkt sich einen Strom der Himmelsheitre, der ehemals vom Himmel zur Erde herabfloss, und auf welchem Engel nach Eden herabstiegen. So ist immer das Würdigere und mehr Denkbare auf seiner Seite; und vorzüglich findet dies bei Schilderung seiner handelnden Personen statt.

Ich gehe nun zum vierten Hauptpunkt bei Prüfung der Heldengedichte, zur Sprache, fort.

Die *Sprache* ist diejenige Diction, oder der Ausdruck von Worten, in welchem die Gedanken des Gedichts vorgetragen sind. Wie wichtig dieser Punkt sey, sieht man schon daraus, dass das vortreflichste Gedicht durch eine schlechte Übersetzung, worin die rechten Worte nicht gebraucht sind, ungeniessbar wird. Die erhabensten Ideen kennt man kaum wieder, wenn sie nicht in gleich erhabner Spra-

che vorgetragen sind. Ohne gerade auf Blumauers Travestirung der Aeneide Rücksicht zu nehmen, braucht man nur die Übersetzung von irgend einem alten Meisterstück mit dem Original zu vergleichen, um den Abstand im Werth des Ganzen zu finden. Hätte also Klopstok alles das geleistet, was bis jetzt gesagt ist, und seine Sprache wäre dem erhabenen Grundstof, der Handlung und den Karakteren nicht gemäss, so würden alle Vorzüge derselben ins Dunkel zu stehen kommen. Dieser Umstand muss also nothwendig aufs reine gebracht seyn, um über den Werth der Epopeen zu entscheiden.

Die Sprache in einem ernsthaften Heldengedichte muss vorzüglich vier Eigenschaften besitzen: sie muss deutlich, erhaben, gedrungen und bilderreich seyn. Je mehr, oder in je höherem Grade sie diese Erfordernisse mit einander vereint, um so vollkommner ist sie. Könnte man also das Heldengedicht herausfinden, worin dies am meisten der Fall ist, so würde sich daraus für die Vorzüglichkeit der Sprache desselben entscheiden lassen.

Die Untersuchung hiervon hat grosse Schwierigkeiten, weil das Gefühl eines jeden zu sehr mit ins Spiel kömmt, und weil die Gründe für oder wider diese Eigenschaften äusserst subtil sind. Es ist ferner nicht möglich, die Heldengedichte Wort für Wort mit einander zu vergleichen, und am Ende die Summe der Vorzüge von einander abzuziehen; denn

das wäre wieder ein Werk, das Folianten anfüllen und den geduldigsten Leser ermüden würde. Wir müssen also einen andern Weg einschlagen, und es giebt vielleicht einen, der sicher genug ist, in der Kürze die Wahrheit zu erforschen. Wenn wir nemlich 1) diejenigen Stellen der Dichter, worinn sie ähnliche Sachen beschreiben, mit einander vergleichen, um zu sehen, in welcher Beschreibung jene Eigenschaften am meisten statt finden; wenn wir 2) untersuchen, in welchem Gedicht man das Gegentheil davon, oder Sünden gegen jene Erfordernisse am meisten antrifft; wenn wir 3) die Gleichnisse gegeneinanderhalten und ihren Werth untersuchen, so können wir vielleicht einen billigen Schluss auf die Sprache der Heldengedichte machen.

Erhabenheit bleibt immer das Haupterforderniss derselben, und ist um so vorzüglicher, je mehr die Ausdrücke vom gemeinen Gebrauch entfernt sind, und je grösser uns die beschriebenen Sachen durch sie erscheinen. Wir wollen also hier vorzüglich auf diese Eigenschaft Rücksicht nehmen.

Ich will zuerst ähnliche Stellen mit einander vergleichen, und, um nicht von den Gedanken bestochen zu werden, solche wählen, worin ganz gewöhnliche Sachen beschrieben sind. Homer drückt das Waschen der Hände Odyss. I. 136. folgendergestalt aus:

Χερνιβα δ' αμφιπολος προχοῳ ενιχευε φερουσα
καλῃ, χρυσειῃ, υπερ αργυρεοιο λεβητος,
νιψασθαι.

Eine Dienerin trug in der schönen, goldenen Kanne
Über dem silbernen Becken das Wasser, herströmend zum Waschen
Ihnen die Händ' und stellte vor sie die geglättete Tafel.

Klopstok beschreibt eben diese Handlung bei Pilatus Ges. VII. 267. ffd.

— — — — — — Der Sclav kam
Eilend zurück, und trug durch der Priester getheilte Versammlung
Ein corinthisch Gefäss, darin eine silberne Quelle,
Und hielte vor Pilatus. — Nun rann die Quelle. Pilatus
Wusch sich feierlich vor dem Volk die Hände.

Wenn wir die Worte des griechischen Dichters prüfen, so finden wir, dass sie die ganz kunstlose, ungeschmückte Natur bezeichnen: Waschwasser, ein goldenes Waschgeschirr, ein silbernes Becken darin, und herausströmendes Wasser. Wir sehen also die Scene, wie sie in der gewöhnlichen Welt ist, vor Augen.

Der Deutsche hat geschmücktere Ausdrücke; statt χερνιψ (Waschwasser für die Hände von χυω und νιπτω) bedient er sich des Worts: *Quelle;* statt προχοος χρυσειος (goldenes Waschgeschirr) wählt er: *korintisch Gefäss;* statt den Ausdruck αργυρεος (silbern) eigentlich zu nehmen, und ihn zu Gefäss

zu setzen; macht er ihn zur Metapher, und setzt ihn zur Quelle; statt ἔκχεεν (sie goss aus) sagt er: *nun rann die Quelle.* u. s. w.

Hier finden wir offenbar mehr Schönheit und Schmuck der Worte. *Quelle* ist erhabner, als *Waschwasser*, denn es ist aus der grössern und schönern Natur hergenommen. Es ist überdiess eine dichterische Figur, (totum pro parte) und führt uns ein angenehmeres Bild vor Augen. *Corinthisches Gefäss* ist ungewöhnlicher und vielsagender, als *goldenes Waschgeschirr*, weil man an das Alterthum, an die Zerstörung von Corinth, und die fürchterliche Feuersbrunst daselbst, in welcher das corinthische Erz entstand, erinnert wird. Der Ausdruck *silbern* ist neuer und schöner bei Quelle, als bei Gefäss, weil es hier nur die gewöhnliche Bedeutung hat, dort bildlich wird, und den Glanz des Wassers mit ausdrückt. Die Worte: *nun rann die Quelle* sind erhabner, als ἔκχεεν weil die dichterische Figur hier fortgesetzt ist, und uns das Bild der Quelle durch das Rinnen noch lebhafter vorgemahlt wird.

Wir sehen also, dass die Sprache des deutschen Dichters hier jene Eigenschaften, die oben erwähnt wurden, vorzüglich an sich hat. Sie ist erhaben und bilderreich. Es entsteht aber die Frage, ob diese Eigenschaften hier am rechten Ort sind? Ich glaube ja! In einem Heldengedicht sollte billig alles schön oder erhaben seyn. Stösst dem Dichter eine Hand-

lung auf, die keins von beiden ist, so muss er ihr durch den Ausdruck diese Eigenschaften zu geben suchen. Dies war hier der Fall. Das Händewaschen ist eine höchst alltägliche Handlung, die nothwendig durch die Diction verschönt und gehoben werden muss. Homer that dies auch, aber Klopstok in noch höherem Grade.

Sehen wir auf das Gedrungene dieser Stelle, so wird man schwerlich in beiden nur ein einziges Wort zu viel oder müssig finden. Sehen wir aber auf die Deutlichkeit oder einfache Zusammensetzung der Worte, so hat Klopstok wieder den Vorzug. Denn in seiner ganzen Stelle folgen die Ausdrücke äusserst natürlich auf einander, dahingegen in der Odyssee das προχοω nicht recht angenehm von καλη und χρυσειη getrennt ist, so wie das αμφιπολος von φερουσα.

Ohne also das sehr mahlende Beiwort *getheilte*, und die lebhafte Handlung des deutschen Dichters mit in Anschlag zu bringen, lässt sich aus obigen Bemerkungen schon erweisen, dass die Sprache desselben hier vorzüglicher ist. Der griechische Barde stellt uns die gewöhnliche Natur ganz kunstlos dar, der Deutsche verschönt sie erst, ehe er sie aufzustellen wagt. Jener ist edel in seiner Beschreibung, dieser erhaben.

Jetzt wollen wir ein ähnliches Beispiel auch aus der Iliade wählen, worin ebenfalls von einer unwich-

tigen Sache, von Frauenzimmerarbeit, die Rede ist. Buch III. 125 ffd. Iris kömmt zur Helena, und nun heisst es:

τὴν δ' εὑρ' ἐν μεγάρῳ· ἡ δὲ μέγαν ἱστὸν ὑφαινε,
δίπλακα μαρμαρέην· πολέας δ' ἐνέπασσεν ἀέθλους
Τρώων ἱπποδάμων, καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων,
οὕς ἑθεν εἵνεκ' ἔπασχον ὑπ' Ἄρηος παλαμάων·

•Webend fand sie die Griechin daheim im Pallaste,
•Schimmernd ihr Tuch mit Kämpfen der rosseberühmenden Troer
•Und der erzgepanzerten Helden Achajas durchwebet.
•Ihretwegen bestanden die Völker des Krieges Gefahren.

Klopstok beschreibt eine ähnliche Arbeit, Ges. XV. 328. lfd.

Mit nachahmender Hand, Gemählde von Seide zu sticken,
Sass an einem tyrischen Purpurteppich erfindend
Tabitha. Frühwegblühende Mutter Benoni's, dein Grabmahl
War ihr ernster Geschäft, als sonst vielfarbige Faden
Unter weiblicher Hand. Sie dachte beim Spiele der Nadel.
Auf dem Grabe ruhte die bleiche Rahel. Benoni
Kniete bei ihr und stiess mit weggewendetem Auge
Einen Dolch ihr ins Herz. Jetzt eben rannen am Dolche
Blutige Tropfen herab, da vom Purpur Tabitha aufsprang.
Eilet' und die Erwartete lief zu empfangen, die ankam.

Die letzte Beschreibung ist länger, aber ohne weitere Prüfung wird jeder Kenner beim ersten Durchlesen schon fühlen, dass sie auch schöner sey. Der Grieche beschreibt wieder ganz simpel, und hat keinen einzigen bildlichen Ausdruck. Der Deutsche hingegen stellt uns die ganze Scene in einem Bilde

dar. Ein Kind, das seine Mutter in der Geburt tödtet, (1 Mose 35, v. 18 - 19.) so vorgestellt, als wenn es ihr mit abgewandtem Gesicht einen Dolch ins Herz stösst, ist für den Verstand und die Einbildungskraft ein sehr reitzendes Gemälde. Der Grieche braucht ferner die gewöhnlichen Beiwörter: μεγαν, μαρμαρεην, ιπποδαμων, χαλκοχιτωνων, die wenigstens keinen erhabenen Begrif bezeichnen. Der Deutsche wählt solche, die weit mahlender sind: nachahmend, frühwegblühend, vielfarbig, bleich u. s. w. Alle diese Wörter sind in der Bedeutung, worin sie stehen, bedeutungsvoll und neu.

Aber die Worte und Gedanken des Deutschen haben hier wirklich zu viel Vorzüge, um sie weiter auseinander zu setzen, und ich gehe zu einer andern Stelle fort, wo eine noch gewöhnlichere Handlung, nemlich die Zubereitung der Speisen, beschrieben wird.

Ulysses ist bei dem Hirten Eumäus, der das Abendessen besorgt. Odyss. XIV. 73 ffd.

βη δ' ιμεν ες συφεους, οθι εθνεα ερχατο χοιρων·
ενθεν ελων δυ' ενεικε, και αμφοτερους ιερευσεν·
ευσε τε, μιςυλλεν τε, και αμφ' οβελοισιν επειρεν·
οπτησας δ' αρα παντα φερων παρεθηκ' Οδυσηϊ
θερμ' αυτοις οβελοισιν. ο δ' αλφιτα λευκα παλυνεν·
εν δ' αρα κισσυβιῳ κιρνη μελιηδεα οινον·
αυτος δ' αντιον ιζεν

(Eumeus) Ging zu den Köfen, worin der Ferkel Menge gesperrt war,
Und zwei nahm er heraus, und schlachtete beide zur Mahlzeit,
Sengte sie, hautе sie klein, und steckte die Glieder an Spiesse,
Briet sie über der Glut, und setzte sie hin vor Odysseus,
Brätelnd noch an den Spiessen, mit weissem Mehle bestreuet.
Mischte dann süssen Wein in seinem hölzernen Becher,
Setzte sich gegen ihm über u. s. w.

Eine gleiche Scene beschreibt Virgil, da die Gefährten des Aeneas sich von den geschossenen Hirschen ein Mahl bereiten. Aeneid. l. 214 seq.

Illi se praedae accingunt dapibusque futuris,
Tergora diripiunt costis, et viscera nudant.
Pars in frusta secant, verubusque trementia figunt.
Littore ahena locant alii, flammasque ministrant.
Tum victu revocant vires, fusique per herbam,
Implentur veteris Bacchi, pinguisque ferinae.

Nun wollen wir auch Klopstok hören, wie er das Zubereiten einer Mahlzeit beschreibt, Ges. XIV. 739. ffd., wo Kleophas der Wirth, und Christus mit Matthias die Gäste sind. Es ist von dem ersten die Rede:

— — — — — Sie sahn, er entschöpfte
Wasser zum Trinken der Mündung des Quells, dann setzt' er es eilend
Bei sich nieder, und wusch balsamische duftende Kräuter.
Seine Hand umflossen mitabgerissene Blumen;
Einige glitten hinab mit des werdenden Baches Gelispel.
Aber er sah Matthias, und sah den göttlichen Fremdling
Nahe, sprang eiliger auf! Sey mir, Mann Gottes, willkommen!

Alle dein Segen, mit dem der Herr dich segnete, gehe,
Du Mann Gottes, mit dir, in meine Hütte! Matthias
Folgt', und trug das Gefäss, und darin die lebende Quelle,
Mit der träufelnden Kräuter Erfrischung. Kleophas hatte
Schon den unbelasteten Tisch mit dem ganzen Reichthum
Seiner Hütte besetzt, mit Milch, und Honig, und Feigen,
Und mit stärkendem Brod, und herzerfreuendem Weine u. s. w.

Wenn wir die Beschreibung des griechischen Dichters untersuchen, so finden wir wieder die ganz nackte, gewöhnliche Natur, wie sie bei Zubereitung einer Mahlzeit statt findet, und eine ihr gemässe Sprache. Wir sehen *συφεας*, (Ställe) *σθενα χοιρων* (eine Menge von Schweinen); wir sehen zwei davon *σφαξαν* (schlachten), *συειν* (sengen), *μιστυλλειν* (zerhacken), und *αμΦ' οβελοισιν πειρειν* (an Bratspiessen stecken). Wir sehen, wie das Fleisch brät, wie es warm dem Ulysses vorgesetzt, und mit Mehl bestreuet wird. Wir sehen endlich den Wein mischen, zur Tafel niedersitzen u. s. w. Hier ist also nichts, als unverschönerte Natur, und die Bereitung einer Mahlzeit in den kleinsten Zügen dargestellt.

Bei dem römischen Dichter ist es eben so. Man sieht die Gefährten des Aeneas accincti dapibus futuris (zur künftigen Mahlzeit Anstalt machend), tergora costis directa (die abgezogene Haut), viscera nudata (entblösste Eingeweide) frusta trementia (zitterndes Fleisch) u. s. w. Man findet ferner die nothwendigen Geräthe zur Zubereitung: ahena, verua, flammae u. s. w. Die Sprache hier ist also ganz einfach, ohne Bilder und grossen Schmuck.

Nun wollen wir auch sehen, welcher Ideen und Worte sich Klopstok bei Zubereitung seiner Speise bedient. Er hat die *Mündung eines Quelles*, worin *duftende Kräuter* gewaschen werden; er hat *abgerissene Blumen*, einen *werdenden Bach*, in dessen *Gelispel* (attributum pro re ipsa) diese Blumen fliessen, ein Gefäss mit einer *lebenden Quelle* (totum pro parte) und mit der *Erfrischung* (abstractum pro concreto) *träufelnder Kräuter*. Dies zur Zubereitung. Zum Mahle selbst finden wir: *Milch, Honig, Feigen, stärkendes Brod, und herzerfreuenden Wein*.

Hier haben wir ebenfalls die Natur wie in den obigen Stellen; aber es findet der Unterschied statt, dass es die schöne und edle Natur ist. Ein *Bach* ist schöner als ein *Stall*, *duftende Kräuter* angenehmer, als eine Menge von Schweinen; *Blumen* gefallen mehr, als *entblöste Eingeweide*; *Milch* und *Honig* mehr, als pinguis ferina (fettes Hirschfleisch) u. s. w. Die Ausdrücke des deutschen Dichters also bezeichnen die schöne Natur, und eben so verhält es sich mit seiner Handlung. Kräuter in einer Quelle waschen ist edler, als Schweine schlachten; ein Gefäss mit frischem Wasser tragen edler, als Fleisch an den Bratspiess stecken; den Tisch endlich mit stärkendem Brodte besetzen, und Teppiche umherbreiten ist schöner, als einem Hirsch das Fell abziehen.

Dennoch fühlt Klopstok, dass auch seine Handlung z. B. das Waschen der Kräuter ganz alltäglich

sey. Er sucht sie also zu verschönen, und erfindet dazu eine kleine angenehme Nebenscene. Er lässt um die Hand des Waschenden Blumen schwimmen, die mit dem Bach hinuntergleiten; welch ein bei weitem gefallenderes Bild ist dies, als das Zerschneiden des Fleisches in Stücke! Er hebt ferner die unwichtigen Begriffe durch bildliche, dichterische Ausdrücke: *balsamisch, Gelispel des werdenden Bachs, lebende Quelle, träufelnde Kräuter, herzerfreuender Wein* u. s. w.

Da also die Sprache Klopstoks Begriffe und Handlungen aus der schönen Natur bezeichnet, wenn jene sie aus der gewöhnlichen Welt hernehmen, da sie bilderreicher, und figürlicher ist, so ist sie natürlich auch schöner und erhabner.

Man könnte den Einwurf machen: die Natur der Sache liess es nicht anders zu. Die älteren Dichter hatten eine Mahlzeit aus dem Thierreich zu schildern, Klopstok eine aus dem Pflanzenreich, wobei der Ton edler seyn kann, und sich mehr dichterische Schönheiten anbringen lassen.

Zur Antwort hierauf will ich zwei Stellen aus dem Messias anführen, worin von einer Mahlzeit aus dem Thierreich ebenfalls die Rede ist. Ges. III. 243 ffd., wo die Scene zwischen Simon und Jesus ist, heisst es von dem letzten:

— — — — — — Da er ermüdet
Einst zu ihm (dem Simon) kam, so schlachtet' er Jesus mit sorgsamer Eile

Gleich ein jugendlich Lamm, und stand, und diente ihm in Unschuld,
Segnete sich, und die niedrige Hütte, wo Gottes Prophet war.
Jesus ass so froh, wie er einst in dem Haine zu Mamre
Mit zween Engeln und Abraham ass. u. s. w.

Die andere Stelle findet sich Ges. XIX. 291 ffd. wo Christus unter seinen Jüngern ist, und Fische zum Mahl bereitet werden:

Brod, und Kohlen, und Fisch' auf den Kohlen lagen vor ihnen
Am dem Ufer. Der Mittler sprach: Bringt auch von den Fischen,
Die ihr fanget. Und schnell sprang Kephas wieder ins Wasser;
Zog das schwere Netz voll grosser Fische, das dennoch
Nicht zerriss, auf das Land: und Leben wimmelt' im Netze!
J. Kommt, und haltet das Mahl. Sie hielten's. Vertraulich, mit Liebe,
Sass er unter den Wonnevollen am Ufer, und reichte
Ihnen Speise.

In diesen Beschreibungen finden wir, dass Klopstok sich sorgfältig vor dem Detail bei Zubereitung der Speisen hütet. Er sagt nichts vom Zerstücken des Lamms, nichts vom Braten desselben, nichts vom Ausnehmen der Fische u. s. w., und warum? Weil sich dabei die Natur nicht von ihrer schönsten Seite zeigt. Er fand eine solche Handlung zu niedrig für sein Gedicht, und bequemte sich nach der Regel des Horaz:

— — — — — — — et quae
Desperat, tractata nitescere posse, relinquit.

Ich tadle die ältern Dichter nicht, dass sie dies nicht thaten; ihre Zeiten sind nicht die unsrigen, und

ihre Beschreibungen gefallen sehr, weil sie ganz aus der Natur hergenommen sind. Aber da die schöne Natur immer mehr gefallt, als die gewöhnliche, so ist es auch eben so mit der Nachahmung oder Bezeichnung derselben.

Ich könnte nun so schliessen: wer in Schilderung unwichtiger Scenen sich so über seine Genossen erhebt, der wird dies bei wichtigen noch weit mehr thun; aber man müsste mir dies aufs Wort glauben. Ich will deshalb noch einige erhabene Stellen in den Dichtern mit einander vergleichen, und sehen, wer in ihnen den Preis davon trägt. Eine der erhabensten in der Iliade findet sich Ges. XX. 56. seq., wo die Mitwürkung der Götter bei der Schlacht zwischen Griechen und Trojanern geschildert wird.

δεινον δ' ἐβρόντησε πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε
ὑψόθεν· αὐτὰρ ὑπερθε Ποσειδάων ἐτίναξε
γαῖαν ἀπειρεσίην, ὀρέων τ' αἰπεινὰ κάρηνα.
πάντες δ' ἐσσείοντο πόδες πολυπιδάκου Ἴδης,
καὶ κορυφαὶ, Τρώων τε πόλις, καὶ νῆες Ἀχαιῶν·
ἐδδείσεν δ' ὑπένερθεν ἄναξ ἐυρέων, Ἀϊδωνεύς,
δείσας δ' ἐκ θρόνου ἆλτο, καὶ ἴαχε, μή οἱ ὑπερθε
γαῖαν ἀναρρήξειε Ποσειδάων ἐνοσίχθων,
οἰκία δὲ θνητοῖσι καὶ ἀθανάτοισι φανείη
σμερδαλέ', εὐρώεντα, τά τε στυγέουσι θεοὶ περ.

•Furchtbar donnerte Zeus, der Vater der Götter und Menschen.

•Oberher. Von unten erschütterte Poseidon

•Die unendliche Erde bis zu den Häuptern der Berge.

»Alle Füsse wankten des quellenströmenden Ida
»Bis zu den Gipfeln: es wankte die Stadt und die Schiffe der Griechen.
»Da erschrak in der Tiefe der Schatten Beherrscher Aidoneus;
»Behend entsprang er dem Thron, laut rufend, dass nicht von oben
»Poseidon, der Gestadeerschütterer, die Erde zerrisse,
»Dass nicht erscheine den Menschen, dass nicht den Göttern erscheine
»Seine düstre Behausung, für die auch Olympiern grauet.«

Eine grosse Erhabenheit hat ferner die Stelle in der Aeneide lib. II. 608. seq., wo Venus dem Aeneas die Götter sichtbar macht, welche Troja verwüsten:

Hic, ubi disjectas moles, avulsaque saxis
Saxa vides, mistoque undantem pulvere fumum:
Neptunus muros, magnoque emota tridenti
Fundamenta quatit, totamque a sedibus urbem
Eruit. Hic Juno Scaeas saevissima portas
Prima tenet, sociumque furens a navibus agmen
Ferro accincta vocat.
Jam summas arces Tritonia (respice) Pallas
Insedit, nimbo effulgens, et Gorgone saeva.
Ipse Pater Danais animos, viresque secundas
Sufficit: ipse Deos in Dardana suscitat arma.

In der Messiade finden wir Ges. V. 459. eine Stelle voll erhabener Ideen, worin die Scene in den Welten bei dem Leiden des Messias geschildert wird. Gott hatte zu den Bewohnern des Himmels gesagt:

Wenn wird tönen um euch der Pole Donnern, mit ihnen
Dann der Gesang der Welten, in Stimmen der Meere verwandelt,

Brausend vorübergehn; wenn aus ihren Kreisen die Sterne,
Tausend Sonnenmeilen herauf, und tausend hinunter,
Werden durch die Unendlichkeit einen; wenn über euch kommen
Schauer von Gott, und euerm Haupte die goldenen Kronen
Schnell entfallen, und unter euch sinken die goldenen Stühle:
Dann, dann richtet das ernste Gericht! dann leidet der Gottmensch.

In allen diesen drei Stellen herrscht ein hoher Grad von Erhabenheit, und es ist bloss zu untersuchen, in welcher am meisten. Um dies bestimmen zu können, wollen wir die einzelnen erhabenen Begriffe darin aufsuchen.

Der Grieche wählt alles Grosse und Majestätische, was auf der Erde und im Olymp ist. Der Vater der Götter und Menschen σβερνησε (donnerte), dies ist das stärkste und erhabenste Geräusch, das wir kennen. Poseidon hingegen zeigt die grösste Kraft, die auf der Erde möglich ist: σπαξε γαιαν ανασσων (er erschütterte die unendliche Erde). Die Würkungen hiervon sind ebenfalls gross; es beben παντες πιδες και κορυφαι (alle Wurzeln und Gipfel) des Ida, der Stadt Troja, und die Schiffe der Griechen. Selbst bis zur Unterwelt steigt die Würkung hinab: εδδεισε αναξ ενερων (der König der Todten erschrack). Wie gross muss das Geräusch der Schlacht seyn, wenn es bis in die Tiefen der Erde dringt! Die Idee wird dadurch noch vergrössert, dass Pluto fürchtet, μη γαιαν ανασσεξαι Ποσειδαων (Neptun

mügte die Erde zerreissen), und den Sterblichen und Unsterblichen οικια φανοιη σμερδαλεα (die schreckliche Unterwelt sichtbar werden). Dieser letzte Gedanke hat ausser der Erhabenheit auch noch ausserordentlich viel mahlerisches, und giebt der Scene den stärksten Nachdruck. Welcher Spalt in der Erde müsste es seyn, wenn er bis zum Schattenreich sich erstreckte, wenn die tiefverborgene Unterwelt plötzlich mit allen ihren Geheimnissen im geöfneten Schooss der Erde erschiene, und Plutons ganzes Reich entschleiert daläge! Welch ein äusserst lebhaftes Spiel gewährt dieser Gedanke der Einbildungskraft!

Virgil hat ebenfalls nur Grosses und Erhabenes. Neptun reisst Felsen am Felsen los, erschüttert muros et fundamenta urbis (die Mauern und Grundfeste der Stadt), und reisst sie aus ihrem Sitze. Ebenfalls ein erhabenes Schauspiel für die Einbildungskraft: eine ganze Stadt gleichsam aus ihren Wurzeln herausgehoben zu sehen! Juno wütet an den Thoren, und Pallas sitzt auf der Burg nimbo effulgens (in glänzendem Schimmer), mit der schrecklichen Aegide. Selbst Jupiter macht den Griechen Muth, et suscitat Deus in Dardana arma (und feuert die Götter gegen die Troer an). Kurz die erhabensten Wesen des Alterthums, die Götter, würken hier zur Vernichtung einer der berühmtesten Städte in der Vorwelt.

Im Messias finden wir folgende Ideen: donnernde Pole, Stimmen der Meere statt der Sphären-

gesänge, Erzittern der Sterne in dem unendlichen Raum, Sonnenmeilen, Schauer von Gott, Entfallen der goldenen Kronen, Hinsinken goldener Stühle u. s. w.

Wenn wir diese Begriffe mit jenen vergleichen, so stossen wir zuerst auf βρονταὶ, und *donnernde Pole*. Das erste kömmt aus den Wolken, das letzte von der heftigen Bewegung ganzer Welten um ihre Endpunkte. Der Begrif bei dem letzten ist neuer und grösser, folglich auch der Ausdruck erhabener. *Avulsa saxis saxa* ist ebenfalls nicht so erhaben, als Donnern der Pole, denn die Masse der hier sich bewegenden Körper ist unendlich verschieden; überdies kann der Donner einen ganzen Felsen auf einmal zerschmettern.

Der zweite erhabene Begrif ist σεισαξιγαιαν απειρεσιην, *fundamenta quatit urbis*, *Erzittern der Sterne durch die Unendlichkeit*. Der Grieche bezeichnet durch seine Worte die Erschütterung der Erde, der Römer einer Stadt, der Deutsche einiger tausend Sterne. Man fühlt hier ohne weitere Zergliederung wieder, dass der Deutsche am erhabensten ist, weil er den grössten und erhabensten Begrif bezeichnet. Selbst das Wort απειρεσιος ist bei den Griechen nicht so umfassend, als die Unendlichkeit bei den Deutschen. Dass die Erde ein Ende hat, wissen wir zu gut; wir glauben also nicht an das Wort απειρεσιον. Aber an einen unendlichen Raum,

worin die Sterne schweben, glauben wir, und verbinden philosophische Wahrheit mit dem Begrif. Kurz, wer je über die Grösse der Welt, oder über den Zustand der alten und neuern Astronomie nachgedacht hat, der wird im ersten Augenblick fühlen, dass es mit der homerischen und klopstokschen Unendlichkeit ein ganz anderes Ding sey.

Sehen wir auf den Raum, den die Begriffe umfassen, so hat der Grieche in seiner Erschütterung ορεων καρηνα, παντες ποδες Ιδης και κορυφαι. Τρωων πολις, νηες Αχαιων, οικια σμερδαλεα; der Römer hat eine ganze Stadt zum Schauplatz; der Deutsche zweitausend Sonnenmeilen. Dieser letzte Wirkungskreis lässt mit dem ersten sich gar nicht vergleichen. Eine Sonnenmeile ist die Entfernung von einem Sonnensysteme zum andern (Ges. V. 147). Von einem solchen Raum haben weder Griechen noch Römer einen Begrif, um so weniger also von tausend solchen Räumen.

Schauer von Gott, die über Seraphim kommen, sind erhabener, als das Erschrecken Pluto's bei einem Erdbeben; goldene Kronen, die vom Haupte sinken, ist ein schöneres Bild, als Zerspalten der Erde u. s. w.

Wir sehen also, dass die Sprache Klopstoks auch in Stellen von erhabenen Gedanken vorzüglicher sey; und dies ist nicht so zu bewundern, als bei gewöhnlichen Gedanken. Bei erhabenen Begriffen bieten sich erhabene Ausdrücke von selbst dar,

denn ohne sie finden die Begriffe nicht statt; ja man könnte so a priori schliessen: weil Klopstok die erhabenste Handlung und die erhabensten Personen geschildert hat (wie oben bewiesen ist), so musste er auch Begriffe dafür haben, für diese Begriffe aber Worte. Da nun die Erhabenheit eines Worts nach der Grösse und Ungewöhnlichkeit des Begrifs, den es bezeichnet, bestimmt wird, so musste er nothwendig auch die erhabenste Sprache haben, weil er die erhabensten Begriffe hatte.

Aber weil es besser ist, zu beweisen, dass dies wirklich so sey, als es bloss zu schliessen, und weil auch die Sprache im verlohrnen Paradiese mit in Anschlag gebracht werden muss, so will ich die Diction in den Heldengedichten noch auf mehrere Arten prüfen.

Es giebt nemlich noch einen Umstand, nach welchem man den Grad der Erhabenheit eines Gedichts beurtheilen kann: nach dem Gegentheil vom Erhabenen, nach den niedrigen Worten und Handlungen, die darin statt finden. Passen in ein Gedicht gemeine Ausdrücke und Scenen, die für den Ton eines andern zu niedrig sind, so kann man sicher schliessen, dass das letzte im Ganzen erhabener sey. Das Gefühl ist hier freilich der vornehmste Schiedsrichter, aber es wirkt auch so stark dabei, dass man sich darauf verlassen kann. Das komische Heldengedicht: die Kirchenvisitation, worin Herr Pastor

Fein die Hauptrolle spielt, ist in ziemlich edlem Ton geschrieben; aber man frage sich, ob dieser einzige Ausdruck nur: *Herr Pastor Fein*, in die Messiade passt, und unser Gefühl wird uns fast mathematisch gewiss machen, dass dies nicht seyn kann.

Die komische Aeneis von Blumauer ist ebenfalls ein Heldengedicht, wie die lateinische, aber man denke sich nur die einzigen Worte, die bei einem Gastmahl der Dido, wo von einer Pastete die Rede ist, vorkommen:

Sie präsentirte Trojens Brand,
Und oben auf den Flammen stand
Aeneas ganz von Butter;

und unser Gefühl wird uns im Augenblicke überzeugen, dass ein solcher Spass in der wahren Aeneide sich schlechterdings nicht anbringen liesse.

Wenn Virgil, bei Gelegenheit, da Venus zum Aeolus kömmt, um ihn zu bitten, einen Sturmwind zu erregen, so redet:

Ad quem tum Juno supplex his vocibus usa est:
Aeole (namque tibi divum pater, atque hominum rex
Et mulcere dedit fluctus, et tollere vento)
Incute vim ventis!

und Blumauer dies so ausdrückt:

Die Göttin war voll Freundlichkeit,
Und sprach: mein lieber Vetter!
Seyd doch so gut, und macht mir heut
Ein kleines Donnerwetter!

so ist es wieder offenbar, dass dies letzte ganz unter dem Ton der wahren Aeneide ist, so schön es auch in Blumauers Travestirung passt.

Könnten wir also das Heldengedicht auffinden, in welchem Ausdrücke und Handlungen zu niedrig sind, die es in andern nicht sind, so würde man mit Recht daraus auf die grössere Erhabenheit desselben schliessen können. Zuerst von den gemeinen Ausdrücken, die durch den Gebrauch im gewöhnlichen Leben gleichsam erniedrigt sind.

In der Iliade findet man lib. XVIII. 468 ffd. die Worte: Blasebalg (φυσα), Schmelztiegel (χοανον), Ambos (ακμων), Hammer (ϱαιστης), Feuerzange (πυϱαγϱα). Die Handlung bei diesen Worten ist Schmieden im kleinsten Detail ausgemahlt. Worte und Handlungen, so ganz aus der alltäglichen Welt hergenommen, wie diese, wird man vergebens im ganzen Messias suchen, wenigstens sind sie nur von weitem berührt, und schnell aus den Augen gelassen. Eine detaillirte Beschreibung vom Schmieden mit den Werkzeugen dabei kann man sich schlechterdings nicht in den Ton der Messiade als passend denken. Wir finden ferner folgende Worte Iliad XIX. 39.: Nase (ϱιν), XXIV. 233. Dreifuss (τϱιπους), Kessel, (λεβης) u. s. w. Alle diese Ausdrücke (Nase wenigstens in der eigentlichen Bedeutung, als Glied des Körpers) würden zu niedrig für die Messiade seyn.

Da man mir aber den Einwurf machen könnte: diese Worte, die im Deutschen und in neuern Zeiten unedel klingen, sind es nicht im Griechischen und im Alterthum, besonders da man im Tempel zu Delphi einen Dreifuss fand, so will ich daraus noch nichts schliessen.

Aber es giebt Dinge, die aus der unedlen Natur hergenommen sind, und die in alten und neuen Zeiten niedrig bleiben, und diese nur können hier entscheiden. Odyss. IX. 373. ffd. ist von dem Cyclopen Polyphem die Rede, der zu viel Menschenfleisch gegessen hat, und es heisst von ihm:

— — — Φαγυγος δ' εξισσυτο οινος,
ψωμοι τ' ανδρομεοι. ο δ' ερευγετο οινοβαρειων.

»— — — — — Dem Rachen entstürzten mit Weine
»Stücke von Menschenfleisch, die der schnarchende Trunkenbold ausbrach.«

Im Virgil finden wir die nemliche Scene lib. III. 630. seq.:

Nam simul expletus dapibus, vinoque sepultus,
Cervicem inflexam posuit, jacuitque per antrum
Immensum, saniem eructans, ac frusta cruento
Per somnum commista mero.

Hier sehen wir also einen Betrunkenen mit dem niedrigen Schauspiel des Erbrechens vor Augen gemahlt. Die Scene ist, man kann wohl sagen, aus der ekelhaften Natur, die der eine noch näher detaillirt, als der andere; aber sie passt in den Ton

von beiden Gedichten, denn sie fällt beim Lesen nicht auf, und ich entsinne mich nicht, dass man sie getadelt hätte. Aber nun versuche man es, sich einen Betrunkenen zu denken, der im Messias auf den Schauplatz geführt wird, und immer wird man finden, dass dies schlechterdings wider die Würde dieses Gedichts ist. Noch weit weniger könnte die Handlung des Erbrechens darin angebracht werden. Klopstok möchte sich drehen und wenden in seinen Ausdrücken, wie er wollte, er würde nie den Begrif davon erwecken, ohne den grössten Anstoss zu geben.

Ich übergehe den abscheulichen Detail im Homer, wie dem Polyphem das Auge ausgebohrt wird, das Zischen desselben, den Ausfluss des Eiters u. s. w., und bemerke nur, wie zärtlich Klopstock solche Scenen behandelt, die das Gefühl beleidigen können. Eine genaue Beschreibung der Geisselung und der Verwundung durch die Dornenkrone könnte dies thun; er berührt sie daher nur von ferne, Ges. VII. 810 ffd.:

Und sie rissen ihn fort zu einem Pfeiler, und banden
Ihn an den Pfeiler hinauf, und Blut quoll unter der Geissel.
Drauf verhüllten sie ihn in einen Mantel von Purpur,
Gaben in seine Recht' ihm ein Rohr, und drückten von Dornen
Eine Kron' auf sein Haupt; und Blut quoll unter der Krone!
Und, wie ein Sterblicher, betet vom Staube zu ihm Eloa.
Dann . . . Doch mir sinket die Hand die Harf' herab, ich vermag nicht,
Alle Leiden des ewigen Sohns, sie alle zu singen.

Man sieht, dass unser Gefühl hier mit der grössten Sorgfalt geschont ist. Eben so verhält es sich bei der Kreuzigung. Homer und Virgil hätten das Eindringen der Nägel, das Sprützen des Bluts, das Zucken der Nerven und Sehnen beschrieben, Klopstok sagt weiter nichts, als: *Und sie kreuzigten ihn.*

Eine andere niedrige Handlung wird Iliad. XXI. 489 seq. erzählt, wo Artemis von der Here Ohrfeigen bekömmt.

Η ρα, και αμφοτερας επι καρπῳ χειρας εμαρπτε
σκαιῃ δεξιτερῃ δ' αρ απ' ωμων αινυτο τοξα·
αυτοισιν δ' αρ εθεινε παρ ουατα μειδιοωσα
εντραπαλιζομενην· ταχεες δ' εκπιπτον οϊστοι·
δακρυοεσσα δ' επειτα θεα φυγεν etc.

»Sprach's, und ergriff mit der Linken die beiden Hände der Göttin,
»Mit der Rechten riss sie ihr von den Schultern den Köcher;
»Gab mit eigenen Pfeilen auf beiden Wangen ihr Streiche.
»Artemis wandte sich hin und her, es fielen die Pfeile.
»Weinend floh die Göttin u. s. w.

Dass ein solcher Auftritt zu niedrig für den Messias ist, fühlen wir nicht allein, sondern es ist auch der Beweis da, dass der Dichter dies selbst wusste. Christus bekömmt, wie bekannt ist, bei dem Hohenpriester von einem Kriegsknecht einen Backenstreich (Joh. 18, 22.), eine Thatsache, die mit zur Handlung gehört. Klopstok erwähnt sie auch, aber

er beschreibt sie nicht genau, sondern sagt bloss, Ges. VI. 180 ffd.:

— — — — Da that ein Knecht mit knechtischer Seele
Eine That, die niedrig genug war, Unmenschlichkeiten
Anzukündigen.

Die Verspeiung übergeht er ganz, so wie auch jede niedrige Schmähung und Verspottung. Diese Delicatesse finden wir bei den ältern Dichtern nicht. In der Aeneide wird lib. V. 181 ffd. Menoetes, der Meerwasser ausspeit (also wieder die Handlung des Erbrechens) laut ausgelacht:

Illum et labentem Teucri, et risere natantem,
Et salsos rident revomentem pectore fluctus.

Sehr niedriges Schimpfen aber findet in der Iliade statt; lib. XXI. 394. nennt Ares die Athene: κυναμυια (Hundefliege); Here nennt die Artemis v. 481. κυον αδδεις (verwegene Hündin); lib. XIII. 769. aber sagt Hektor zum Paris: δυσπαρι γυναιμανες (unseliger Weibernarr!)

Alle solche Schimpfnamen wären anstössig im Messias. Klopstok bedient sich bloss der edleren Ausdrücke: Elender, Verruchter u. s. w.

Da wir wieder auf die Prüfung einzelner Worte, und ihrer Würde für das Heldengedicht zurückgekommen sind, so will ich zugleich die Sprache Miltons wenigstens von einer Seite prüfen. Denn wir finden in seinem Gedicht ebenfalls Worte, die

schlechterdings nicht für den Messias wären. Ohne also weiter den etwas faden Spott zwischen Satan und Belielel Ges. VI. in Anschlag zu bringen, ohne auf manchen gelehrten Prunk, der keine Erhabenheit zulässt, Rücksicht zu nehmen, will ich nur bemerken, dass er sein ganzes Gedicht hindurch sich der Kunstausdrücke (termini technici), wenn die Rede von sichtbaren Schönheiten, Kunstwerken u. s. w. ist, bedient. Aus diesem einzigen Umstande liesse sich, dünkt mich, schon schliessen, dass im Ganzen das verlohrne Paradies nicht den erhabenen Ton des Messias hat; denn man denke sich in dem letzten die Worte: dorische Musik, Architrav, Gesims, Friess u. s. w. ob sie nicht in jeder Stelle anstössig seyn werden. Ausdrücke aus fremden Sprachen haben nie etwas erhabenes, vorzüglich die Kunsttermini nicht, weil sie das Detail irgend eines Werks bezeichnen, und nichts Ganzes oder Grosses umfassen. Klopstok hütet sich deshalb sehr vor ihnen, und wenn er in die Nothwendigkeit kömmt, einen solchen Begrif anbringen zu müssen, so erfindet er ein neues Wort dafür, statt sich des gewöhnlichen zu bedienen. Ein solches Beispiel finden wir Ges. III. 89 flg., wo von Uriels Antlitz (der Sonne) geredet wird, das jetzt, weil es Nacht um Jerusalem ist, die andere Halbkugel der Erde erleuchtet. Um ohne weitläuftige Umschreibung diesen Gedanken zu sagen, konnte der Ausdruck Antipoden oder ein ähnlicher nicht gut vermieden werden; aber für Klopstok ist selbst Gegenfüssler nicht edel genug.

Er lässt also den Sipha zu der Gegend um Jerusalem sagen:

Ach zu früh entfliehst du dem Tag und Uriels Antlitz,
Der nun traurig die *Gegengefilde* von Salem erleuchtet.

Ausser der astronomischen Richtigkeit, indem er die Erde und nicht die Sonne entfliehen lässt, haben wir hier einen dichterischen und edleren Ausdruck für jenen andern, der näher lag; denn Milton hätte gewiss gesagt: der Tag, der jetzt den Antipoden scheint. Wir sehen also, dass die fremdartigen Kunstwörter in Miltons Gedicht zu niedrig für das Klopstoksche sind.

Addison sagt ferner an einem Orte, wo er von Erhabenheit des miltonschen Styls spricht:

»Keine Stelle aber im ganzen Gedicht hat mehr »Erhabenes, als die, wo seine (Satans) Person be»schrieben wird, in den bekannten Zeilen:«

»Er, an Gestalt und Ansehn über die Schaaren erhaben,
»Stand, gleich einem Thurm.«

Ist dies würklich die erhabenste Stelle, so haben wir auf jeder Seite im Messias Stellen, die erhabner sind, als die erhabenste Stelle Miltons. Ein Thurm, der unter den übrigen Gebäuden um ihn her hervorragt, ist ein Bild ganz aus der gewöhnlichen Welt; fast in jedem Dorf hat man dies Schauspiel. Der Gedanke gefällt daher mehr, wie passendes, als wie erhabenes Gleichniss, und die Stelle, wo Klopstok

die Maria, unter den übrigen Frauen, mit dem Tabor vergleicht, hat bei weitem mehr Erhabenheit. Ges. IV. 713. ffd.

Wie vor allen Bergen Judäa's Tabor hervorragt,
Und ein Zeug' ist der Herrlichkeit Jesus; zwar ruhet auch Sion
Lieblich vor Gott; zwar nahm den erhabnen Messias der Ölberg
Oft, wenn er rang im Gebet; zwar trägt auch die Stirne Maria's
Hoch das Allerheiligste Gottes, und zittert darunter;
Aber vor allen Bergen Judäa's ist Tabor doch herrlich;
Tabor, verbreitet vor Gott, ein Zeuge der hohen Verklärung.
Also war, unter den heiligen Frauen, die hohe Maria.

Ein Berg mit kleinern Bergen umher ist bei weitem ein grösseres Bild, als ein Thurm mit den umliegenden Häusern; jenes ist aus der erhabnen Natur, dies aus der gewöhnlichen Welt.

Da wir unvermerkt auf Gleichnisse gekommen sind, und dies ein wichtiger Punkt in den Heldengedichten ist, so wollen wir drittens den mehr oder weniger erhabenen Ton darin auch nach ihnen prüfen. Und es lassen sich wirklich gültige Schlüsse daraus ziehen. Findet man nemlich in einem Gedicht, wie im Hudibras, folgendes Gleichniss bei Beschreibung des Morgens: der Himmel verwandelte sich, *wie ein gesottener Krebs*, von schwarz in roth, so kann man sicher überzeugt seyn, das Gedicht sey nicht in dem erhabensten Tone geschrieben. Jetzt wollen wir untersuchen, ob wir aus ähnlichen

Gleichnissen etwas schliessen können. Iliad. XIII. kämpfen Menelaus und Paris mit einander, und die Pfeile des letzten prallen von dem Brustharnisch des ersten ab. Dies vergleicht der Dichter mit Erbsen und Bohnen, die von einer Wurfschaufel abspringen und v. 588 seq. heisst es:

ως δ' οτ' αποπλατεος πτυοφιν μεγαλην κατ' αλωην
θρωσκουσι κυαμοι μελανοχροες, η εβερινθοι,
πνοιῃ υπο λιγυρῃ και λικμητηρος ερωῃ·
ως απο θωρηκος Μενελαου κυδαλιμοιο
πολλον αποπλαγχθεις, εκας επτατο πικρος
οϊστος.

»Wie in einer grossen Tenne von breiten Schaufeln
»Hüpfet die schwarze Frucht der Bohnen, oder der Erbsen,
»Unter sausendem Wind' und unter dem Schwunge des
Wurflers;
»So flog von dem Panzer des ehretrunknen Artreidäs,
»Weit apprallend, zurück die bittre Waffe des Todes.

Ohne auf den Nebenbegrif, denn ερεβινθος hat, Rücksicht zu nehmen, fühlt man, die Scene sey, wo nicht aus der unedlen, doch aus der alltäglichen Natur. In den Ton des Messias stimmt dies Gleichniss nicht. Bohnen und Erbsen lassen sich schlechterdings nicht darin anbringen, am wenigsten zu einem Gleichniss.

Iliad. XVII. ist von einem Streit um Patroklus Leiche die Rede, und sie wird mit einer Ochsenhaut verglichen, an der von allen Seiten welche ziehen, v. 389 seq.:

ως δ' οτ' ανηρ ταυρειο βοος μεγαλοιο βοειην
λαισιν δωη τανυειν, μεδυουσαν αλειφη·
δεξαμενοι δ' αρα τοιγε διασταντες τανυουσι
κυκλοσ', αφαρ δε τε ικμας εβη δυνει δε τ' αλειφη,
πολλων ελκοντων, τανυται δε τε πασα δια προ·
ως οιγ' ενθα και ενθα νεκυν ελιγη επι χωρη
ειλησαν αμφοτερωθεν· μαλα γαρ σφισιν ηλπετο θυ-
μος etc.

»Wie wenn eines Stieres Fell, das mit Fette getränkt ward,
»Auszuspannen übergiebt dem Gesinde der Landmann;
»Viele stellen sich rund umher, von allen Seiten
»Ziehend; die Feuchtigkeit dringet heraus, und das Fett, so
er darauf goss,
»Ziehet hinein, wenn das Fell an allen Seiten gespannt wird:
»Also zogen diese den Todten hierhin und dorthin,
»Eingeschränkt in engem Raum, mit hoffendem Herzen.«

Man kann fast keine niedrigere Handlung aus dem gemeinen Leben wählen; und dies Ausmahlen vollends in den kleinsten Zügen! Wie wäre es möglich, so etwas im Messias anzubringen? Es gehört in eine ganz andere Welt.

Iliad. XI. 557 ffd. wird der tapfre Ajas, dem die Trojaner sehr zusetzen, mit einem Esel verglichen, auf den Knaben, mit Stöcken bewaffnet, von allen Seiten zuschlagen, und ihn aus einem Kornfelde vertreiben. Wenn auch der Esel im Alterthum kein so niedriges und verachtetes Geschöpf war, als er jetzt ist, wenn man auch damit einen eben so edlen Begriff, wie wir mit dem Ross, verband, so

bleibt doch die Handlung, von Knaben mit Stöcken vertrieben zu werden, unedel und würde ebenfalls unter der Würde des Messias seyn.

Aber wir müssen ein Gleichniss aufsuchen, wozu wir ein Gegenstück in dem deutschen Heldengedicht aufweisen können, und wovon die verglichene Sache wenigstens dieselbe ist. Wir finden es Odyss. XX. 24 ffd. und Mess. IV. 3 ffd. Beide Dichter reden hier von einem Manne, der nicht schlafen kann, der sich unruhig auf seinem Lager herumwirft, und vergleichen ihn — man höre womit? Zuerst im Homer! Es ist vom Ulysses die Rede, der auf einer Ochsenhaut in seinem Pallast liegt:

— — — αταρ αυτος ελισσετο ενθα και ενθα.
ως δ' οτε γαστερ' ανηρ, πολεος πυρος αιθομενοιο,
εμπλειην πιησας τε και αιματος, ενθα και ενθα
αιολλει, μαλα δ' ωκα λελασται οπτηθηναι·
ως αρ ογ' ενθα και ενθα ελισσετο etc.

»— — — Allein er wandte sich hiehin und dorthin.
»Also wendet der Pflüger am grossen, brennenden Feuer
»Einen Ziegenmagen, mit Fett und Blute gefüllet,
»Hin und her, und erwartet es kaum, ihn gebraten zu sehen:
»Also wandte der Held sich hin und wieder u. s. w.

Man mag sich auch noch so sehr in das Alterthum, und in die einfache, rohe Natur desselben hineindenken, es ist und wird ewig unedel bleiben, den unruhig schlafenden Helden des Stücks mit einer bratenden Wurst zu vergleichen. Das Lächerliche

und Niedrige bleibt zu allen Zeiten so, und wenn dies hier nicht unedel ist, so giebt es nichts Unedles in Gedichten. Ohne weiter auf das Hinken des Gleichnisses (denn der ausgestopfte Magen wird von einem andern hin und her gewandt, dahingegen Ulysses sich selbst umherwälzt) aufmerksam zu machen, bemerke ich nur, dass eine solche Scene aus der Küche hergenommen *), auch ein ganz unverfeinertes Gefühl beleidigen muss, und dass sie unmöglich in den Ton eines durchaus erhabenen Heldengedichts stimmen kann.

Man könnte sicher einen Preis darauf setzen, Klopstok sollte auch die geringste Person seines Heldengedichts nur mit irgend einem Braten oder einer Wurst vergleichen, ohne die Würde desselben zu verletzen, er würde es nicht leisten können. Wir wollen vielmehr hören, womit er seinen schlafenden Kaiphas vergleicht. Ges. IV. 3 ffd.

*) Man erkennt aber an diesem Gleichnis sehr gut den Homer, der so gern von essbaren Dingen schreibt. Überall, wo sich nur die Beschreibung einer Schmauserei anbringen lässt, findet man sie gewiss. Odyss I 139 ffd; lib III. 65 ffd.; lib. IV. 55 ffd.; Iliad. I. 601 ffd., lib. II. 421 ffd. An diesen und hundert andern Orten findet man recht schmackhafte Beschreibungen der Mahlzeit. Es konnte nicht anders seyn; denn die Griechen, wie sie zur Zeit der Belagerung von Troja waren, mussten wohl das Essen für den höchsten Genuss des Lebens halten. Aber auch Homer in seinem spatern Zeitalter scheint die Schmausereien für etwas wichtiges gehalten zu haben.

Kaiphas schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder, und warf sich
Ungestüm, voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gotteslängner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Ross, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn, er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten, und glaubt zu vergehen.
Dann erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und flucht,
Dass er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Himmelan Blut; Gott flucht er, und wollt' ihn gerne noch läugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf u. s. w.

Statt dieser Worte, in welchen der sterbende Julianus gezeichnet zu seyn scheint, denke man sich folgende:

Kaiphas schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder und warf sich
Ungestüm, voll Gedanken herum. Wie tief in der Küche
Am hellodernden Feuer ein Rinderbraten gewandt wird;
Unaufhörlich bewegt er sich hin und her an dem Spiesse;
Jetzt ist diese Seite, dann jene oben, das Fett träuft
Ringsum herab, und rieselt und zischt in der glühenden Pfanne;
Also wälzte sich Kaiphas hin und her auf dem Lager;

und frage sich, ob man nicht erstaunt seyn würde, im Messias ein so niedriges Gleichniss zu finden? Ein solches Detail, aus der Küche hergenommen, wäre wahrer Unsinn darin.

Wir sehen also, dass auch viele von den homerischen Gleichnissen bei weitem zu unedel für den Styl der Messiade wären; und nun ist es Zeit, einen Rückblick zu thun, um mit einemmal zu überschauen, welche Bemerkungen wir in Absicht der Sprache, die in den Heldengedichten herrscht, gemacht haben. Wir sahen erstlich, dass die Sprache Klopstoks bei Beschreibung unwichtiger Dinge edler, bilderreicher, und dichterischer war; wir sahen ferner, dass sie auch in Darstellung grosser Gegenstände mehr Erhabenheit hatte: wir fanden drittens, dass mehrere niedrige Worte und Ideen, die zu dem Styl der andern Epopeen passten, ganz unter der Würde der Klopstokschen waren; wir bemerkten endlich, dass dies auch bei den Gleichnissen der Fall sey. Unterscheidet sich nun der Ton eines Gedichts in so mannigfaltigen Rücksichten vortheilhaft von dem Ton in andern Epopeen, so kann man wohl mit Recht daraus schliessen, dass er im Ganzen vollkommner und besser sey; und dies war hier vorzüglich in Absicht der Erhabenheit der Fall.

Untersucht man, woher dieser edlere Styl seinen ersten Ursprung hat, so findet man, dass die ältern Dichter, besonders Homer, die Natur, man kann wohl sagen vor Fuss weg, zum Muster nimmt, Klopstok hingegen nur die schöne und erhabene Natur auswählt. Dies haben wir bei der obigen Prüfung in Absicht der Worte, Gedanken und Gleichnisse gesehen. Ist die Natur aber schön und erha-

ben, so haben die Ausdrücke dafür eben die Eigenschaften.

Aber sollte ein Heldengedicht, worin die Natur von allen Seiten belauscht wird, nicht vollkommner seyn, als ein anderes, worinn sie nur in ihrer geschmückten Gestalt erscheint? Die Erfahrung lehrt, dass sich dies nicht so verhalte. In Kunstwerken, die den Geschmack und die Einbildungskraft ergötzen sollen, will man nur die edlere Natur. Unsere Mahler ahmen in ihren grössten Meisterwerken nicht Krüppel, und Pucklichte, und Fratzengesichter, sondern die Natur in ihren schönsten Verhältnissen nach. Unsere Architecten nehmen nicht ungestalte Klippen, sondern eine erhabne und glatte Felsenwand zum Muster. Sie ahmen in ihren Säulen nicht krumme und ästige Holunderbäume, sondern die Tanne, die Ceder und andere gerade Baumstämme nach. Unsere Gartenliebhaber machen es eben so, und wählen nur das Edle und Schöne. Moräste, faulende Baumstümpfe, Sandhügel u. s. w. gehören unstreitig auch zur Natur, aber welcher Geschmackvolle wird sie zur Verschönerung in seinem Garten anbringen? Dahin gehört nur die schöne und erhabne Natur: Bäche, schattige Bäume, Rasenhügel, Grotten u. s. w.

Eben solche Gärten sind die ernsthaften Heldengedichte. Nur die majestätische, edle und reizende Natur darf darin statt finden. Diese hat Klop-

stok in Absicht der Worte der Gedanken, und der Gleichnisse am meisten von den Heldendichtern darin angebracht; es ist also offenbar, dass seine Sprache die vollkommenste sey.

Wir kommen jetzt zu dem fünften Hauptpunkt, der in Heldengedichten zu betrachten ist: zu dem Schauplatz.

Der Schauplatz einer Epopee ist derjenige Bezirk, oder Raum der Schöpfung, in welchem die erzählten Begebenheiten, oder die Handlungen vorgehen. Er ist deshalb wichtig, weil der Dichter durch ihn Gelegenheit bekommen kann, schöne und erhabene Schilderungen von Gegenden zu machen. So wie nemlich erhabene Karaktere Stof zu erhabener Handlung geben, so giebt ein erhabener Schauplatz Anlass zu schönen Beschreibungen. Je grösser, schöner, und vollkommner er also ist, um so vorzüglicher ist er. Nach diesen drei Eigenschaften wollen wir den Schauplatz der Epopeen prüfen.

In der Iliade geht die Handlung in den Gegenden um Troja, im Olymp, und in den Schiffen an der Küste vor; in der Odyssee auf dem mittelländischen Meer, einigen Inseln desselben, dem Olymp, und dem Hades jenseits des Oceans. Der Schauplatz der Aeneide ist ebenfalls das mittelländische Meer mit einigen Inseln, Troja, der Orcus, das Elysium, die Küste von Italien, und der Olymp. Miltons Schauplatz ist das Paradies, der Himmel, die Hölle,

das Chaos, die Sonne, und das Narrenparadies. Klopstoks Schauplatz endlich ist die Gegend um Jerusalem, der Himmel, die Hölle, die Sonne, der Adamida, eine Welt worin unschuldige Menschen wohnen, der Mittelpunkt der Erde, die Behausung der Geister von denjenigen Menschen, die in der Sündfluth umkamen, und der unendliche Raum, so weit er Schauplatz seyn kann.

Vergleichen wir diese Räume miteinander, so finden wir, dass die beiden ersten Dichter den ihrigen bloss im Bezirk dieser Erde haben, die beiden letzten hingegen auch ausser demselben, in der übrigen Schöpfung, ihre Handlung vorgehen lassen; der Schauplatz der christlichen Dichter ist also grösser, als der heidnischen ihrer. Die Götter von jenen eilen bloss durch die Regionen der Erde dahin, die Engel und Teufel dieser treten in mehrere Welten auf, und machen Reisen durch die Gestirne.

Vergleichen wir den klopstokschen Schauplatz in Absicht der Grösse mit dem miltonschen allein, so sehen wir, dass dieser zwar eben wie jener das ganze Weltall umfasst, dass er aber nicht so mannigfaltige Bezirke von demselben hat, wie man bei einer leichten Übersicht des vorigen bemerken kann.

Vergleicht man endlich den Schauplatz Klopstoks in Absicht der Wahrscheinlichkeit mit dem seiner Vorgänger, so sieht man, dass manche Bezirke von diesem undenkbar sind, jener hingegen sich

durchaus als möglich erweisen lässt. Der Hades, der Orcus, der Olymp der heidnischen Dichter ist fabelhaft und undenkbar; eben so undenkbar ist das Chaos und Narrenparadies des Milton.

Der Schauplatz in der Messiade hingegen, selbst das Gefängniss der Geister, und die Sonne im Mittelpunkt der Erde, lässt sich auf keine Art als ungereimt erweisen.

Man könnte nun so schliessen: der Schauplatz des Messias ist grösser, mannigfaltiger und wahrscheinlicher, als der in den andern Heldengedichten, er ist also auch vorzüglicher. Aber wir wollen ihn dennoch etwas näher mit den übrigen vergleichen. Auf dem Olymp giebt es Häuser, Iliad. I. 605.:

Αυταρ επει κατιδυ λαμπρον φαος ηελιοιο,
οι μεν καμμειναντες εβαν οικονδε εκαστος,
ηχι εκαστω δωμα περικλυτος αμφιγυηεις
Ηφαιστος ποιησ' etc.

»Aber da die leuchtende Fackel der Sonne sich senkte,
»Gingen sie alle schlafen, ein jeder zu seinem Pallaste,
»Welche jedem der weise Hephästos künstlich erbaute.«

Wir sehen, es gehet hier ganz menschlich zu, und die seligen Götter wohnen, wie wir andern Menschenkinder; ja sie gehen zu Bett, wenn es Abend ist. Virgils Olymp ist ohngefähr von eben der Art. lib. X. 1.

Panditur interea domus omnipotentis Olympi,
Conciliumque vocat divum Pater etc.

Also auch Jupiter hat einen Pallast, worin die Götter sich versammeln.

Milton beschreibt die Pforte des Himmels, und die Stufen, die hinanführen, auf folgende Art, Ges. III., wo Satan durch die Welten reist, und von weitem Licht erblickt:

Er eilt dahin und sieht, doch weit entfernt,
ein mächtiges Gebäu, das stufenweis
mit edler Pracht bis an den Himmel steigt.
Hoch oben stand aufs herrlichste verziert,
gleich dem Portal an einer Königsburg,
ein Wunderwerk der Baukunst, ganz von Gold
und Diamanten, mit des Orients
buntschimmernden Juwelen reich besetzt.
Kein Erdenkünstler bildet solch ein Werk
im Kleinen nach, kein Pinsel schildert es.

Klopstok beschreibt die Grenze seines Himmels, Ges. I. 190 ffd.:

— — — — — Hier füllen nur Sonnen den Umkreis;
Und, gleich einer Hülle, gewebt aus Strahlen des Urlichts,
Zieht sich ihr Glanz um den Himmel herum. Kein dämmernder Erdkreis
Naht sich des Himmels verderbendem Blick. Entfliehend und feige
Geht die bewölkte Natur vorüber. Da eilen die Erden
Klein und unmerkbar dahin, wie unter dem Fusse des Wandrers
Niedriger Staub, von Gewürmen bewohnt, aufwallet und hinsinkt.

Die ersten drei von diesen Dichtern geben dem Himmel Attribute, wie ihre Einbildungskraft sie ih-

nen vorspiegelt; Klopstok aber lässt die Einbildungskraft aus dem Spiel, und stellt ihn so dar, wie er wirklich seyn kann, wie der Verstand ihn haben will. Die ersten Dichter haben Palläste, ein Thor von Gold und Edelsteinen, also lauter Flitterstaat; der letzte hat wahre Pracht der Natur: Sonnen, die rings um den Himmel ihr Licht ausstrahlen. Eine Sonne aber ist das höchste Schön, was wir in der Schöpfung kennen, dahingegen Gold und Edelsteine nur conventionellen Werth haben. Bei den beiden ersten Dichtern erscheint der Wohnsitz der Götter sehr klein, denn sie wohnen wie Menschen; bei Milton ist das Thor dazu sehr menschlich, denn es geht eine Treppe hinan, und die Masse ist von irdischem Metalle. Klopstok schildert alles, wie es der Grösse Gottes gemäss ist, und die Schöpfung erscheint dabei mit einer Unermesslichkeit, mit einer Wahrheit, die dem Verstande und der Einbildungskraft zugleich Befriedigung giebt. Was ist ein Pallast oder eine Treppe gegen eine Sonne, sey beides auch noch so prachtvoll? Was sind Gold und Edelsteine gegen den Glanz von einer Menge Sonnen? Man sieht, der Klopstoksche Schauplatz hier ist ganz ohne Vergleich vollkommner und erhabner, so dass man seine Vorzüge bei einer ganz leichten Prüfung schon fühlt.

Aber einer von den ältern Dichtern schildert sein Elysium weitläuftiger, und bietet alle Farben der Schönheit dazu auf. Ihn müssen wir vorzüglich hö-

ren. Es ist Virgil lib. VI. 638 ffd., wo Aeneas mit der Sybille dem Wohnsitz der Seligen sich naht:

Devenere locos laetos et amoena virecta
Fortunatorum nemorum, sedesque beatas:
Largior hic campos aether, et lumine vestit
Purpureo: solemque suum, sua sidera norunt.
Pars in gramineis exercent membra palaestris,
Contendunt ludo, et fulva luctantur arena:
Pars pedibus claudunt choreas, et carmina dicunt etc.

Hier sehen wir einen höchst angenehmen Ort vor uns, in welchem eben so angenehme Beschäftigungen getrieben werden. Wer wünschte nicht seine Lebenszeit in einer so herrlichen Gegend zu beschliessen? Aber warlich auch nur eine Lebenszeit! Für eine Ewigkeit ist hier nichts zu thun. Der Ort ist schön, ja! auch die Beschäftigungen sind ganz reitzend, aber — doch man höre lieber eine dichterische Antwort darauf:

Auen seh' ich, schattenreiche Haine,
Silberstrom' auf jugendlicher Flur, *)
Und im lichten, milden Sonnenscheine
Ruht verherrlicht die Natur.

Himmlische, berauschende Gesänge
Wallen aus den Lauben ringsumher,
Und im frohen, festlichen Gedränge
Tönet hoch ein jubelvolles Chor.
Tanz und Spiel, und Jagd, und Lauf, und Ringen
Wird allhier auf weiten Au'n geübt,

*) Per sylvam volvitur amnis.

Und die Schatten können froh vollbringen,
Was ihr Herz zur Freude liebt. *)

Welch ein Bild voll süsser Seligkeiten!
Aber neu ist dieses Bild mir nicht:
Seht, ich kann mir hier ja schon bereiten,
Was Elysium mir erst verspricht.
Soll ich dort an Freuden mich begnügen,
Die ich hier schon unvollkommen fand?
Soll mich ewig dort ein Glück besiegen,
Das mich hier kaum Jahre band?

Nein warlich, damit kann man nicht zufrieden seyn! Das ganze Elysium Virgils ist nichts anders, als eine schöne Gegend in Griechenland und ländliche Lustbarkeiten in derselben. Das alles aber kann uns gar bald etwas altes werden; es ist für eine kurze Zeit nur befriedigend, und in Absicht des Raumes ist man bange, dass das ganze menschliche Geschlecht nicht Platz haben wird.

Nun wollen wir auch den Himmel Klopstoks untersuchen, ob wir zufriedener damit seyn können. Wir finden die Beschreibung davon Ges. I. 227 ffd.

Mitten in der Versammlung der Sonnen erhebt sich der Himmel,
Rund, unermeslich, des Weltgebäus Urbild, die Fülle
Jeder sichtbaren Schönheit, die sich, gleich flüchtigen Bächen,

*) — — — — Quae gratia currum
Armorumque fuit vivis: quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Ringum durch den unendlichen Raum nachahmend ergiesset.
Wenn er wandelt, ertonen von ihm, auf Flügeln der Winde,
An die Gestade der Sonnen des Wandelnden Harmonien
Rauschend hinüber.

Lavater sagt: man würde einem Dichter, der nichts, als die ersten vier von diesen Versen gemacht hätte, einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern der Erde nicht versagen können; und wenn man die Schönheiten darin genau prüft, so kann man ihm nicht Unrecht geben. Ich verweise in Absicht der nähern Beurtheilung dieser Stelle auf den Ort, wo sie bei Zergliederung des ersten Gesanges vorkömmt, und mache hier nur einige vorläufige Bemerkungen.

Um einen deutlichen Begrif von dem Himmel Klopstoks zu haben, denke man sich einen unermesslichen Weltkörper, der rings umher mit Sonnen umgeben, und in dem jede denkbare Schönheit vereint ist. Die Sonne, die unserer Erde scheint, bringt ein Licht hervor, dessen Helle auf keine Art von uns nachgeahmt werden kann, und wenn wir die ganze Erde mit Kerzen umgeben wollten; die einzige Sonne würde sie überstrahlen. Und nun denke man sich den Glanz, der von einer ganzen Menge Sonnen entstehen muss. Dies ist das Licht des Himmels. Seine Grösse ist unermesslich. Seine Schönheiten zergliedert der Dichter nicht, um nicht etwas menschliches oder irdisches darunter zu bringen, sondern er sagt bloss, er sey die Fülle jeder sichtbaren Schönheit, von denen in den Welten Nachahmungen sich finden. Er lässt es also dem

Verstande und der Einbildungskraft über, alles Schöne, das sie in den Schöpfungen bemerken und denken kann, zusammenzufassen, und in die Wohnung der Seligen überzutragen.

Der virgilische Schauplatz kann mit diesem eigentlich in gar keine Vergleichung kommen; dennoch wollen wir einige Puncte davon neben einander stellen. Das Elysium ist unter der Erde, der Himmel Klopstoks in der Mitte der Sonnen; jenes ist kleiner wie die Erde, denn es liegt im Bezirk derselben, dieser ist unermesslich, wie der künftige Wohnsitz aller lebenden Wesen es seyn muss; jenes enthält einige Schönheiten, die hier auf der Erde gefunden werden, dieser die Schönheiten aus der ganzen Schöpfung zusammengenommen; jenes ist fabelhaft, dieser hat dichterische und philosophische Wahrscheinlichkeit.

Eben so erhaben, wie die Engel gegen die Götter der Alten sind, eben so erhaben ist auch der Himmel gegen das Elysium. Von jenen sagt der deutsche Dichter sehr richtig, Ges. III. 373:

— — — — — Die Götter der Griechen
Und des furchtbaren Roms, wofern sie wären, sie wären
Gegen die Engel Sterbliche nur.

In gleichem Verhältnisse steht auch der alte und neuere Schauplatz; sie sind an Raum, Wahrscheinlichkeit und Vollkommenheit unendlich verschieden. Auch der miltonsche kann sich in Mannigfaltigkeit und Wahrheit nicht mit dem Klopstokschen messen.

Milton beschreibt den Raum vor seiner Hölle so: Ges. II.

Ein finstrer Ocean, gestaltlos
und unergründlich tief, worin sich Höh'
und Lang' und Breite, Raum und Zeit verliehrt;
wo Nacht und Chaos, älter als Natur
und Welt, ein Reich voll innerlichen Kriegs
gesetzlos, unter steetem Kriegsgetös
herrschen. Vier erbitterte Partheien
sind um die Oberherrschaft stets im Streit:
Hitze gegen Kalt, und Trocken gegen Feucht;
und stellen embryonische Atomen
ins Schlachtfeld u. s. w.

Der Anfang dieser Beschreibung ist sehr erhaben und philosophisch richtig; aber um so mehr fällt es auf, wenn gleich hinterher der fabelhafte Kampf der Elemente gegeneinander von Ovid folgt. Metamorphos. I. 19.

Frigida pugnabant calidis, humentia siccis;
Molla cum duris, sine pondere habentia pondus.

Milton treibt dies noch weiter, und personificirt sogar seine streitende Masse. Klopstok aber hat jene Erhabenheit des unendlichen Raums, ohne das folgende Marchenhafte. Sein Satan eilt zur Hölle, Ges. II. 248 fld.

Jetzo hatt' er sich schon bei den äussereren Weltgebäuden
Sie mich herum gesenkt. Unermessliche dämmernde Räume
Thaten vor ihm wie unendlich sich auf. Die nennt er den
Anfang
Weiterer Reiche, die Satan durchherrscht! Hier sah er von
ferne

Flüchtigen Schimmer, so weit die letzten Sterne der Schöpfung
Noch das unendliche Leere mit matten Strahlen durchirrten.
Doch hier sah er die Hölle noch nicht. Die hatte die Gottheit,
Fern von sich und ihren Geschöpfen, den seligen Geistern,
Weiter hinunter in ewige Dunkelheit eingeschlossen.

Von beiden Dichtern haben wir hier den Schauplatz vor der Hölle; aber der Verstand findet bei weitem seine Rechnung bei der letztern Beschreibung mehr. An das unendliche Leer glaubt er, an das Chaos nicht; die Strahlen von den letzten Sternen der Schöpfung, die kaum hieherreichen, geben ihm einen deutlicheren Begrif von der Grösse des beschriebenen Raums, als der finstre Ocean, worin sich Länge und Breite, Raum und Zeit verliehrt.

Kurz vorher beschreibt Milton die Grösse seines Höllenthors so:

— — — — — Weit offen stand:
es konnt' ein ganzes Heer, der Breite nach
mit fliegenden Panieren, Reuterei
und Wagentross, ohn' abzubrechen, durch;
und wie aus einer Ofenesse schlug
die rothe Loh und Rauchdampf weit hinaus.

Klopstoks Höllenthor wird Ges. IX. 1130 fld. geschildert:

Und der herrschende Seraph, des Abgrunds Hüter, eröffnet
Mit weitschwetterndem Krachen die diamantene Pforte.
Lagen Gebürge darin, sie würden den furchtbaren Eingang
Nicht ausfüllen; sie würden nur rauher ihn machen!

— — — — — Es führet kein Weg zu der Hölle
Schreckenden Tiefen. Es wälzen sich dicht bei der Pforte die Felsen
Unabsehlich hinab, durch taumelndes Feuer gespaltet.
Sprachlos, schwindelnd und bleich, mit weitverquollenem Auge
Blickt das Entsetzen hinunter u. s. w.

Ohne die kleinen Züge mit in Anschlag zu bringen fühlt man schön, dass die letzte Schilderung ihren Gegenstand ungleich erhabner vorstellt. Ein Gebirge ist ein grösseres Bild, als ein Heer; von diesem kann man die Ausdehnung berechnen, von jenem nicht. Und dass durch ein ganzes Gebirge der Eingang der Hölle nur rauher würde, das stellt ihn in einer Grösse dar, gegen die tausend Heere nichts sind. Die Vergleichung mit einer Ofenesse ist ferner lange nicht so erhaben, als die Personifizirung des Entsetzens, worin die Tiefe des Abgrunds, in welchen es hinunterblickt, sich mit ausdrückt.

Wollte man den Schauplatz in beiden Dichtern durchgehends mit einander vergleichen, so würde man immer finden, dass der Klopstoksche vollkommner und grösser erscheint, eben wie in den obigen Stellen. Miltons Narrenparadies verliehrt gegen die Welt der unschuldigen Menschen, seine Brücke von der Hölle zur Erde gegen den ätherischen Weg Klopstoks nach derselben; sein Chaos gegen den unendlichen Raum; sein Paradies gegen die Sonne im Mittelpunkt der Erde; u. s. w. Sein Schauplatz hat

ferner einige Schwächen, die mit der Grösse seines erhabnen Baumeisters streiten. Sein Himmel hat Mauren, eine Höle, woraus Licht und Finsterniss kömmt, einen Boden voll Salpeter und Schwefel, Tag und Nacht u. s. w. Seine Hölle hat Gold und Edelsteine in ihren Gebirgen, einen Pallast, einen Styx, einen Cocytus, Schnee, Eis, u. s. w. Seine Erde ist an goldenen Ketten aufgehängt, und die meisten Schönheiten seines Schauplatzes haben etwas Feenartiges. Alle diese Unvollkommenheiten findet man in dem klopstokschen Schauplatz nicht, und nach diesen angestellten Vergleichungen darf man wohl mit einiger Zuversicht schliessen, dass er der grösste, der vollkommenste, und der schönste sey, der je in einem Heldengedicht geschildert wurde.

Jetzt wollen wir ihn im Ganzen zu überschauen suchen. Der Schauplatz im Messias ist das Weltall, wie wir es nach den Entdeckungen der neusten Astronomen kennen. Die Gestirne am Himmel sind nicht Fackeln, die Nacht zu erleuchten, der Mond nicht luna inter minora sidera; es sind Welten, die ihre Bewohner haben, wie unsere Erde, es sind Sonnensysteme, die Billionen Meilen von einander entfernt sind. Aber das Weltsystem, so weit Newton und Kästner es kannten, ist dem Dichter nicht genug; er erweitert den unermesslichen Raum, und gesellet hierzu zwei andere Bezirke, den herrlichsten und den schrecklichsten, den die Seele des Menschen denken kann: den Himmel und die Hölle. Wie

beide gezeichnet sind, davon haben wir oben schon einige Züge gesehen, ich will also zu den letzten Behauptungen nur noch einige Belege geben: Ges. I. 78g. 276. 311. Ges. V. 153. Ges. VIII. 426.

Ich könnte noch viele andere Stellen anführen, um zu beweisen, dass die Handlung im Messias über den ganzen Bezirk der Schöpfung sich verbreitet, aber man wird es aus dem Obigen schon sehen. Der Schauplatz der Messiade ist also der grösste Bezirk, der gedacht werden, daher auch der grösste, den ein Dichter wählen kann. Wer ihn wählt, kann von dieser Seite nicht übertroffen werden.

Ich komme endlich auf *das Sylbenmaass*, worin die Messiade abgefasst ist. Klopstok erfand, einige unbeträchtliche Versuche älterer Dichter abgerechnet, die Hexameter in der deutschen Sprache, und sang zugleich so schön, so wohlklingend darin, dass er bis jetzt noch nicht erreicht ist. Subjectivisch hat der Dichter also hierin einen Vorzug vor andern, dass er in Ausbildung eines Sylbenmasses die höchste Stufe erreichte. Aber ist das Object, mit dem wir es hier bloss zu thun haben, selbst werth, vorgezogen zu werden, und zu glänzen? Verdient dies Sylbenmass eine so hohe Ausbildung? Sind die deutschen Hexameter für Heldengedichte die besten, die vollkommensten Verse?

Auf die Beantwortung dieser Fragen werden wir vielleicht am besten geleitet, wenn wir in den

Sylbenmaassen der Alten forschen, und die neue Versart damit vergleichen. Und hier finden wir denn, dass Römer und Griechen, unsere Lehrer in der Dichtkunst, eben dies Metrum hatten, ja, dass ihre vortrefflichsten Epopeen darin abgefasst sind. Homer, Virgil, Horaz, Ovid, diese herrlichen Grundfesten im Tempel der Dichtkunst, sangen darin, und der grösste Kunstrichter von diesen: Horatz sagt de art. poet:

Res gestae regumque ducumque, et tristia bella,
Quo scribi possent numero, monstravit Homerus.

Vorgänger sind also da, und diese beweisen, dass die Hexameter für das griechische und römische Heldengedicht passten. Aber auch für das deutsche? Auf diese Frage würde man mit grossem Recht ja antworten, wenn man beweisen könnte, der deutsche Hexameter stehe dem griechischen und römischen in Vollkommenheit nicht nach; denn in diesem Fall würde er eben so gut Anspruch auf das Heldengedicht machen können, als jener. Dies also muss untersucht werden, und die Vergleichung ihrer Vorzüge allein kann hier entscheiden.

Zuerst von den Vollkommenheiten des griechischen Hexameters. Sie sind wichtig, und könnten den Sieg leicht auf seine Seite bringen. Er ist wegen der vielen Doppellaute tönender, wegen der vielen schallenden Worte heller, und der Gang desselben wegen der feinen genaubestimmten Regeln der Posi-

tion, abgemessener als der Deutsche. Die griechische Sprache hat überhaupt mehr Metall, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, als die unsrige, sie klingt im Ganzen höher, und schlägt stärker ans Ohr. Dies hat natürlich Einfluss auf ihre Bildung des Hexameters, worin sie in ihrer ganzen Stärke würken, und dem sie alle ihre Vorzüge mittheilen kann. Dies höhere Tönen nun, vereint mit der genau bestimmten Kürze und Länge der Sylben, giebt ihm manche Vollkommenheit vor dem deutschen.

Der lateinische Hexameter hingegen erringt andere Vorzüge über ihn. Er klingt wegen der vielen langen Sylben männlicher und voller, sein Gang ist feierlicher, majestätischer, und ganz für erhabne Gedanken gemacht. Die Endsylben tönen meistens langsam nach, und dies giebt dem Ganzen mehr Klang. Dabei hat er noch die Elision und Ecthlipsis voraus, die oft zu seinem lebendigen Ausdruck beitragt.

Schande wäre es nicht, von solchen Gegnern besiegt zu werden; hoher Ruhm ist es, zu siegen. Um zu sehen, auf wessen Seite der Sieg sich neigt, müssen wir auch die Vorzüge des jüngsten Sohnes der Dichtkunst prüfen.

Der deutsche Hexameter ist nicht so tönend, wie der griechische, nicht so vollklingend und majestätisch, wie der römische, aber er ist sanfter und leichterfliessend, als seine beiden Genossen. Der

Grund dieser Eigenschaft liegt in den vielen schönen Trochäen, die unsere Sprache hat, und vielleicht auch in dem Buchstaben *n*, der unter allen Consonanten am häufigsten darin vorkömmt; denn jeder Infinitiv ohne Ausnahme endigt sich damit, und sehr viele Substantiva im Plurali ebenfalls. Unter den unzähligen schönklingenden Trochäen führe ich nur einige an: *wallen, bilden, klagen, säumen, bebend, athmend, klingend, Felsen, Hügel, Wandel* u. s. w. Alle diese Worte fliessen mit dem folgenden, wenn es mit einem Vocal anfängt, so zusammen, dass sie nur eins auszumachen scheinen, und hieraus bildet sich der leichtere Fluss des ganzen Verses. Das *n* aber verliehrt sich selbst in einem folgenden Consonanten, wovon dieser Hexameter ein Beispiel ist:

Tönender sangen, verborgen von Büschen, mit lieb ender Klage,
Nachtigallen. *)

Das leichtere Fliessen ist also *ein* Vorzug des deutschen Hexameters. Er ist ferner an keine Regeln der Position gebunden, sondern lässt bloss das Ohr über die Länge und Kürze der Sylben entscheiden; was in Prosa lang oder kurz ist, ist es ebenfalls im Verse. Dies giebt ihm einen äusserst natürlichen

*) Dieser, und einige wenige von den folgenden Hexametern kommen in einer Abhandlung Klopstoks über eben diese Materie vor. Siehe seine Vorrede zu der Ausgabe des Messias von 1769. Halle bei Hemmerde tom. III.

Fall, und zugleich einen starken Nachdruck, weil dadurch immer der Ton auf die Sylbe fällt, worauf er gehört. Verse, wie die folgenden scandiren sich von selbst:

> Sey mir gegrüsst, du heiliges Land der Erscheinungen Gottes,
> Hier erblicken wir Gott, wie er ist, wie er war, wie er seyn wird.

Wer auch nie von der Form der Hexameter hörte, wird doch diese hier merklich nach dem Sylbenmaasse lesen, ohne dass er es selbst weiss.

Dies kann nie im Lateinischen und Griechischen der Fall seyn, weil die Position und Ecthlipsis den natürlichen Schluss in der Rede verhindert, und weil diese Sprachen viele Worte von zwei Sylben haben, die beide kurz sind, als: puer, genus, ubi, sedit, dedit, διος, πονος, παρα, τεκεν, und unzähliche andere, von denen man in Prosa nothwendig eine Sylbe lang aussprechen muss.

Folgende Verse, nach der Scansion gelesen, klingen ganz anders, als in Prosa:

> ως εφαθ'. οι δ'αρα του μαλα μεν κλυον ηδ' επιθοντο.

> Dat latus, insequitur cumulo praeruptus aquae mons.

In Prosa wird von ε̄φαθ', von ᾱρα, von μ̄αλα, von κλ̄υον, von latus, von insēquitur, von cūmulo, von āquae die bezeichnete Sylbe lang ausgesprochen,

im Verse kurz. Auch die Ecthlipsis verändert nicht selten den ganzen Klang der Wörter z. B.:

Et terram altricem saevi execramur Ulyssis.

Wer würde dies in Prosa so lesen:

Et terr' altricem saev' execramur Ulyssis?

Die deutschen Wörter hingegen klingen, wie wir an obigen beiden Versen sahen, in Prosa wie im Verse, und dies giebt dem Hexameter sehr viel natürlichen Fall und Nachdruck.

Der deutsche Hexameter endlich kann fast jede einsylbige Partikel z. B. *und*, *von*, *mit*, *zu*, *mir*, *auch*, *nur*, *denn* u. s. w. lang oder kurz gebrauchen, je nachdem das Sylbenmaass es erfodert. Hierdurch wird die Ausarbeitung des Hexameters erleichtert, und seine Mannigfaltigkeit vermehrt. Ja, die feine Regel der griechischen Prosodie, nach der sie jeden Doppellaut vor einem Consonanten lang, vor einem Vocal kurz macht, giebt vielleicht ihrem Hexameter nicht mehr Mannigfaltigkeit, als die obige Freiheit dem unsrigen.

Diese Vorzüge des jüngern Hexameters müssen selbst seine Hasser ihm zugestehen. Aber wiegen sie die Vollkommenheiten der ältern auf? Ist sein leichtes Fliessen, sein Nachdruck, seine Mannigfaltigkeit, Ersatz für den männlichen Gang und die volle Harmonie des römischen, für die Feinheit, und das helle Getöne des griechischen Hexameters? Ich

zweifle; ich streite selbst nicht, wenn jemand nein! sagt. Haben wir nicht noch etwas auf diese Seite der Waagschaale zu legen, so steigt sie vielleicht schnell in die Höhe; denn jene Vorzüge der ältern Hexameter sind merkbarer beim Lesen, als die des neuen. Aber dies Etwas ist da, und wir wollen sehen, worin es besteht.

Es giebt eine gewisse Eigenschaft des Hexameters, die beim Lesen am meisten Vergnügen macht, die also eben dadurch seine grösste Vollkommenheit ist, und auf die bei Prüfung des Werthes desselben am meisten Rücksicht genommen werden muss. Diese Eigenschaft ist der lebendige Ausdruck, und wer diesen in dem höchsten Grade besitzt, den könnte man mit Recht den vollkommensten nennen, weil er am vollkommensten seinen Zweck erreicht, nemlich den: Vergnügen zu machen.

Der lebendige Ausdruck ist diejenige Beschaffenheit eines Verses, nach welcher sein Gang und Ton mit dem Gedanken, den er enthält, übereinstimmt. Ist z. B. die Rede von einem Sturm oder Gewitter, und der Vers scheint das Rauschen des Sturms oder Donners nachzuahmen, so stimmt der Gedanke mit dem Verse überein. Wenn der Gedanke Eile bezeichnet, und der Vers fliesst schnell dahin, wenn er Säumen andeutet, und der Vers stockt und zögert, wenn von Musik die Rede ist, und der Vers klingt melodisch, kurz, wenn der Gang

des Verses sich genau an den Gedanken anschmiegt, dann ist der lebendige Ausdruck da. Dies verursacht beim Lesen eine höchst angenehme Empfindung, denn der Gedanke kömmt dadurch auf zwei Arten in die Seele. Er ist gleichsam componirt (ich wage diesen Ausdruck, weil die Dichtkunst so nahe an die Tonkunst grenzt), dringt tiefer ein, und unterscheidet sich von der Prosa, wie das Recitativ von dem gleichförmigen Ton der Sprache.

Zu diesem lebendigen Ausdruck ist überhaupt der Hexameter, und vorzüglich der deutsche, wegen seiner vielen Veränderungen am meisten fähig. Er ahmt fast jede Empfindung der Seele durch die Beweglichkeit seines Sylbenmaasses nach, und führt eine gewisse Musik bei sich, die uns erschüttert, rührt, beruhigt, kurz, die uns zu jeder Bewegung, wohin der Dichter will, fortreisst, und unsere Seele gleichsam in dem Augenblick, in welchem er uns einen Gedanken sagt, zu demselben stimmt, und sie für ihn empfänglich macht.

Die Ursache, warum der deutsche Hexameter zu diesem lebendigen Ausdruck vorzüglich Anlage hat, ist neben seinen oben angeführten Eigenschaften, dem leichteren Fliessen, dem stärkeren Nachdruck, und der grossen Mannigfaltigkeit desselben, noch ein anderer Umstand, der ihn von allen seinen ältern Brüdern unterscheidet. Anstatt nemlich, dass die Alten ihre Hexameter (bis auf den letzten Fuss,

der auch ein Trochäus seyn kann), bloss aus Spondaen und Dactylen zusammensetzten, hat der Deutsche noch einen Fuss mehr, den Trochäus, und dies giebt ihm eine Mannigfaltigkeit, die, man möchte sagen, ins Unendliche geht. Er kann erstlich dreizehn und siebzehn Sylben, und jede Anzahl zwischen diesen enthalten. Er ist ferner durch Versetzung der Wortfüsse, ohne den Trochäus, mehr denn zwölf Veränderungen fähig. Verbindet man damit endlich diesen letzten Fuss noch, und die Verschiedenheit der Caesur, so lässt sich seine Abwechselung kaum berechnen.

Es ist oben einigemal gesagt worden; der deutsche Hexameter sey vorzüglich des lebendigen Ausdrucks fähig; dies müssen wir näher untersuchen. Der lebendige Ausdruck entsteht entweder durch Bewegung der Füsse, oder durch die Caesur, oder durch den Klang und die Länge der Wörter, oder durch zwei von diesen Stücken, oder durch alle drei. Haben also die Wörter, die den Gedanken des Verses enthalten, etwas Karakteristisches, hat der Dichter die Veränderung des Sylbenmaasses und der Caesur in seiner Gewalt, so wird ihm oft der lebendige Ausdruck entgegenkommen.

Dies kann vorzüglich bei dem deutschen Hexameter geschehen, weil seine Biegsamkeit am stärksten ist, und ich will einige Belege dazu geben, dass dies würklich, und am meisten in der Messiade ge-

schehen sey. Aber vorher erlaube man mir noch einige Bemerkungen.

Wodurch der lebendige Ausdruck entsteht, das kann ziemlich genau entwickelt werden, z. B. durch Klang der Wörter, durch Versetzung der Wortfüsse, durch Caesur u. s. w. wie oben schon bemerkt worden ist; aber die Regeln anzugeben, wie man ihn hervorbringen soll, das kann bis auf wenige Fälle nicht geschehen. Diese wenige Fälle liegen nahe vor Augen, und lassen sich sogleich aus einigen passenden Stellen, worin lebendiger Ausdruck ist, entwikkeln. Bezeichnet z. B. der Gedanke Ede, so bilde der Dichter seine Hexameter aus lauter fliessenden Dactylen; bezeichnet er Langsamkeit, so wähle er Spondäen, oder Trochäen. Soll etwas melodisches, süsstönendes ausgedrückt werden, so vermeide er den schnarrenden Buchstaben *r* wo möglich ganz; ist hingegen von etwas Rauhem die Rede, so höre man dies *r* oft rauschen.

Man sieht aus diesen Regeln leicht, auf wie wenig Fälle sie passen, und es wäre keinem Dichter zu rathen, recht darauf auszugehen, den lebendigen Ausdruck hervorzubringen. Er entsteht nur selten, nur dann, wenn in der Begeisterung des Dichters die Umstände, wodurch er hervorgebracht wird, zusammentreffen. Doch äussert er bei dem Dichter, der ihn in seiner Gewalt hat, auch das ganze Gedicht hindurch seine Würkung, wenn gleich nicht immer

sehr merklich; aber dass er in vielen Stellen ganz unverkennbar ist, mögen folgende Verse beweisen, die man selbst unter bestimmte Abtheilungen bringen kann. Wir wollen zuerst den Ausdruck des Rauschenden kennen lernen.

Rauhtönend und getösenachahmend.

Wie furchtbar im Gewitter ein Donner Gebirg' in's Thal stürzt.

Rausche daher mit Gebrüll, Sturmwind! und heul' im Gebirgstrom.

Wenn auch, wie es ihm däucht, schon über ihm schallen die dumpfen,
Losgeschaufelten, niedergeschmetterten Erdeklumpen.

Krachte, wie im Gebürg' Erdbeben dumpfes Getös wälzt.

Alle diese Verse scheinen den Ton des Schalls, von dem die Rede ist, nachzuahmen. In dem ersten hörte man das Getöse des Donners, und den langsamhinstürzenden Berg; in dem zweiten das dumpfe Rauschen des Sturmwindes; in dem dritten ist das Gepolter, das die auf den Sarg geworfenen Erdschollen machen, nicht zu verkennen; in dem vierten aber bemerkt man das langsame Fortbewegen des Schalles. Ein ähnlicher Ausdruck ist in den Versen Virgils:

Vix haec ediderat, quum effusis imbribus atra
Tempestas sine more furit, tonitruque tremiscunt

Ardua terrarum et campi; ruit aethere toto
Turbidus imber aqua, densisque nigerrimus Austris.

Monstrum, horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum.

Wie oft ist nicht in den ersten vier Versen das *r* angebracht, um das Rauschen des Donners und des Platzregens zu bezeichnen! In dem letzten fühlt man hingegen das fürchterliche und langsame Fortbewegen einer so grossen Maschine, wie Polyphem ist.

Ganz verschieden von diesen sind die folgenden Verse, die man mit Recht unter eine andre Rubrik bringen kann.

Melodisch und Musik oder sanftes Geräusch nachahmend.

Ille ego, qui quondam gracili modulatus avena
Carmen; etc.

Dieser Vers hat eine ganz eigne Musik, und wenn man im Anfang den singenden Ton der Leier gehört hat, so hört man am Ende deutlich den Ton der Flöte. Ich wüsste in der ganzen Messiade und Iliade keinen, der ihm an Melodie gleich käme; aber er ist auch der einzige in der ganzen Aeneide, und man müsste dem vielleicht Dank wissen, der unter allen lateinischen Hexametern, die wir haben, noch einen ähnlichen auffände. Es ist zu bedauern, dass dieser Vers nicht ganz erwiesen dem Virgil gehört, da er mit den drei folgenden seiner vollkommen würdig wäre, und ein schönes Motto zur Aeneide ausmacht.

Der ihm im Deutschen am nächsten kommt, ist vielleicht der folgende:

Leiser ertönet der Liebenden Klagelaut in der Mondnacht;

doch kann er sich in Melodie mit jenem nicht messen. Und wer ihn vollends so scandiren wollte, dass er aus *Klagelaut* einen Dactylus (– ∪ ∪), und dann gleichsam einen jonischen Ausgang (∪ ∪ – –) machte, der würde seine Schönheit ganz verderben.

Ein ähnlicher Ausdruck ist in folgenden Versen:

Continuo audiae voces, vagitus et ingens,
Infantumque animae flentes in limine primo:
Quos dulcis vitae exortes, et ab ubere raptos
Abstulit atra dies, et funere mersit acerbo.

Die süssen Kinderstimmen, das Weinende, das Zartliche ist in den ersten Versen nicht zu verkennen, so wie man in dem letzten das Rauhe und die Gewalt fühlt, mit der sie zum Orcus hingerissen sind. Kinder können das *r* noch nicht aussprechen, und bei ihrem Weinen hört man es selten; wie sorgfältig ist es also anfangs vermieden, und wie oft hört man es zuletzt! Der Ausdruck in dieser schönen Stelle hat gewiss nicht dem Ohngefähr seinen Ursprung zu verdanken, und der grosse Dichter arbeitete sicher das Lebendige darin mit vielem Fleiss aus.

Selbst Klopstok scheint sie einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben; denn in der Messiade sind zwei Stellen, die eine merkliche Ähnlichkeit mit dieser haben. Die erste heisst:

Melodien, der süssesten Wonne Gespielinnen, stiegen
Itzt mit dem Lispel empor der Engelharfen; denn erdlos
Kamen vom Ganges, vom Rheine, von Niagara und Nilus
An den Cedern einher auf Tabor, Seelen der Kinder.

Das süssmelodische in dem ersten Verse, und das Volltönende in den folgenden kann wohl selbst dem ungeübtesten Ohre nicht entgehen. Man weiss nicht, welchem von beiden Sängern man den Preis zuerkennen soll. Die Kinder beim Virgil weinen, bei Klopstok singen sie in die Harfen der Engel. Beides ist gleich schön, gleich unnachahmlich ausgedrückt. Aber weil das Nachahmen der Musik schöner ist, als das Nachahmen des Weinens, so trägt Klopstok wenigstens in dem ersten Verse den Preis davon, sollte auch im Ganzen die Stelle Virgils vorzüglicher seyn.

Übrigens findet man in diesen beiden Stellen die feinste Politur, und sie lassen fast nichts zu wünschen übrig. Bei Nachahmung der Kinderstimmen ist nicht allein alles Rauhe und Schwertönende vermieden, sondern auch die den Kindern eigne Laute sind wiederholt angebracht; z. B. der Buchstabe *i*, der den Kindern so leicht und gewöhnlich ist, wird oft und deutlich darin gehört, und scheint von den Dichtern recht mit Fleiss angebracht zu seyn. Der Effect, den dies alles macht, ist noch stärker, wenn man sie im Zusammenhange liest, wo einige rauhtönende Hexameter vorhergehen:

Occupat Aeneas aditum, custode sepulto,
Evadutque celer ripam irremea' ilu undae.
Continuo audita- voces, · g us et ingens,
Infantumque animae flentes in limine primo:

Bei dem deutschen Dichter ist es ebenso:

Lange hallt' es den Hochverräthern der Menschlichkeit nach, dumpf,
Weit hallt's nach, voll Entsetzens nach in die Klüfte Gehenna's.
Melodien, der süssesten Wonne Gespielinnen, stiegen
Izt mit dem Lispel empor der Engelharfen.

Die zweite ähnliche Stelle in der Messiade heisst:

Auch die Seelen, die zarten, nur sprossenden Körpern entflohen,
Sammelten sich um den Seraph herum. Sie flohen mit Weinen,
Mit der Kindheit zärtlichem Weinen. Ihr schüchternes Auge
Hatte die Oberfläche der Erde kaum staunend erblicket.

Diese vier Verse fliessen, ohne lebendigen Ausdruk zu haben, ruhig fort, und in dieser Rücksicht stehen sie den lateinischen nach. Aber an schönen Ausdrücken und Gedanken kommen sie ihnen wenigstens gleich.

Virgil hat noch einen Vers, der das Weinende ausdrückt, so wie auch Klopstok. Hier sind sie beide:

Ille etiam lauri, illum etiam flevere myricae.

Welche, wie fernherweinende Stimmen, klagend ins Thal floss.

In diesen beiden Versen aber ist der lebendige Ausdruck des ersten merkbarer.

Ungleich leichter, als Musik oder Weinen nachzuahmen und das süssmelodische auszudrükken, ist es, das Eilende zu karakterisiren; und diese Gattung von Versen verdient wohl eine eigne Rubrik.

Beflügelt.

Auf, fleug Stürme daher, wie der Blitz von der Ferne zur Ferne.

Schwinge dich schneller, beflügelter über die Höh'n und die Thale!

Und die stehende Schopfung erscholl, da mit schreckenden Eilen
Adamida, mit stürzenden Stürmen, mit rufenden Wolken,
Fallenden Bergen, gethürmten Meeren, gesendet von Gott, flog.

Intonuere poli; et crebris micat ignibus aether.

Sed fugit, interea fugit, irreparabile tempus.

ωθα και ωθα ποτωνται αγαλλομεναι πτερυγεσσι.

Wer auch nur mühsam einen Hexameter zu scandiren vermag, wird dennoch den Karakter der Eile in diesen angeführten leicht entdecken. Aber woher entsteht er? Bloss von der Häufung der Dactylen? Ich zweifle. Es giebt Hexameter, aus lauter Dactylen

zusammengesetzt, die dennoch nicht den lebendigen Ausdruck der Eile haben, z. B. der folgende:

O die erhabenen, heiligen Götter, die Schopfer des Lebens.

Es giebt ferner welche, die nicht ganz aus Dactylen bestehen, und dennoch sehr zu eilen scheinen:

Sed fugite, o miseri, fugite, atque ab littore funem
Rumpite!

Ecce volat, calcemque terit jam calce Diores.

Es muss also noch was anders seyn, das den angeführten Versen den Karakter der Eile eindrückt. *Ein* Dactylus geht schneller, als der andere, *ein* Wort eilt mehr, als ein anderes; vielleicht entsteht er aus der Häufung dieser schnelleren Dactylen und Wörter, vielleicht aus der Wiederhohung einiger derselben. In dem lateinischen Hexameter: Sed fugite etc. ist dies vorzüglich zu bemerken. Das Wort fugit, wovon man in Prosa eine Sylbe lang ausspricht, ist hier in beiden kurz, und kömmt zweimal vor; ferner ist das äusserst eilende Wort irreparabile angebracht, und dies beides bildet sehr merklich den eilenden Karakter. In dem andern Verse: Intonuere etc. merkt man vorzüglich das Zucken des Blitzes in dem eilenden Worte *micat;* in dem griechischen Hexameter hört man nebst der Eile auch noch den Flugelschlag der Vögel.

So wie das Melodische dem Rauhtönenden entgegensteht, so contrastirt die folgende Gattung von Hexametern mit der eben angeführten.

Zögernd.

Flieh, und es last' Entsetzen deinen bebenden Schritt dir!

Caussando nostros in longum ducis amores.

Nach dir streck' ein scheussliches Traumbild wütend den Arm aus;
Dann arbeite zu fliehn, und bleibe starr, wie ein Fels steht, Stehn.

In dem folgenden Verse ist von einem Stein die Rede, der von einem Berge herabrollt:

Hüpfend erhebt er sich oftmals im fliegenden Laufe, bis endlich
Er die Ebn' erreicht, *und nun nicht mehr sich wälzet.*

Der erste von diesen Versen hat vorzüglich einen stockenden Gang, weil man bei dem Worte *Entsetzen* sehr lange aufgehalten wird. Der zweite drückt das langweilige Geschwätz sehr natürlich durch seine Langsamkeit aus. In dem dritten fühlt man ebenfalls, wie in der Natur, das Verweilende, das nicht vom Fleck kommen kann. Die beiden letzten Verse haben zweierlei Ausdruck: Eile und Zögern, das schnelle Herabrollen vom Berge und das allmählige Liegenbleiben.

Unendlich verschieden von dieser Gattung des Ausdrucks ist die jetzt folgende, worin unter allen Versen das zusammenstimmende Rauschen der Musik vielleicht am besten nachgeahmt ist.

Harmonienachahmend.

Drohend erscholl der geflügelte Donnergesang in der Heerschaar.

Theile mein bebend Gebein, Gewittergedanke, noch einmal!

— — — Wo das Blut der Empörer der Hügel hinabtrank,
Dass er dampfte! Ja Dank! Dank! laute, festliche Wonne
Bei den Altären, und Israel soll ein Jubelgesang seyn.

Oben hatten wir eine Melodie, die von *einem* Instrument herzukommen schien; hier hören wir das Zusammenrauschen von mehreren, denn diese Verse schlagen bei weitem stärker ans Ohr, als alle vorhergehende. Vorzüglich hat der erste eine so gewaltig daherrauschende, volltönende Harmonie, dass sie auch das Ohr des Nichtkenners ganz mit Wohlklang füllen muss.

Nicht so volltönend, aber mit zärtlichem, tiefeindringendem Rythmus fliessen die jetzt kommenden Verse.

Klagetöne nachahmend.

Wende dich weg, wehmüthiger Blick, von der Angst des Erduldens.

Nenne sie laut, sanftklagende Stimme, meine Gefühle.

Ach wie liebt' ich ihn sonst, ich einst Schutzgeist des Verworfenen!

Ein tiefes Trauren und ein starker Affekt ist dem Gange des ersten Verses eigen. Der Anfang

gleich: »Wende dich | weg weh-» (– ∪ ∪ – –) drückt in zwei Füssen viel rührende Klage aus, und hierzu scheint der singende Ton, das Langsame und der wiederholte Buchstabe *w* beizutragen.

Man sieht aus diesen Beispielen, dass der lebendige Ausdruck des Hexameters so merkbar ist, um selbst eine Abtheilung unter Rubricken zu erlauben; aber diese Rubriken erschöpfen lange nicht alles: sie zeichnen nur einige von den hervorspringendsten Karakteren der Hexameter, die versteckteren umfassen sie nicht. Sie nennen nur das Sagbare von dem lebendigen Ausdruck, das Nichtsagbare muss man fühlen. Denn der Hexameter drückt nicht blos das Eilende und Zögernde, das Melodische und Raubtönende, das Triumphirende und Klagende aus, sondern auch feinere, individuellere Züge der Gedanken. Damit man nicht nöthig habe, dies aufs Wort zu glauben, so will ich ohne weitere Bemerkungen noch eine Reihe von Hexametern hersetzen, worin der lebendige Ausdruck nicht so genau entziffert werden kann:

Fleuss, fleuss, ewiger Quell! zerreiss den Felsen und ströme!

Nenne sie, Klagestimme des Nachhalls, ihrem Geliebten!

Illi indignantes magno cum murmure montis
Circum claustra fremunt;

— — — Dann erhub sie sich wieder, dann kam ihr
Jedes Lächeln der ewigen Ruh in ihr Antlitz herunter.

— — — — Und ist noch irgend ein grösserer,
Heisserer Fluch, der siebenfaltig Verwünschungen hinströmt,
Dem die Mitternacht auf horcht, Grabheulen mit ausspricht,
Dieser treffe .... Hier starrte die schwellende Lippe dem
Lästrer,
Und sein Antlitz *herunter ergoss sich Todesbläse.*

–⏑⏑|––|––
Lamentis, gemitu, *et foemineo ululatu*
Tecta fremunt, resonat magnis plangoribus aether.

Spricht Gott zu dem Gewitter: zerschmettr' ihn! und zu dem
Sturmwind:
Hauche sein sinkend Gebein, wie Staub, in alle vier Winde!

Und die Stimme des Ewigen kam sanftwandelnd hernieder:
Gott ist die Liebe!

Ηὔτε πυρ αἰθηλον ἐπιφλεγει ἀσπετον ὑλην.

Hinc exaudiri gemitus, et saeva sonare
Verbera: tum stridor ferri, tractaeque catenae.

Schnelles, unwiderstehliches, unnennbares Entsetzen
Fasst' ihn, wenn das Geheul, wie Gerichtsposaunen, ihm
zurief:
Weh dir! Weh, weh dir! und es dann ihm dauchte, Gebirge
Naher Sterne wankten.

Interea magnum sol circumvolvitur annum.

Und in unabhörbarer *Fern' erstarb der Harfe*
Ton, erstarb der Ton der himmlischen Stimmen.

Ruft, und reisst dem Hauptmann sein Schwert von den Hüften, und stösst sich's
Wütend ins Eingeweide mit beiden Armen hinunter.

Ha, er ist entsetzlich, der schwarze Gewittergedanke,
Dass ich sterben muss, hinstürzen muss und verwesen.

Dass der Empörungen Strom mit langen Jahrhunderten ströme.

Der mit gefürchtetem Arme noch stets die Waag' emporhielt,
Todesworte noch stets und des *Weltgerichts Fluch aussprach.*

— — — — Sprich, Ceder, und rausche!
Sprich! denn unter dir sah ich ihn wandeln. *Reissender Strom, steh!*
Steh dort! denn da ging er hinüber. Du sanfteres Athmen
Stiller Winde, lisple von ihm, wie du lispeltest, als Er,
Ach der Unendliche! lächelnd von jenen Hügeln herabkam.

Optat aprum, aut fulvum descendere monte leonem.

Unterdess stand der Versöhner auf Tabors Höhen, und legte
Richtend That, Absicht auf die Wagschaal', wog! auch sah er,
Welche Seligkeit denen ward, die bei Lazarus weilten.

Wuth, Wehklag', Angstausruf stieg laut auf von dem Schlachtfeld.

Illi inter sese magna vi brachia tollunt.

Wie auf Flügeln des Sturms, in dem der Ewige wandelt,
Schwung sich Abbadona empor, und eilte zum Throne!
Als er daher durch die Himmel ging, erwachte die Schönheit
Seiner heiligen Jugend im betenden Auge, das Gott sah.

— — — — — — Die ergriffne,
Schwankende Seele *schütterte dreimal noch, als ihm sein Herz brach.*

Aus diesen Beispielen wird man sehen, welch eine grosse Biegsamkeit der Hexameter hat, und nach wie vielen verschiedenen Gedanken er sich im Ton und Gange bequemt. Prüft man die angeführten Verse, so findet man, dass der deutsche Hexameter dies im Ganzen am meisten thut, und dass der lebendige Ausdruck in ihm am fühlbarsten ist. Ich konnte daher mehr Belege von ihm geben, als aus andern Sprachen, denn man möchte schwerlich im ganzen Homer so viel Beispiele finden, worin lebendiger Ausdruck ist, als hier aus dem Messias angeführt sind.

Wir sahen also, um das Ganze wieder zu überschauen, dass der deutsche Hexameter nicht so helltönend wie der griechische, nicht so voll und männlich klinge, als der römische, aber dass er dafür

leichter und natürlicher fliesse, dass er mehr Nachdruck habe, und dass er im Hauptvorzuge, im lebendigen Ausdruck seine beiden Vorgänger übertreffe. Wenn er also gegen zwei Vollkommenheiten zwei andere aufzuweisen hat, wenn er ferner in der Hauptvollkommenheit den Preis davon trägt, so darf man ihn wohl im Ganzen vorzüglicher nennen.

Ich weiss, dass es gelehrte Männer giebt, die theils den lebendigen Ausdruck für Schimäre, theils für den Dichter unwürdig halten. Dass er keine Schimäre sey, ist wohl aus den obenangeführten Beispielen erwiesen genug; dass er aber der Dichter nicht unwürdig sey, wird daraus klar, weil sie selbst ihn nicht unter der Würde des Gedichts gehalten haben, sondern ihn wiederholt mit der grössten Würkung anbringen.

Diejenigen ferner, die den lebendigen Ausdruck verwerfen, betrachten ihn einseitig, betrachten ihn bloss in Fällen, wo er würklich zu verwerfen ist, und schliessen nun, dass er es immer sey, oder machen ihn wenigstens verdächtig. Heyne sagt: »Ich leugne nicht, meine Empfindung sträubt sich dagegen, so oft ich mich überreden soll, ein grosser Poet, von der kühnen Vorstellung erhabner Dinge hingerissen, und der Kraft seiner Bilder entzündet, künstle daran, den Schall des Pferdelaufs, oder einer Trommete, oder andrer Sachen auszudrücken.«

Ganz recht! Hierin wird wohl jeder mit ihm übereinstimmen. Der Dichter, der so unedle Dinge nachahmen will, hat unrecht, und folgende Verse, worin starker lebendiger Ausdruck ist, mögen immerhin verworfen werden:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

So deutlich auch der Galopp in diesem Verse durch die schnelle Bewegung und durch den oft wiederholten Buchstaben *u* ausgedrückt ist, so ist er doch deshalb zu tadeln, weil der Huftritt eines Pferdes, in einem Heldengedicht angebracht, am unrechten Ort ist, und eine unwichtige Handlung zu stark heraushebt.

Noch bei weitem tadelnswerther ist der folgende:

Quamquam sunt sub aqua, sub aqua maledicere tentant;

worin sogar das Gequack der Frösche nachgeahmt ist. Auch der nun folgende würde nicht vor einer strengen Kritik bestehen:

Tam multa in tectis crepitans salit horrida grando,

weil man den Schlag des Hagels zu deutlich darin hört, welches eben kein angenehmer Ton ist. Hätte ferner Horaz durch den folgenden Vers:

Vincere tangentis male singula dente superbo;

das Geklingel einer Glocke ausdrücken wollen, so wäre er allerdings zu tadeln; und so scheint es auch Virgil zu seyn, wenn er den Fall eines Ochsen in dem bekannten Verse nachahmt:

Sternitur, exanimisque tremens procumbit humi bos.

Den lebendigen Ausdruck in diesen Versen wollen wir gern als tadelswerth zugeben; aber folgt daraus, dass er es in allen sey? Hier waren geringfügige und unedle Dinge nachgeahmt; dies ist anstössig, denn die Aufmerksamkeit wird dadurch zu sehr auf Kleinigkeiten gelenkt. Aber sobald etwas Grosses und Würdiges durch den Vers ausgedrückt ist, so kann auch das zarteste Gefühl wohl nicht dadurch beleidigt werden, sondern er erweckt gerade die angenehmsten Empfindungen für dasselbe.

Es ist offenbar eine ganz andere Sache, den Gang eines Seraphs und den Galopp eines Pferdes, die Melodie eines Gesanges und das Gequak der Frösche, das Rauschen eines Sturms und das Fallen eines Ochsen nachzuahmen. Hieraus können wir eine Regel abstrahiren, und den Grenzstein bestimmen, wie weit der Dichter gehen darf. Wir sahen, dass der lebendige Ausdruck in allen den oben angeführten Rubriken nicht anstössig war, sondern vielmehr eine sehr angenehme Empfindung beim Lesen erweckte. Er kann also ohne Bedenken sich bemühen, alles Erhabene und Schöne durch den Gang seiner Verse nachzuahmen, nur das Niedrige und Unedle nicht; ein Fehler, worin Klopstok nicht leicht fallen kann, denn seine Gedanken sind meistens, wenn auch nicht immer erhaben, dennoch schön.

Das Geklingel einer Glocke nachzuahmen, ist also tadelnswürdig, das Bezeichnen des Donners im

Gange des Verses nicht. Alles Grosse und Reizende der Natur darf in jeder Absicht in dem Heldengedicht nachgeahmt werden, also auch durch das Sylbenmaas; und je mehr dies geschieht, um so vollkommner ist es, weil das meiste Vergnügen beim Lesen daraus erwächst.

Ausser dem lebendigen Ausdruck aber hat der deutsche Hexameter noch eine Eigenschaft, wodurch er sich zum Heldengedicht vorzüglich qualificirt. Er ist nemlich gleichsam das Repertorium von allen Wortfüssen; denn ausser dem Dactylus (– ∪ ∪), dem Spondäus (– –) und dem Trochäus (– ∪), woraus er zusammengesetzt ist, bilden sich durch Vereinigung dieser Füsse eine grosse Menge anderer, z. B. der Molossus (– – –, *Strom, steh still!*), der Jonicus a minore (∪ ∪ – –, *der Posaunhall*), der Choriambus (– ∪ ∪ –, *ruft, und das Volk*), der Bacchius (∪ – –, *des Herrn kommt*), kurz, alle mögliche Arten von Wortfüssen, ausgenommen den Tribrachys (∪ ∪ ∪) und alle die, welche drei oder vier kurze Sylben hintereinander haben. Diese aber kann kein Deutscher auch in einem andern Sylbenmaasse anbringen.

Ich kehre nun zu dem Punkt zurück, von welchem ich beim Anfange dieser ästhetischen Abhandlung ausging. Ich wollte nemlich die Elemente in den vorzüglichsten Heldengedichten untersuchen und prüfen, in welchen sie am vollkommensten wären.

Dies ist geschehen. Ich habe in den vier Hauptepopeen, die seit dem Beginn der Dichtkunst existiren, den Grundstof, die Handlung, die Karaktere, die Sprache, den Schauplatz und das Sylbenmaass geprüft, und durch Belege aus den Gedichten selbst zu erweisen gesucht, dass der Messias in allen diesen einzelnen Stücken die andern Heldengedichte übertreffe. Sind nun alle einzelnen Theile eines Ganzen vorzüglicher, so muss es nothwendig das Ganze selbst seyn. Und nun darf ich wohl endlich die Behauptung aufstellen, auf welche diese ganze Abhandlung hinwies: dass der Messias unter allen Heldengedichten, die in irgend einer Sprache abgefasst sind, das vollkommenste sey.

Es ist mit der freudigsten Empfindung, dass ich diese Worte, zu denen ich mir so mühsam den Weg bahnte, niederschreibe; es ist mit der Empfindung eines Patrioten, der seinem Vaterlande, das in Absicht der Litteratur und des guten Geschmacks so sehr von seinen Nachbarn verkannt wird, einen Vorzug von dieser Seite erkämpft zu haben glaubt. Denn es wäre warlich nichts Geringes, wenn wir sagen dürften: nicht nur Britten und Italiener, sondern auch Griechen und Römer müssen den Deutschen in der Hauptdichtungsart, dem Heldengedicht, nachstehen.

Ich verkenne dabei im mindesten nicht den hohen Rang der übrigen Dichter:

Non, si priores Maeonius tenet
Sedes Homerus. Pindaricae latent
Ceaeque, et Alcaei minaces,
Stesichorique graves Camoenae:
Nec si quid olim luserit Anacreon
Delevit aetas!

nur in der Epopee wird schwerlich jemand dem deutschen Barden den Rang streitig machen können.

* * *

Aus dem bisher Gesagten wird man sehen, dass wir Deutschen mit Gründen behaupten können, das vollkommenste Gedicht zu besitzen, das je von einem feurigen Geiste, seitdem der königliche Sänger, seitdem Orpheus und Homer sangen, geschrieben worden ist. Könnte indess jemand das Gegentheil beweisen, könnte wohl gar beweisen, dass wir Deutschen noch ein vollkommneres Gedicht besässen, so soll nie jemand mit mehrerer Freude sein Urtheil zurückgenommen haben, als ich. Welch ein Triumph wäre dies für unsere Dichtkunst! Die Messiade ist jetzt schon das Gedicht, vor welchem selbst Ausländer die tiefste Verbeugung machen *); haben wir noch ein besseres, so wird sich bald keine

*) Ein Franzose, der Wielands Agathon ins Französische übersetzte, sagt in der Vorrede: *Die Messiade ist vielleicht die allergrösste Anstrengung des menschlichen Geistes. Die Schatten dieses Gedichts sind das Erhabene der Milton.*

Nation mehr in der Poesie mit den Deutschen messen wollen.

* * *

Bis jetzt war alles Licht in der Messiade; ist kein Schatten in diesem Gemählde? Hat diese Sonne keine Flecken? Lasst uns *zuerst* die fremden Zeugen hören, die dawider auftreten. Sie mögen uns ihren Scharfblick und ihr Auge borgen, um diese Flecken recht deutlich wahrzunehmen.

Die Messiade, sagen sie, hat zum Hauptgegenstande ein Dogma, das mit der Vernunft streitet, das der Güte und Weisheit Gottes nicht gemäss ist. Ihre Hauptgeschichte ist ein Unding; alles dreht sich um die Fabel, dass Gott mit dem Menschengeschlecht durch das Blut eines Unschuldigen ausgesöhnt wurde, dass er alle Menschen verdammen musste, wenn dieser Unschuldige nicht ihre verdienten Strafen litt. Gott erscheint als ein Tyrann, der Blut sehen muss, ehe seine Rache befriedigt wird; und dies Blut muss ein Gott in menschlicher Hülle vergiessen! Ein Gott muss leiden: welch ein Widerspruch! Ein Unschuldiger muss für die Schuldigen büssen: welche Ungerechtigkeit! Kein menschlicher Richter könnte einen solchen Vorfall billigen, wie viel weniger ein göttlicher!

Ich hoffe, der Einwurf sey in seiner Stärke vorgetragen. Agedum, pauca accipe contra!

Erstens trift dieser Vorwurf nicht sowohl die Messiade, als vielmehr die christliche Religion, die dies Dogma deutlich lehrt, wenn auch nicht mit so grellen Farben, und seit vielen Jahrhunderten als heilig angenommen hat. Ihr consequent singt der Dichter, und wer die Beweisgründe für die christliche Religion geprüft hat, der wird gestehen müssen, dass er mehr als dichterische Wahrheit für sich habe.

Zweitens; so gross auch die Zahl derer seyn mag, die dies Dogma verwerfen, so reicht sie doch bei weitem nicht an die Anzahl derer, die es mit voller Seele annehmen. Und für diese ist kein Gegenstand feierlicher, grösser, und herzerhebender, als dieser.

Drittens ist es wohl billig, dass diejenigen, die diesen Glaubensartikel geradezu verwerfen, und ihn für ungereimt halten, sich erinnern, dass es subjective Wahrheiten giebt, und dass eine Sache diesem abgeschmackt, jenem höchst plausibel scheinen könne. Sie erinnern sich ferner, dass es viele Dinge giebt, die wir schlechterdings nicht mit der Vernunft begreifen, und dennoch nicht leugnen können. Warum wendet sich der Magnet nach Norden? Warum weicht er bald gegen Westen, bald gegen Osten ab? Was ist die electrische Materie? Und wenn sie diese Fragen nicht zu beantworten vermögen, so bescheiden sie sich auch, jene nicht auflösen zu wollen: warum konnte Gott die strafbaren Menschen, ohne

den Versöhnungstod Christi nicht zu Gnaden annehmen? *) Und ist es ihnen nicht möglich, dies Dogma zu glauben, so können sie es sich wenigstens denken. Muss man in der Aeneide eine Juno, eine Venus, Harpyen, einen Orcus, und tausend andere fabelhafte Dinge annehmen, so kann man auch leicht in diesen einzigen Satz sich hineindenken.

Viertens ist dieser Satz durch die ganze Messiade so schön und würdig vorgetragen, dass er nie

*) Rousseau, der gewiss redliche, nicht leichtgläubige Forscher, hat im vierten Buche seines Emile folgende merkwürdige Stelle:

Oui, si la vie et la mort de Socrate sont d'un Sage, la vie et la mort de Jesus sont d'un Dieu. Dirons-nous, que l'histoire de l'Evangile est inventée à plaisir? Mon ami, ce n'est pas ainsi, qu'on invente; et les faits de Socrate, dont personne ne doute, sont moins attesté, que ceux de Jesus-Christ: Au fond c'est reculer la difficulté, sans la detruire; il seroit plus inconcevable, que plusieurs hommes d'accord eussent fabriqué ce livre, qu'il ne l'est, qu'un seul en ait fourni le sujet. Jamais des Auteurs Juifs n'eussent trouvé ni ce ton, ni cette morale, et *l'Evangile a des Caracteres de verité si grands, si frappans, si parfaitement inimitables, que l'inventeur en seroit plus etonnant, que les heros.* Avec tout cela, ce même Evangile est plein de choses incroyables, de choses, qui repugnent à la raison, et qu'il est impossible à tout homme sensé de concevoir, ni d'admettre. Que faire au millieu de toutes ces contradictions? Etre toujours modeste et circonspect, mon enfant; *respecter en silence ce qu'on ne sauroit ni rejetter, ni comprendre*, et s'humilier devant le grand Etre, qui seul sait la verité.

Wenn doch alle Naturalisten diesen wohlthätigen Skepticismus, diese sanfte Duldung gegen andors Denkende besässen!

den Verstand, oder das Herz beleidigt; im Gegentheil wird dadurch Liebe und Dankbarkeit gegen Gott erweckt. Was kann mehr zu dankbaren Empfindungen hinreissen, als ein solches Opfer, das dem Menschengeschlecht gebracht wird? Warlich, bei denen, die von dieser Lehre überzeugt sind, gewinnt die Messiade unendlich, eben weil sie diesen Satz zum Hauptgegenstande hat.

Fünftens darf man wohl diejenigen, die den Grundstoff im Messias tadeln, fragen, wie ihn denn Klopstok eigentlich hätte bearbeiten sollen? Jede Fabel zu irgend einem dramatischen oder epopeischen Stück kann freilich von mehreren Seiten betrachtet werden; auch die Fabel im Messias. Klopstok konnte seinen Helden als blossen Menschen, als den Stifter der christlichen Religion, aber auch als den Sohn Gottes, und den Versöhner des Menschengeschlechts auftreten lassen. Hätte er das erste gethan, so wäre seine Handlung auch für den Naturalisten vollkommen wahr, so hätte er das ganze Gedicht hindurch jeden Anstoss vermeiden, und bloss der Vernunft begreifliche Dinge schildern können. Christus wäre alsdann nicht als Versöhner, sondern als Bestätiger seiner Religion gestorben, und die heterodoxesten Köpfe hätten diese Handlung nicht unwahrscheinlich finden können.

Der Vortheil ist nicht klein, und man könnte bei einer nur oberflächigen Prüfung leicht bewogen werden, ihn für entscheidend zu halten. Aber nun

betrachte man auch den Nachtheil, der auf der andern Seite dem Gedicht dadurch erwächst.

Wird Christus nemlich als blosser Mensch angesehen, so ist er, das Moralische abgerechnet, nicht grösser, als Mahometh, der ebenfalls eine weitverbreitete, herrschende Religion stiftete. Die Grösse des Helden im Stück aber giebt zu vielen erhabenen Schilderungen Anlass, und verbreitet eine gewisse Grösse über das ganze Gedicht. Das Interesse desselben steigt und sinkt mit der Vorzüglichkeit des Helden.

Erscheint Christus als blosser Mensch, so wird die ganze Handlung dadurch verändert. Die Communication zwischen der Geister- und Körperwelt in der Öconomie des Gedichts hört auf. Es findet keine Unterredung Christi mit Gott und den Engeln statt, keine Herrschaft des Helden über die gefallenen Geister, keine Wunder, keine Episode von Samma, kein fünfter Gesang, der der beste des ganzen Gedichts ist, keine übernatürlichen Begebenheiten beim Tode Christi, keine Auferstehung der Heiligen, keine Auferstehung des Helden selbst, keine Erscheinung der Auferstandenen, keine Höllenfahrt, kein Gericht auf Tabor, kein Weltgericht, keine Himmelfahrt — alles dies findet in der Epopee nicht statt, sobald Christus bloss als Stifter der christlichen Religion darin erscheint; denn in den ebengenannten Handlungen ist er immer Gottes Sohn, und nicht blosser Mensch. Was bleibt aber übrig, wenn man diese vorzügliche

Handlung hinwegnimmt? Buchstäblich fast gar nichts! Kurz, die Messiade würde ein ganz anderes Werk, wenn die Fabel darin von der obenerwähnten Seite betrachtet wäre; alles würde dann kleiner erscheinen, und sie könnte nicht mehr Messiade, sondern höchstens Christiade heissen.

Endlich hätte Klopstok in diesem Falle zwar den Naturalisten und einigen neuern Theologen genug gethan, aber das grosse Publicum wäre wider ihn gewesen, denn dies hängt jenem durch viele Jahrhunderte geglaubtem Dogma noch stark an. Man hatte sein Gedicht gleich anfangs als ketzerisch verschrien, man hätte rechtgläubige Christen dafür gewarnt, er hätte nur Heterodoxe zu Lesern bekommen, und dies ist die kleinste Anzahl unter den Christen. Wer aber kann es einem Autor verdenken, wenn er lieber für das grosse Publikum schreibt, besonders dem, der so viel auf seiner Seite hat, wie Klopstok?

Wenn man alle diese Gründe zusammenhält, die noch weit mehr verstärkt werden könnten, so wird man finden, dass Klopstok nicht anders konnte, als seinen Grundstof von der Seite zu betrachten, wie er es that, und dass dadurch dem Gedicht der grösste Vortheil erwächst. Es mögen auf der andern Seite einige Nachtheile seyn, aber sie sind unbeträchtlich. Was ist ein anstössiger Ausdruck, z. B. »schlummernder Schöpfer« u. s. w. gegen die erhabne Handlung, wenn Christus mit Gott redet, und ein tiefer Schauer durch alle Naturen dringt?

Ich glaube also behaupten zu dürfen, dass ein Angrif auf die Messiade, in Absicht des Grundstofs, abgeschlagen werden kann. Aber es giebt noch mehr Vorwürfe, die man ihr macht.

Ein andrer nemlich lautet so: sie bringt die Fabeln von den Seraphim, Cherubim und den übrigen Engeln, welche die Juden sich von dem Hofstaat der babylonischen und persischen Monarchien abstrahirten, in ein so feines System, sie schildert überhaupt die christliche und jüdische Mythologie so schön und zusammenhängend, dass der Aberglaube dadurch befördert wird.

Man sollte glauben, dies System hätte nichts gefährliches, und selbst Naturalisten könnten sich dabei beruhigen. Denn es entsteht erst die Frage, ob es würklich unphilosophisch und abergläubisch sey, Engel und Teufel (nur nicht solche, die Hörner haben, und brüllend in der Welt umhergehen, die Menschen zu verführen) anzunehmen? Wir wollen sehen, ob es nicht selbst unphilosophisch sey, sie zu verwerfen.

Thun wir dies letzte, so werden wir nothwendig in folgende Alternative verwickelt: entweder wir müssen die Stufenfolge in der Geisterwelt aufheben, oder wir müssen annehmen, das die besten Menschen den nächsten Rang nach Gott haben, und die schlechtesten das non plus ultra von Unvollkommenheit, das heisst Teufel sind.

Die Stufenfolge in der Welt nun können wir schlechterdings nicht verwerfen, weil die Erfahrung uns zu deutlich davon überzeugt. Überall, im Stein- und im Pflanzenreich, bei Geistern und bei Körpern, so weit wir damit bekannt sind, finden wir sie bis zu den unmerklichsten Übergängen, sollte sie gerade da aufhören, wohin unsere Kenntniss nicht mehr reicht? Das wäre wider alle Analogie. In der vollkommensten Welt müssen wir alles *Mögliche* haben; und dies sowohl im Körper- als im Geisterreich. Es ist darin der vollkommenste, und unvollkommenste, der gütigste und boshafteste, der mächtigste und schwächste Geist nöthig, und alle Glieder dazwischen. Fehlt eine Stufe, so fehlt etwas in der Welt, und dann ist sie nicht die vollkommenste, dann ist Gott nicht der vollkommenste Geist, weil er etwas Unvollkommenes erschaffen hat. Wir sehen, dass wir auf Absurditäten stossen, also kann der erste Fall, dass es keine Stufenfolge in der Geisterwelt gäbe, nicht statt finden.

Der zweite, dass die Stufenfolge bis zu Gott durch Menschen ausgefüllt wäre, ist ebenfalls undenkbar. Wer könnte so stolz seyn, zu glauben, dass die menschliche Seele das vollkommenste nach Gott wäre? Die beste ist sündig, hat Schwachheiten, und eine äusserst beschränkte Erkenntniss, die nicht den tausendsten Theil von den Dingen dieser Erde kennt; wie könnte sie dicht hinter dem Wesen folgen, das alles in dem ganzen Weltall durchschaut? Man sieht,

dass auch die menschlichen Seelen die Stufenfolge bis zu Gott nicht ausfüllen können.

Es muss also ein Drittes geben, es müssen Wesen zwischen uns und Gott daseyn, die von Stufe zu Stufe vollkommner werden, bis sie die höchste Stufe endlicher Vollkommenheit, und die Gott möglichste Nähe erreichen. Die Bewohner von andern Welten können dies nicht seyn, denn zur Vollkommenheit der erhabensten Geister gehört auch Zugegenseyn um Gott, und Anschauung seines Wesens. Wir werden also ganz natürlich auf die Existenz der Geister, die wir Engel nennen, geführt. Sie sind zur Erhaltung der Stufenfolge in der Welt unentbehrlich.

Eben so ist es mit den Teufeln. Es muss Wesen geben, die Gott am nächsten, und ebenfalls welche, die von ihm am entferntesten sind, damit auch auf dieser Seite keine Lücke entstehe. Es muss ein Eloa und ein Adramelech seyn. Der letzte kann unter Menschen nicht statt finden, denn jeder Mensch hat wenigstens etwas Gutes an sich; der unvollkommenste Geist darf gar nichts besitzen. Es ist daher eine Gattung von Wesen nothwendig, die an Unvollkommenheit und Bösartigkeit noch unter den Menschen sind. Hier werden wir unvermerkt auf den Begrif Teufel geleitet, der das letzte Wesen an Unvollkommenheit und Bösartigkeit in der Stufenfolge ist.

Wenn wir also einen Eloa mit seinen Genossen, und einen Adramelech mit den seinigen annehmen, so entgehen wir den beiden obigen ungereimten Be-

hauptungen, dass in der Geisterwelt keine Stufenfolge sey, oder dass diese Stufenfolge von den Seelen der Menschen ausgefüllt werde.

Und so passte denn das System von Engeln und Teufeln (denn diese Namen wird man doch dem Dichter erlauben) auch in die Philosophie; ja, wir sind selbst gezwungen, dies oder ein ähnliches anzunehmen, wenn wir nicht auf Ungereimtheiten stossen wollen.

Ein dritter Vorwurf, den nicht bloss Naturalisten, den auch andere Leser der Messiade machen, ist: dass sie in eine gewisse süsse Melancholie versetze, und zu schwärmerischen Empfindungen Anlass gebe. Man kann nicht leugnen, dass der hohe Schwung, den sie nimmt, das viele Neue und Überirdische, welches sie enthält, eine ungewöhnliche Stimmung der Seele hervorbringe. Aber wer will beweisen, dass diese Stimmung schädlich sey? Wer will ihr selbst ihren mannigfachen Nutzen absprechen? Eine süsse Melancholie, ein stilles Verlieren in Empfindungen, ist vielleicht der glücklichste Zustand des Menschen, wiegt vielleicht die rauschendsten Freuden der Erde auf. Dabei hat er seine moralischen Vortheile. Er veredelt durch rührende Gefühle das Herz, macht durch Nachdenken aufmerksamer auf sich selbst, macht wärmer in der Freundschaft, und menschenfreundlicher, stimmt zu grossen und erhabenen Handlungen, und gewöhnt zu stillem,

wahrem Genuss des Lebens. Ja, man kann mit Zuversicht behaupten, dass jeder, der die Messiade mit Geschmack und Empfindung las, in seinem künftigen Leben sanfter, gegen Irrende duldsamer, für wahre Religion empfänglicher, für Schönheit gefühlvoller, und überhaupt am Geist gebildeter seyn werde, als er vorher war. Die Stimmung also, welche die Lesung derselben hervorbringt, möchte ihr mehr zum Ruhm, als zum Tadel gereichen. Wollte man sie etwa für das gesellschaftliche Leben nachtheilig halten, so müsste man zugleich ein würdig vorgestelltes Trauerspiel, oder eine schön ausgeführte Musik verwerfen, weil sie ähnliche Stimmungen hervorbringen.

Ist der zweite Punkt gegründet, dass sie zu schwärmerischen Empfindungen Anlass gebe, o so war wohl nie eine Schwärmerei unschädlicher. Denn wohin führt sie? Zu Aberglauben, zu unfruchtbaren Gefühlen, zu überspanntem Enthusiasmus? O warlich nicht! Sie rückt dem Menschen das vor Augen, was ihm am theuersten ist; sie führt ihn zum Anschaun jenes Lebens, zu feurigen Betrachtungen über die künftige Welt, zur Losreissung vom Tand der Erde, und Hinlenkung der Seele auf wahre Güter, zu practischer Religion und zu einem heissen Verlangen, schon in dieser Welt mehrere Enthüllung von der künftigen zu haben. Aber wo ist der denkende Mensch, der ohne Lesung der Messiade nie nach dieser Enthüllung gedurstet, nie dadurch seinen Glauben an Unsterblichkeit zu stärken gewünscht hätte? Warlich eine wohl-

thätige Schwärmerei, die uns auf das hinlenkt, was das Erhabenste für die Sterblichen ist!

Man sieht, dass die bishergemachten Einwürfe gegen die Messiade sich von einer Seite betrachten lassen, von welcher sie ihr mehr zum Ruhm als zum Tadel gereichen. Aber hat sie würklich keine wesentliche Fehler in ihrer Einrichtung? Möchte man doch hierauf auch nein! antworten können! Aber dies erlaubt die Unpartheilichkeit nicht. Sie hat deren grössere und kleinere, die aber bei einer Übersicht des Ganzen nicht in die Augen fallen, sondern sich nur bei einer nähern Untersuchung des Einzelnen entdecken lassen. Jetzt führe ich nur einen einzigen Hauptfehler an: es ist nemlich des Singens, des Betens und des Redens bei weitem zu viel darin, und der Handlung, die doch die Hauptschönheit eines Heldengedichts ausmacht, in mehreren Gesängen zu wenig. Klopstok verliehrt sich zu sehr in seine Empfindungen, er verweilt bei manchem Nebenumstande zu lange und entfernt sich oft auf Abwege, anstatt bei dem Faden der Erzählung zu bleiben. Man könnte freilich sagen: auf der geraden Heerstrasse sind nicht immer die Schönheiten einer Gegend; um die Reize der Natur recht zu geniessen, muss man oft neben dem Wege einen blumigten Hügel besteigen, sich in ein anmuthiges Gehölz verliehren, oder an einem frischen Bache ausruhn. Die Messiade gleicht einem Spaziergange, auf dem man nicht bloss die Schönheiten des eigentlichen Pfades, sondern alles Anmuthige, das ringsumher liegt, mitnimmt; man reist darin, wie

Rousseau mit seinem Emil *), und findet nicht selten auf Abwegen grössere Reize, als auf dem Pfade selbst. Man muss also bei Lesung derselben keinem Boten gleichen, der nur das Ende der Reise zum Zweck hat, sondern einem Lustwandler, dem das Lustwandeln selbst schon Zweck ist.

Alles dies könnte man sagen, aber man würde dadurch nie das unangenehme Gefühl unterdrücken, das beim Lesen entsteht, wenn man auf einem Abwege zu lange aufgehalten wird. Dies ist um so unangenehmer, wenn der Hauptpfad Schönheiten an sich genug hat, und man dennoch bei Nebenumständen verweilen muss, die nicht den Reiz des eigentlichen Weges für uns haben. Und dass dies an mehreren Orten in der Messiade der Fall sey, kann selbst der eifrigste Vertheidiger derselben nicht läugnen. Es macht einen ihrer Hauptfehler aus, der nur dadurch gehoben würde, wenn sie im Ganzen um einige tausend Hexameter kürzer wäre.

In der bis jetzt angestellten Prüfung des Plans oder des Ganzen der Messiade sind vorzüglich nur ihre Schönheiten ins Licht gesetzt worden; bei einer nähern Beurtheilung der einzelnen Gesänge müssen auch ihre Mängel entwickelt werden. Erscheinen

*) On observe tout les pays; on se detourne à droite, à gauche; on examine tout ce, qui nous flatte; on s' arrête à tous les points de vue. Apperçois-je une riviere? je la cotoye; un bois touffu? je vais sous son ombre; une grotte? je la visite; une carriere? j' examine les mineraux. Partout, ou je me plais, j' y reste. *Emile liv. IV.*

davon, vorzüglich in den späteren Gesängen, mehrere, so ist dies weiter nichts, ein Beweis, wie unvollkommen selbst das Vollkommenste in dieser sublunarischen Welt sey.

Am Ende dieser mühvollen Arbeit kann der Verfasser den Wunsch nicht unterdrücken, Beurtheiler zu finden, die sich noch für keine Parthei entschieden, weder für die Werke der Alten, noch der Neueren. Ihnen wird die Wahrheit, sie mag zum Vortheil dieser oder jener ausfallen, gleich willkommen seyn, und sie werden es dem Verfasser am willigsten vergeben, dass er das, was er nach sorgfältiger Prüfung als Wahrheit erkannte, mit allen aufgebotenen Gründen als solche zu erweisen suchte.

Zerbst, gedruckt bei Andreas Fuchsel.

Verfasser Carl F. Borkowitz

Ein Gaſtmahl

von

mehr als ſechs Schüſſeln.

durch
C. F. Benkowitz.

Mit trauticher Einladung

an

alle Freunde des höhern Genuſſes.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1797.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorbericht.

„Ein Gastmahl?“ — Ja, meine verehrungswürdigen bekannten und unbekannten Leser! Ein Gastmahl, zu welchem ich Sie alle mit recht herzlichem Wohlwollen einlade. Fragen Sie mich, warum ich dies Büchlein ein Gastmahl nenne, so haben Sie die Güte, mich mit gleichem Wohlwollen einige Augenblikke anzuhören.

Ein jedes Buch ist eine litterarische besezte Tafel, an welcher der Geist Nahrung finden und sich sättigen soll, so wie der Körper an einem wirklichen Tische. Dies allein könnte eine kleine Schuzrede meines Titels seyn. Aber die folgenden Blätter haben auch in der

Form einige Aehnlichkeit mit einem Gaſtmahl: ſie beſtehen nemlich aus mehreren Gerichten mancherlei Art. Denn das Einfache iſt aus unſerer Litteratur durch die periodiſchen Schriften verdrängt, und ſo wie der Luxus bei wirklichen Gaſtmahlen einriß, ſo geſchah dies auch bei den litterariſchen: man begehrt die Werke von langem Athemzuge nicht mehr. Danach richtete ſich dies Büchlein, und bietet eine Folge von mehr als ſechs, von zwölf Schüſſeln dar. Und um dem Leſer, der auf meine freundliche Einladung erſcheint, einigen Hunger zu erwekken, ſo wird er gleich anfangs auf einen hohen Berg in eine reine ätheriſche Luft geführt; am Ende aber folgen, wie bei wirklichen Gaſtmahlen, einige Näſchereien, die aus Fabeln und Räthſeln beſtehen.

Bei dieſen Aehnlichkeiten, hoffe ich, ſei der Titel dieſes Büchleins gerechtfertigt, und ich füge noch hinzu, daß es auch eine Pièce forte darin giebt, eine Speiſe, von der ich ſelber noch oft koſte,

ſte, wenn ich der tröſtenden Nahrung bedarf; ſie heißt: Euphroſin und der Greis mit der ſilbernen Waage, und dieſe empfehle ich vorzüglich meinen Gäſten. Zugleich aber muß ich ihnen bekannt machen, daß nicht alles Folgende ganz friſch bereitet iſt, ſondern daß manches davon vor einiger Zeit ſchon aufgetiſcht ward.*) Aber geiſtige Speiſen unterſcheiden ſich dadurch von den körperlichen, daß ſie durch die Dauer nichts von ihrem Geſchmak verliehren; im Gegentheil will man behaupten, daß manche Gerichte, die ſchon vor Jahrtauſenden zubereitet wurden, die ſchmakhafteſten ſind.

Auf

*) Die Beſchreibung der Heuſcheuer, die Bemerkungen über den Doctor Bahrdt, und der Anfang vom Euphroſin ſtanden vor einigen Jahren in der deutſchen Monathsſchrift; das neue Jeruſalem im Archiv der Zeit; die Abhandlung über die Würde des Schriftſtellers, über die Beſtimmung des Menſchen, und die Trennung in der Litteratur und Völkerkunde von Archenholz. Die übrigen Stükke ſind neu.

Auf dieſen Troſt geſtüzt lade ich noch einmal alle Leſer zu den früher und ſpäter bereiteten Speiſen freundlichſt ein, und füge den herzlichen Wunſch hinzu, daß ſie mit behaglicher Zufriedenheit und ſtärkender Nahrung von dieſem Gaſtmahl aufſtehen mögen.

In-

Inhalt.

Seite.

1) Beſchreibung eines merkwürdigen Berges in der Grafſchaft Glatz 1

2) Das neue Jeruſalem in der Grafſchaft Glatz , , , 35

3) Der Doctor Bahrdt auf ſeinem Weinberge. Ein Beitrag zu dem Leben und Karakter deſſelben 79

4) Judas Iſcharioth im Meſſias von Klopſtok , , , , 116

5) Ueber die Würde des Schriftſtellers, und über ein Gedicht von Schiller 179

6) Euphroſin und der Greis mit der ſilbernen Wäge. Eine Erzählung ſeltener Art , , , 198

7) Die Trennung , , , 266

8) Ano-

Seite.

8) Apologie des Liedes: Nun ruhen alle Wälder u. ſ. w. ‚ ‚ 272

9) Ueber die Beſtimmung des Menſchen, über Wildheit und Kultur 283

10) Scenen aus einem ungedrukten Schauſpiele: Die Bildſäulen 304

11) Fabeln ‚ ‚ ‚ 368

12) Anagrammen, Räthſel und Charaden ‚ ‚ ‚ ‚ 377

Beſchrei-

Beſchreibung
eines merkwürdigen Berges in der Grafſchaft Glatz

Einſt, an einem Herbſtmorgen, den ich mitten in der ſchönen Grafſchaft Glatz, rings mit Bergen umgeben, verlebte, nahm ich Theil an einer Jagdparthie, die man auf einem von dieſen Bergen anſtellte. Wir hatten noch nicht ganz den Gipfel deſſelben erreicht, als mir von weitem auf einmal ein auffallender Gegenſtand ins Auge fiel. Von einem ſehr hohen Bergrüken (Kamm, wie man es dort nennt) ſchien ein ungeheures Dach emporzuſteigen, und ſich anſehnlich über den Gipfel aller andern umliegenden Berge

zu erheben. An den Seiten schien es, wie ein gewöhnliches Dach schräge herunter zu gehen, und oben ganz flach abgeschnitten. Auf meine Frage, was dies für eine auffallende Erscheinung sey, sagte man mir, das wäre die sogenannte Heuscheuer, und machte zugleich eine so reizende Beschreibung davon, daß eine ungewöhnliche Begierde in mir aufstieg, die seltne Gebirge in der Nähe zu sehn.

Ich habe es wirklich gesehn, bester W —, und was es mit diesem außerordentlichen Werk der Natur für eine Beschaffenheit habe, das will ich Ihnen jezt als Augenzeuge recht buchstäblich erzählen.

Es war den 5. Nov. 1794 an einem sehr heitern Tage, als ich mit noch einem Gefährten mich nach der Heuscheuer auf den Weg machte. Da das Fahren in diesen Gegenden, wegen des felsichten Grundes, sehr unbequem, und selbst gefährlich ist, so hatten wir uns entschlossen, den Weg zu Fuß zu machen, und nahmen nichts, als einen Bedienten und ein paar Hunde mit uns.

Der

Der Weg von Mittelſteine a) aus ſchlängelte ſich zuerſt zwiſchen einigen hohen Bergen, dann durch das äußerſt lange Dorf Raten, das ſich faſt bis an das kleine Städtchen Wünſchelburg erſtrekt. In dieſem leztern Ort genoſſen wir einige Erfriſchungen, und nahmen zugleich welche mit, um unſer Mittagsmahl auf einer Höhe zu halten, wie man ſelten zu ſpeiſen pflegt.

Wir hatten ohngefehr noch eine halbe Meile bis zur Spitze der Heuſchener vor uns. Um vier Uhr werden wir wieder zurükkommen, wenn keine Räuber uns anfallen, ſagte mein Gefährte ſcherzend zu dem Wirth. Bis iezt, antwortete dieſer, hat man von dergleichen hier noch nie was gehört; aber wenn es nicht bald anders wird, ſo könnte es wohl ſo weit kommen.

Dieſe Antwort machte mich aufmerkſam, und ich erkundigte mich näher nach den Urſachen einer ſolchen Erwartung. Ach, ſagte er, die Leute hier umher, müſſen verhungern,

a) Ein Landguth, zwei Meilen von der Stadt Glatz.

wenn der französische Krieg noch lange dauert; sie haben keine Nahrung, wovon sollen sie leben? u. s. w. Man muß wissen, daß aus der Grafschaft Glatz sehr viele Leinwandversendungen nach Holland und Frankreich gemacht werden, und daß diese seit einigen Jahren einen großen Stoß erlitten haben. So äußert dieser blutige und verderbliche Krieg seine Wirkungen bis in die entferntesten Winkel von Deutschland. b)

Es war ohngefehr halb zehn Uhr als wir von Wünschelburg ausgiengen. Gleich vor dem Thore fielen uns die ungeheuren weißlichen Felsen, worauf die prächtige Heuscheuer ruht, wieder in die Augen. Der Weg geht durch eine Ebene, und durch Kornfelder, ja selbst hie und da bergab. Die Aussicht nach Böhmen über das Dorf Kaltwasser, das hier ganz nahe liegt, wird durch keine

b) Seit diesem Zeitpunkt ist freilich der Friede theilweise zu Stande gekommen; aber schwerlich hat dies den Glatzern geholfen, da in Holland und Frankreich noch immer Unruhen sind.

ne Berge begränzt, und man ſieht ziemlich tief in das Land hinein.

Nachdem wir eine Viertelmeile zurükgelegt hatten, kamen wir auf eine Wieſe, die am Fuß der Gebirge lag, und bald nachher, da der Weg uns mit einigen Krümmungen über ein rauſchendes Waſſer geführt hatte, ſahen wir uns gleichſam in einem Keſſel, ringsum mit äußerſt ſteilen Felſen umgeben. Dieſe ſind mit Kiefern und anderm Nadelholz bewachſen, und zwiſchen dem Grün der Bäume erheben ſich an den Seiten der Gebirge einzelne Parthien von Felſen, die wie Kirchthürme hervorragen, und den Adersbachſchen Felsgruppen ſehr ähnlich ſind, bloß mit dem Unterſchiede, daß dieſe lezten an der Erde ruhen, jene hingegen in einer Höhe von mehreren hundert Fuß an den Bergwänden hängen.

Ich erſtaunte über die Steilheit und Höhe der Felſen, und fieng beinahe an zu zweifeln, daß ſie erſteigbar wären. Aber mein Gefährte, der ſchon öfter die Heuſcheuer beſucht hatte, führte mich durch einige Gebüſche wirklich zu einem Wege, der auf die Fel-

ſen hinaufgieng. Dieſer Weg iſt gleichſam die Entree zu der Heuſcheuer, und hat mit der Entree zu irgend einer andern Luſtbarkeit ſehr viel Aehnliches. Hier muß man auf das Vergnügen, das man oben genießen wird, vorausbezahlen, und es durch einige, nicht geringe Mühſeligkeiten erkaufen. Da die ganze Gebirgskette hier umher aus Felſen, die hie und da mit Erde bedekt ſind, beſteht, ſo führt der Weg unaufhörlich über kahle Steine, und zwar ſo ſteil, daß es unmöglich wäre, ihn zu erſteigen, wenn nicht die Felsmaſſe äußerſt hökericht wäre, und treppenartige Abſätze bildete. Dieſer Weg iſt in der Gegend umher unter dem Nahmen: der Leyerweg bekannt, den man ihm wahrſcheinlich, wegen der äußerſten Langſamkeit, mit welcher man darauf fortkömmt, gegeben hat. Es iſt mir wirklich nie in meinem Leben nur etwas Aehnliches vorgekommen. Man muß eine faſt ſenkrechte Höhe von mehr als 1500 Fuß über herabgerollte Felsſtücke, über hökerichte und glatte Steine, zwiſchen Gebüſchen und Baumäſten, nicht erſteigen, ſondern erklettern.

Das

Das ſicherſte und geſchikteſte Maulthier in der Schweiz würde hier ſeine Kunſt ſcheitern ſehen und zurükbleiben müſſen. Dieſer Weg iſt ſchlechterdings nur von geübten Fußgängern zu machen. Sie wiſſen, daß ich keiner der ungeübtſten bin; aber eine ſolche Ermüdung, als dies Erklettern der Felſen mir verurſachte, erinnre ich mich nie empfunden zu haben. Der Schweiß floß mir ſtromweiſe vom Geſicht, und wir waren noch keine halbe Stunde gegangen, als wir ſchon alle zwanzig Schritte Halt machen muſten, um uns wieder zu erholen.

Der Menſch hat äußerſt viele Vorzüge vor den Thieren, aber dieſe haben auch in mancher Rükſicht welche vor ihm. Unterdeß wir mit der gröſten Anſtrengung die Höhe erſtiegen, liefen unſre Hunde ganz leicht bei uns her, und machten wohl gar den Weg doppelt. Es mag zur Schönheit der Menſchen beitragen, daß ſie nur zwei Beine haben, aber Vortheil würden ſie in tauſend Fällen davon ziehen, wenn ſie, wie Rouſſeau will, auf vieren gingen. Wir ſelbſt mußten

nicht selten zu diesem Mittel unsre Zuflucht nehmen.

Aber lassen Sie sich durch meine Beschreibung nicht abhalten, lieber W —, denselben Weg zu machen, sollten Sie einmal in diese Gegend kommen. Nicht alle haben die Eile, wie wir, und wenn Sie sich zwei Stunden Zeit zu einer Höhe nehmen, die wir in einer erstiegen; so werden Sie wahrscheinlich nur wenig Schweißtropfen dabei vergießen. Ueberdieß gehört der Leyerweg zwar zu den Mühseligkeiten, aber auch zu den Schönheiten, die man bei Gelegenheit der Heuscheuer kennen lernen muß. Selten wird man eine solche Kühnheit und Wildheit der Natur bemerken, wie hier überall. Zur linken Hand stürzte sich ein Wasser von der Höhe der Felsen herunter, das fast den ganzen Weg über neben uns vorbeifloß, und durch das unaufhörliche Fallen über unebne Felsen ein starkes Geräusch machte. Es wird das Heuscheuerwasser genannt. Ich gerieth auf den Gedanken, daß es dasselbe sey, welches bei Albendorf den Bach Kidron vorstellt, wenigstens

fließt

fließt es damit zuſammen. Hier lag ein umgeſtürzter Baum, der demohngeachtet noch fortgrünte, weil er noch an dem mütterlichen Felſenſtük hieng, worauf er ſtand; dort ſahen wir ein Polſter von tauſendjährigem Mooſe, auf dem vielleicht noch kein menſchliches Haupt ruhte. Dann und wann erblikten wir auch das herabſtürzende Waſſer, deſſen Nähe wir ſonſt nur durch das Rauſchen deſſelben wahrnahmen.

Wir waren ungefehr eine Stunde gegangen, als wir zu einer kleinen Ebene kamen, auf welcher wir einige Hütten und etwas bebauten Aker fanden. Hier hatten wir das ſeltne Schauſpiel, einige Kinder zu ſehen, die einen Pflug zogen, um Kartoffeln auszuakkern; denn wahrſcheinlich ſind die Akerthiere hier äußerſt ſchwer herzubringen und zu erhalten

Von jezt an gieng der Weg etwas minder ſteil die noch übrige Höhe hinauf. Auch kamen wir durch ganz vortrefliches Holz, wo man die ſtärkſten Maſtbäume zu hunderten hätte ausſuchen können: aber ſchwerlich wird

je einer von diesen uralten Stämmen aus seiner erhabenen Region zu der Tiefe des Meers hinunterstelgen.

Als wir aus dem Walde heraustraten, befanden wir uns auf einer weiten Ebene, von welcher die oben erwehnte kleinere Ebene gleichsam der Vorbote war. Hier hatten wir den erfreulichen Anblik von grünen Saaten in einer so ungeheuren Höhe, zwischen welchen das Dorf Karlsberg zerstreut lag. Man erstaunt, auf einem so hohen Gebirge, auf welches die Lebensbedürfnisse nur mit der äußersten Mühe heraufgebracht werden, menschliche Wohnungen zu finden. Sie sind das Gegenbild von den unterirrdischen Wohnungen in den schwedischen Eisenbergwerken, worin die Menschen oft ihre ganze Lebenszeit hindurch den Himmel nicht erblikken. Auf dieser Ebene ruht die Heuscheuer, oder vielmehr die ungeheure Felsenmasse, die von weitem Aehnlichkeit mit einer Scheuer hat. Jezt erst waren wir bei ihrem Fuße angekommen, und entdekten sie rechter Hand ohnfern von uns in ihrer ganzen Majestät.

Ich

Ich bin mit Vorbedacht so umständlich in Beschreibung dieses Weges bis hieher gewesen, weil es wahrscheinlich nicht leicht wieder zutreffen wird, daß ein Reisender, der seine Reise beschreibt, den sogenannten Leverweg betritt. Denn auf der andern Seite von Böhmen aus führt eine bequemere Straße zu dieser Ebene hinauf, die mit einigen Unbequemlichkeiten selbst befahren werden kann.

Bei dem Heraustreten aus dem Walde kam uns ein scharfer Wind entgegen, und wir mußten einige Vorsicht gebrauchen, um nach der Erhitzung uns nicht zu schnell abzukühlen; denn die Luft hier oben ist von der im Thal schon merklich verschieden. Linker Hand erblikten wir am Ende der Ebene eine andre Felsenmasse mit Bäumen bewachsen, ohngefehr eine Viertelmeile von der Heuscheuer. Auf dieser Anhöhe ist ein Blokhaus angelegt, worin einige Invaliden zur Besatzung liegen; denn von dort aus wird die ganze Ebene, die so nahe an der böhmischen Grenze ist, kommandirt. Besteigt man al-

so dies Gebirge von der Seite der Grafschaft Glatz, so hat man, wenn die Ebene erreicht ist, rechts ganz nahe die Heuscheuer, links, in der Entfernung von einer Viertelstunde, die ihr gegenüberliegende Felsenmasse, vor sich in einer Weite von 500 Schritten ohngefähr, Wald, und hinter sich gleichfalls das vorher erwähnte schöne Holz. So hoch also auch diese Korngefilde liegen, so hat man doch von denselben eine sehr beschränkte Aussicht, und sieht vom Thale unten gar nichts. Die Süßigkeit des weiten Umherschauens kann man erst empfinden, wenn man die Heuscheuer selbst erstiegen hat.

Daß diese, von der Ebene betrachtet, keine Aehnlichkeit mehr mit einer Scheune hat, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen; die Vergleichung mit so etwas Kleinlichem vergißt man hier ganz und gar.

Man erblickt vielmehr eine senkrechte, mehrere hundert Fuß hohe Felsenwand, aus der einzelne Felsenspitzen hervorstarren, und die das Herz mit ganz ungewohnten Empfindungen erfüllt.

Die

Die Natur erſcheint hier ganz nakt, aber äußerſt prächtig und erhaben. Man ſagt, die Felſen ſeyen die Knochen der Erde; wenn dies iſt, ſo ſieht man hier gleichſam das Skelett der Natur.

Aber es mache einen ganz andern Eindruk, als das Skelett eines Menſchen oder Thiers. Dieſes flößt Schauer und Abſcheu ein, jenes Bewundrung und Ehrfurcht. Man fühlt die Hand des Schöpfers, die der Natur, auch von allen äußern Reihen entblößt, noch ſo viele Majeſtät gab.

Längſt dieſer Felſenwand, die aus einer weißlichen Steinmaſſe beſteht, geht man einige hundert Schritte fort, um zu dem Pfade zu gelangen, der oben hinauf führt. Er krümmt ſich um einige Häuſer herum, die am Fuße der Heuſcheuer liegen, und wir waren kaum einige hundert Schritte allmählich bergan geſtiegen, als wir auf eine ſeltſame Erſcheinung ſtießen, die dieſem außerordentlichen Berg, noch in einer andern Rükſicht, Aehnlichkeit mit einer Scheuer giebt, und ihn wahrſcheinlich von allen übrigen Bergen

unter-

unterscheidet. Wir fanden nehmlich eine Thür zwischen zwei Felsenklumpen angebracht, die den einzigen Zugang zu dem Berge ausmachte. Dieser sonderbare Berg kann also verschlossen werden, und ist es sonst immer gewesen, indem man den Schlüssel von dem Förster, der in Karlsberg wohnt, holen mußte. Wir fanden sie offen, und giengen nun gleichsam in den Berg hinein. Denn von jezt an windet sich der Weg durch ein Labyrinth von Felsenmassen, die wie die adersbachschen emporstarren, und in tausenderlei Gestalten umherliegen. Doch schienen die meisten die Form eines Kubus oder Parallelepipedums zu haben.

Zöllner vergleicht die Heuscheuer mit einem Haufen Zuker, der aus einer Zukerdose herausgefallen ist. Aber nach dem, was ich von ihr sah, ist sie vielmehr eine ungeheure Felsmasse, auf welcher nur sehr viele einzelne Felsenklumpen umherliegen. Ich möchte sie mit einer kleinen Welt von Felsen vergleichen, die ihren jüngsten Tag erlebte, und wovon Gott die Trümmern hieher warf.

Nach-

Nachdem wir uns eine Zeitlang durch unzählige Felſenklumpen, bald mehr bald weniger, hergan, gewunden hatten, und der Platz um uns her immer ſehr enge geweſen war, kamen wir endlich an einen geräumigen Ort, den man den Luſtgarten nennt, weil er von Felſen, wie von einer Wand umſchloſſen iſt, und an dieſen greuzt der ſogenannte Tafelſtein, auf welchem wir den erſten herzerhebenden Genuß hatten und recht lebhaft empfinden ſonten, daß wir auf der Heuſcheuer wären.

Dieſer Tafelſtein iſt ein Felſen, der ſich aus einer ungeheuren Tiefe, ſenkrecht bis an die Heuſcheuer hinauf erſtrekt, und aus ihr, gleich einem kleinen Vorgebirge, hervorſpringt. Der Raum auf dieſem Felſen iſt ſo groß, wie ein etwas weites Zimmer, und rings umher mit einer Gallerie umgeben, ſo daß man ohne Gefahr an den Rand des Abgrundes gehen kann.

Ich würde mich vergebens bemühen, Ihnen die Empfindungen zu ſchildern, die ſich meiner bemächtigten, als ich auf dieſen auſſer-

ſerordentlichen Stein trat. Und denken Sie ſich, welchen Eindruk er auf jeden machen muß, der Gefühl für Erhabenheit und Ueberraſchung hat! Vorher iſt man eine lange Zeit zwiſchen Felſenklippen und auf engen Fußſteigen geweſen, wo man kaum wenig Schritte um ſich her ſehen konnte: hier befindet man ſich plözlich an einem Orte, wo das Auge die zu überſchauende Weite und Höhe unmöglich meſſen kann; hier wird man plözlich wieder mit der äußerſten Ueberraſchung erinnert, daß man einige tauſend Fuß über dem Horizont erhaben iſt, welches man zwiſchen den engen Felſenklüften beinahe vergeſſen hat.

Die Knie zitterten mir fühlbar, als ich auf dieſen außerordentlichen Stein hinaustrat, auf welchem man gleichſam in der Luft ſchwebt, und meine Bruſt ſchwoll heftig vor Angſt und Freude empor. Senkrecht von einer ſolchen Höhe herunter zu ſchauen, und ſo tauſendfache Gegenſtände zu ſeinen Füßen zu ſehen, erwekt eine Empfindung, die alle Adern durchſtrömt und aufſchwellt. Selbſt

die

die Hunde, die uns begleiteten, ſchienen das Außerordentliche der Scene zu empfinden, und ſchauten verwundrungsvoll um ſich her. Dann liefen ſie an den Rand des Abgrundes hin, kehrten aber mit der äußerſten Schnelligkeit zurük, und trauten ſich nachher nicht wieder an die ſchwindelnde Tiefe heran.

Es iſt wirklich hier einige Gefahr vorhanden, aber ſelbſt dieſe Gefahr giebt zu Schönheiten Anlaß. Die Felſen ſind nehmlich an mehrern Orten geſpalten, und zwiſchen den Oeffnungen, auf die man oft ganz unerwartet ſtößt, ſieht man in den Abgrund auf grünende Bäume hinunter. Selbſt der Tafelſtein iſt in der Mitte geſpalten, und nach einem Jahrhundert wird er wahrſcheinlich in die Tiefe hinunter geſtürzt ſeyn. Die Zeit nagt hier ſichtbar mit ihrem verwüſtenden Zahn, und alle die wunderbaren Steinmaſſen, die man umher erblikt, ſind Ruinen von Steinmaſſen unter andern Geſtalten. Bald wird man die Ruinen von dieſen Ruinen ſehn. Ueberall ſind die Felſen geſpalten, überall ſind größere und kleinere Klumpen

davon in die Vertiefungen heruntergerollt: sollte von izt an ein Stillstand in allen diesen Veränderungen beginnen?

Aber ich muß Ihnen noch erzählen, was wir denn alles von diesem erhabenen Standpunkte sahen. Senkrecht herunter blikten wir auf einen Berg mit Bäumen bewachsen, den man aber schlechterdings nicht von der Ebne unterscheiden kann, weil das Auge nicht geübt genug ist, von oben herab zu bemerken, ob die Gegenstände unter uns einige hundert Fuß höher oder tiefer liegen. Die Bäume in der Tiefe sahen aus wie Buchsbaum oder andre niedrige Kräuter. Blikt man weiter auf, so sieht man tief in Böhmen hinein, und hat eine prächtige Landschaft vor sich, auf welcher in scheinbarer Ebne eine Menge Oerter, Kornfelder, Gehölze, Teiche u. s. w. dicht neben einander zu liegen scheinen, wenn sie gleich meilenweit von einander entfernt sind. Der vorzüglichste Ort, den man erblikt, ist die böhmische Stadt Braunau.

Wei-

Weiter hin am Horizont wird die Aussicht durch das Rieſengebirge begrenzt, über das man nicht hinwegſehen kann, aber das Auge auch gern auf einem ſo ſchönen und erhabenen Gegenſtande ruhen läßt. Der Gipfel der Schneekoppe, ſo wie noch eines andern daneben liegenden Berges war mit Schnee bedekt, und dieß bildete ein außerordentlich ſchönes Schauſpiel. Ich erinnere mich nicht, daß je ein Gegenſtand in der Natur dieſen Eindruk auf mich gemacht hätte. Bekanntlich ſchimmern alle große Flächen, die nur etwas Licht haben, in der Entfernung ſtärker, die Lichtpunkte nähern ſich einander, das Dunkle dazwiſchen verſchwindet wegen der Weite dem Auge, und es entſteht, wie bei dem Monde, eine ganz glänzende Fläche. So war es bei dieſem Schnee, den überdieß die Sonne beſchien. Er warf ein äußerſt heiteres und helles Licht von ſich, das von dem untern dunklen Theile des Berges höchſt lebhaft abſtach, und ſich dem Himmel, dem Urquell des Lichts, näher gelagert zu haben ſchien. Das ganze Gebirge aber

gleich einer ungeheuren Kerze, die auf einem dunklen Leuchter brannte.

Als wir unser Auge an allen diesen Schönheiten gesättigt hatten, blikten wir auf das, was näher um uns herumlag, und eine graue Marmortafel, die dicht bei dem Tafelsteine in einen hervorragenden Felsen eingegraben war, fiel uns ins Gesicht. Man sieht aus ihrer Inschrift, daß sie dem jetzigen König von Preußen, der den 10. Aug. 1790 an dieser interessanten Stelle war, zu Ehren gesezt ist.

Da mir die Inschrift gefiel, so wollte ich sie abschreiben, hatte aber zum Unglük, sammt meinem Begleiter, weder Schreibetafel, noch Bleistift, noch irgend etwas bei mir, das zum Aufzeichnen brauchbar war. Und nun, bester W —, rathen Sie, wie wir uns halfen? Aber Sie kommen in Ewigkeit nicht darauf. Ich fand in meiner Tasche nichts als einige Briefe, ein Taschenmesser und eine abgeschnittene Federspule, die zu einem ganz andern Gebrauch, als zum Schreiben bestimmt war. Indessen schnitt ich, so gut es

gehn

gehn wollte, eine kleine Feder daraus, und mein Gefährte sorgte während der Zeit für die Dinte. Er schlug nehmlich Feuer an, verbrannte die beschriebene Hälfte eines meiner Briefe, feuchtete die Asche davon an, und zerrieb sie in der Hand sehr fein. Dies giebt eine ganz brauchbare Dinte, und ich konnte nun, ohne andre weitre Schreibmaterialien, die Inschrift gemächlich aufzeichnen. Sie sehen, lieber W —, man ist auf der Heuscheuer wie auf einer unbewohnten Insel, und muß zu allerhand Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Die Inschrift lautet buchstäblich so:

König Friedrich Wilhelm dem Zweiten
Sei dieses Denkmal geweiht!
Er überstieg mit stets erhabnem Muthe
die Hindernisse seiner Zeit;
so stieg er auch auf dieses Felsen Spitze,
dem kühnen Werke der Natur.
Fest, wie auf Preußens Thron, saß er auf hohem Sitze,
dort überschaut er Böhmens Flur,

Dem Kriege wehrt er mit ſeinem ſichern Schilde,
Hier blikt ſein Aug' voll Majeſtät, und ſeiner Vaterhulde,
Hin auf ſein glüklich Volk.

Am 10. Auguſt, 1790.

Auf dem Tafelſtein iſt eigentlich kein Sitz angebracht; wahrſcheinlich zielt dieſer Ausdruk auf einen noch höhern Ort der Heuſcheuer; denn hier iſt bei weitem noch nicht die höchſte Spitze, obgleich der Major von Rauch, wie man in Zöllners Reiſen ſieht, ihre Höhe auf ohngefehr 1800 Fuß über der Fläche des Meers berechnet.

Wir ſtiegen von jezt an durch Felſenklüfte und enge Fußſteige noch anſehnlich bergauf; und was dies für ein ſonderbarer Weg ſey, können Sie daraus abnehmen, daß wir über viele Treppen kamen, die an den Abſätzen der Felſen angebracht waren, und ohne welche man ſie nur mit der größten Mühe und Gefahr beſteigen könnte. Ueberhaupt iſt der Weg auf die Heuſcheuer ſelbſt von unten

an bis oben hinauf ausgebeſſert, indem man über die Felsritzen Geſträuche und Erde legte. Wahrſcheinlich geſchah dies vorher, ehe der König ſie beſtieg.

An Gewächſen fanden wir am Anfange des Weges ſehr viel Heidelbeergeſträuche, an welchem die Beeren noch ſaßen, aber nicht mehr eßbar waren, ſondern bei der leichteſten Berührung zerſprangen. Weiter hinauf fanden wir Nadelholz und einige Birken, aber kein Baum hatte ſeine gehörige Größe. Zwiſchen den Felſenklumpen lag ſehr weißer Sand, welches um ſo auffallender iſt, da ſonſt in der ganzen Grafſchaft Glatz kein Sand gefunden wird. Wahrſcheinlich ſondert er ſich von den zerbröckelten Steinmaſſen ab, und wird vom Regen ſo weiß gewaſchen. Die Bäume, die hier wachſen, haben oft keinen Kubikfuß Erde zur Nahrung, und klammern ſich meiſtens mit ihren Wurzeln, wie mit einer Hand, um die nakten Felſen herum, doch iſt die Heuſcheuer oben ganz mit Bäumen bedekt. Man ſieht daraus, daß

der Natur selbst im Pflanzenreiche mit Wenigem zufrieden ist.

Die einzigen lebendigen Geschöpfe, die wir auf der Heuscheuer trafen, waren ein Rebhuhn, ein kleiner rother Käfer, und ein Geyer, dem es an dieser Höhe noch nicht genung war, sondern der sich noch weit darüber in die Luft erhob.

Wenn man auf die oberste Fläche der Heuscheuer hinaustritt, so erblikt man eine Felsspitze, die ohngefehr 30 bis 40 Fuß hoch ist, einige Absätze hat, und zu welcher drei steile Treppen hinauf führen. Auf dem obersten Gipfel derselben ist eine runde Höhlung in den Felsen, die einen ganz bequemen Stuhl zum sitzen bildet, und deshalb hat der ganze Fels den Namen des Großvaterstuhls erhalten. Dis ist gewiß der höchste Großvaterstuhl in der Welt, und es möchten deshalb nur wenige Großväter ihren Platz darin nehmen. Doch haben schon sehr vornehme Personen darin gesessen, wie man aus den Inschriften an demselben sieht, nehmlich der König von Preußen, der Kronprinz, der

Prinz

Prinz Ludwig, und Sr. Excellenz der dirigirende Minister von Schlesien und Südpreußen, Graf von Hoym.

Auch muß man nothwendig hinaufsteigen, wenn man die schönen Prospekte auf der Heuscheuer genießen will; denn unten wird die Aussicht durch die umherstehenden Bäume verhindert. Wir eilten also freudig hinauf, um unserm Auge recht am vollen Mittag den Genuß des weiten Umherschauens zu geben.

Aus einem Großvaterstuhl ist man nur gewohnt ein Zimmer zu übersehen: aber nun hören Sie, liebster W —, was man aus diesem hier übersieht. Wenn man sich darin niedersetzt: so hat man den größten Theil der Grafschaft Glatz mit seinen Gebirgen vor sich liegen, die sich wie Wellen des Meers darin wogen. Zwischen diesen erblikt man die Stadt Wünschelburg, eine Menge schöner Dörfer, die sich, gleich Flüssen, in den Thälern fortschlängeln, Teiche, die wie kleine Spiegel an der Erde liegen, und eine große Menge Tannenwälder, die man wie kleine Gartenbeete, mit Pflanzen bewachsen, nach

ihrem ganzen Umfange überschaut. Glatz selbst scheint hinter einem Berge zu liegen, und wird also nicht bemerkt, wenigstens konnte mein Auge es aus der Menge von Gegenständen nicht herausfinden. Ueberhaupt hindert die große Anzahl der Berge rings umher, daß man bei weitem nicht so viel sieht, als man auf einer ebenen Fläche sehen würde. Die ganze Grafschaft Glatz gleicht einer ungeheuren Stadt, worin die Berge die Häuser und die Thäler die Straßen sind. Die Heuscheuer ist einer von den Pallästen dieser Stadt; aber selbst aus dem höchsten Pallast übersieht man bei weitem nicht alles Merkwürdige einer Stadt, und was dicht hinter den Häusern liegt, entgeht uns ganz. So ist es mit der Grafschaft Glatz. Das Bekannte: den Wald vor Bäumen nicht sehen, ist hier beinahe anwendbar; denn man sieht wirklich die Grafschaft vor Gebirgen nicht. Aber was man davon sieht, ist dafür auch, wegen der mannichfachen Abwechselung der Landschaften, äußerst schön.

Wendet man ſich rechts auf dem ſonderbaren Stuhl, ſo ſieht man die Felsmaſſe, auf welcher das Blokhaus liegt, und die von dieſer Seite den Horizont begrenzt; zur linken Hand iſt die Grenze zwiſchen Glatz und Böhmen; hinter ſich aber hat man den Theil von Böhmen, der oben bei Gelegenheit des Tafelſteins ſchon beſchrieben wurde. Ueberall wird der Horizont zulezt durch Berge begrenzt, ohne welche das Auge viel weiter ſchauen würde. Vorzüglich prächtig erheben ſich gegen Oſten der Schneeberg, an der andern Seite der Grafſchaft, und gegen Nordweſt das Rieſengebirge, mit der ſchönen Schneekoppe.

Ich ſtand jezt auf einer ſehr anſehnlichen Höhe, überſchaute bei dem heiterſten Wetter die herrlichſten Gegenſtände, und umfaßte mit einem Blik eine Strekke von vielen Quadratmeilen. Dies alles indeß hinderte nicht, daß ich nicht ſehnſuchtsvoll nach der glänzenden Schneekoppe hinſchaute, die noch merklich über meinem Standpunkt hervorragte, und an deren Mitte grade eine leichte Wolke vor-

vorüberſchwamm. Wer doch dort oben wäre, dacht ich bei mir, und über alle, alle die Berge ringsumher hinwegſehen könnte!

Wie oft iſt dies nicht im menſchlichen Leben der Fall! Immer will der Erdenſohn höher klimmen, wenn er auch ſchon über viele Tauſende hervorragt; immer ſieht er verlangend nach einem höhern Standpunkt, anſtatt die Schönheiten, die jezt ſchon um ihn herum liegen, ruhig zu genießen. Gewiß, mein W —, die Reiſe durch dies Leben hat viel Aehnlichkeit mit einer Reiſe ins Gebirge. Hat man einen Berg erſtiegen, ſo ſieht man noch einen höhern vor ſich, von welchem man eine beſſere Ausſicht zu haben glaubt; und iſt dieſer erſtiegen, wieder einen höhern. So geht es unaufhörlich fort, und ſollte man wirklich die höchſte Spitze von allen umliegenden Bergen erreichen, ſo würde doch gewiß noch vieles zu wünſchen übrig bleiben. Vielleicht hätte unſer Auge nicht Schärfe genug alle Schönheiten zu überſchauen, vielleicht verhüllte eine Wolke uns die ganze Gegend umher, ja vielleicht hätten

wir

wir auf dem erſten Berge mehr Genuß gehabt, als auf dem lezten.

Daß dies ſelbſt bei meinem Wunſch der Fall war, davon überzeugte mich kurz nachher eine Reiſebeſchreibung durchs Rieſengebirge, worin ich folgende Worte fand:

„Die Ausſicht auf dem Zobtenberge, beſonders auf der Heuſcheuer in der Grafſchaft Glatz, iſt weit vorzüglicher, ja gar nicht mit jener auf der Koppe zu vergleichen.“

Denken Sie alſo, mein beſter W —, an die Heuſcheuer und an die Schneekoppe, wenn Sie ſich nach einem höhern Standpunkt ſehnen ſollten. Mich ſollen indeßen jene Worte nicht abhalten, bei erſter Gelegenheit eine Tour nach der Schneekoppe zu machen; es muß nothwendig auch dort vortrefliche Ausſichten geben. Vielleicht traf jener Reiſende nur einen trüben Tag. Kurz, ſollte ich in der Reiſe durchs Leben auch auf keinen hohen Standpunkt zu ſtehen kommen: ſo will ich wenigſtens in der Reiſe durchs Gebirge ſo hoch wie möglich ſteigen.

Sie

Sie wiſſen nun, lieber W —, was in der Entfernung um die Heuſcheuer her liegt. In der Nähe bemerkt man ebenfalls einige nicht ganz gewöhnliche Gegenſtände. Aus der oberſten Fläche dieſes Berges nehmlich ragen noch ohngefehr ſieben ſolche Felsſpitzen, wie der Großvaterſtuhl iſt, unter verſchiedenen Geſtalten hervor. Eine hat in der Mitte eine Höhlung, wodurch man, wie durch einen Rauchfang, nach der andern Seite hinkriechen kann, eine andre hat auf dem oberſten Gipfel einen großen Stein liegen, der gleichſam ein menſchliches Haupt bildet; kurz, mit einiger Einbildungskraft kann man ſich hier ganz ſonderbare Geſtalten zuſammenſetzen.

Als wir unſer Auge am Nahen und Fernen geſättigt hatten, ſtiegen wir von dieſem erhabenen Sitze herunter, um am Fuße deſſelben unſer mitgebrachtes Mahl zu verzehren. Wir fanden mehrere Brandſtellen von Reiſenden, die hier geweſen waren; und da kein ganz warmer Wind wehte, machten wir ebenfalls Feuer an. Denn trokues Holz und umgefallne Bäume lagen häufig umher. Die

Luft

Luft war hier oben von der im Thal nicht ſehr verſchieden. Das Thermometer nach Reaumür fiel um zwei Uhr auf ſechs Grade über dem Eispunkt, da es unten ohngefehr auf acht Grad geſtanden hatte.

Wir machten einige Exkurſionen auf der Fläche der Heuſcheuer. Ueberall ſind die Felſen, wie fettes Erdreich in der Sonnenhitze, geborſten, und die Spalten ſtehen ein, zwei, drei und mehrere Fuß aus einander, ſo daß man hier nur mit einiger Vorſicht Wanderungen vornehmen kann. In die Spalten ſieht man tief hinunter, und über einige davon iſt Strauchwerk und Moos gewachſen, ſo daß man ſie nicht bemerkt. Auch rathe ich den Reiſenden, keine Hunde mit herauf zu nehmen, oder ſie wenigſtens irgendwo anzubinden, wenn ſie nicht für dergleichen Fälle ſchon ſehr gewitzigt ſind. Es müßte äußerſt unangenehm ſeyn, einen von dieſen treuen Gefährten in die Felsritzen hier hinunterſtürzen zu ſehen; denn aus manchen wäre es ganz unmöglich ihn wieder herauszubringen, und man müßte ihn, wenn ihn der Fall nicht

ge-

getödtet hätte, dem Verhungern preis geben. Sie kennen meine kleine poſſierliche Spitzhündin; dieſe hätte beinahe ein ähnliches Schikſal gehabt, denn indem ich ſie ganz unbeſorgt vor mir herlaufen laſſe, ſeh' ich ſie plötzlich vor meinen Augen verſchwinden, und in eine obenbewachsne Tiefe hinunterſtürzen. Zum Glük war die Höle nicht tief, und hatte auf der einen Seite einen Ausgang, woraus ich ſie freudig wieder hervorſpringen ſah. Dies Loch mußte für die Hunde ſehr gefährlich ſeyn, denn kaum hatte der Meinige die unterirrdiſche Tour gemacht, ſo fiel auch der meines Begleiters hinein, half ſich aber auf dieſelbe Art wieder heraus.

Die Größe der oberſten Fläche auf der Heuſcheuer läßt ſich ſchwer beſtimmen, wegen der vielen Bäume und Felsritzen, die man bei einer Wanderung vermeiden muß. Wenn ich mich noch recht erinnere, ſo enthält die Fronte davon, nach Glatz zu, einige hundert Schritte. An einigen Seiten geht die Felſenwand ſenkrecht herunter, wie der

Gie-

Giebichenſtein an der Stelle, wo Ludwig der Springer in die Saale geſprungen ſeyn ſoll.

Aber ich habe Ihnen genug von der Heuſcheuer erzählt, und Sie mögen vielleicht am Geiſt mehr ermüdet dabei ſeyn, als ich am Körper war, da ich eben den Leyerweg zurükgelegt hatte. Auf unſerer Retour wollen wir nicht ſo viel Zeit hinbringen, als auf dem Hinwege. Wir brauchten dies wirklich im eigentlichen Verſtande nicht, denn da die Felſen, wie oben ſchon erwähnt wurde, treppenartige Abſätze haben, ſo konnten wir ziemlich ſchnell herunterlaufen. Ohngefehr an der Mitte des Leyerweges hohlten wir eine alte Frau mit ihrem Sohne ein, die beide ſehr ſchwer trugen, und ſich eben auf einem Felſenabſatz ausruhten. Auf die Frage, die ich an die Frau that, wie ſie auf den Berg hinaufgekommen ſey? antwortete ſie: ſie ſey heute morgen hinaufgeſtiegen, um Werg zum Spinnen zu holen. Ja ich erfuhr von ihr, daß ſie dieſen Weg ſehr oft mache. Sie war 66, und ihr Sohn 45 Jahr alt. Ich erſtaunte, wie es möglich ſey, dieſen Weg in einem ſol-

chen Alter und mit einer ſo ſchweren Laſt beladen zurükzulegen, und ſchämte mich nicht wenig, daß ich ohne Bürde darauf ſo ermüdet war. Wie weit kann es der Menſch nicht in jeder Art von Fertigkeit bringen, wenn er von Kindheit an Uebung hat!

Nun, mein beſter W—, leben Sie wohl, und verzeihen Sie, daß ich Ihnen ſolche ungeheure Briefe ſchreibe.

Das neue Jerusalem in der Grafschaft Glatz.

(Bruchstük eines Briefes.)

Wenn man von der Stadt Glatz nach der böhmischen Grenze in der Gegend von Wänschelburg reiset, und dieses Städtchen ohngefehr eine halbe Meile rechter Hand liegen läßt, so kommt man über eine kleine Anhöhe, von welcher man auf ein Dorf in dem Thale hinabschauet. In diesem Dorfe erblikt man auf einem Hügel ein prächtiges Gebäude, das noch den Glanz der Neuheit trägt, und einem Schloß oder Ritterſitze ähnlich sieht. Der Vorderseite dieses Gebäudes gegenüber, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, erhebt sich ein nicht gar zu hoher Berg, der überall mit Kapellen und Monumenten bedekt ist, zwischen welchen

Birken und Kiefernbäume hervorragen. Der Raum, zwiſchen dem großen Gebäude und dem Berge, iſt mit Häuſern angefüllt, und bildet die Straßen eines Dorfs, das in der Entfernung jedem andern Dorfe ähnlich ſieht.

Dieſes iſt der berühmte Ort, der, wenigſtens in dem katholiſchen Deutſchlande überall als ein neues Jeruſalem bekannt iſt, zu welchem jährlich viele tauſend Wallfahrten geſchehen und wo ein wunderthätiges Marienbild ſchon unzählige Mirakel gethan hat. Sie lächeln, und ich verdenke es Ihnen nicht, da Sie aus einem erzketzeriſchen Lande ſind, und weder an die Wunderkraft eines hölzernen Marienbildes, noch an die Seligmachung der Wallfahrten glauben. Aber laſſen Sie uns ſehen, ob ſich noch mehrere Gegenſtände zum Belächeln finden. Ich will Ihnen treulich alles erzählen, was ich in dieſem neuen Jeruſalem fand.

Wenn man von Glatz aus nach Albendorf hineingehet, ſo findet man es anfangs nicht anders als jedes andre Dorf. Bald aber ſieht man zur rechten Hand eine Pfor-

te,

te, worüber mit groſsen Buchſtaben ſteht: das Brunnenthor. Neben demſelben iſt ein kleiner gemaurter Brunnen, aber ſtatt des Waſſers ſieht man Kalk und Scherben darin. Bald darauf erblikt man vor ſich ein anderes Thor, durch welches man in Albendorf hineingeht. Es iſt weiß und roth gemauert, nach einer äuſserſt ärmlichen Bauart, wie ohngefehr die Eingänge zu manchen Bauerhöfen, und darüber ſteht wieder mit dikken ſchwarzen Buchſtaben geſchrieben: das Waſſerthor. Iſt man hindurch gegangen, ſo entdekt man bald nachher ein kleines Häuschen, das über einem Bach, der linker Hand fließt, gebaut iſt, und das man wegen ſeiner Lage für ein Waſchhaus halten würde. Aber mit Erſtaunen ſieht man unter demſelben ein hölzernes Menſchenbein hängen. Sie können denken, daß ich hineilte, dieſe ſonderbare Erſcheinung näher zu unterſuchen. Hier entdekte ich, daß das anſcheinende Waſchhaus eine Kapelle ſey, worinnen ſich ein hölzerner Chriſtus befindet, von mehrerern Kriegsknechten umgeben, die ihn an Stritten ge-

bunden halten, und in das Waſſer hinunter laſſen. Bekanntlich haben die Katholiken, außer der Bibel, noch eine Tradizion von den Lehren und der Geſchichte Chriſti, die mit unzähligen Legenden ausſtaffirt iſt. Hiezu gehört auch folgende: daß Chriſtus, nach ſeiner Gefangennehmung in der Leidensnacht, von den Kriegsknechten in den Bach Kidron geworfen, und mit Strikken hindurchgezogen ſey.

Dieſe Scene iſt hier vorgeſtellt; aber auf welche Art! Die Kriegsknechte ſind theils an der Wand gemahlt, theils in Holz gehauen, ſo wie Chriſtus ſelbſt: aber alles mit einer Roheit und Grobheit, daß man ein rechtes Grauen davor bekommt.

O Phidias, o Apelles, in welchem Lichte erſcheint eure Kunſt, nach mehr denn zwei Jahrtauſenden, an dieſem heiligen Orte, zu dem jährlich ſo viele tauſend Menſchen wallfahrten! Euer Meißel und Pinſel ehrte die Gottheit: hier wird ſie von beiden geſchändet. Billig ſollten ſich an ein ſolches Kunſtwerk nur die vorzüglichſten Künſtler wagen,

und jeder Pfuſcher bis zum Honigkuchenbekker herab wagt ſich daran.

Vorzüglich iſt dies in dem berühmten Albendorf der Fall; denn die Kapelle über dem Waſſer iſt nicht die einzige in ihrer Art, ſondern es giebt deren hier überhaupt vier und neunzig, die in und außer dem Dorfe zerſtreut liegen, und worin Scenen aus dem alten und neuen Teſtament vorgeſtellt ſind. Die ganze Leidensgeſchichte Chriſti iſt darunter: man findet hier alſo den Stifter unſrer Religion wenigſtens funfzigmal in Holz ausgehauen. Ich hatte vorjezt ſchon genug, ihn nur einmal ſo verunſtaltet zu ſehn, und wandte mich mit Widerwillen weg, um eines beſſern Anbliks zu genießen.

Rechter Hand nehmlich, wenn man von dieſer Seite in das Dorf hineingeht, ohngefehr zwei hundert Schritte von der obigen Kapelle, erblikt man den Tempel, der, wegen ſeiner ziemlich majeſtätiſchen Bauart und Pracht, das Auge ganz füllt, und lange Zeit feſthält. Ich fand Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Tempel zu Jeruſalem, nach den

Kupferſtichen, die ich von ihm geſehen hatte. Das Dach iſt flach, nach orientaliſcher Art, außer daß in der Mitte ein kleiner Thurm, und auf beiden Seiten eine Art von Giebelfeld hervorſpringt. Es iſt mit einer Gallerie umgeben, und hat das Anſehen, als könnte man auf demſelben umhergehen. Der Tempel hat zwei Seitenflügel, und iſt mit vielen Pilaſtern an der Vorderſeite geziert, die mit der Stukkaturarbeit und dem übrigen Schmuk verbunden, ihm ein ziemlich prächtiges Anſehn geben. Eine Treppe, die faſt ſo breit wie die ganze Antlitzſeite iſt, und, nach den Lebensjahren Chriſti, drei und dreiſſig Stuffen hat, trägt ebenfalls zur Verſchönerung des Ganzen bei. Dieſe Treppe rutſchen die Pilger, die hieher wallfahrten, knieend hinauf. Wir Lutheraner aber erſtiegen ſie mit geraden Füßen, in der feſten Ueberzeugung, daß Gott nicht auf die Stellung der Füße, ſondern auf das Herz ſehe; und daß es ihm gleichviel ſey, ob wir mit ermüdeten Knien zu ſeinem Tempel eilen, oder auf die Art, die er uns ſelbſt zum gehen beſtimmte.

Wenn

Wenn man linker Hand in den Seitenflügel des Tempels hineingeht, ſo kömmt man in einen Gang, der noch von der eigentlichen Kirche, die wahrſcheinlich das Heilige vorſtellen ſoll, abgeſondert iſt. In dieſem Gange hängen ringsumher, an den Wänden, mehrere hundert Krükken von Lahmen, die hier gehend worden ſind, ungeheure Steine, die Menſchen bei ſich führten, und eine Menge Gemählde, worauf mancherlei gefahrvolle Lagen abgebildet ſind, aus welchen das hieſige wunderthätige Marienbild ſeine Verehrer rettete. Es iſt ein ganz eigner Anblik, ſo viele Krükken beieinander zu ſehen, da man ſonſt dieſe Zeugen des menſchlichen Elends nur einzeln antrift. Aber bei weitem mehr überraſchte mich ein andrer Anblik, der, faſt noch lebhafter als die Krükken, auf die heilige Einfalt der Katholiken in dieſer Gegend ſchließen läßt. Ich ſah nehmlich in einer Ekke ein Marienbild, deſſem übrigens naken Chriſtuskinde man eine kleine Mädchenmüze, mit Gold und Haubenſtrich, aufgeſezt hatte. Sie können nicht glauben, welch einen halb

widerlichen, halb lächerlichen Anblik dies gewährte. Wer es recht gefliſſentlich darauf anlegte, den Aberglauben in einem verächtlichen Lichte zu zeigen, könnte nicht beſſer, als durch ſolche heilige Mummereien, zu ſeinem Zwek gelangen. Hier indeſſen ſind die Menſchen für das, was bei dem ehrwürdigen Stifter unſrer Religion ſchiklich oder unſchiklich iſt, ſo abgeſtumpft, daß ſie ihren Spaß mit ihm zu treiben ſcheinen, und es ſchlechterdings nicht unterſcheiden, was andächtige oder dieſen entgegengeſezte Empfindungen erregt. Selbſt der vernünftige Katholik, der auch mit wahrer Erhebung des Herzens hieher tritt, muß, bei Erblikung des nakten Chriſtuskindes mit der Mädchenmüze auf dem Kopf, der Andacht vergeſſen, und zu lachen anfangen. Ein Glük, daß dies ärgerliche Marienbild nicht in der Kirche ſelbſt, ſondern am Ende eines Nebenganges angebracht iſt.

Aus dieſen Nebengängen tritt man auch in einige Kapellen, worin man Vorſtellungen aus der Geſchichte Chriſti findet, wovon Proteſtanten, die keine Tradizion haben, zum

Theil

Theil gar nichts wiſſen: Z. B. wie Chriſtus mit ſeinem Vater in der Werkſtatt als Zimmermann arbeitet, wie er von ſeiner Mutter verpflegt wird, das Grab der Maria u. ſ. w. Alles iſt eben ſo grob und roh vorgeſtellt, wie in der Kapelle über dem Waſſer. An einem Orte ſah ich Maria, wie ſie einen Strumpf ſtrikte, und ein großes Knaul Wolle neben ſich liegen hatte. Die Figuren wurden eben neu angeſtrichen, welches ihre Häßlichkeit noch vermehrte, denn ihr Gewand war meiſtens ziegelroth. Uebrigens fanden wir bei dieſen Nebengängen noch eine Geiſſelkapelle, welche, wenn ich nicht irre, die Höhle des heiligen Hieronymus vorſtellte, ferner den Kindermord zu Bethlehem, wobei die Häuſer der Stadt von Pappe zu ſeyn ſchienen, die morgenländiſchen Könige, welche dem Chriſtuskinde Geſchenke brachten u. ſ. w.

Sie können denken, daß wir uns bei dieſen Armſeligkeiten nicht lange aufhielten; wir eilten vielmehr in die Kirche ſelbſt, die wenigſtens dem Auge etliche Reize darbeut, indem ſie äußerſt geſchmükt iſt, und mit vielen

ſchönen

schönen Gemälden prangt. Unter die auffallenden gehört Maria mit einem sehr geschmackvollen Kopfputz, wie sie nehmlich an ihrem Hochzeittage aufgesezt gewesen seyn soll. Was man in Albendorf nicht alles erfahren kann!

Aus dem größern Theil der Kirche tritt man in einen kleinern, vor welchem ein Gitter ist, und der das Allerheiligste vorstellt. Hier ist das wunderthätige Marienbild, um dessentwillen ganz Albendorf so berühmt geworden ist, über einem Altar aufgestellt. Wenn ich in der heiligen Dunkelheit des Orts recht sah, so ist es eine kleine unscheinbare Figur, die man, wegen der Höhe, worin sie steht, mehr ahndet, als sieht. Dies mag wohl vorzüglich dazu beitragen, ihr Ehrfurcht zu erhalten. Denn was man nur halb sieht, das pflegt die Einbildungskraft immer zehnfach zu verschönern. Indessen ist dies Marienbild, das gar viele Gaben und Geschenke erhält, vor einiger Zeit jämmerlich bestohlen, und hat solches bei aller seiner Wunderkraft nicht verhindert.

So

So ſchön die Kirche inwendig erſcheint, ſo iſt ſie doch von außen noch ſchöner: nur kann man nicht genug bedauern, daß ſie, bei ihrer wirklich majeſtätiſchen Bauart, in der Nähe betrachtet, verliehrt, indem man alsdann kleinliche und geſchmakloſe Zierrathen entdekt, z. B. Sprüche mit goldnen Buchſtaben u. dgl. Vorzüglich aber erblikt man daran viele grüne Bäume, in welchen ein Marienbild ſteht, weil das wunderthätige Marienbild, nach der alten Legende, zuerſt von einem Blinden in einem Baume geſehen wurde. Man ſieht dieſe Figur bald in einem Tannenbaum, bald in einer Linde, bald in einer Eeder; kurz man kann ſagen, daß die Mutter Maria hier eine Frucht iſt, die auf allen Bäumen wächſt.

Aus dieſer Beſchreibung, denke ich, werden Sie ohngefähr beurtheilen können, was man in Albendorf zu gewarten hat. Bis jezt aber waren wir noch an dem vorzüglichſten Orte, der hier anzutreffen iſt, nehmlich auf dem Berge Maria, worauf der Tempel ſteht. Hieher kommen denn auch alle Wall-

fahrter zuerſt, indem ſie die 33 Stufen knieend hinaufrutſchen, das wunderthätige Marienbild begrüßen, und in den verſchiedenen Kapellen ihre Andacht halten. Sodann fangen ſie ihre Wandrung außerhalb an, gehen zuerſt in die Kapelle darin die Taufe Chriſti durch Johannes vorgeſtellt iſt, dann von Kapelle zu Kapelle, beten bei jeder ein Vater unſer, einen Engelgruß u. ſ. w. gehen über den Bach Kidron, nach dem Calvarienberge, der ganz mit Kapellen bedekt iſt; nach dem Oelberge; nach dem Berge Quarantena, und wer weiß wohin ſonſt? Kurz, wenn die Wallfahrt mit allen Krümmungen und Rükwegen zu Ende iſt, haben die Pilger einen Weg von 5422 Schritten zurükgelegt, und dies iſt gerade ſo weit, als Chriſtus in der Leidensnacht und an ſeinem Todestage gegangen ſeyn ſoll. Denn vom Oelberge bis zum Hanna, zu Pilatus, zu Kaiphas, zu Herodes, legte er 4605 von dem Hauſe Pilatus aber bis nach Golgatha 818 Schritte zurük.

Wir fingen an, eben dieſen Weg zu machen, aber ich kann Ihnen unmöglich erzählen,

ſen, was wir alles in den vielen Kapellen ſahen. Die Menge der Auftritte aus der Geſchichte Chriſti, und der Heiligen, die ganz unförmlich in Holz ausgehauen ſind, erſchöpfen die Geduld der Schauenden in einem hohen Grade, und würden die Geduld der Leſenden ganz überſteigen. Ich ſage Ihnen nur ſoviel, daß Bildhauerkunſt und Mahlerey hier in einer Unvollkommenheit erſcheinen, wie ſie ſich kaum in ihrer erſten Kindheit, als die Griechen in Sicyon noch Umriſſe nach dem Schatten der Köpfe an der Wand machten, gezeigt haben können.

Jenſeit des Baches, der den Kidron vorſtellt, fanden wir rechter Hand, wenn man nach dem Calvarienberge geht, einen viereckigten moraſtigen Teich. In der Mitte deſſelben ſteht ein hölzerner Engel mit einer Art von Ruder in der Hand, und man ſieht daraus, daß es der Teich Bethesda ſeyn ſoll. Eine Prozeſſion, oder eine andere Feierlichkeit hatten wir nicht getroffen, aber hier fanden wir eine alte Frau, die von irgend einem Uebel geplagt ſeyn mußte; denn ſie entkleidete

dete ſich, trotz des nicht warmen Novembertages, bei dem Waſſer, und fing an ſich die Füße zu waſchen. Ob ſolche Menſchen nicht eher in den Fall kommen ſollten, ſich hier Krankheiten zu holen, als ſie zu vertreiben?

Weiter hin theilt ſich der Weg in zwei Straßen, wovon die eine, die nach dem Oelberge führt, der Weg der Gefangenſchaft, die andere, worauf man zu dem Calvarienberge kommt, der Weg des Kreuzes genannt wird. An dieſen Wegen fanden wir einige Hütten, mit einem, höchſtens zwei Fenſtern, woran mit großen Buchſtaben: Haus des Pilatus, Haus des Herodes u. ſ. w. geſchrieben war. Ohe!

Die Häuſer des römiſchen Landpflegers und des Königs der Juden hatten, eben wie die aufgeputzten Thore und Figuren in den Kapellen, ein ziemlich neues Anſehen, ſo daß man wirklich Albendorf in dieſer Rükſicht ein neues Jeruſalem nennen kann. Nur ſtießen wir auf eine Handlung darin, die für ein Jeruſalem eben nicht paſſend iſt. Auf dem

Wege

Wege der Gefangenſchaft nehmlich wurde ein Schwein geſchlachtet.

Der Calvarienberg enthält, nächſt der großen Menge von Kapellen und Kreuzen, die theils liegen, theils aufgerichtet ſind, auch eine Einſiedlerwohnung. Der Einſiedler war nicht zu Hauſe; denn dieſe Art Mönche lebt, trotz ihres Namens, ziemlich unter Menſchen. Ja man hat ein Beiſpiel, daß eine Großmagd in der Grafſchaft Glatz, die alle Tage einem Einſiedler, nicht weit von dem Gute ihrer Herrſchaft, das Eſſen hintrug, nach einiger Zeit mit einem jungen Eremiten niederkam. Der Einſiedler verſchwand, und hat vielleicht noch an andern Orten dafür geſorgt, daß die Eremiten nicht ausſterben.

Auf dem Berge Quarantena, wie man ihn hier nennt, fällt eine kleine Hütte in die Augen, die einen Felſen vorſtellt, auf welchem ein gehörnter Teufel einem hölzernen Chriſtus die Schätze der Welt zeigt.

Sie werden aus allem ſehn, daß die ganze Anlage dieſes neuen Jeruſalems bei denkenden Chriſten nicht die mindeſte Rührung

hervorbringen kann, sondern nur für die gehört, welche unter Menschen den Rang haben, den die hölzernen Figuren unter den Bildsäulen einnehmen. Einen Christus zu sehn, der auf so vielfache Art gemißhandelt wird, die wir aus der Bibel gar nicht kennen, der hier bei den Haaren gerissen, dort in eine Höhle gestoßen, dort überall wund geschlagen wird, der sich die Knie zerfällt, dort ins Wasser geworfen wird, einen solchen Christus zu sehn hält man nicht lange aus, und kann eben so wenig lange davon erzählen. Man könnte auf die Gedanken gerathen, dieses alles hätten Juden gemacht, und wollten dem Erlöser im Bilde nach schmählicher begegnen, als sie ehemals seine Person mishandelten.

Sollte man wirklich zu Jerusalem die Originale dieser Anlagen finden, wie man denn solches hier durchaus behauptet, so wäre das ein Beweis, daß die morgenländischen Christen eben so geschmaklos in der Vorstellung der Leidensgeschichte sind, als ein Theil der Abendländischen.

Wir

Wir wollen dieſes alles dahin geſtellt ſeyn laſſen; denn es möchte ſich der Mühe wohl nicht verlohnen, deshalb nach dem wirklichen Jeruſalem zu reiſen, und ich will Ihnen lieber erzählen, ſo viel ich aus mündlichen und gedrukten Nachrichten zuſammen bringen kann, wie alles dieſes hier eigentlich entſtanden iſt.

Vor alten, uralten Zeiten, ſtand auf dem Berge, worauf jezt der Tempel angelegt iſt, eine alte Linde, und neben derſelben ein halb zerfallner Altar, mit zwei ſteinernen Leuchtern. So uralt aber auch dieſes alles beſchrieben wird, ſo ſteigen doch die Nachrichten davon höchſtens bis in die Zeit der Kreuzzüge hinauf. Denn an dem Altar fand man die Jahrzahl 1218.; er hat ſeinen Urſprung alſo während des ſechsten Kreuzzugs genommen.

Zu dieſem Altar kam oft ein alter blinder Mann, Nahmens Jan, um unter der Linde zu Gott um ſein Geſicht zu beten. Wann dieſer Mann eigentlich gelebt habe, iſt in den Nachrichten nicht zu finden; es ſcheint aber,

daß es ohngefehr im vierzehnten Jahrhundert geweſen ſei. Einſt, als er nach verrichtetem Gebet wieder nach Hauſe gehen wollte, ſtieß er ſich aus Verſehen ſehr hart an die Linke, ſo daß er voll Ungeduld heftig um Schadenerlangung ſeines Geſichts zu Gott ſchrie. Plötzlich fühlte er eine entſetzliche Erſchütterung, wodurch er zu Boden fiel, und in dem Augenblik öfneten ſich ſeine Augen, ſo daß er das grüne Gras erblikte. Als er nun voll Entzükken in die Höhe ſchaute, ſahe er in der Linde ein Marienbild, mit dreifach glänzenden Strahlen um das Haupt, und ein Chriſtuskind auf dem Arm. Vor dieſer wunderbaren Erſcheinung betete er ſo lange inbrünſtig, bis die Seinigen ihn ſuchten, und nach Hauſe führten, indem er vor Freuden außer ſich war, daß er ſie erkennen konnte, und ihnen ſeine ganze Geſchichte erzählte.

Dieſes war das Marienbild, das noch in dem Allerheiligſten des albendorfiſchen Tempels aufgeſtellt iſt. Woher es alſo kam, weiß man eigentlich nicht, denn der gute blinde Jan konnte keine Auskunft darüber geben, indem

indem das Marienbild ſchon vor der Wiedererlangung ſeines Geſichts in den Lindenbaum angelangt war. Wahrſcheinlich iſt es, wie das Palladium zu Troja, gerades Weges vom Himmel gefallen.

Als die Geſchichte von dem ſehend gewordenen Jan bekannt wurde ſtrömte von allen Seiten Volk herbei, das wunderbare Marienbild zu ſehen und anzubeten. Ja ſelbſt der Herzog Ladislaus von Münſterberg a) der auf der Jagd hieher kam, ließ einen ſteinernen Altar unter der Linde anlegen, und hielt oft ſeinen Gottesdienſt vor demſelben. Wie kam es aber, daß man dieſem herrlichen Marienbilde, das ſo wunderbar erſchien, und, gleich bey ſeinem erſten Eintritt in die Welt ein ſo großes Mirakel verrichtete, nicht alſobald einen ihm würdigen Tempel erbaute? Wie kam es, daß es ſich ſo lange mit einer

a) So viel ich weiß, und darüber nachſchlagen kann, hat nie ein Herzog Ladislaus über Münſterberg regiert. Man wird ihn doch nicht mit dem Schweidnitziſchen Herzog Bolesland, der Münſterberg bekam, und 1301 ſtarb, verwechſeln.

Linde und einem Altar unter freiem Himmel behelfen mußte. Hat es vielleicht erst durch das Alterthum, das allen Dingen einen gewissen ehrwürdigen Stempel eindrükt, seine ganze Heiligkeit erhalten?

Mit der Zeit wurde freilich der Zulauf zu dem Marienbilde immer größer, so daß oft der ganze Platz von Albendorf an bis zu dem Dorfe Nathen, das ohngefehr eine halbe Meile davon liegt, mit Menschen, Pferden und Wagen bedekt war. Noch wird auf eine andre Art die häufige Besuchung des hiesigen Marienbildes bewiesen. In einem uralten Kirchenbuche nemlich findet sich, daß die Böhmen, bey einer einzigen Wallfahrt, achtzehn Faß Bier ausgetrunken haben. Hieven läßt sich aber mehr auf die durstigen Kehlen, als auf die Andacht und Anzahl der Wallfahrtenden schließen. Indessen wäre dieser Zulauf wegen der vielen Wunder, die das Marienbild that, eben nicht unwahrscheinlich; denn um die Linde und den Altar her hingen eine Menge Krükken, Fußschellen u. s. w. als Zeugen der vielen Gnadenbeweise, die es hier den Men-

Menſchen gab. Dieſes ſcheint die erſte glänzende Periode der albendorfiſchen Maria geweſen zu ſeyn. Sie wohnte zwar immer noch, gleich den Vögeln, unter freiem Himmel, hatte aber doch ſchon, wie die oben erwähnten Wallfahrten beweiſen, einen hohen Rang unter den Marienbildern.

Wollen Sie die Geſchichte mit dem blinden Jan und die Entſtehung dieſer Maria nicht glauben, ſo kommen Sie nur nach Albendorf, und ich will Sie auf eine recht augenſcheinliche Art davon überführen; denn hier iſt, in einem Nebengange bei dem Tempel, der ganze Vorgang abgemahlt, ja ich kann Ihnen in meinem Gnadbrunnen b) die Linde, das Marienbild und den Blinden in Kupfer geſtochen weiſen.

Nachdem beſagtes Marienbild ohngefehr ein halbes Jahrhundert auf einer Linde gewohnt hatte, wurde endlich der damalige Be-

b) Marianiſcher Albendorfer erneuerter Thron- und Gnadenbrunn d. i. ausführlicher Bericht von dem neuen wunderthätigen Gnadenbilde ꝛc. Breslau 1731.

sher von Albendorf Herr Ludewig von Pa-
nowitz auf Summit, durch die vielen Wunder-
thaten desselben gerühret, und beschloß, ihm
eine Kirche erbauen zu lassen. Dies geschah,
und sie wurde 1263 von dem Bischof zu Ol-
mütz eingeweihet, indem das Wunderbild von
der Linde heruntergenommen und darin auf-
gestellt wurde. Dem Herrn von Panowitz
gehört aber die Ehre der Erbauung nicht al-
lein, sondern er hatte dabei gar wunderbare
Gehülfen. Als nehmlich das Gemäuer der
Kirche schon fertig war, und das Holz zum
Dache dabei lag, um aufgerichtet zu werden,
giengen einst am Sonnabend die Zimmerleute
aus dem Dorf Stolzenau nach Hause. Un-
terwegens begegnete ihnen ein wohlgebildeter
Knabe, und fragte sie: ob er noch zur rechten
Zeit käme? Er hätte Befehl, ihnen bei der
Errichtung des Holzgesperres auf der Alben-
dorfer Kirche zu helfen. Da sie sich über den
Antrag eines so kleinen Knaben wunderten,
verschwand er vor ihren Augen. Als sie aber
am Montage nach Albendorf kamen, fanden
sie das Holz aufgerichtet, und das Dach fertig,

indem

indem die Engel ihnen in ihrer Arbeit zuvor-gekommen waren. Glauben Sie mir auch das nicht auf mein Wort, so will ich Ihnen im Gemälde und im Kupferstiche weisen, wie die Engel das Holz auf das Dach hinauftra-gen. Und überdies finde ich in meinem alten Gewährsmann von dieser Geschichte folgende Stelle: „So nachmals der Orten und im „Lande ist kund worden, welches folgende „Männer, als Jakob Oettruk, ein Mann „von 100 Jahren, Melchior Umlauff, ein „Mann von etliche 90 Jahren, unter ihrem „Gewissen ausgesagt haben, daß sie es aus „ihrer Eltern Mund sagen und oftmals erzäh-„len hören.

Sie sehen daraus, daß man in der histo-rischen Kritik in Absendorf nicht ganz zurük ist.

Aber die hiesige Maria hat noch viele an-dere Wunder gethan, die für die gläubige Nachwelt aufgezeichnet sind. Einst überfiel ein Mörder eine Wallfahrterin in dem soge-nannten Rathner Grunde, und wollte ihr mit einem scharfen Messer die Kehle abschneiden.

In dieser Noth schrie sie zu der Albendorfer Maria, und siehe! das Messer wurde in Holz verwandelt. Voll Schrecken warf der Mörder dasselbe weg, die Pilgerin aber hob es auf, und lieferte es in die Kirche ab, wo es wahrscheinlich noch zu sehen ist.

In Albendorf ist ferner ein Brunnen, worüber ein kleines Haus gebaut ist. Ich habe selbst von seinem Wasser getrunken, das, wie fast alles Wasser im Gebürge, recht gut schmekte, und man sollte schwören, daß es ein gewöhnlicher Brunnen sey. Aber mit nichten! In Albendorf ist man auf heiligem Lande: da ist alles rings umher heilig und wundervoll. Hören Sie, wie dieser Brunnen, der Marienbrunn genannt, seinen Ursprung nahm.

Im Jahr 1678 den 7. Junius entdekte man einen nassen Fleck mitten im Wege auf der Erde, der sich auch bei dem trokensten Wetter nicht verlohr. Da man voll Verwunderung hier nachgrub, fand man, daß das Wasser zwischen zwei Steinen hervorquil, und

und mußte es nun in den vorüberfließenden Bach Kidron leiten.

Einige Wochen nachher träumte der Anna Maria Schultzin zu Seifersdorf, die ohne Hoffnung an der Waſſerſucht darnieder lag, und von dieſem Brunnen gar nichts wußte, ſie würde geſund werden, wenn ſie aus dem Mariendrunn zu Albendorf tränke. Sie bat alſo ihren Ehemann, der eben ſo wenig von dieſem Brunnen gehört hatte, inſtändigſt, ihr daraus einen Trunk zu holen. Er ließ ſich bewegen, gieng hin, und fragte nach dem Mariendrunn. Aber kein Menſch konnte ihm denſelben nachweiſen. Endlich zeigte ihm einer, mit Nahmen Gottwald, den Quell, der ſeit einigen Wochen entſprungen war. Er ſchöpfte daraus und brachte ſeiner Frau. Sie trank, ſchlief bald darnach ein, erwachte friſch und geſund, forderte zu eſſen, und weg war aller Geſchwulſt von Stund an.

Mit Beſchämung muß ich geſtehen, daß ich bei dieſen lezten Wundern keine andern Beweiſe anführen kann, als die alte gedrukte Legende. Selbſt das ſchlagende Zeugniß der

Au-

Kupferstiche und die Tradizion vom Großvater fehlt hier. Aber ich habe noch ein anderes Wunderwerk in Petto, das durch gerichtliche eidliche Bekräftigung mehrerer Personen bestätigt ist.

Im Jahr 1679 den 30. May zeigte sich vor Sonnenuntergang, bei ganz heiterm Wetter, ein weißer Schein um die Albendorfer Kirche, von der Spitze an bis auf die Erde, und ohngefehr 80 Schritte breit. An beiden Seiten des Scheines, gegen Mittag und Mitternacht, kamen helle Strahlen auf einen Flek in der mitlern Höhe der Kirche hervor, und zwar so, daß der Strahl gegen Mitternacht etwas kleiner war. Diese Erscheinung hielt nicht etwa einige Augenblikke, sondern einige Stunden an, nehmlich bis in die Dunkelheit der Nacht. Zwischen 9 und 10 Uhr theilte sich der Schein in der Mitte: der obere Theil fuhr in die Höhe, der untere zur Erde; beide verschwanden zu gleicher Zeit.

Diese Erscheinung ist von mehrern Personen gesehen, und von 11 Männern den 2. Febr. 1681, in Gegenwart der bestellten Kommissarien

rten und einiger tauſend Menſchen, in der hie-
ſigen Kirche erhärtet worden.

Ich kann nicht umhin Ihnen das Proto-
koll aus meinem alten Gewährsmann herzule-
ſen, damit Ihnen der Glaube gleichſam in die
Hand gegeben werde. Es lautet wörtlich ſo:

Im Nahmen der allerheiligſten Dreyfaltigkeit!
Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt!

Zu Ehren der allerſeligſten Jungfrauen und Mutter Gottes Mariä, und des ganzen himmliſchen Heers, iſt Anno 1681 am andern Tage des Monats Februarii, welcher war das Feſt Mariä Lichtmeß, über die Viſion, welche den 30ten Monaths-Tags May des 1679ſten Jahres, über dem Albendorfiſchen Gotteshaus geſehen, ein ordentliches Examen in facie Ecclesiae gehalten, und durch einen Eidſchwur, ſambt Verrichtung heiliger Beichte und Kommunion, von hier ſpezifizirten Perſonen beſtätigt worden.

Spe-

Specification

derjenigen Personen, welche dieſes mit einem Eidſchwur, ſamt Verrichtung der heiligen Beichte und Kommunion, in facie Ecclesiae beſtätigt haben.

Als erſtlich:

Der Wohl-Edelgebohrne Ritter und Herr Daniel von Oſterberg.

Der Ehrenveſte und Wohlweiſe Herr Paul Müller, der Königl. Stadt Wünſchelburg wohlbeſtallter Bürgermeiſter.

Hans Georg Seidel, Bürger der Königl. Stadt Glatz.

Chriſtoph Geyer, Bürger der Königl. Stadt Wünſchelburg.

Matthäus Ardelt, älteſter Geſchworner in Albendorf.

Andreas Haßler, aus Oberrathen.

Tobias Gottwald, von Uhlersdorf.

Nikel Geyer, von Albendorf.

Georg Teuber von Niederrathen.

Bartholomäus Ardelt.

Melcher Teuber.

Frag-

Fragstük

wegen der Vision, welche den 30sten Monats-Tag May des 1679sten Jahres gesehn worden ist:

1.) ob ihr über diesem albendorfischen Gotteshause, einen solchen Schein, wie hier abgemahlte) (eben diesen Tag und Jahr wie oben) gesehn habt? Resp. Ja.

2.) Ob dieser Schein unbeweglich und unveränderlich, auf eben diesem Ort, auf solche Weise gestanden? Resp. Ja.

3.) Wie lang ohngefehr solcher gesehen worden? Resp. ohngefehr 2 Stunden.

4.) Sind auch etliche, welche das Ende gesehen, welches mit einem großen ausbrechenden Strahl gegen Mittag, und gleich darauf von der andern Seite gegen Mitternacht, mit dergleichen, aber etwas kleinern ausfahrenden Strahlen auf einmal zugleich verschwunden gesehen? Resp. Alle: Ja.

5.) Seid ihr auch bereit, ungezwungen und an-

---

e) Er ist nehmlich in Kupfer gestochen.

unberedet, oder auf keinerlei Weiſe dazu angehalten mit einem Eidſchwur vor Gott, und ſeiner überaus gebenedeyteſten Mutter Maria, und allen lieben Heiligen ſolches zu bekräftigen? Respons. Omnes: Ja

Hiernach folget das abgelegte Juramentum:

Ich N. N. ſchwöre zu Gott dem Allmächtigen, ſeiner übergebenedeiteſten Mutter, der allerheiligſten und unbefleckten Jungfrauen Mariä, und allen lieben Heiligen, und bekenne, daß ich den 30ſten Monathstag May des verwichenen 1679ſten Jahres, bei Sonnenuntergang, als ich unterhalb des Weges, auf dem Platze des jüngſtentſprungenen Brunnens geſtanden, nebſt andern mehr Perſonen, welche damals zugegen waren, dieſes Gottes-Haus, von der Thurmſpitze herab bis auf die Erde, und ohngefehr auf 30 Schritt breit, bis in den hohlen Weg, mit einem zarten weiſſen Schein durchaus umgeben geſehen. Welcher ganz unbeweglich auf einem Ort, auf einerlei Weiſe, durch ungefehr 2 Stunden lang, bis es ganz dun-

kel

kel worden iſt, alſo geſtanden, hernach mit einem ausbrechenden groſſen Strahl gegen Mittag, gleich darauf auf der andern Seite gegen Mitternacht, mit einem dergleichen, doch etwas kleiner ausfahrenden Strahl, in der Mitte vonſammen getheilt, auf einmal verſchwunden. So wahr mir Gott helfe, und unſre Frau, und alle lieben Heiligen ꝛc.“

Was ſagen Sie nun? Iſt hier kein anderes Mittel, als uns nach Albendorf zu verloben, ſelbſt die Wallfahrt, durch alle oben beſchriebenen Kapellen, mit Vaterunſer und Engelgruß zu machen, und endlich die Ehre unſrer Bekehrung der albendorfiſchen Maria zu übertragen: oder dürfen wir vorher die Sache ein wenig überlegen?

Zuerſt wollen wir uns erinnern, daß die Wunder, die auf des Abbé Paris Grabe geſchahen, nicht minder gerichtlich, und zwar von einem ſehr aufgeklärten Tribunal in Paris atteſtirt wurden, und daß ſie dennoch ſogleich aufhörten, ſobald der König befohlen hatte, es ſollten keine Wunder mehr ge-

ſchehen. Vielleicht wäre das auch in Albendorf der Fall, wenn der jetzige Beſitzer, Graf Magni auf die Idee käme, die Wunder daſelbſt zu verbieten. In dieſem Fall alſo wäre die ganze Frucht unſrer Bekehrung verlohren, und wir hätten eine Schutzpatronin, die uns, nach Verluſt ihrer beſten Gaben, weder in Leibes- noch Seelen-Nöthen beiſtehen könnte. — Ferner wiſſen Sie, daß einſt, als der Kaiſer Julian, Chriſto zum Trotz, den Tempel zu Jeruſalem wieder aufbauen wollte, Feuer aus der Erde fuhr, und die errichteten Mauern wieder zerſtöhrte. Dies unter dieſen Umſtänden wirklich außerordentliche Faktum bewegt uns dennoch nicht, ſogleich Mirakel zu ſchreien; ſondern unſre vernünftigſten Phyſiker haben mit ſehr viel Wahrſcheinlichkeit dargethan, daß in den unterirrdiſchen Höhlen, die bei Einäſcherung des Tempels verſchüttet wurden, ſich brennbare Luft geſammlet, bei Eröfnung der Höhlen nach und nach mit andern Luftarten vereinigt, Explosionen verurſacht, und ſo die angefangne Arbeit wieder zertrümmert habe. Es könnte

alſo

alſo vielleicht, auch mit dem weißen Schein in Albendorf, eine ganz natürliche Bewandniß haben; denn man weiß ja überdies, daß die Phänomene in Gebirgen häufiger ſind, als auf dem flachen Lande, und in dieſem Fall wären wir wieder angeführt. Laſſen Sie uns alſo vor der Hand warten, ob ſich vielleicht die albendorfiſche Maria auf eine minder unſichre Art offenbaren werde.

Die dritte Periode dieſes wunderthätigen Bildes fängt mit der Erbauung des jetzigen Tempels an, und überſtralt alle vorherigen. Die albendorfiſche Maria nemlich ſteigt von dem Beſitz einer Linde und eines Altars zur Herrſchaft über einen prächtvollen Tempel, über viele ſchöne Gemählde, ſilberne Tafeln, einige hundert Statüen, Krükken u. ſ. w. empor. Leider verläßt mich mein Gewährsmann in dieſer glänzenden Periode faſt ganz, und ich kann nur ſoviel aus ihm herausfinden, daß, ſechzehn Jahre nach dem wundervollen Schein, alſo am Ende des vorigen Jahrhunderts, der jetzige Tempel von dem Herrn Daniel Paſchaſius von Oſterberg, da-

maligen Beſitzer von Albendorf, erbauet iſt, und zwar gerade ſo groß, als jener wundervolle Schein ſich erſtrekte. Dieſer fromme Mann hat denn auch die Gegend nach der von Jeruſalem angelegt, und dadurch der Mutter Maria eine neue Pracht verſchaft, die gewiß eben ſoviel Bewunderer herbeilokt, als ſie ſelbſt. Er reiſte dreimal nach Jeruſalem, um alles gehörig in Augenſchein zu nehmen und auszumeſſen; ja ſogar einmal, wie man erzählt, um zu ſehn, ob ein Riegel am heiligen Grabe auch wirklich ſo und nicht anders beſchaffen ſey. Aus dieſem Umſtande, wenn er wahr iſt, könnte man auf eine große Genauigkeit ſchließen, und in Albendorf ein neues Jeruſalem recht vor Augen zu haben glauben. Aber der Augenſchein widerſpricht dieſem Wahn zu lebhaft. Der Tempel iſt vom Calvarienberge, worauf Chriſtus gekreuzigt iſt, nur einige hundert Schritte entfernt; es muß alſo alles nach dem verjüngten Maasſtabe angelegt ſeyn. Ferner können die Häuſer des Herodes und Pilatus unmöglich den Invalidenhäuſern, die der hoch-

hrchſelige König von Preußen auf den Dörfern erbauen ließ, ähnlich ſehen; eben ſo wenig, wie die Thore von Jeruſalem den Thorwegen oder Pforten von ſchleſiſchen Bauerhöfen: und dieſes iſt doch in Albendorf der Fall. Es kann alſo unmöglich eine Aehnlichkeit der Dinge, ihrer Geſtalt nach, ſtatt finden; ſondern dieſe Aehnlichkeit iſt wahrſcheinlich nur in ihrer Lage zu ſuchen, ſo daß z. B. der Calvarienberg dem Tempel gegen Morgen liegt; daß man, wenn man in Albendorf dahin gehen will, durch eine Pforte kömmt, woran der Nahme des Thors zu Jeruſalem, das nach Golgatha führt, geſchrieben iſt; daß zwiſchen dem Golgatha und Moria der Kidron fließt ꝛc.

Was die vielen Kapellen mit den Vorſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte betrift, die überall in Albendorf zerſtreut ſind, ſo muß ich dabei geſtehen, was man ſo oft im Leben zu geſtehen Gelegenheit findet, daß ich nichts davon weiß: daß ich nicht weiß, ob je ein Schriftſteller, der in Jeruſalem war, ihrer erwähnt, oder etwas ähnliches ſah. Sind

ſie dort wirklich vorhanden und nicht beſſer wie in Albendorf beſchaffen, ſo wird wenigſtens kein Türke dadurch zum chriſtlichen Glauben gebracht werden.

Ich denke, Sie wiſſen jezt hinlänglich, wie Albendorf ausſieht. Einem Dorfe ähnlich, wie ein Ey dem andern; ja, Sie könnten wahrſcheinlich durchreiſen, ohne nur zu vermuthen, daß Sie in einem neuen Jeruſalem wären, wenn Ihnen nicht die Inſchriften über den Thoren, oder das Menſchenbein, das über den Kidron herabhängt, vielleicht auffielen. Aber das wiſſen Sie bei weitem noch nicht, was das Marienbild hier für mannigfaltige Wunder thun kann, und ich will es Ihnen ſagen.

„Bei dieſem Gnadenſtuhl empfängt, wer bittet, wer ſucht der findet, und wer an die Thür klopft dem wird bald das ungeheure Thor der Gnade eröfnet. Bei dieſem Gnadenſtuhl erhalten die Blinden das Geſicht, die Tauben das Gehör, die Stummen die Sprache, die Kranken Geſundheit, die Kleinmüthigen Troſt, alle aber Gnade und Wohlthaten.

ten. Bei dieſem Gnadenſtuhl werden die Herzen der Hartnäkigen erweicht, die Lippen der Gotteslästerer aufgethan, die gröſsten Sünder, die weit und breit hinzuſtrömen, meiſtens bekehrt.“

Haben Sie daran nicht genung, ſo kann ich noch mit mehrerem aufwarten. Aber ich meine, Sie ſind hinlänglich geſättigt. Zum Unglück läſst die albendorfiſche Maria oft ihre Diener, die ſie am nächſten um ſich hat, im Stich. Als ich da war, lag gerade ein dortiger Pfarrer ohne Hülfe darnieder, und zwar ſeit langer Zeit; wenn ich nicht irre, an der Schwindſucht. Ich ſprach mit dem Schenkwirthe des Dorfs, der mir allerhand Wunder von dem Marienbilde erzählte, darüber, und ſagte ihm, es befremde mich ſehr, daſs die Maria, die ſo vielen andern hülfe, ihrem eignen Kirchdiener nicht Gnade erwieſe; erhielt aber zur Antwort: er würde wohl den rechten Glauben nicht haben.

Sie ſehen, der Ruf der hieſigen Maria iſt auf alle Fälle geſichert: denn man ertheilt ihr ein ähnliches Vorrecht, wie unſern Aerzten,

kie nie zu kurz kommen können. Stirbt der Kranke, so liegt die Schuld an ihm selbst; wird er gesund, so trägt sie den ganzen Ruhm davon. Wie sollte es ihr an Verehrern fehlen?

Das letzte auffallende Wunder, das sie gethan hat, ereignete sich zur Zeit der großen Pest, die sich, vor ohngefehr hundert Jahren, über Europa verbreitete. Sie war auch bereits in die Grafschaft Glatz eingedrungen, nur Wünschelburg und Albendorf blieben noch frei. Da unterredeten sich zween Todtengräber zu Wünschelburg, Hans Meyer und Georg Oscher, mit einander, und verfertigten durch Hülfe des Teufels, der leibhaftig dabeistand, ein bezaubertes Pulver, wodurch alle Menschen, die es genossen, oder nur darüber schritten, des Todes seyn mußten. Bald starben auch fast alle Einwohner von Wünschelburg. Nun wollten die Todtengräber sich auch an Albendorf wagen, und schlichen in der Nacht dahin, um in der Kirche ihr Pulver auszustreuen. Aber hier kamen sie unrecht. Denn als sie an die Grenze gelangten, wo ein

Bild-

Bildniß der albendorfiſchen Maria ſteht, und auch dort ihr Pulver ausſtreuen wollten, rief Georg Oſcher auf einmal: „ach, wie ängſtlich wird mir!“ Hanns Meyer aber erſtarrte an Händen und Füßen. Darauf hörten ſie unter ſchrecklicher Furcht folgende Stimme: „Zurük, zurük mit eurem Vornehmen, ihr kommt damit nicht fort!“ Mit Angſt und Zittern giengen ſie zurük. Hanns Meyer erkrankte bald, und nahm ein ſchreckliches Ende; Georg Oſcher aber wurde zu Glatz lebendig verbrannt.

Die armen Todtengräber, die daran Schuld ſeyn ſollten, daß Wünſchelburg, als die Peſt ſich über ganz Europa verbreitete, nicht frei davon blieb! Auf der Folter wird Georg Oſcher freilich alles bekannt haben, was man von ihm verlangte.

Ich glaube, Sie ſchenken mir die Beweiſe für dieſes Wunder, da es an ſich ſelbſt ſchon das Gepräge der Wahrheit trägt. Auſſer allem dem Erzählten hat unſre Maria noch viele tauſend andre Wunderwerke verrichtet, und von 1679 bis 1730, in einem halben Jahrhundert alſo, ſind 17932 Perſonen durch ſie von aller-

hand geiſtlichen und leiblichen Nöthen befreit worden. Unter dieſen ſind 110 Stokblinde, die ſehend wurden, 1598 geheilte Lahme und Krumme, 825 von der Epilepſie befreite, 34 vor Peſt, Gift und Zauberei Beſchützte, 4 vom böſen Geiſt Erlöſte, 10 der Beſitzung des Teufels Entführte, 2 aus dem Fegfeuer Erlöſte, 2586 von der Colika und Reißen in den Gliedern Hergeſtellte, u. ſ. w.

Wo iſt in ganz Europa ein Arzt, der ſich einer ſo weitläuftigen Praxis und ſo vieler glüklichen Kuren rühmen kann? Muß man es nicht für ein Wunder halten, wenn weit und breit umher noch ein Lahmer, ein Blinder und überhaupt noch ein Kranker zu finden iſt? Doch habe ich dieſer Wunder ſelbſt in Albendorf genug geſehen.

Für dieſe überaus großen Gnaden hat denn auch die albendorfiſche Maria von dem Pabſt Clemens XI., der zu Anfange dieſes Jahrhunderts zur päbſtlichen Tiara kam, einige Indulgenzen oder Ablaſſe erhalten. In dem einen, vom 29ſten Julius 1718, heißt es unter anderm:

Um

„Um die Religion der Gläubigen, und „das Heil der Seelen zu vermehren, ver„leihen wir allen Getreuen Chriſti beider„lei Geſchlechts, die, nach gethaner „wahrhaftigen Buße und Beichte, und „nach Genießung des heiligen Abend„mahls, die Pfarrkirche der ſeligen Jung„frau Maria zu Albendorf in der Prager „Diözes, am Feſt der Heimſuchung Ma„riä, von der erſten Vesper dieſes Ta„ges an bis zu Sonnenuntergang, jähr„lich in Andacht beſuchen, und daſelbſt „für die Eintracht der chriſtlichen Fürſten, „Ausrottung der Ketzereien, und Erhö„hung der heiligen Mutter Kirche, from„me Gebethe zu Gott ſchicken, barmher„zig in dem Herrn, vollkommne Verge„bung und Nachlaſſung aller ihrer Sün„den.“

Ein Glük, daß der gemeine Haufen zu dumm iſt um konſequent oder ſyſtematiſch zu handeln; ſonſt würde jeder Ablaß ein Privilegium zu allen Bosheiten für ihn ſeyn, und

die

die Gegend, um eine ſolche privilegirte Stätte, von Verbrechern aller Art wimmeln. Es wäre wirklich nöthig, daß ein neuer Luther aufträte, um auch im ſüdlichen Europa der Ablaßkrämerei und andern Mißbräuchen ein Ende zu machen.

Bei allem Nachtheil aber, den der Aberglaube mit einem wunderthätigen Marienbilde verurſachen kann, ſieht man, auf der andern Seite, auch nicht den mindeſten Vortheil für die Menſchheit davon: er müßte denn für die Wärter des Bildes ſeyn. Sonſt iſt er wirklich noch unfruchtbarer, als die Felſen bei dem alten Jeruſalem jezt ſeyn ſollen. Mit allen Wallfahrten wird auch nicht ein Sqamenkorn in der Erde erzeugt. Wenn man die unvernünftige Andacht wenigſtens auf etwas Gutes gelenkt hätte! Die Griechen widmeten den Oelbaum, an deſſen Fortpflanzung ihnen gelegen war, der Minerva, die Eiche der Rhea, die Buche dem Jupiter. Widmeten die Bewohner Albendorfs ihrer Maria doch die Linde, damit wenigſtens ſchöne Lindengänge in ihrer Gegend

gend

gend entſtänden! Hätte man doch den Wallfahrtern, ſtatt des ewigen Kniens und Betens, die Beſſerung der beſchwerlichen Wege im Gebirge aufgelegt! ſo verdankten die Keher, welche an jenen Wundern nicht Theil nehmen können, der albendorfiſchen Maria wenigſtens etwas. Jezt aber iſt für den denkenden Menſchen kaum ein vernünftiger Gedanke in ganz Albendorf aufzuhaſchen.

Mir kam dort der Einfall, daß es vielleicht nicht übel angebracht ſey, wenn mehrere Nachahmungen merkwürdiger Gebäude und Gegenden, aus andern Ländern und Welttheilen, auf deutſchen Grund und Boden verpflanzt würden. Eine treue verbürgte Copie ſolcher Gegenſtände, deren Geſchichte oder Beſchreibung uns von Jugend an beſchäftigt, ohne daß die Mehrheit der Wißbegierigen ſich ſchmeicheln darf, jemals durch eigne Anſicht mit ihnen bekannt zu werden, müßte, wofern ſie auch noch ſo ſehr nach verjüngtem Maaßſtabe angelegt wäre, dennoch eben ſo viel zur Belehrung, als zur Unterhaltung der Nachbarn

dazu dieſer Anlagen beitragen, und ſelbſt ſolche Reiſende herbeilocken, denen ökonomiſche oder anderweitige Verhältniſſe nicht erlauben, ſich auſſerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes zu verliehren.

Sie ſehen, wie weit ich mich verſteige, um aus Albendorf irgend einen angenehmen Traum mit nach Hauſe zu nehmen.

Der

Der Doktor Bahrdt auf seinem Weinberge.

Ein Beitrag zu desselben Leben und Charakter.

Es ist vielleicht keine ganz verlorne Mühe, einige Bemerkungen über den Werth oder Unwerth eines Mannes zu machen, auf den seit drei Jahrzehnten sein Vaterland aufmerksam war, der so merkwürdige Schiksale hatte, der so viel litt, so viel handelte, der so viel kränkte, so viel gekränkt wurde, so rastlos in litterarischen und Amtsgeschäften war; der ferner so viele Würden und Stände durchgieng, der als Magister, Professor, als Doktor, als Direktor eines Erzlehungs-Instituts, als Ge-

neral Superintendent, als Exulant, von neuem als Universitätslehrer, und endlich als — Gastwirth auftrat, und vielleicht auf diesem lezten Standpunkt erst an seinem Ort war. Man vergesse das Wörtlein vielleicht nicht; denn es ist schwer in der Bestimmung eines Mannes etwas zu entscheiden, in dessen Charakter soviel Hervorspringendes und Verstektes, soviel Konsequentes und Widersprechendes, soviel Gutes und Böses lag. Ich fragte einst einen von seinen vertrautesten Freunden, ob die Grundlage in seinem Charakter gut oder böse sey? und er antwortete mir: er wisse es nicht; Bahrdt sey ein moralisches Räthsel, eine Tiefe, in der das Senkblei nie den Grund erreiche. Ich unternehme also nichts weniger, als diese Tiefe zu sondiren; ich bescheide mich bloß, einige Data von seinem Betragen, seiner Lebensweise und einigen Geschichten, die in seinen lezten Lebensjahren mit ihm vorfielen, zu liefern, um dadurch seinem Charakter wenigstens von fern auf auf die Spur zu kommen. Man erwarte aber nichts Großes, nichts an

sich

sich merkwürdiges. Nur kleine Züge, nur Szenen, die, in Rükſicht auf diesen Mann, merkwürdig ſind, kann ich erzehlen; aber aus kleinen Zügen läßt ſich oft der Charakter am beſten beurtheilen. Ich werde mich bei dem, was ich von ihm weiß, an die unverdeckte Wahrheit halten, und kann dieß um ſo mehr, da ich ihn perſönlich kannte, da ich oft Gelegenheit hatte, ihn bei intereſſanten Vorfällen zu beobachten, und von manchen Auftritten, die ihn charakteriſiren, Augenzeuge war.

Die Seite, von der dieſer merkwürdige Mann vielleicht am beſten und vortheilhafteſten ſich zeigte, war ſein geſellſchaftlicher Umgang. Er war freundſchaftlich, offen und ungezwungen; er wußte mit jedem nach ſeinen Fähigkeiten ſich zu unterhalten, und flößte bei der erſten Bekanntſchaft Zutrauen ein; dabei ſprach er ſchön, präcis und gedankenvoll, und drückte ſich im Konverſazionstone völlig ſo gut aus, wie in ſeinen Schriften. Er redete faſt über jeden Gegenſtand mit Kenntniß, deklamirte richtig und mit Wärme,

und verrieth in seinen Gesprächen den sanftesten und besten Charakter. Eine Aeußerung besonders hörte ich oft aus seinem Munde. Er meinte nehmlich, unsre Ehrfurcht und Andacht in der Religion sey auf manche Dinge gerichtet, aus denen für die Moralität nicht viel Wirksames herfließen könne. So lange das Gesetz der Liebe nicht in seinem ganzen Umfange geübt würde, so lange man, den geringsten Menschen nur durch einen Wink zu beleidigen, oder den kleinsten Wurm zu quälen, nicht für eben so abscheulich hielte, als über das heilige Abendmal lachen, und über die Taufe spotten, so lange den Kindern solche Grundsätze nicht von der zartesten Jugend an als Hauptstüke der Religion eingeflößt würden, und jedem Christen das Wohl andrer Geschöpfe eben so heilig wäre, als die ersten Glaubens-Artikel, so lange würde an keine große Verbesserung auf unsrer Erde zu denken seyn.

So schön sprach der Mann, der in seinen Schriften so viele vorzügliche Menschen träumte, und jenes Bessere schien doch so recht

recht aus der Fülle ſeines Herzens zu kommen. Bei Religionsſachen überhaupt redete er mit Eifer, und in der Disputirkunſt war er ſo gewandt, daß ihm ſo leicht keiner beikommen konnte. Ich erinnre mich, daß er einſt gegen eine Anzahl Theologen den Satz behauptete: die Apoſtel und Evangeliſten im neuen Teſtament hätten blos natürliche Religion gehabt, ja, wären ſelbſt überzeugt geweſen, daß nichts Poſitives im Chriſtenthum ſei; und es konnte keiner gegen ihn etwas ausrichten, weil er im neuen Teſtament ganz zu Hauſe war, und die Sprüche zu ſeinem Vortheil ſo ſcheinbar anzuführen wußte.

Uebrigens ſprach er viel, mit Erfahrung, und hatte beſonders einen großen Schatz von Anekdoten, die er mit vieler Anmuth und Beredſamkeit erzählte. Unter dieſen war vorzüglich eine, die er mit beſonderm Vergnügen anbrachte, und ich erlaube mir, ſie ihm nachzuerzählen, um wenigſtens an einem Beiſpiel zu zeigen, von welcher Art ſie ungefähr waren.

„In Leipzig nehmlich kömmt einſt zur Meßzeit ein ſchlechtgekleideter Student in ein Haus, wo man ſehr theure Weine verkauft, und fordert eine Bouteille von dem allerbeſten. Der Wirth giebt ſie ihm nach einigem Bedenken, und der Student läßt ſich den edlen Nektar vortreflich ſchmekken. Als er an dem lezten Glaſe ſchlürft erkundigt er ſich, was er ſchuldig ſey, und da die Summe mehrere Thaler betragt, ſo legt er dem Wirth ganz naiv die Frage vor: ob er ihm die Bezahlung erlaſſen wollte, wenn er ihm ein Lied verſänge, von dem er ſelbſt geſtehen müßte, daß es ihm gefiele? Der Wirth fängt ſogleich an heftig dawider zu proteſtiren und fordert ſeine Bezahlung in baarer Münze. Der Student wiederhohlt ſeinen Antrag: die Geſellſchaft wird aufmerkſam, man redet dem Wirth zu, den Akkord einzugehen, indem er ja zu allen möglichen Liedern ſagen könne, daß ſie ihm nicht gefielen. Der Weinhändler muß endlich nachgeben. Man erklärt die Bedingung für gültig, und nun hebt der Muſenſohn an:

Rosen auf den Weg gestreut ꝛc.

Nun Herr Wirth, wie gefällt ihnen dieß?

„gar im geringsten nicht.“

Nun dann, ein anderes!

Warum sind der Thränen ꝛc.

Dieß gefällt Ihnen doch?

„auch nicht, auch nicht!“

Aber dieß:

Veilchen, liebes Veilchen ꝛc.

„Nichts, nichts! dieß alles gefällt mir nicht! ich will meine Bezahlung.“

Nun so muß ich denn wohl dran.

Indem zieht der Student seinen Geldbeutel heraus, fängt an aufzuzählen, und singt:

Thu auf das Beutlein dein,

der Wirth, der will bezahlet seyn!

Nicht wahr, Herr Wirth, das Lied gefällt Ihnen doch?

„o ja, das gefällt mir!“

Sogleich streicht der Student sein Geld wieder zusammen, ruft die Gesellschaft zum Zeugen, daß die Bedingung erfüllt sey, und geht ganz gravitätisch fort.“

Dergleichen Anekdoten, ſo unbedeutend ſie auch ſeyn mochten, bekamen in ſeinem Munde einen eignen Reiz, weil er mit Feuer, mit Laune, und mit paſſender Pantomime erzählte. Alle dieſe Eigenſchaften machten ihn zu einem angenehmen Geſellſchafter, und zu einem vortreflichen Gaſtwirth. — Man kann ſich wirklich, wenn man ſein Leben überdenkt, des Gedankens nicht erwehren, daß er, bei allem ſeinem Latein und tiefer Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, bey allen theologiſchen und ſchriftſtelleriſchen Talenten, dennoch am beſten für ſich und ſeine Nebenmenſchen als Gaſtwirth placirt war. Der Faden ſeiner Geſchichte und die Reſultate daraus ſchienen dieß wirklich zu beweiſen. Herausgeworfen aus allen Sätteln, in die er ſchön zu paſſen ſchien, ſaß er endlich feſt in dieſem, und würde ſich wahrſcheinlich noch lange darin gehalten haben, wenn nicht der Tod, der nicht Rükſicht darauf nahm, daß dieſer Mann endlich einmal an ſeinem Platz ſey, ihn ſo unſanft herausgehoben hätte. Was hätte ihn ſonſt aus dieſem lezten Zu-

flucht sorte, aus dieſer beſcheidnen Würde vertreiben können? Zwar hohlte man ihn vor einiger Zeit wider ſeinen Willen nach Halle, und von da nach Magdeburg; aber dieß war nur ein Intermezzo in dem lezten Akt ſeines Schauſpiels. Er ſpielte nachher mit neuem Glanze ſeine Rolle auf dem berühmten Weinberge fort. a) Hier war er wirklich in ſeinem Elemente; hier war er losgeriſſen von allen Geſchäften, worin ſtrenge Rechtſchaffenheit und unverbrüchliches Ehrenwort erforderlich ſind; hier konnte er keine Kabalen ſchmieden, und war keinen von andern ausgeſezt, hier konnte er Oekonomie, ſein Lieblingsfach, treiben, und ohne Bücherſchreiben ſich ernähren; hier konnte er endlich in allem Maaße ſeine geſellſchaftlichen Talente zeigen, und ohne Schriftſteller zu ſeyn mit ſeinem großen Nahmen wuchern. Denn wer war nicht begierig

a) Als er von Magdeburg zurückkam, war der Zulauf bei ihm in der erſten Zeit außerordentlich groß, und er konnte ſich in mancher Abſicht in dem überſtandnen Mißgeſchik gratuliren, weil die Szene dadurch intereſſanter geworden war.

den berühmten Bahrdt kennen zu lernen? Welcher Reisender, der durch Halle kam, wollte nicht den großen Doktor der Theologie als Gastwirth sehen? Er war selbst der größte Magnet, der alles rings umher an sich zog, und hatte auch seinem Aufenthalt mancherlei Reize gegeben, die allein schon im Stande waren, Gäste an sich zu locken.

Sein Weinberg war das angenehmste und eleganteste Kaffeehaus um Halle, und hatte eine vortreffliche Lage, eine Viertelmeile von der Stadt. Die Wohnung selbst liegt auf der höchsten Spitze des Hügels, und man schaut von dort weit umher auf die umliegenden Gegenden herab. Mit einem Blick umfaßt man Halle in seiner ganzen Größe und das jenseitige Gebiet; näher sieht man vielfache Arme der Saale mit den Inseln, die sie bilden; den schönen Felsen Giebichenstein, umliegende Weinberge, und weit umher mancherlei Dörfer. Dieser reizende Ort wurde durch einen großen Zusammenfluß von Menschen, der nicht selten zu vier bis 500 Personen anwuchs, verschönert. Und dieß war

war kein Wunder. Bei ſo mancherlei Vergnügungen konnte man hier alles um die mäſſigſten Preiſe haben, und Lurus war ganz und gar verbannt. Aber die ſchönſten Früchte nach den Jahreszeiten: Kirſchen, Aprikoſen und Weintrauben waren hier in großer Menge, und der Abſatz davon war ſo groß, daß an manchen Tagen, wo der Zulauf am ſtärkſten war, für 20 Rthl. Kirſchen verkauft wurden.

Bahrdt ſelbſt mit ſeiner Familie hatte ſich auf einen kleinen Raum in ſeinem Hauſe reduzirt, und ſeinen Gäſten vier Stuben und einen großen Saal abgetreten. Aber am dritten Tage reichten dieſe Zimmer nicht zu, und ein Theil der Geſellſchaft ſah ſich dann genöthigt, ſich unter freiem Himmel um das Haus her zu etabliren.

Manchmal waren auch die Lebensmittel von der großen Anzahl Menſchen rein aufgezehrt, und es entſtand ein allgemeiner Mangel wie in einer ausgehungerten Feſtung. Ein ſolcher Tag war der Begräbnißtag ſeiner älteſten Tochter, von der ich unten mehr reden

werde. An diesem wurde, wegen Mangel an Raum, Kaffee von der Bahre getrunken, auf der die Verstorbne sollte hingetragen werden; und um 5 Uhr Nachmittags war alles Eß- und Trinkbare, wie von ägyptischen Heuschrecken, bis auf den lezten Bissen verzehrt, so daß kein Fleisch, kein Brod, kein Tropfen Bier, Milch oder Kaffee mehr zu haben war, und eine totale Hungersnoth entstand.

So groß war der Zulauf bei einem Manne als Gastwirth, der als Doktor Theologiä alle seine Freunde von sich verscheucht hatte.

Fingen seine Gäste an seltner zu kommen, so wußte er durch allerhand unschuldige Kunstgriffe sie wieder in größerer Anzahl an sich zu locken. Eine vorher angekündigte Weinlese, ein Redner, der sich bei ihm wollte hören lassen, ein Vogelschießen, eine neue Art von Kuchen; alle solche Kleinigkeiten, zur rechten Zeit in Halle bekannt gemacht, verfehlten gewiß ihren Endzweck nicht, und lockten oft mehrere hundert Personen hinaus. Die Chronique scandaleuse erzählt sogar für gewiß, daß er einst einer Bauersfrau acht

Gro-

Groſchen gegeben habe, um in Halle bekannt zu machen, „Bahrdt habe ſich ertrunken;“ und dieſe weislich geſäeten acht Groſchen hätten ihm eine reichliche Erndte von vielen Thalern eingebracht, weil alles hinausgeeilt wäre, den ertrunkenen Bahrdt zu ſehen. Man kann dieß wirklich glauben, ohne ihm eben himmelſchreiendes Unrecht zu thun.

Im vorigen Sommer 1791. hat er ein Hahnenſchlagen veranſtaltet, und jemandem, der ihn fragte: ob er nicht auch einmal ein Turnier anſtellen wollte? geantwortet: er hätte wirklich ſchon darauf projektirt. Der Tod aber, dieſer größte Kämpfer, hat dieß Projekt zu Schanden gemacht, indem er die erſte Lanze mit ihm gebrochen, und ihn auf immer in den Sand geſtreckt hat. Wo wird je ein ſolcher Gaſtwirth wieder aufſtehen? Wo je wieder ein ſo berühmter Reſtaurateur ſeine Gäſte mit körperlicher und geiſtiger Nahrung zugleich erquicken? Denn die Unterhaltung dieſes Mannes gab ſeinem Weinberge den größten Reiz, und vorzüglich konnte

konnte man diese des Abends genießen. Des Nachmittags wurde viel gespielt, und er spielte gewöhnlich auch; gegen Abend gieng er denn meistens selbst herum, und schrieb diejenigen auf, die bei ihm zum Abendbrod bleiben wollten, damit seine Christine bei Zubereitung desselben sich darnach richten konnte. Um sieben Uhr wurde gespeist. Er nahm immer das Ende einer langen Tafel ein, und alles drängte sich immer nach dieser Seite, um Theil an seiner Unterhaltung zu nehmen. Und sie verdiente es! Er schloß gewöhnlich dann sein ganzes Herz auf, besonders in schriftstellerischen Sachen. Lange vorher, ehe die Schrift: Wahrdt mit dem Ritter von Zimmermann deutsch gesprochen, herauskam, wußte man schon die beißendsten Einfälle darin; denn er debitirte sie öffentlich am Tische, und vorzüglich wußte er die Stelle, wo er den Ritter, der zum Könige geht, mit einem Studenten vergleicht, der zum erstenmal zum Prorektor kömmt, sehr komisch vorzustellen, und gleichsam in eine lebendige Scene zu verwandeln. Es konnte es dem Ritter gar nicht vergeben,

daß

daß er gesagt hatte: seine Strafe sey nicht hart genung, da er doch in dem hallischen Gefängniß soviel hatte leiden müßen.

Dabei aber läugnete er nicht, daß die oben erwähnte Schrift mit Animosität abgefaßt sey, ja er gestand einmal selbst, daß er sich gar nicht auf die Kraft des Löwenzahns verstehe, und daß er recht gut wisse, dem Könige sey nicht mehr zu helfen gewesen; aber er hätte dem Ritter nur noch eins versezzen wollen, und deshalb auch seine Kurart lächerlich gemacht. b)

Als

---

b) Man vergleiche diese Stelle nicht zu genau mit der obigen, worin gesagt wird, daß er in seinen Gesprächen den bösen Charakter vertrieb. Man kann unmöglich konsequent von einem Manne schreiben, der so inkonsequent war. Wenn man glaubt, ihn ganz fest zu halten, so entwischt er durch irgend einen Zug wieder. Ich kann beide Stellen durch nichts mit einander aussöhnen, als durch die genauere Bestimmung: daß Babrit zwar im Ganzen einen guten Charakter in seinen Gesprächen vertrieb, daß aber demohngeachtet dann und wann ein kleiner Pferdefuß hervorgukte. Und auf diese Bemerkung bitte ich auch bei ähnlichen Stellen Rücksicht zu nehmen.

Als ihn bei dieser Gelegenheit jemand fragte, ob er sich nicht vor einer Replik auf diesen bittern Ausfall fürchte, so äußerte er: er fürchte sich vor keiner Schmähschrift auf der Welt mehr. Man hätte es schon so arg mit ihm gemacht, daß man es nicht ärger machen könne, und er sey über schriftstellerische Schmach längst hinweg. Mir kam hiebei wider meinen Willen eine Geschichte aus Schillers Thalia ins Gedächtniß, die ich aber nicht nennen mag; denn man konnte dem Mann im Umgange nie feind werden, wenn man auch unädle Aeußerungen von ihm hörte.

Seine Reizbarkeit gegen Schmähungen, die er erfahren mußte, war wirklich nicht bloß theoretisch, sondern er übte sie bei manchen Gelegenheiten recht thätig aus. Einst erhielt er beim Abendessen einen langen Brief, der ungefähr so anfing: „nachdem ich Ihren Lebenslauf mit Aufmerksamkeit gelesen und ihn von manchen Seiten geprüft habe, so habe ich gefunden, daß Sie einer der größten — Schafsköpfe sind. Wie konnten

ten Sie ſo dumm ſeyn" u. ſ. w. In dieſem Tone gieng der Brief fort, der obendrein, um die Hand unkenntlich zu machen, mit Kanzleyſchrift geſchrieben war, und der gute Doktor ward weidlich darin herumgenommen. Aber ſiehe, er hatte die Contenance, ihn ſogleich laut der ganzen Geſellſchaft zum beſten zu geben, und die luſtigſten Anmerkungen dabei zu machen.

Aus ſolchen Zügen kann man ohngefehr den glüklichen Leichtſinn dieſes Mannes und ſeinen geſellſchaftlichen Charakter kennen lernen.

Aus in Geſprächen nahm er nicht leicht etwas übel. Einſt ſagte ihm jemand im ſpaßhaften Ton, er hätte ſeinem Lebenslaufe den Titel geben ſollen: „Leben, Thaten und beſondre Abentheuer des weiland berühmten Doctoris Barthii, die er zu Waſſer und zu Lande ausgeſtanden, von ihm ſelber ans Licht geſtellet und gedrukt in dieſem Jahr!" und er belachte dieſen Einfall herzlich. Gegen andre aber war er, ſo weit ich ihn kannte, ſchonend, und ließ manche Blößen,

die

die sie gaben unbenuzt. Dieß sezt vielleicht die folgende Anekdote mehr ins Licht:

An einem Abend nach Tische erzählte er in einem Kreise von Studenten, daß nach seinem Tode eine Korrespondenz zwischen ihm und einem vornehmen Manne im preußischen Staat, den er auch nannte, herauskommen würde, und daß diese Schrift die wichtigste sey von allen denen, die er herausgegeben hätte. Ein Student, der in Gedanken seyn, oder sonst einen Umstand verhört haben mochte, fragte: Wann wird das wohl ungefähr seyn, Herr Dokter? Bahrdt, ohne weiter das Sonderbare dieser Frage zu relevirn, antwortete ganz trokken: das kann ich so eigentlich noch nicht wissen.

Nach Tische pflegte sich dann die Gesellschaft bald zu verliehren, gewöhnlich noch vor zehn Uhr. Den Vormittag war er allein, und verwendete ihn zu seinen schriftstellerischen Arbeiten, den ganzen Nachmittag und den Abend gab er seinen Gästen, die bei gutem Wetter gewöhnlich immer da waren. Lesen sah man ihn niemals; keine Zeitung, kein Journal war

in

in ſeinem Hauſe zu finden, und das Merkwürdige, das in der litterariſchen und politiſchen Welt vorfiel, ließ er ſich von ſeinen Freunden erzählen. Dieſe Abneigung vor aller Lektüre hatte wahrſcheinlich ihren Grund darin, daß er immer fürchten mußte, von ſich etwas zu finden, daß nicht lieblich klänge. Denn ſo kalt er auch gegen Schriftſtellerbeleidigungen war, ſo blieb er doch Menſch, und mochte bei allem Stolzismus wohl manchmal auf einem empfindlichen Flek getroffen worden ſeyn. Er erſparte ſich alſo dieſe kleinen Kränkungen, und ſah unterdeſſen lieber einen Baum pflanzen, oder einen Weinſtok beſchneiden.

Aber was noch auffallender war: dieſer gelehrte Mann hatte überhaupt keinen Schatten von Bibliothek, hatte buchſtäblich faſt kein Buch in ſeinem Hauſe, ſelbſt kein Exemplar von ſeinen eigenen Schriften. Dies geſtand er zu wiederhohlten malen, und nannte dabei ein Buch, wenn ich nicht irre, die Bibel, welches ſeine ganze Bibliothek ausmachte. Alles, was dieſer ſeltne Mann ſchrieb

und ſprach, ſchöpfte er aus ſich ſelber, und wenn er etwa ein Buch unumgänglich nöthig hatte, ſo mußte es ſein Buchhändler ihm liefern.

So lebte dieſer merkwürdige Gelehrte in der lezten Zeit ſeines Lebens als Gaſtwirth, der in frühern Jahren als Theologe ſo viel Aufſehen gemacht, und ſo viele wichtige Aemter bekleidet hatte; ſo war der Ort ſeines Aufenthalts, in welchen er, nach ſo manchem Sturme, nach ſo manchem Schiffbruche, wie in einen Hafen eingelaufen war. Was davon oft mündlich und ſchriftlich geſagt wird, und wie es in der ausſchweifenden Schrift: „Bahrdt mit der eiſernen Stirn" vorgeſtellt iſt, als wären daſelbſt ſittenloſe Mädchen unterhalten worden, das iſt alles niedrige Verläumdung, und nicht die entfernteſte Spur von ſolchen Unanſtändigkeiten war zu finden. Die Geſellſchaft, die ſich da verſammelte, beſtand aus ehrliebenden Perſonen, die an dieſem Orte keine unerlaubte Vergnügungen ſuchten. Die größte Anzahl machten Studenten aus; zu dieſen aber geſellten

ſich

ſich oft Profeſſoren und Offiziere mit ihren Gemahlinnen, und an Sonn- und Feſttagen traf man Menſchen aus allen Klaſſen an, weil jedem der Zutritt erlaubt war.

Die Töchter des Doktors ſah man nur ſehr ſelten, und ſie führten eine äußerſt ſittſame und eingezogene Lebensart. Auch die verrufene Chriſtine miſchte ſich nie in die Geſellſchaft, ſondern war faſt immer in der Küche, um für die Gäſte zu ſorgen; übrigens ſchien ſie ein gutmüthiges Mädchen zu ſeyn, konnte aber ſchlechterdings auf Schönheit keinen Anſpruch machen, und in dieſem Fall war der Geſchmak des Doktors ſehr zu bewundern.

Unter ſeinen Töchtern liebte er die älteſte am meiſten. Sie ſpielte und ſang ſchön, c) ſie nahm an ſeinem Schikſal ſteten Antheil, ſie beſuchte ihn im Gefängniſſe zu Halle, und war mit ihm in Magdeburg, ſie trieb

c) Sie ließ ſich einigemal in Halle im Konzerte mit Beifall hören, und dann war auch ihr Vater ge-genwärtig, den man ſonſt faſt niemals in Halle ſah

emsig seine Wirthschaftsgeschäfte, und hatte einen sanften, vortreflichen Charakter. Diese Tochter, seine größte Freude in der Welt, starb ihm, und bei ihrem Tode und Begräbniß fielen manche Umstände vor, die einiges Licht auf den Charakter dieses seltnen Mannes werfen, und die also eine nähere Beschreibung erlauben.

Im Anfange ihrer Krankheit gab er ihr selbst Arzeney, denn er hatte die Eigenheit, von allem etwas wissen zu wollen, also auch von der Medicin. Aber die Krankheit wurde schlimmer, es entstand ein Schleimfieber, und die herbeigerufenen Aerzte konnten ihr nicht mehr helfen. Sie starb anderthalb Jahr vor ihm, im Sommer 1790. — Das Ohngefähr hatte es gefügt, daß ich in der Stunde ihres Todes auf dem Weinberg war, und den Doktor genau beobachten konnte. Er saß mit anscheinender Ruhe, aber ohne munter zu seyn, unter den Gästen, und — spielte l'Hombre, unterdessen daß einige von seinen Freunden bei der todtkranken Tochter waren. Um drei Uhr ohngefähr kam der

Mar-

Marqueur herauf, und brachte die Nachricht, die Kranke ſey eben geſtorben. Es entſtand ein Geflüſter unter den Gäſten, der Doktor wurde aufmerkſam, und merkte, daß etwas vorgehen müſſe. Mit voller Faſſung gab er ſeine Karten einem andern, ſtand auf und gieng hinaus. An der Treppe empfingen ihn einige Freunde, die ihm die traurige Nachricht brachten, und ihn mit in das Sterbezimmer nahmen. Nach einer Viertelſtunde kam er wieder herauf, und forderte mit ruhiger Miene die Karten wieder. Der Student, der für ihn geſpielt hatte, ſagte: Herr Doktor, ich habe, unterdeß Sie herunter ſind, acht Groſchen verlohren. „Ach, antwortete er mit ziemlicher Kälte, ich habe heute mehr verlohren, ich habe alles verlohren, was mir das Liebſte auf der Welt war.“ Dieß ſind buchſtäblich ſeine Worte. Sodann ſezte er ſich wieder hin, und ſpielte ohne Zerſtreuung weiter.

Wer will dies Phänomen bei einem Vater erklären? War es Fühlloſigkeit, war es Seelenſtärke, war es Verſtellung? Ich wage

nichts hierin zu entscheiden; aber das erste war es wohl nicht. Er liebte sein Kind zärtlich, hatte einen zu hellen Verstand, um nicht alle die Lebensfreuden, die er auf einmahl verlohr, zu übersehen, und ihren Verlust zu empfinden. Aber diese Ruhe, diese Kälte, dies fortgesezte Kartenspiel? — Mir schien es weitgetriebner Stoizismus, praktische Philosophie aus Uebung, Aussagen einer Lektion, die er in seinem ganzen Leben durch so manchen harten Schlag erlernt hatte. Wer schon so unendlich viel verlohr, wer schon so oft erfuhr, wie wenig uns Thränen, Händeringen, und Klagen bei einem Unglüksfall helfen, der spart sich endlich diese Zeichen der Betrübniß. Auch mochte vielleicht sein entschlossener, leicht gefaßter Charakter zu diesem Gleichmuth beitragen. Er schildert sich in seinem Lebenslauf auf dieselbe Art, z. B. bei der Nachricht von dem Tode seines Vaters. Und endlich wollte der Mann, der sich bei so vielen Gelegenheiten so sonderbar gezeigt hatte, auch bei dem Tode seiner Tochter so erscheinen. Er war in zahlreicher Gesellschaft,

ſchaft, wurde genau beobachtet, und dies entgieng ihm nicht. Kein Wunder, wenn ein Mann, wie er, den Tod ſeiner Tochter wenigſtens zu etwas nützen wollte! Indeſſen ſprach er nachher oft mit Rührung von ihr, rühmte viele vortrefliche Eigenſchaften an ihr, und wiederhohlte die Worte noch einigemal „daß er nun, was ihm das Theuerſte auf der Erde ſey, verlohren hätte.“

Die folgenden Tage ſtand die Entſchlafene öffentlich im Sarge, in einem jungfräulichen Kranze, und mit Blumen beſtreut. Zu ihren Füßen hatte der Vater ein beſchriebenes Blatt gelegt, worin er ſeine Empfindung bei einem ſo ſchmerzhaften Verluſt ausdrükte. Dieſe Schrift gab zu einer ſonderbaren Scene Anlaß, die ſo häufig ganz unrichtig erzählt, und ſelbſt in einem öffentlichen Blatte wider die Wahrheit vorgeſtellt wurde. Ich war Augenzeuge bei dem ganzen Vorfall, und erlaube mir bloß das zu debitiren, was ich ſelbſt ſah und hörte.

Ein ſpekulirender Kopf (kein Student, ſondern ein Kunſthändler in Halle) hatte den

Doktor um Erlaubniß gebeten, das Blätt-chen abzuſchreiben, und ſie erhalten, aber unter der Bedingung, nichts davon drukken zu laſſen

Dies geſchah indeſſen doch, und am Be-gräbnißtage ſtand ein Knabe im Weinberge mit einer Anzahl Exemplare, und both ſie zum Ver-kauf feil. Die Entſchlafene wurde eben nach ihrer Grabſtelle, die mitten im Weinberge war, hingetragen, und die Schrift gieng reiſ-ſend ab; denn es waren allein über 400 Studenten zugegen. Als der Doktor hievon Nachricht bekam, ließ er ſogleich dem Kna-ben die noch übrigen Exemplare wegnehmen. Der Kunſthändler indeſſen, der keinen Ver-luſt leiden wollte, geht darauf zum Doktor herein, mit ihm darüber zu ſprechen, kömmt hart mit ihm zuſammen; dieſer zeigt ihm endlich die Thüre, und der Kunſthändler dreht ſich in der Wuth um und ſchlägt den Doktor in ſeiner eigenen Stube. Beſtürzt über die ungewohnte Behandlung, weiß die-ſer, bei aller ſeiner ſonſtigen Entſchloſſenheit, ſich nicht zu faſſen, und ſieht erſchrokken da;

aber

aber die muthige Chriſtine, mit dem Pantoffel bewafnet, und die Marqueurs nehmen ſich ſogleich ſeiner an, und der angreifende Theil muß die Flucht nehmen.

Unterdeß hatte die übrige Geſellſchaft, die einen ſolchen Vorfall nicht ahndete, ſich in dem Weinberge zerſtreut, als ſich auf einmahl die Nachricht verbreitete, Bahrdt habe von dem Kunſthändler, den ich künftig G* nennen will, ein paar Ohrfeigen erhalten. Dieſe ſchimpfliche Behandlung des Doktors an einem Tage, der überdies ſo traurig für ihn war, machte tiefen Eindruk auf die Gemüther, und man ſuchte ſogleich voll Rachſucht den Thäter auf dem ganzen Weinberge; aber man fand ihn nicht, und endlich hieß es, er ſey ſogleich nach dem Vorfalle nach Halle zurükgekehrt. Zugleich ſah man von weitem im Felde einen einzelnen Menſchen gehen, den man für denſelben hielt. Im Augenblik ſprangen ohngefähr 20 Studenten an einer unwegſamen Seite des Weinbergs einige Ellen hoch herunter, ſezten über Gräben und Hekken, und ſuchten den Mann

einzuhohlen. Es geschah wirklich; aber siehe, man hatte sich getäuscht, und auf einen unrechten Jagt gemacht. Indessen ließ man sich nicht dadurch vom Nachsetzen abschrekken, und hohlte wirklich den wahren Thäter nicht weit von Halle ein. Man brachte ihn im Triumph zurük, und da sich unterwegens immer mehr Menschen zu der Schaar gesellten, da alle schon nach Hause Gehenden wieder den Rükweg nahmen, so kam G * in einer Begleitung von mehrern hundert Personen an. Als er am Weinberge herauf geführt wurde, so schrie alles: Hut ab! Hut ab! und er mußte wirklich das Haupt entblößen, als wenn er vor einen Richterstuhl geführt würde. Es war eine Revoluzionsscene im Kleinen. Man mußte hiebei die Contenance des Herbeigeführten bewundern, der den Huth sogleich abriß, und überlaut rief: hier ist G *, hier ist G *. —

Unterdeß stand Bahrdt vor seinem Hause, voll Erwartung, was man beginnen würde. Als man daselbst ankam, wurde um ihn und G * ein Kreis geschlossen, und die Debatten angefangen. Das Urtheil fiel endlich dahin aus,

aus, B* ſollte dem Doktor kniende Abbitte thun. Der Verurtheilte vertheidigte ſich wakker, wollte die Richter ſchlechterdings nicht für kompetent erkennen, und kapitulirte lange Zeit mit vielem Muth. Aber was war gegen die Menge auszurichten? Vierhundert Studenten um ſich zu haben, die zugleich Richter und Executoren des Urtheils ſind, die die Stökke aufgehoben hatten, und von denen man auch mit unter ſchreien hörte: nieder! nieder! oder: ſchlagt zu! das iſt wahrlich kein Spaß. Auch mußte der Beklagte ſich endlich gutwillig zu der Demüthigung bequemen, und dem Doktor kniend zur Verſöhnung die Hand reichen. Unterdeß war der geſchloſſene Kreis ſo eng geworden daß man wenig davon bemerken konnte, und es gieng alles bunt untereinander. Aber nie iſt leicht ein Proceß in kürzerer Zeit geendigt worden.

Man brachte darauf dem Doktor ein ſchallendes Vivat, und dieſer nahm ſodann ſeinen Antagoniſten in Schutz, und erquikte ihn mit einem Glas Waſſer mit Zitronen, weil alles übrige von den Gäſten verzehrt war.

Aus dieſem ganzen Vorfall wird man ſehen, wie groß die Liebe der Studenten zu dem Doktor war; und man konnte wirklich nicht umhin, dieſem Manne gut zu ſeyn und ihn zu ſchätzen, wenn man ihn bloß aus ſeinem geſellſchaftlichen Umgange kannte. Aber um ſo mehr war es jedem von der andern Seite zu rathen, ſich in keine ernſthafte Verbindungen mit ihm einzulaſſen, worin ein Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit und feſten Grundſätzen erfordert wird. Und daß man in ſolchen Fällen nicht wohl mit ihm berathen war, davon will ich zum Beſchluß noch eine Geſchichte anführen, die mir im genauſten Detail bekannt iſt.

Es war um Oſtern 1791, als ein Student ganz allein, und in Gedanken vertieft auf ſeinem Weinberg umhergieng. Doktor Bahrdt kam von ohngefähr zu ihm, und fragte ihn nach der Urſache ſeines tiefen Nachdenkens, und der Student geſtand ihm: er habe wider ſeinen Willen Theologie ſtudiert, ſey jezt im Begriff abzugehen, fühle aber nicht die min-

deſte

beſte Neigung zu einem geiſtlichen Amt. Bahrdt, der ihn aus einigen Abhandlungen in Journalen und einigen andern Schriften kannte, ſuchte ihm dies auszureden, und ſtellte ihm das Leben eines Landpredigers ſehr ſüß vor; er äußerte dabei, daß er, wenn er noch jung wäre, nicht anſtehen würde, ſelbſt ein ſolches Amt zu übernehmen, und daß dies die glüklichſte Lebensart ſey. Als er aber hierin den jungen Theologen nicht ganz überzeugen könnte, ſo ſagte er endlich: nun, ſo werden Sie Schriftſteller! Ich gebe jezt ein Journal heraus, (er hatte eben damals ſeine Zeitſchrift für Gattinnen, Mütter und Töchter angekündigt) da können Sie Mitarbeiter werden, ja, ich will Ihnen die ganze Direktion überlaſſen, da ich überdies jezt ſehr beſchäftigt bin. Ziehen Sie zu mir auf meinen Weinberg, und ich verſpreche Ihnen pro Bogen 3, 4 ja 5 Rthl.

Der Student, der dieſem Handel nicht ganz traute, oder auch vielleicht fürchtete, durch dieſen Schritt den Geruch des Doktor

Bahrdt

Bahrdt zu sehr zu bekommen, schien unentschlossen, und da Bahrdt sich einbildete, das Honorar sey ihm nicht genung, so sagte er endlich: nun hören Sie, ich will Ihnen zwei Dukaten pro Bogen geben, das ist soviel, als ich selbst erhalte. Man kam endlich darin überein, daß der Student zwar nicht auf den Weinberg ziehen, aber doch Mitarbeiter seyn, und das bestimmte Honorar erhalten sollte.

Der Doktor lieferte ihm wirklich bald darauf einige Data zu der ersten Abhandlung: von der Achtung, in welcher die Weiber vormals bei den alten Deutschen gestanden haben, und der neue Mitarbeiter mußte sie in wenig Tagen fertig schaffen, weil es kurz vor der Messe war. Dieß ist zugleich ein Beweis von der großen Nachläßigkeit und dem Leichtsinn des Doktor Bahrdt, der das erste Stük eines Journals, das er mit so vielem Pomp angekündigt hatte, einem andern überlassen konnte; zumal da in dieser Abhandlung der Plan der ganzen Zeitschrift verflochten ist. Sie kam gleich

warm

warm in die Preſſe, und der Student lieferte noch eine andre Piece über den Puls der Damen, die, ich weiß nicht in welchem folgenden Stük eingerükt iſt.

Bald darauf rief ihn eine andre Beſtimmung von Halle zu einer ziemlich weiten Entfernung. Er ſchrieb nach einiger Zeit an den Doktor wegen des Honorars, und erhielt keine Antwort. Ein zweiter und dritter Brief blieb ebenfalls unbeantwortet. Endlich wandte er ſich an einen vertrauten Freund Bahrdts, der ebenfalls bei dem Journal intereſſirt war, und erhielt einen Brief, worin er mit Erſtaunen folgende Stelle las: „Bahrdt will „in Rükſicht auf Sie von nichts wiſſen: es „hielt ſogar ſchwer, Ihre Erzählungen von „ihm zurük zu erhalten. Würden Sie ſeinen Brief darüber leſen, ſo würden Sie „gewiß eben ſo ſehr erſtaunen als ich. Ich „habe, ſchreibt er, mit *** nichts zu ſchaffen: alles Honorar muß alſo durchaus an „mich bezahlt werden. — Dies iſt geſchehen. „Sorgen Sie alſo bei Zeiten, das Ihrige „von ihm ſelbſt zu erhalten. Daß Sie hier

„zugleich

„zugleich einen Wink für die Zukunft haben,
„bedarf keiner Erinnerung. — Bahrdt muß
„höflich behandelt werden.“

Was war unter ſolchen Umſtänden zu thun? Etwa dies unredliche Benehmen öffentlich bekannt zu machen? Aber eine ſchriftſtelleriſche Fehde mit einem Manne anzufangen, der in dieſem Betracht, gleichſam wie Achilles in den Stix, oder vielmehr wie der gehörnte Siegfried in Drachenfett getaucht, und am ganzen Leibe unverwundbar war — das wäre wohl nicht rathſam geweſen. Die Pfeile der Satyre und des Witzes, die andre auf ihn abſchoſſen, ſprangen ja ab von ſeinem Harniſch, ſo ſcharf ſie auch ſeyn mochten; aber ſeine eigne Pfeile muſten natürlich feſter haften, weil ſie bei andern dieſe Hornhaut nicht trafen. Das beſte alſo war wohl, ſich ganz ſtill zu verhalten, und dem Doktor ruhig das Honorar zu überlaſſen. Dies that denn auch der junge Theologe, und hütete ſich, ihm keine weitern Beiträge zu ſeinem Journal zu liefern.

Aber was ſoll man von einem Manne denken, der ſo mit ſeinen Verſprechungen ſpielt,

der

der solche Ungerechtigkeiten sich erlaubt, sobald er durch nichts überwiesen werden kann? denn er hatte keine schriftliche Versicherung von sich gegeben. Das Zurükbehalten des Honorars möchte hingehen; dazu konnten ihn vielleicht häusliche Umstände, vielleicht sein Nichtvermögen zwingen; denn viel baares Geld durfte man bei ihm nicht suchen. Aber dies gänzliche Ableugnen der Schuld, diese dreiste Stirn, mit der er sich von allen Versprechungen lossagt, das, däucht mir, ist unverzeihlich, und leidet selbst keine Entschuldigung.

Ueber seine Krankheitsgeschichte, die schon vor Ostern 1791 anfieng, und von der ich manches weiß, ziehe ich einen Vorhang; sie wird besonders von seinem Arzt erscheinen, und es wird wahrscheinlich darin auseinander gesezt seyn, wie viel Lust er hatte, in die Medicin zu pfuschern. e)

Ich

e) Diese Schrift ist bereits erschienen unter dem Titel: Dr. J. C. W. Junker, Etwas über die Weinbergskrankheit des verstorbenen Dr. Bahrdts, und ähnlicher noch lebenden Kranken. Halle 1792.

Ich möchte nun gern aus allem dem Gesagten ein Resultat in Absicht des Charakters dieses Mannes ziehen; aber dies ist nicht leicht. Ich kenne nur eine Hypothese, wodurch sich die Erscheinungen in seinem Charakter erklären lassen. Man muß nemlich annehmen: die Grundlage seines Herzens sey gut gewesen; aber sobald Leidenschaft, Sinnlichkeit, Eigennutz, Hang zum Spotten, und selbst sein Verstand damit in Kollision gekommen wären, so habe er so handeln können, als besitze er ein im Grunde verdorbenes Herz.

Von einigen Leuten sagt man: ihr Herz liefe mit dem Kopfe davon. Von Bahrdt kann man das Gegentheil behaupten; und wirklich lief sein schneller Geist, sein intriganter Kopf, bei vielen Gelegenheiten mit dem Herzen davon. Indessen verdient er gewiß die Grabschrift nicht, die einer seiner Feinde aus einem Musenallmanache auf ihn anwandte:

Sanft ruh' auf ihm der Staub, und leicht sei seine Erde,
Daß es — den Hunden leicht, ihn anzuscharren, werde!

Er war seiner Epicuräer, der lebte, und leben ließ, der selbst sich alle Mühe gab, zu anderer Vergnügen beizutragen, den es aber auch weiter nichts kostete, andre aufzuopfern, sobald es in seinen Handel paßte.

Judas Iſcharioth
im Meſſias von Klopſtok.

Die Meſſiade, dies erhabenſte Gedicht, das je geſungen worden iſt, und vielleicht auch künftig geſungen werden wird, dies Gedicht, worin alle Karaktere ſo vollkommen gehalten ſind, hat dennoch ein Weſen, deſſen Schikſale die Empfindungen ſchlechterdings nicht erwekken, die ſie erwekken ſollen. Dies Weſen iſt Judas Iſcharioth. Wer fühlt nicht, welch ein wichtiger Karakter dieſer Jünger in der Leidensgeſchichte Chriſti iſt! Er verdient daher in einem Heldengedicht, das dieſen Gegenſtand behandelt, vorzüglich geprüft zu werden. Wir wollen uns zuerſt ganz dem Eindruk überlaſſen, den die Schilderung des Dichters auf uns macht.

Der

Der Schauplatz ist am Oelberg. Hier schlafen die Jünger, und hier ist auch Judas, in dessen Herzen schon böse Gedanken aufgestiegen waren, eingeschlafen. Satan naht sich ihm, um ihm einen Traum einzuflößen. Sein Schutzengel Jehuriel will dies verhindern und ihn aufwekken; wie er es umsonst versucht, und welchen Traum Judas hat, mag der Dichter selber schildern Ges. III. v. 571.

571. Dreimal schwebt' er auf Flügeln des Sturms durch brausende Lüfte
Ueber sein Angesicht hin, ging dreimal mit mächtigem Schritte
Bei dem Jünger vorbei, daß des Bergs Haupt unter ihm bebte.
Aber Ischariot blieb, mit kalter erblassender Wange,
575. Wie in tödtlichem Schlummer. Der Seraph verhüllte sein Antlitz.
Gleich erschien dem Jünger im Traume sein Vater, und sah ihn
Trostlos und kummervoll an, und sprach mit bebender Stimme:
Und du schläfst, Ischariot, hier unbekümmert und ruhig,

Und entfernst dich so lange von Jesus, als du nicht wusstest,

Daß er dich haßt, und die übrigen Jünger zusammen die vorzieht!

Warum bist du nicht immer nun ihm mit ihnen zugegen?

Warum suchest du nicht von neuem sein Herz zu gewinnen?

Ach wem ließ, Ischariot, dich dein sterbender Vater!

Gott! mit welcher Verachtung hab' ich's, mit welchem Verbrechern

Hatt mein Geschlecht verdient, daß ich aus dem Reiche der Schatten

Kommen, und um Ischariot hier und sein trauriges Schicksal

Weinen muß? Und meinst du, du werdest im Reiche des Mittlers,

Daß er errichtet, glücklicher seyn, so betrügst du dich, Aermster!

Kennest du nicht Petrus, o kennst du die Zebedäiden,

Diese geliebten Jünger, nicht mehr? Die sind es, die werden

Größer, als du und herrlicher seyn! Die werden bei Jesus

Schätze,

Schätze, wie Ströme, in ſich von des Landes Mitte verſammeln.

Auch die übrigen werden ein viel glücklicher Erbe,
Als mein verlaſſener Sohn, von ihrem Meiſter empfangen.

595. Komm, ich will dir ihr Reich in ſeiner Herrlichkeit zeigen.

Steige mit nach! Auf, wanke nicht! komm, ermanne dich, Judas!

Siehſt du dort vor uns das unendliche dürre Gebirge,

Welches ins fruchtbare Thal verſteinte Schatten hinabwirft?

Hier wird unaufhörlich, wie aus dem ſchimmernden Ophir,

630. Gold gegraben; hier trieft das Thal, durch ſelige Jahre,

Reich und unerſchöpflich, vom Ueberfluſſe des Segens.

Dies iſt ſeines erwählten Johannes geſegnetes Erbe.

Jene Hügel, belaſtet von dichten ſchattenden Reben,

Dieſe von wallendem Korn weit überfließenden Auen

605. Sind dem geliebteren Petrus von ſeinem Meiſter gegeben.

Siehst du die ganze Fülle des Landes? Wie hier sich die Städte,
Gleich der Königstochter Jerusalem, unter der Sonne,
Glänzend und hoch, voll unsterblicher Menschen, im Thale verbreiten!
Hier ist neue Jordane dort, die Städte zu waschen,
Unter jener Umwölbung der hohen Mauren dahinziehn!
Gärten, gleich dem verzauberten Eden, beschatten den Goldsand
Ihrer Gestade. Dies sind die Königreiche der Jünger.
Aber erblickst du, Jüngling, auch in jener Entfernung
Dort das kleine gebirgigte Land? Da liegt es verödet,
Wild, unbewohnt, und steinicht, mit dürren Gehölzen durchwachsen.
Ueber ihm ruhet die Nacht in der kalten weinenden Wolke,
Unter ihr Eis und nordischer Schnee in unfruchtbaren Tiefen,
Wo im Klage, im Elend, und deiner Gesellschaft verdammet,

Nächt-

Nächtliche Vögel die donnergeſpaltenen Wälder durchirren.

Ach dein Erbe! Wie werden vor dir, verachteter Junger,

Bald die übrigen Elfe, mit triumphirender Stirne, Stolz vorübergehen, und kaum im Staube dich merken!

Judas, du weineſt für Gram, und edelmüthigem Zorne!

Sohn, du weineſt umſonſt, umſonſt ſind alle die Thränen,

Die du in deiner Verzweiflung vergießt, wenn du ſelbſt dir nicht beiſtehſt!

Höre mich an! Ich ſchließe dir ganz mein väterlich Herz auf:

Sieh, der Meſſias verzieht mit ſeiner großen Erlöſung,

Und mit dem herrlichen Reich, das er aufzurichten verheißen.

Nichts iſt den Großen verhaßter, als Nazareth König zu dienen!

Täglich ſinnen ſie Tod' ihm aus. Verſtelle dich, Judas,

Thu, als wollteſt du ihn in die Hand der wartenden Prieſter

Ueberliefern; nicht Rache zu üben, weil es dich
hasset:
Sondern ihn nur dadurch zu bewegen, damit es
sich endlich
Ihrer Verfolgungen überdrüssig, und furchtbares
zeige,
Und, mit Schande, Bestürzung, und Schmach
sie zu Boden zu schlagen,
Sein so lang' erwartetes Reich auf Einmal er-
richte.
O dann wärst du ein Junger von einem geführ-
teten Meister;
Dann, dann würdest du auch dein Erbtheil früher
erlangen!
Ist es gleich klein, so kannst du es doch, erlangst
du es früher,
Endlich mit unermüdetem Fleiß, mit Wachen
und Arbeit,
Durch Anbauung und Handel, bereichern, damit
es der andern
Großem geeignetem Erbe, wiewohl von ferne nur,
gleiche.
Hierin füllen gewiß, für die Ueberlieferung Jesu,
Die die dankbaren Priester mit ihrem Reichthum
die Hände.

645.

Dies iſt der Rath, den dir dein bekümmerter Vater ertheilt.
Schau mich an! Iſt es nicht mein klarer erkennbares Antlitz?
Ja, aus dem Reiche der Schatten, da deinetwegen noch zärtlich,
Komm ich hieher, und zeige dir deine Rettung im Traume!
Doch du erwachſt. Verachte nicht, Sohn, die ermahnende Stimme
Deines Vaters, und laß mich nicht trauernd zu meinem Genoſſen,
Zu den Seelen der Todten mit Herzleid noch hinabgehn.

Wenn man dieſen Traum geleſen hat, ſo möchte man beten; „Und führe uns nicht in Verſuchung!“ Wir ſind Menſchen, wir zittern für uns ſelber, wenn über andere eine ſolche Gefahr hereinbricht. Wo iſt der Heilige, der ſo ganz ſicher wäre, bei ähnlichen Verſuchungen rein zu bleiben?

Warlich, wenn je unwiderſtehliche Verführung in einem Traum lag, ſo liegt ſie in dieſem.

dieſem. Aber iſt die Verführung nicht zu unwiderſtehlich? Iſt Judas nicht zu beklagen daß dieſe Verſuchung ihn traf?

Es war vielleicht eine der ſchwerſten Materien in der ganzen Handlung der Meſſiade, die Geſchichte der Verführung Judas von Satan einzukleiden. Daß Satan Einfluß dabei auf Judas hatte iſt bibliſch richtig; es leuchtet aus mehreren Stellen hervor, und vorzüglich aus Luc. 22. 3. „Es war aber der Satanas gefahren in den Judas" u. ſ. w. Der Dichter mußte ſich alſo nach der Bibel und nach der ganzen Anlage ſeines Gedichts dieſes Umſtandes, der überdies ein locus poeticus iſt, bedienen. Aber hier fällt es gleich in die Augen, wie wichtig es war, daß Satanas Einfluß auf Judas in gehöriges Verhältniß mit dem Antriebe ſeines eignen Herzens geſezt wurde, und daß der erſte nicht das Uebergewicht über den lezten bekam; denn ſonſt erregt der Fall Judas nicht Unwillen, ſondern Mitleiden.

Iſt dies nicht geſchehen? Hat Satan nicht zu ſtarken Antheil an den Verrath Iſchariots?

ſcharfets? Wurde ihm nicht zu viel Gewalt über den Unglücklichen gegeben? Wird nicht durch die künſtliche Verführung Satans ſein Verbrechen zu viel gemildert? Scheint es einem mitleidsvollen Herzen nicht mehr Bedauren als Haß zu verdienen?

Wenn ich nach meinem Gefühl, und nach der Prüfung, die ich anſtellte, reden darf, ſo kann ich auf dieſe Fragen nicht anders als ja! antworten. Ja, die Verführung iſt zu künſtlich, zu hinreiſſend, zu unwiderſtehlich für den Unglücklichen! Ja, ſie erregt mehr Bedauern, als Haß!

Ein ſolcher Tadel, der auf mehrere Theile des Gedichts, wo Judas vorkömmt, nothwendig ſich verbreiten muß, darf ſchlechterdings nicht ohne wenigſtens ſubjectiv hinlängliche Gründe hingeworfen werden. Ich will es deshalb verſuchen, die Urſachen meines Gefühls, und die Gründe meines Tadels ins Licht zu ſetzen.

Der obige Traum iſt die eigentliche Grundfeſte, worauf ich fuße. In ihm zeigt ſich Satan von einer ſo liſtigen, ſo äuſſerſt

ſeinen

seinen Seite, so sehr als Kenner des menschlichen Herzens, daß man, wäre sein Zweck nicht böse, von ihm mit vollem Recht sagen könnte, was Philo im vierten Gesange von Kaiphas sagt: er habe mit Weisheit erfunden. Nicht vorher, nicht nachher zeigt er sich so verschlagen, so scharfsinnig; kaum hätte man dies sein satanische Genie zu Verführung von Abramelech erwartet. Dieser Traum ist sein Meisterstück in der ganzen Messiade. Wäre er erfunden, einen Unschuldigen zu einer bösen That, die aber dennoch vergeben werden sollte, zu verführen, so könnte man sich fast nichts Vollkommneres denken. Den Zerknirschten könnte er zum Rasenden bringen, den scheu Wankenden muß er unwiderstehlich mit sich fortreißen. Wie hätte der unglückliche Judas ihm widerstehen können? Er war, wenn man alle Kräfte seines Widerstandes berechnet, ihm zu mächtig.

Da diese Behauptung eben den Grund des Tadels enthält; da die Gewalt Satans über Judas dadurch zu groß ist, und sein Einfluß über den eignen Antrieb Ischariots

das

das Uebergewicht bekömmt; da hiedurch die Strafbarkeit des Verbrechers gemindert, und eben durch diesen Umstand wieder, statt Haß, nur Mitleiden, das hier ganz am unrechten Ort iſt, hervorgebracht wird — ſo iſt es wohl nöthig, diesen Traum etwas näher zu entwickeln, und das Mächtigverführerische, das vorzüglich für Judas darin lag, auseinander zu ſetzen. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß eben dies Verführerische dem Dichter auf der andern Seite zum Ruhm gereicht.

Und worin beſtand denn das Künſtliche, das Unwiderſtehliche dieſes Traums? Man kann es unter mehrere Abtheilungen bringen.

1) Es iſt der eigne Vater Iſcharioths, der ihm erſcheint. Wer hat mehr Einfluß auf uns, als ein Vater? Weſſen Rath folgen wir lieber? In weſſen Augen wünſchen wir herzlicher, groß und geehrt zu ſeyn?

2) Dieſer Vater erſcheint in einer ſo täuſchenden Geſtalt, überredet ihn ſo künſtlich, er ſey es wirklich, daß Judas ihn nothwendig dafür halten mußte; und er iſt auch vollkommen davon überzeugt, wie man aus dem

Ende

nachfolgenden sieht. Hätte er nur den kleinsten Wink bekommen, Satan sei mit im Spiel, und flöße ihm dies Gesicht ein, so würde seine nachmalige Strafbarkeit unendlich dadurch vermehrt werden.

3) Dieser Erscheinende braucht als Vater die feinsten und wirksamsten Kunstgriffe, das Herz seines Sohnes zu rühren und hinzureissen. Er beweist den zärtlichsten Kummer um ihn, und was könnte wohl mehr das Herz erschüttern, als Kummer der Eltern über das Schikjal ihrer Kinder, und über Verachtung, die sie dulden müssen? Er zeigt rührendes Mitleiden und Verlangen ihm zu helfen; sollte dann der Sohn nicht selbst alles anwenden, sich zu helfen? Er entflammt die stärksten Leidenschaften der Seele in ihm: den Stolz, den Neid und den Geiz. Welch ein Kunstgrif ist es nicht, ihm die herrlichen Königreiche der übrigen Jünger in einem so starken Contrast mit dem seinigen zu zeigen! Wie mußte dadurch allein das Herz Ischariots empört werden!

4) Er giebt ihm ein Mittel an die Hand, seinem Unglük ein Ende zu machen, das, wo

nicht

nicht zu verzeihen, dennoch zu entſchuldigen iſt. V. 630 bis 644. iſt die am feinſten erſonnene Liſt zur Verführung, eigentlich der Hauptangriff auf das Herz Iſcharioths. Hier wird ein böſes Mittel durch einen guten Zwek annehmlich gemacht; hier wird dem unglüklichen Verräther vorgeſpiegelt, ſeine That ſei zum Beſten des Meſſias; hier wird ſein eignes Intereſſe lebhaft in ſeinen Verrath eingewebt, und dieſer Verrath durch dies alles bis zur Täuſchung gemildert.

Man verkenne die unbeſchreibliche Schlauigkeit Satans nicht, die hier am hellſten hervorleuchtet. Er will durch Judas ein Verbrechen, das in ſeinen Plan gehört, vollbracht wiſſen, und macht es zu einer verdienſtlichen Handlung. Nun kann der Abſcheu davor nicht groß ſeyn, nun iſt der Gegendruk hinweg genommen, und die Gewichte auf dieſer Seite: väterlicher Rath, Intereſſe, Ueberredungskunſt und eigne Diſpoſition zur That, können in ihrer ganzen Stärke wirken. Wenn alles andre fehlſchlägt, ſo iſt er hiedurch allein ſeiner Sache gewiß; dieſer Schlinge kann ſein Opfer

der höchsten Wahrscheinlichkeit nach nicht entgehen.

ε) Der Traum ist ganz wie aus Jscharlots Herzen geschrieben. Alles, was er ohngefähr am Tage dunkel empfinden und denken mochte, wird hier durch die lebhaftesten Farben ausgemahlt, und mußte zwiefache Wirkung thun. Hier wird das Resultat aus seinen Empfindungen gezogen und ihm unmittelbar ein Verbrechen eingeflößt, an das er vielleicht vorher nicht dachte. Und dies Verbrechen wird durch den Zwek, und durch den väterlichen Beifall gleichsam geheiligt, ja, es wird ihm durch die lezte höchsteindrükliche Vermahnung beinahe zur Pflicht gemacht.

Wenn man alle diese Puncte zusammennimmt, so, glaube ich, kann man nicht umhin, auszurufen: Nein! diese Versuchung ist zu groß, die Verführung ist zu unwiderstehlich! Judas mußte ihr erliegen! Und dann ist das Bedauern und Mitleiden, das, wie sich im folgenden zeigt, ganz wider den Zwek des Dichters ist, da. Dies nun wäre allerdings eine Unvollkommenheit des Gedichts.

Um

Um die Sache noch mehr aufs reine zu bringen kann man zwei Fragen aufwerfen, von deren Beantwortung die geringere oder größere Strafbarkeit Ischariots, und also auch die Entscheidung des ſtreitigen Punkts abhängt. Die erſte iſt: würde Judas, ſo wie er in der Meſſiade geſchildert iſt, auch ohne dieſen Traum Chriſtum verrathen haben? Die zweite: würde ein gewöhnlicher Menſch, ohne groſſe Laſter, und ohne groſſe Tugenden, dadurch hingeriſſen ſeyn?

Auf die erſte Frage kann unmöglich eine kategoriſche Antwort gegeben werden; denn man müßte eine wirkliche philoſophiſche Wage beſitzen, um die Widerſtandskräfte in der Seele Ischariots gegen die eignen Anreizungen zu der böſen That abwägen zu können; und dieſe Wage exiſtirt nur in den Köpfen der Logiker. Aber das kann man, däucht mir, dreiſt antworten, daß es nach der Schilderung Ischariots wenigſtens ungewiß iſt, wozu er ſich ohne dieſen Traum würde entſchloſſen haben; daß er aber mit ihm nicht anders handeln konnte, wie

er that. Es iſt alſo klar, daß man ſagen kann, der Traum habe den Ausſchlag gegeben.

Auf die zweite Frage kann man, glaube ich, geradezu ja antworten; auch ein gewöhnlicher Menſch wäre durch eine gleiche Verführung hingeriſſen worden. Und wenn man bedenkt, von wie vielen ſchwachen Seiten Judas angegriffen wurde, ſo wird dies ja nicht wenig Gewicht bekommen. Ein gewöhnlicher Menſch, der in der Lage Iſchariots iſt, deſſen Vater ihm erſcheint, ihm zu einer Handlung räth, die an ſich zwar nicht gut iſt, aber durch den Zwek verdienſtlich ſcheint, der überdies großen Vortheil bei dieſer Handlung hat, und deſſen Leidenſchaften endlich angefacht ſind — wird der nur einen Augenblik zaudern, die Handlung zu begehen?

Auch aus der Beantwortung obiger Fragen alſo wird man nicht vom Mitleiden für Judas abgeneigt, ja man wird noch mehr dazu aufgefodert; man kann nichts, als ihn bedauern.

Will man einwenden, Judas hatte durch die böſen Regungen ſeines Herzens vorher ſchon verdient, daß er dem Einfluß und der Ge-

Gewalt Satans übergeben wurde, ſo lege ich jedem die Frage ans Herz: wo iſt der Menſch, in dem nie böſe Gedanken und Begierden rege wurden? Und wenn dann gleich eine ſo ſchwere Verſuchung über ihn ergehen ſollte, wie über Judas: wer würde ſtehen bleiben?

Das Bewußtſeyn unſrer eignen Schwäche lehrt uns Mitleiden mit Judas haben, und dies iſt ein Gefühl, das der Dichter, wie ſchon oben bemerkt wurde, nicht hervorbringen will, und nicht darf.

Aus allem dem Geſagten nun ſcheint hervorzugehen, die Auftritte mit Judas und Satan, ſo vortreflich ſie in andern Rükſichten ſind, haben in Betref der Empfindungen, die ſie hervorbringen ſollen, einen weſentlichen Fehler.

Von den Schönheiten in dieſem Traum, von der vortreflichen Schilderung der Königreiche, von der äußerſt paſſenden Sprache, die den zu hohen Schwung vermeidet u. ſ. w. ſage ich nichts; ſie laſſen ſich von ſelbſt empfinden. Wir wollen vielmehr ſehen, was Satan und Judas nach dieſem Traum beginnen.

Satan richtete ſich nach ſeiner Geſichte Vollendung
Ueber ihm auf. So richtet ſich hoch ein werdender Berg auf,
Kurz noch ein Thal, wenn Thäler um ihn bei Erſchüttrung der Erde
Mit den geſunknen Gewölben hinab in die Tiefe ſich ſtürzen.
Judas erwacht, ſpringt ungeſtüm auf. Ja ſie war es, die Stimme
Meines todten Vaters, ſo redt' er, ſo ſah ich ihn ſterben!
Alſo iſt es gewiß; Er haßt mich! Und ſelbſt bei den Todten
Wär es bekannt? Was du immer voll Furcht und zitternd vermuthet,
Du Verlaſſner! das melden dir jezt die Seelen der Todten!
Nun wohlan! ſo will ich denn hingehn, alles vollenden,
Was mein Geſicht mir gebot! Allein ſo handl' ich ja untreu
An dem Meſſias! Und wenn mir ſtürmende Schwermuth den Traum gab,
Wer Satan? Entfleuch, zu furchtſamer kleiner Gedanke!

665.

665. Aber ich fühle bei mir nach Reichthum heiße Begierden!
Heiße Begierden nach Rache! Was bist du Seele so zärtlich,
Und so empfindlich, mit schwachen Gedanken dich ängstlich zu quälen?
Träume zeigen sich dir. Die Träume befehlen dir Rache!
Wenn ein Gesicht sie gebeut, so ist die Rache geheiligt!

Ein Böſewicht redet hier nicht; ein Zweifelnder, ein Getäuſchter, ein Geängſteter, der nicht weiß was er zu ſeinem Glük beginnen ſoll, iſt es. Ja warlich, armer betrogner Judas, nach einem ſolchen Geſicht iſt die Rache wenigſtens für dich geheiligt! Und du unternimmſt ſie ja nicht, um Jeſum zum Tode zu liefern, du willſt ihn bloß bewegen, daß er ſein Reich früher errichte. Dein Zweifeln iſt ſchon verdienſtlich. Ein Verſtokterer denn du würde gleich nach dem Traum ohne Bedenken die That ausgeführt haben.

Aber wir müſſen Judas noch weiter beobachten. Am Morgen, da die übrigen Jünger

erwacht sind, kömmt Jesus zu ihnen, redet mit ihnen, und wird von allen vertraulich begleitet.

713. Nur von Ischariot nicht. Der hatt' ihn unter den Schatten
Waldichter Wipfel von ferne gehört. So weiß ers ja selbst schon,
715. Sagt' er in sich, da er Jesus, der eilte, von ferne noch nachsah,
Daß ihm ein Tag der Finsterniß droht! So wird ers auch wissen,
Wie er seinen Verfolgern begegnen, und unüberwindlich,
Was er anfing, endigen soll. Doch weiß er auch, Judas,
Weiß er dein Unternehmen auch schon? Du willst ihn verrathen!
720. Aber wenn mein Gesicht mich nun täuschte? mein Traum mich betröge?
Täuscht mein Traum mich; und kam er, noch mehr den Gehaßten zu quälen:
O so sei sie verflucht die Stunde, in welcher ich einschlief!
Und in mir, wie Schatten gestaltet, mein Vater heraufkam!

Kehrt

Kehrt ſie zurük, dann müſſe man ſterbend Geheul auf den Bergen

Hören! Sterbend Geheul in tiefen fallenden Gräbern

Müſſe man hören! Verflucht ſei der Ort, wo ich lag und einſchlief!

Dort, dort müſſ' ein entſetzlicher Sohn den Vater erwürgen!

Ha! dort flieſſe das Blut von meinem geliebteren Freunde,

Wenn er mit eigner Hand in ſeiner Wut ſich erwürgt hat!

Judas, wohin verirrest du dich! Ja wohin? Was zürnst du

Ueber dich ſelbſt? Du verirrest dich nicht, wenn du alſo getäuſcht wirſt!

Lehret mich ein geſandtes Geſicht den Meſſias verrathen,

Und ich fünd'ge daran: ſeiſt du auch, unter den Tagen

Schrekklichſter Tag, verflucht, da mich der Meſſias erwählte,

Da er voll Liebe mit Blikken der Huld dem Gehorchenden ſagte:

Folge mir nach! Du müſſeſt umwölkt, und dunkel, und Nacht ſeyn!

Nahe! du, müsse die Pest in Finsternissen umher-
gehn!
Tödten, senkt nun die Sonne den Strahl, verder-
bende Seuche!
Dich, Tag, nenne kein Mensch! und unter den Ta-
gen vergeß dich
740. Gott! Wie ergreift mich die Angst! wie zittern
mir alle Gebeine!
Judas, wo bist du? Erwache, sei stark! Was quälst
du dich, Aermster?
Deine Gesichte trügen dich nicht: und wenn sie
es thäten;
Kanst du es anders, als so, wonach du seufzest,
erlangen?
Also rief er, wütet' er, war, seit seinem Gesichte,
745. Zwo erschreckliche Stunden der Ewigkeit näher
gekommen.

Die Worte sind schreklich, und die Flüche grausenvoll, aber nur den hassen wir, der aus Boheit ein Verbrechen begeht, nicht den, der so von Leidenschaften dazu hingerissen wird, wie hier Judas. Armer Getäuschter, wie groß ist jezt schon deine Quaal, wie groß wird sie künftig seyn!

Das

Das Elend des Laſters iſt hier mit den furchtbarſten Farben gezeichnet. Wen ſchrekt es nicht zurük! Wir hören hier einen Verbrecher reden, der vor der That ſchon voll Verzweiflung iſt, was wird nachher geſchehen? Jezt überſieht er das Schauderhafte derſelben noch nicht ganz, er weiß nicht, daß er Chriſtum zum Tode liefert, er zweifelt noch, ob er getäuſcht, ob ſeine That Sünde ſei, er würde, ſcheint es, noch umkehren, wenn er alles dies wüßte; was wird er beginnen, wenn er es nun weiß?

Einen Sünder hören wir reden, aber keinen Boshaften, keinen verſtokten Böſewicht. Er kann es nicht ſeyn, denn er empfindet zu viel Gewiſſensangſt vor der That ſchon. Wir können nicht auf ihn zürnen; er iſt zu quaalvoll.

Dieſe Stelle iſt übrigens ein meiſterhaftes Gemählde von innerer Angſt, und von fürchterlichen Verwünſchungen. Sie enthält Schlag auf Schlag die ſchauderhafteſten Ausdrükke und Gedanken. Aber eben dieſe Angſt, eben dies Verwünſchen beweiſt, wie ſehr Ju-

das

das ſich fürchtet, getäuſcht zu ſeyn, und welch einen Abſcheu er vor der That haben würde, wenn er wüßte, daß er es wäre.

Warum mögen wohl am Ende des erſchütternden Selbſtgeſprächs noch zwei Verſe folgen, die nur einen ſo kleinen Umſtand erzählen? Das Furchtbare darin iſt verſtekt, aber der Dichter hatte es gewiß dabei im Sinn. Jeder Augenblik der verfließenden Zeit iſt einem Verbrecher fürchterlich; er bringt ihn der Ewigkeit, ſeinem Gericht, näher.

Wir müſſen jezt ſehen, wie Judas ſeinem Verbrechen näher kömmt.

Jeſus iſt mit ſeinen Jüngern verſammelt, und ſezt das Abendmahl ein. Sie empfangen es feierlich nach einander. Geſ. IV. v. 1185.

1183. — — — — Zulezt kam Judas und warf ſich,
Wie Johannes, zu Jeſus Füßen. Ihm ſagte der Gottmenſch:
Judas ſteh auf! und gab ihm den Kelch, des Todes Gedächtniß!

Er

Er empfing ihn mit Ruh. Ihm ſah der Meſſias ins Antlitz,
Ward erſchüttert im Geiſt, und ſprach mit erha-benerer Stimme:
Alle kenn ich, die ich mir auserwählte: doch Einer
Wird mich verrathen! Ich ſag' es euch itzt, daß ihr glaubt, wenns geſchehn iſt.
Und daß ihr wißt, wie ich den belohne, welcher getreu bleibt;
So vernehmet von mir die Würde der Ueber-winder:
Wer, wen ich ſend', aufnimmt, der nimmt mich ſelbſt auf! wer aber
Mich aufnimmt, nimmt auch den auf, der mich geſandt hat!
Dieſe Kron' empfängt kein Verräther! Ich ſag' es noch einmal:
Einer von euch wird gewiß den Sohn des Men-ſchen verrathen!
Jeder ſahe den Andern von neuem mit forgender Angſt an.
Petrus winket Johannes. Der neigt ſich ans Herz des Meſſias.
Herr, wer iſt es? So fragte mit ſanfter Stimme Johannes.

Dem

Dem ich dies Brod eintauche, dem ichs mit vertraulicher Liebe,
Und mit Bruderfreundlichkeit gebe, der ist es, Johannes!
Also sagt der Messias, und reicht den Bissen voll Freundschaft
Judas Ischariot hin. Johannes sah dies, und bebte.
Doch verschwieg er, aus Menschenliebe, den nahen Verräther.
Judas ging mit Ungestüm fort. Die Nacht war gekommen.
Ihn umgaben die Schrekken der Nacht. Mit starrendem Blikke
Schaut er in die Finsternis aus, und sprach zu sich selber:
Also weis ers gewiß! Nun wird es der sanfte Johannes,
Der stets lächelt, wenn man um ihn zugegen ist, sagen;
Alles sagen, was ihm an dem Herzen Jesus vertraut ist.
Alle werden es wissen! Es sei! Die neuen Beherrscher
Müssen erst flehn, eh sie Könige werden! Vielleicht, daß Johannes

Bald

Bald sein Lächeln verlernt, und Petrus in Banden nicht kühn ist!
Und selbst Jesus, wie streng, wie hochgebietend befahl er:
Judas, steh auf! So gebietet er nicht dem Liebling Johannes!
Zwar den Königen wird nicht befohlen! Ich will sie noch sehen,
Eh sie Könige sind; in Banden will ich sie sehen:
Aber ihr Freund will sterben! Was ist das? Welch ein Gedanke
Ist das Sterben für den, der selber Todte gewekt hat?
Sterben? Will er mein Herz nur erweichen? Sei du nicht zu menschlich,
Leidendes Herz! Wenn er stirbt, so ists nur ein Zufall gewesen,
Daß er so oft den Feinden entging! so ist er ein Träumer,
Und von Gott nicht gesandt! Auch unsre Priester sind Weise,
Sind Geweihte des Gottes der Götter! Sie haßten ihn immer!
Und sie handeln nach Moses Gesez! Ich bin ihr Vertrauter!

Aber

Aber er wird nicht sterben! Doch will ich gebunden ihn sehen,
Wie er da redet! Vielleicht, daß er dann der geliebteren Jünger
Hohe Würde vergißt, und den niedrigen Judas auch ansieht!
Doch ich muß eilen! Es warten auf mich Jerusalems Herrscher.
Also denkt er, und eilt zu des Hohenpriesters Palaste.

Hier lernen wir zum erstenmal etwas mehr über Judas zürnen. Rachsucht, Schadenfreude, und Stolz sind in seinem Selbstgespräch nicht zu verkennen. Aber er kömmt aus einer Gesellschaft, wo er verachtet, wo seine Ehrbegierde gekränkt, wo er als ein Verräther bezeichnet ward. Seine Leidenschaften sind wieder in tobender Gährung. Dennoch kann er den Gedanken an den Tod Christi nicht ganz ertragen; er muß sich künstlich trösten.

Uebrigens ist diese Stelle äußerst einfach und natürlich. Die Dichtkunst hat darin ihren Schmuk ausgezogen und erscheint ganz

in

in ihrer Nakтheit. Kein Bild, kein Gleichniß, kein erhabner Schwung! Nichts als Prosa in Hexametern! Aber woher kömmt's, daß auch diese Prosa so stark ist? Hier selbst erkennt man den Dichter, der auch in der gewöhnlichsten Sprache nicht sinken kann. Der Mangel blühender Poesie wird durch Gedrungenheit, durch rednerische Form, durch Gedanken auf Gedanken, durch Scene auf Scene, die vor Judas aufsteigt, ersezt. Aber warum hat Klopstok, sonst so reich an Bildern, in dieser Stelle für Ischariot auch nicht ein einziges übrig? Ist die liebliche Bildersprache zu schön in dem Munde des Verräthers?

Judas geht nun seinem schrecklichen Ziel entgegen; aber was er in dem Palaste des Hohenpriesters beginnt, das erwähnt der Dichter nicht. Es ist leicht zu errathen: Verabredungen wegen der Gefangennehmung Christi. Der Verräther erscheint erst da wieder, wo er die That vollendet.

Die Scene ist am Oelberg, wo Christus seine Leidensstunden erduldet hat. Sie sind

noch nicht lange vorüber, und die Engel reden noch davon, als von weitem eine Schaar von Männern in Gethsemane eindringt. Judas ist unter ihnen, und nun heißt es Ges. VI. v. 24.

— — — — — Der Haufen nahte sich wütend,
Trug die Flammen empor, und irrte mit suchendem Auge
Durchs Labyrinth der Bäum' und der Nacht. Ihn sahe der Gottmensch.
Nun erhub sich die dunkelste Nacht, die über ihm herhing,
Wolkicht empor, und als sie sich hub, entflossen ihr Schauer.
Einer ergriff den Verräther. Er trotzte der mächtigen Warnung,
Und so rüdert' er sich: Wo ist er? Die Lieblinge sahn ihn,
Wie sie sagen, auf Tabor in Himmelswolken gekleidet,
Aber in Banden noch nicht! So sollen sie jetzo ihn sehen,
Und sich Hütten der Freude zu baun vergessen! Doch bebst du,

Schau-

Schauerndes Herz! Kann Kühle der Nacht und
Männer erfrischen?

45. Schweig, Empörer! Bald iſt es gethan! Dann
will ich mit Hütten,
Nicht im Traume nur, dann! So dacht er, und
eilte von neuem.
Als der Mittler die Kommenden ſah, da betet' er
alſo
In ſich ſelber: Es iſt weit, weit von den ewigen
Hütten
Bis zu dieſen Sündern herunter. O Weg' im
Staube,
50. Die ich wandle. Doch will ich ſie wandeln!
Sie werden einſt grünen,
Wenn in dieſen Tiefen die Auferſtehung erwachet iſt,
Und nun ganz das Gericht es enthüllt, warum ſie
Gott ging.
Judas Iſchariot führte den Haufen. Der Prieſter
Befehl war:
Männer zu waffnen, und Jeſus bei ſeinen Gräbern
zu ſuchen,
55. Ihn zu binden, und vor die Verſammlung zu
führen. Es wußte
Judas den Ort des ſtillen Gebets und der nächtli-
chen Sorge

Für die Menſchen. Er hatte der Schaar ein Zeichen gegeben:
Welchen ich küſſe, der iſts! Allein noch erbarmt des Verräthers
Sich die Nacht, und läßt ihm noch nicht den entſetzlichen Kuß zu.
Aber nicht lange, ſo fiel mit ungeduldigem Grimme
Auf die ſchlafende Jünger die Schaar. Da ging der Erlöſer
Gegen die Sünder, und ſprach mit ſeiner Hoheit: Wen ſucht ihr?
Und ſie ergrimmten, und riefen, und ſchwangen die bebenden Fakkeln:
Jeſus, den Nazaräer! Nun waren die übrigen Jünger
Alle gekommen; nun ſchauten auf ihn die geflohenen Engel,
Und mit göttlicher Ruh, als wenn er dem Wurme, zu ſterben,
Oder dem kommenden Meere, vor ihm zu ſchweigen, geböte,
Sprach er zur Schaar: Ich bins! Sie ergriff des Sohnes Allmacht,
Und ſie ſanken betäubt vor ſeiner Stimme danieder.

70. In-

Judas ſank mit ihnen. So liegen im Felde des Treffens
Todte; ſo wälzt ſich unter den Todten der grimmigſten einer,
Wenn aus der ſtillern Mitte des Kriegs der denkende Feldherr
Um ſich herum, der Richter gebots ihm! Verderben verſendet.
Aber itzt war die Betäubung vorüber; itzt hub der Verräther
Von der Erde ſich auf. Nun war die ſchrecklichſte Stunde
Seiner Erſchaffung, und er ganz nah dem Gerichte gekommen.
Ueber ihm rauſchte mit nächtlichem Flügel der Engel des Todes.
Mit verborgnem Grimm, mit aufgeheiterter Miene,
Trat er zu dem Meſſias, und küſſt' ihn! Itzt hatt' ers vollendet!
Und die ſchwärzeſte der Thaten entſchlich, wie ein Schatten, zur Hölle.
Aber der Gottmenſch ſah dem Verräther mitleidig ins Antlitz:
Judas! und du verräthſt, durch einen Kuß, den Meſſias?

Ach mein Freund, wärst du nicht gekommen! So sagte der Teufel
Unter den Menschen, und gab sich der Schaar, sich finden zu lassen.

Ja, hier begannen wir den Frevler zu hassen, der den sanftesten aller Menschen verrathen konnte, hier erkennen wir eine schwarze Seele, die nur aus Rachsucht handelt, und der Dichter ist uns Genugthuung für diese Empfindungen schuldig. Er muß uns den Lohn des Verräthers zeigen, er muß unsern Zorn befriedigen, aber er muß ihn nicht zu stark befriedigen, er muß uns nicht selber für rachsüchtig halten, er muß nicht unser Mitleid erregen, statt uns zu beruhigen.

Aber vorher noch eine kleine fremdartige Bemerkung über v. 80.

Und die Schwärze der Thaten entsetzlich wie ein Schatten zur Hölle.

Klopstoks Gedicht erhält eine vorzügliche Schönheit dadurch, daß so vieles darin halb oder ganz personifizirt ist. So wie die Welt der Griechen: Berg, Meer, Bach, Baum u. s. w.

ſ. w. mit holden Weſen bevölkert iſt, ſo athmet in dieſer dichteriſchen Welt auch alles Leben und Daſeyn. Die abſtracteſten Dinge ſcheinen lebendig, oder es wird wenigſtens etwas von ihnen geſagt, das nur lebenden Weſen zukömmt: die That ſchleicht zur Hölle, die Nacht erbarmt ſich, der Schauer des Windes trägt eine Stimme, das Gewiſſen ruft die Sünden vor Gott, die Peſt lehnt ſich an die Mauern, und verhaucht Dünſte, der Tag geht am Thron Gottes hervor u. ſ. w. Durch dieſe ſchöne Sprache entſtehen, außer den wirklich handelnden Perſonen, noch eine unendliche Menge anderer Weſen, die das Ganze wie Luftgeſtalten bevölkern.

Aber ich wollte jezt nicht von den einzelnen Schönheiten des Meſſias reden, ſondern nur die Handlung mit Iſchariot darſtellen.

Der Dichter verliehrt ihn jezt von neuem aus den Augen, und läßt ihn nicht eher wieder auftreten, als bis Chriſtus vor ſeinen Richtern ſteht, bis die Gewiſſensangſt völlig

in dem Verbrecher erwacht iſt, und er nun ſelbſt dem Tode und der göttlichen Rache entgegen eilt.

Wir wollen ſehen, ob dieſe Rache wohlthuend und befriedigend für unſer Herz iſt. Geſ. VII. v. 142.

143. — — — — Der ſchwarze Verräther
Seines göttlichen Freundes, als er den kommenden Tod ſah,
Dem den Gerechten die Prieſter entgegen führten; erhub er
145. Schnell ſich, und eilt auf Gabbatha zu. Die ſtürmende Menge
Hielt ihn mächtig zurük; er muſte ſich wenden. Itzt floh er
In den Tempel. Er hatte dahin, aus Sorge vor Aufruhr,
Kayphas Prieſter geſtellt. Der Verräther wuſt es. Er ging ſchon
In den ſchweigenden Hallen der hohen Tempelgewölbe.
150. Als er die hangende Hülle des Allerheiligſten wahrnahm,
Wandt' er ſich weg, ward bleicher, und zitterte laut! Dann erhub er

Sich

Sich zu den Prieſtern, und ſprach mit wütender Reue: Da habt ihr
Euer Silber! und warfs zu ihren Füſſen! Der Fromme,
Den ich verrieth, ſein Blut iſt Blut der Unſchuld! Das kommt nun
Ueber mein Haupt! Er ſprachs, und rollt' die ofneten Augen,
Ging, und eilt' und ſtohe der Menſchen Anblik, und riß ſich
Aus Jeruſalem, ſtand, ißt ging er! ißt ſtand er! ißt floh er!
Schaute mit wildem Antliz umher, ob er Menſchen erblikte?
Als er keinen erblikte, der Stadt nun ſtummes Gerüſte
Ganz ſich dem Ohre verlohr, beſchloß er zu ſterben! Sie kann nicht,
Nein, ſie kann, nach dem Tode, nicht furchterlicher mich faſſen
Dieſe namloſe Quaal! Zu entſezliche Quaalen, o mütet,
Mütet, ſo lang' ihr noch könnt! Wenn dies Auge ſich ſchließet, und alles
Dieſem Ohre verſtummt; ſo ſeh ich ſein Blut nicht, ſo hör ich

165. Seine brechende Stimme nicht mehr! Doch der auf Horto
Sprach ja: Du sollst nicht tödten! Er ist mein Gott nicht! Ich habe
Keinen Gott mehr! Elend! du bist mein Gott! Du gebietest,
Laut gebietest du mir den Tod! ich gehorche! So stirb denn,
Stirb, Verlohrner! du bebst? hier stürmts! Noch Einmal empöret
170. Sich das Leben in dir, es ringt zu leben! Verräther!
Du willst leben? vor allen, die jemals verriethen, gebrandmarkt,
Du? Es breitet vor mir, wie ein weitersfnetes Grab, sich
Fürchterlich aus! er ist der bängste der bangen Gedanken,
Die ein Sterbender jemals empfand: Ich hab' ihn verrathen!
175. Stirb! Die Seele, die dir nach dem Tode noch elend zurück bleibt,
Tödt auch sie! O die du in mir, als wärst du unsterblich
Dich erhebest, vernimm dein Schicksal, Seele des Todten:

Sieh,

Sieh, ich verwünſche dich auch der Vernichtung! So ſprach er, und ſchaute
Starrend hin, und miſchte zur tiefgeſtürzten Verzweiflung
Gegen den, der ewig iſt, Rache! Dem Haus des Verworfnen
Folgten Ithuriel, und der Todesengel Obadden.
Als jetzt ſtill Zichariot ſteht, und mit jeder Geberde
Mehr dem Gerichte ſich weiht, ſpricht in feuriger Eil zu Obaddon
Seraph Ithuriel! Sieh, er geht zum Tode! Noch Einmal
Will' ich ihn ſehn, denn ich war ſein Engel. Itzt laß ich den Sünder
Dir, und der Rache! Zwar bin ich ſein Hüter geweſen; doch nimm ihn,
Feierlich übergeb' ich dir, Todesengel, das Opfer!
Nimm ihn, er opfert ſich ſelbſt, und führ ihn zum ewigen Tode!
Wie es geſchehn ſoll, davon weiſt du des Richters Befehl auch.
Aber ich hülle mich ein, und wende mein Antlitz. Er eilte
Mit dem liegenden Worte davon. Zichariot wälzte

Schon

Eben den Ort des Todes sich aus. Als Obadon den Hügel

Sah, da trat er herauf auf die Höh, und hub die Rechte

Mit dem flammenden Schwerdt empor, und hielt sie gen Himmel;

Sprach die feierlichen Worte, die Todesengel sprechen,

Füllt ein Mensch der Empörungen Maas, und tödtet sich selber.

Tod, bei dem furchtbaren Namen des grossen Unendlichen! Tod, komm

Ueber den Mann von Erde! Sein Blut sei über ihm selber!

Sieh, du leschest die Sonne die aus. Der Tod und das Leben

Lagen vor dir, das du wähltest. Du Sterblicher! wähltest den Tod dir!

Sonne, verlisch! komm, Todesangst! und thue dich weit auf,

Grab! und nimm ihn, Verwesung! Sein Blut ist über ihm selber!

Judas vernahm des Unsterblichen Stimme. So hört ein Verirrter

Stimmen im einsamen Walde voll Nacht, wenn über den Bergen

Meilenferne Gewitter die Leder der Wolk' entzürnen.

Und er rief in der Wut der Verzweiflung: Ich kenne das Rauschen

Deine Stimme wohl! du bist der todte Messias!

Du verfolgst mich, und foderst dein Blut. Hier bin ich! hier bin ich!

Judas riefs mit starrendem Blik, und erwürgte sich! Zitternd

Trat Abaddon selber zurük, da er starb! Die ergrifne,

Schwankende Seele schütterte dreimal noch, als ihm sein Herz brach;

Aber zum viertenmal trieb sie der Tod von des Sterbenden Stirne

Liegend empor. Sie schwebte dahin. Leichtfliessendes Leben,

Unseres Leibs Urkraft, sie unaufhaltsam dem Tode,

Folgt' ihr aus dem Leichname nach, und lös sich geschwinder

Als Gedanken um sie, und wurde zum schwebenden Leibe,

Daß sie mit hellerm Auge den Abgrund sähe, mit feinern

Und gerefterem Ohr des Richters Donner vernähme.

Aber

Aber doch war es ein Leib, unausgeschaffen voll Schwäche,
Nur der Qual empfindlich, und menschenfeindlich von Bildung.
Jetzo hatte sich von der Betäubung des Todes die Seele
Schnell besonnen; indem begann sie zu denken. Ich fühle
Wieder? Wer bin ich geworden? Wie leichthinschwebend erheb' ich
Mich in die Höh! Doch sind das Gebeine? Das sind nicht Gebeine!
Aber das ist doch ein Leib! Noch seh ich dunkel! Wer bin ich?
Aber entsetzlich ist mein Gefühl! ich fühl', ich bin elend!
Bin ich Judas, der starb? Wo bin ich? Wer ist auf dem Hügel
Jene nahe Gestalt, die immer furchtbarer herglänzt?
Wärst du, mein Auge, dunkel geblieben! Aber sie wird stets
Heller! noch heller! ach fürchterlichheller! Auf, Judas, entfliehe!
Weh mir! es ist der Richter der Welt! Ich kann nicht entfliehen!

Das

Das ist mein abscheulicher Leichnam! Jtzt schwebt' er verzweifelnd
Dicht am Boden. Erhebe dich! rief von dem Engel Obaddon,
Schwebe nicht erdwärts! Ich bin der Richter der Welt nicht. Ich bin nur
Einer der Boten von ihm, der Todesengel Obaddon!
Hör dein Urtheil! Es ist dein erstes; und trübere folgen.
Ewiger Tod dir! Du hast den Unerschaffnen verrathen,
Und dich wider Jehovah empört, und selbst dich getödtet!
Also sagt, der in der gefürchteten Rechte die Wagschaal
Hält, in der Linken den Tod; Es ist kein Maaß, das sie ausmißt,
Keine Zahl, die sie zählt, die Quaalen, die auf des Verräthers
Haupt sich sammeln! Erst zeig' ihm am Kreuze den blutenden Mittler,
Drauf die Hütten der Wonne von fern; dann führ ihn zur Hölle.
Also sagte der Engel das Urtheil. Der bebende Schatten

245 Wurde dunkler vor Schrekken, und folgte von ferne dem Seraph.

Dies ist die schrekliche Stelle, die selbst das verhärteste Herz erschüttern muß, und gegen die das mitleidsvolle sich empört. So hat uns der Dichter den Ischariot nicht hassen gelehrt, um ihn in diesem unabsehlichen Jammer zu sehen! Wäre ein Domitian, ein Nero, ein Philipp II. ein Alba und s. w. so gestorben, und solch ein Urtheil über ihn verhängt, und hätte man uns kurz vorher ihre empörenden Grausamkeiten geschildert, so wäre uns vielleicht dieser Abgrund von Quaal erträglich gewesen, dennoch würde den Denkenden immer ein geheimer Schauer überfallen, ein fühlendes Wesen, das doch nur wenige Jahre sündigen konnte, in eine Ewigkeit von Marter gestürzt zu sehen. Beim Judas nun, der nur Eine vorzüglich schwarze That beging, zu welcher er überdies durch innere und äußere Triebfedern fast unwiderstehlich hingerissen wurde, „dessen Seele sonst edler war," (Ges. III. v. 27.) bei diesem Unglüklichen ist solch ein unendlicher

ber Jammer erſchütternd. Verbreitete die Dichtkunſt nicht ihren ſchönen Schleier über dieſe furchtbare Schilderung, ſtänden die Gedanken in ihrer abſtracten Nakktheit da, ſo würden wir es vollends nicht ertragen. Aber auch die Dichtkunſt in ihrer ganzen Pracht vermag den ſchmerzlichen Eindruk nicht zu verwiſchen, den dieſe fürchterliche Beſchreibung auf unſer Herz macht. Alle Scenen vor dem Tode Iſchariots möchten da ſeyn, nur in jenes Leben hätte der Dichter ihm nicht folgen ſollen, wenn er glaubte, ihm ſo unausſprechliches Elend bereiten zu müſſen. Das Erſchaffen eines neuen Körpers blos zur Qual, das raffinirt Grauſame und Schadenfrohe in ſeinem Urtheil muß bei näherer Prüfung jedes menſchliche Herz empören, und läßt ſich vollends mit der Güte und Weisheit des Ewigen nicht vereinigen.

V. 142. Ein verworfnerer Sünder als ſie, der ſchwarze Verräther u. ſ. w. Sollte Philo nicht verworfener nach der Schilderung des Dichters ſeyn? Wenigſtens haßt man ihn mehr.

V. 141. Als er den kommenden Tod sah. Daß Judas den Entschluß zu sterben faßt, als er den Messias dem Tode preis gegeben sieht, ist der deutlichste Beweis, daß seine Absicht nichts weniger war, als Christum zum Tode zu liefern. Das wirkliche Erfolgen desselben hätte ihn sonst nicht so erschrekken können. Ein größerer Bösewicht würde sich jezt an dem Schiksal des Erlösers, von dem er sich verachtet glaubte, ergözt haben.

V. 203. — — — — So hört ein Verirrter
Stimmen im einsamen Walde voll Nacht, wenn über den Bergen
Meilenferne Gewitter die Ceder der Wolk' entstürzen.

Dies Gleichniß macht einen vortreflichen Effect. Man fühlt die einsame Angst des Ischariot, der gleichsam wie vom Donner geschrekt ist, lebhaft darin. Die Ceder auf hohen Bergen steht, wenn ein Gewitter ist, mitten darin; fällt sie also, vom Blitz getroffen, herunter, so entstürzt sie wirklich den

Wol

Wolken, die sie vorher umgaben. Das Gleichniß ist also auch physicalisch richtig.

v. 210. — — — — — — die ergriffne,
Schwankende Seele schütterte dreimal noch,
als ihm sein Herz brach.

Lebendig an Ausdruk, Versgang und Gedanken. Ueberhaupt ist im Tod Ischariots das Abscheiden des Lebens mit den feinsten Zügen ausgemahlt, stärker und feiner noch, als der Tod der Dido Aeneid. IV. 690. seq.

Ter sese attolens, cubitoque innixa levavit,
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta.

„Dreimal erhub sie sich, und stützte das Haupt, sank dreimal
„Wieder aufs Lager zurück, und suchte mit rollenden Augen
„Am erhabenen Himmel das Licht, und fand's, und ersenfzte.

Man findet einige Aehnlichkeit zwischen dieser Schilderung, und dem Tod Ischariots, doch hat der lezte einen ungleich schrekkenvollern Karakter.

V. 217. Daß sie mit hellerem Auge den Abgrund sahe, mit feinern
Und geschärfterem Ohr des Richters Donner vernähme.

Die Diction ist vortreflich, und der Gedanke neu; aber läßt es sich glauben, daß Gott blos etwas zur Quaal schaffen sollte, daß es ihm an den nothwendigen Folgen auf Ischariots Verbrechen nicht genug sei? Wie schön hätte der Dichter hier auseinander setzen können, welche natürliche böse Wirkungen die Sünde in jenem Leben hat, ohne die positiven Strafen so fürchterlich darzustellen? Wie sehr konnte der Gedanke schon die Verdammniß Ischariots bewirken, daß er den Sohn Gottes verrathen, und sich dadurch von der Gemeinschaft mit den Anhängern seiner Lehre, und ihrem Glük ausgeschlossen habe.

V. 236. Trübere folgen. Das Beiwort trübere scheint hier ganz am unrechten Orte zu stehen, und im hohen Grade zu matt und unkräftig zu seyn. Das Urtheil, das Judas vernimmt, ist nicht trübe, sondern furcht-

bar und ſchrecklich; ja es hat den höchſten Grad von Schrecklichkeit, und es darf kein Komparativ, am wenigſten ein ſo ſchwacher darauf folgen. Trübe iſt noch weniger, wie traurig, und hier iſt von höchſter Seelenangſt die Rede. Wie könnte man ein Urtheil, wie folgendes, trübe nennen;

143. — — — — Es iſt kein Maas, das ſie
[illegible],
Keine Zahl, die ſie zählt, die Qualen, die auf des
Verräthers Haupt ſich ſammeln,

Was ſoll dann ſchrecklich und ſeelenerſchütternd ſeyn, wenn dies es nicht iſt? Und was kann überhaupt hierauf noch ſchlimmeres folgen?

Nein, ſo ſchrecklich hat uns der Dichter den Unglücklichen nicht haſſen gelehrt, um uns ſeine Qualen noch über dies Urtheil hinaufzudenken; ſo können wir überhaupt keinen Menſchen haſſen, um ihn in eine Ewigkeit von Martern geſtürzt zu ſehen. Gäbe es wirklich ein ſo jammervolles Weſen in der Schöpfung, das ein Urtheil wie Judas empfangen hätte, wer könnte ruhig ſeyn, wenn

er an dessen Quaalen dächte, wessen Herz müßte nicht von dem schmerzlichsten Mitleid erschüttert werden? Und in die Schöpfungen eines Dichters soll man sich doch vollkommen hineindenken, und dann die süßeste Befriedigung empfinden. Fehlerhaft ist es also, wenn sogar unangenehme Empfindungen dadurch erweckt werden.

(3) — — — Eilt zeig' ihm am Kreuze den blutenden Mittler:
Drauf die Hütten der Wonne von fern; dann führ ihn zur Hölle!

Das Raffinirte dieser Strafe ist uns leicht nicht minder tadelnswerth, als jenes Schreckliche und Unendliche derselben. Es ist so wenig göttlich, so niedrig, man möchte sagen, so hämisch rachsüchtig. Wer erkennt an solchen Zügen den Allgütigen, den der Dichter selbst, als er ihn zum erstenmal redend einführt, so anfangen läßt: Gott ist die Liebe?

Doch genug von jener schrecklichen Stelle! Mit ihr, denkt man, sei Judas nun auf immer von dem Schauplatz abgetreten; aber nein!

nem? Noch einmal, als der Mutter ſchon am Kreuze blutet, läßt ihn der Dichter erſcheinen, um vor unſern Augen das Urtheil an ihm zu vollziehen, und — wer ſollte es glauben? — um noch lebendiger ſeine Qualen zu ſchildern, noch grauſenvoller ſein Schickſal in der Ewigkeit darzuſtellen. Hätten wir ein Weſen vor uns, gegen welches in jeder unſerer Adern die heißeſte Rache zukte, das wir noch zehnfach mehr haßten, als Philo und Abramelech, ſo wäre die folgende Schilderung in jeder Rükſicht ein Meiſterſtük; jezt iſt ſie es nur in dichteriſcher. In Rükſicht auf das Aeſthetiſche, Pſychologiſche und Moraliſche iſt ſie mangelhaft.

Hier iſt die ſchreckliche Stelle Geſ. IX. v. 648.

Als er (Abbadonna) am fernen Himmel vor einem Hügel hinabſank,
Kam an der andern Seite des Hügels, ein ungeheurer Schatten
Dunkler, als Abbadonna, herauf. Die Himmliſchen ſahen ihn.
Und es ſagte zum andern der Himmliſchen einer: Wer iſt er

Jener Verworfne, der dort vom Hügel gegen uns herkömmt?
Wie die Hand des Gerichts ihm seine Stirne gebrandmarkt,
Wie der ewige Tod den Gottverlaßnen entstellt hat!
Aber er wagts, in unsre Versammlung zu fliehn?
— Doch ich staune
Nein, Geliebter, nicht mehr. Siehst du den hohen Obadden,
Der dem Schatten gebeut? Ach, es ist der Geist des Verräthers!
Also brachte den bangen Verworfnen der Todesengel
Näher zum Kreuz herüber. Nun sahe ihn die Himmlischen alle!
Dunkel, ein Flekken der Nacht, der über den Erdkreis herabhing,
Angstvoll, als wenn, wohin er auch schwebte, sich über ihm Blize
Zu entzünden, unter ihm sich die Erde zu öfnen.
Jene des Rächenden Feuer auf ihn herunter zu schleudern,
Diese mit gleichem Ergrimmen ihn zu verschlingen, bereit sei:
Also näherte sich des Verräthers Schatten dem Kreuze.

Und

Und er ſahe, (Das muſt' er!) zum Todesengel Ob-
baddon
Unverwendet empor. So wie die Rechte des Se-
raphs,
Und, in der ſchrekkenden Rechte, das flammende
Schwert ſich bewegte,
Und den Flug ihm gebot; ſo flog der gerichtete
Sünder.
Und es blieb Obaddon auf einer hangenden Wolke.
Mit dem Bebenden ſtehn, und ſprach mit gebie-
tender Stimme:

Schau, Verworfner! — Da liegt Verbannten! —
Kaiphas ſpitze
Hier! — dort unten das Haus, wo du ſeines
Todes Gedächtniß
Auch mit empfingſt! — Da iſt Gethſemane! —
jener, dein Leichnam! —
Bebſt du? — Aber fleuch nicht! Er ſtrekte das
flammende Schwert aus.
An dem Kreuze, das nächtlicher über die andern
heranfragt.
Der iſt Jeſus Chriſtus! — Er ſtirbt, ſich, für die
Menſchen,
Gott zu opfern; ihr Leben, und ihren Tod zu ver-
ſüßen;

Sie dem Tode, den du izt leidest, dem ewigen Tode
Zu entreißen; und ſie zu erhöhn zum Anſchaun der Gottheit! —
Dieſe Wunden, aus denen das gottverſöhnende Blut quillt,
Glänzen, wenn er mit ihnen derein ſt, ein Richter der Welt, kommt!
Und nun, wende dich, Todter! Mit niedergebükter Verzweiflung
Wandte der Todte ſich weg. Von ihm entlaſſet Abadon
Schnell der Heiligen Kreis. Schon ſchweben ſie unter Geſtirnen,
Und die unüberſehbare Weite der ſchweigenden Schöpfung
Schrekt den Verräther. Ein ſchneller, ihm quälender Gedanke,
Vom allgegenwärtigen Richter, befällt ihn! Lange zaudert er, eh er es wagt, zum Todesengel zu ſagen:
Furchtbarſter der Engel, vernichte mit dieſem entflammten
Alles verſendenden Schwerte mich! Ach, zum ewigen Richter!
Führe zu ſeinem Throne mich nicht! — Gehorch, und vernimm du!

Als

Alſo gebot ihm der Todesengel, und führt' ihn erzürnter.
Und nun ſtand auf einer der Sonnen, (Obaddon befahls ihm)
Judas Iſcharioth ſtill, bey ihm der Engel des Todes.
Und er zeigte dem Sünder von fern den Himmel der Gottheit,
Ihrer ſichtbarſten Herrlichkeit Stäte, die Stäte des Anſchauns!
Ob der Richter ihr gleich in heiliger Dunkelheit thronte,
Und die Halleluja des ewigen Lebens, die Feyer
Seiner Gerechten um ihn, und ihre Wonne, verſtummten:
So war doch der Himmel nicht minder Himmel, der Gottheit
Würdiger Sitz; und, ſelbſt für die Erſten der Seligen, hatt' er
Nichts von ſeiner, den Menſchen undenkbaren Wonne, verloren!
Dieß, (ſo ſagt' Obaddon zum Gottverworfenen,) dieß iſt
Gottes Himmel, der Schauplatz der ſeligen Offenbarung,
Welcher die, ſo ihn lieben, der Unausſprechliche würdigt!

Gott

Gott hat vor den Endlichen itzt ſein Antlitz verborgen!

Auf dem Throne der Nacht. (Fall nieder, beb, und verzweifle!)

Heilige Nacht, wie ſie dein neues Auge noch nie ſah,

Schreckend umhüllt, dort ſchauen wir ſonſt die Herrlichkeit Gottes!

Jener himmliſche Hügel, er heiſſet Sion. Auf ihm wird

Er, der für die Menſchen vom Anfang der Welten erwürgt iſt,

Oft den vollendeten Frommen mit ſeinen Gnaden erſcheinen!

Zwölfe jener goldenen Stühle, die du auf Sion

Gleich den Sonnen erblickſt, ſie ſind des Erlöſenden Jüngern

Von dem groſſen Belohner beſtimmt. Auf dieſen, Verräther,

Richten die Jünger dereinſt die Welt. Du warſt ein Jünger! —

Jammre nicht, vernichtet zu werden! du jammerſt vergebens!

Schau! So viele der Herrlichkeiten des Himmels dein Auge

Zu entdekken vermag! ſo viele Qualen hat Gott die
Hier, Gerichteter, zugemeſſen! Vergebens beſtrebſt du
Dich, Ohnmächtiger, nicht zum Himmel hinüber
zu blikken!
Lerne des Richtenden Allmacht erkennen. Dem
Felſen im Meer gleich,
Den kein Sturm nicht bewegt, ſollſt du hier ſtehen, und ſchauen!
Daß er, in dieſen Himmel, zu dieſer ewigen Ruhe,
Die ihn lieben, erhöh, ſtirbt Jeſus Chriſtus am
Kreuze!
Mit den Worten verließ ihn Obaddon, und
ſchwebte zum Himmel
Weiter hinüber, und blieb auf einer der Sonnen
des Himmels.
Anzubeten. — Er kömmt er zurük von ſeinen Gebeten
Zum Verworfnen, der ſieht, und ſchaut, und ewigen Tod fühlt!
Wende, Todter, dich! komm! Ich führe dich itzo
zur Hölle,
Deiner ewigen Wohnung! So ſprechen Donner! So ſprach er.
Mit entſetzlicher Stimme, der Todesengel, und eilte
Und ſchon näherten ſie der Hölle ſich, hörten von ferne

Ihr

Ihr Getöse, das an der äuſerſten Schöpfung Geſtade
Brüllend ſchlug, und unter den nächſten Sternen verhallte.
In dem Raume, den ihr Gott in dem Unendlichen abmaß,
Wälzt ſie ſich, keiner Ordnung gehorſam, auf und nieder,
Keinem Geſetze der langſamen, oder ſchnellen Bewegung.
Fliegt ſie eilend einher; ſo hat ihr der Richter geboten,
Ihrer Bewohner neue Verbrechen, durch wildere Flammen,
Durch geſchärftere Pfeile des ewigen Todes, zu ſtrafen!
Also flog ſie mit wütendem Eilen herauf. Der Verworfne,
Und ſein mächtiger Führer, verlaſſen die Gränzen der Welten,
Schweben hinab zur Pforte der Hölle. Der Engel des Todes,
Der ſie hütet, erkennt Obaddon, ſieht den Verbrecher,
Der ſich neben ihm krümmt, und zu entfliehen, ſich marteet.
Aber, wenn dem flammenden Schwerte gebückt, muß er eilen!

Und

Und der herrſchende Seraph, des Abgrunds Hüter eröfnet
Mit weitſchmetterndem Krachen die diamantene Pforte.
Lägen Gebirge darin, ſie würden den grauenvollen Eingang
Nicht ausfüllen: ſie würden nur rauher ihn machen! Abaddon
Bleibt mit dem Todten hier ſtehn. Es führt kein Weg zu der Hölle
Schreckenden Tiefen. Es wälzen ſich, dicht bey der Pforte, die Felſen
Unabſehlich hinab, durch treuſelndes Feuer geſpalten.
Schwindelnd, ſprachlos, und bleich, mit weitvorquellendem Auge,
Blikt das Entſetzen hinunter. Der göttlichen Rache Vollender
Stand (hier ſchläft der Tod nicht!) an dieſem Grabe mit die Wa.
Juda Iſkariot, Gottverräther! — Es ſagte der Seraph
Weggewendet, allein ſein niederſinkendes Schwert wies
In die Tiefe: Dies iſt der Gerichteten Wohnung, und deine!

Das

Daß die Erdegebohrnen, die Sünder, nicht alle den Tod hier
Leiden, den ewigen Tod, ſtirbt Jeſus Chriſtus am Kreuze!
Alſo ſagt er, und ſtürzt den Todten hinab in den Abgrund!
Eilt, entſchwingt ſich der Hölle, durchfliegt die Welten. Itzt kömmt er
Zum Altar des geopferten Gottes, zu Golgatha wieder,
Steht und wartet auf neue Befehle der zürnenden Allmacht.

Ich fühle das Loos der ſterblichen Menſchen, und das mannigfache Elend auf der Erde, wie jeder andere; aber ich mag kein Obaddon ſeyn.

— — — Duris genuit te cautibus horrens
Caucasus, Hyrcanaeque admorunt ubera tigres;

Miltons Teufel ſind nicht ſo grauſam, als Klopſtocks Engel, wenigſtens nicht als Obaddon.

„Gehorch und verſtumm du!“

Kann

Kann die Bruſt eines Engels ſo erbarmungslos ſeyn, kann er ein fühlendes Weſen, ohne einen Funken von Mitleid, in dieſen namenloſen Jammer ſtürzen? Ein fühlendes Weſen, das nur wenige Tage ſündigen konnte?

Wir Menſchen ſind ſo grauſam nicht, wir fühlen Mitleid, ſelbſt mit dem Verräther Judas, vorzüglich wenn wir bedenken, wie künſtlich er zu dieſem Verrath hingeriſſen wurde. Der Dichter giebt uns zu viel Genugthuung, und dadurch geht die Wirkung der Strafe Judas gänzlich verlohren. Wir leiden bei ſeiner Beſtrafung, ſtatt daß wir Vergnügen empfinden ſollten. Es darf alſo kaum wiederholt werden, daß, wenn auch alle Karaktere in der Meſſiade befriedigend ſind, der Karakter Iſchariots unſer Herz und unſern Verſtand kränkt.

Die fürchterliche Beſchreibung der Verdammniß, und des ewigen Todes bei einem ſonſt ſo ſanftfühlenden Dichter, läßt ſich nur aus zwei Gründen erklären: 1) aus dem Zeitalter, worin der Meſſias geſchrieben wurde; 2) aus dem überſchwenglichen Genie des

Dichters, dem immer nur das Höchste genug iſt.

In der Mitte dieſes Jahrhunderts hatte man noch die fürchterlichſten Vorſtellungen von der Ewigkeit der Höllenſtrafen. Der größte Geiſt aber kann ſich nicht ganz von der Denkungsart ſeines Zeitalters, die er gleichſam mit der Muttermilch einſaugt, losmachen; daher kömmt denn wohl die furchtbare Strenge, womit Klopſtok ſeine Verdammten richten läßt. Eine Meſſiade aus dem lezten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts hätte ſo gräßliche Verdammungen nicht, die auch der Pinſel eines Klopſtoks nicht zu würdigen Ideen für das männliche Alter der Menſchheit erheben kann.

Ueber

Ueber die Würde des Schriftſtellers und über ein Gedicht von Herrn Schiller. *)

Wenn man die Wichtigkeit und Würde eines Menſchen nach ſeinen Wirkungen, und nach ſeinem Einfluße auf andere beſtimmen wollte, ſo würde der Schriftſteller auf der erſten Stuffe unter den Sterblichen ſtehen. Der Menſch, mit Sprachorganen und mit Handlungsvermögen begabt, wirkt durch bei-

*) Man wird ſich vielleicht wundern, daß dies Gedicht, das ſchon ſo lange im zweiten Heft der Thalia erſchien, noch jezt beurtheilt wird. Es läßt ſich aber hoffen, daß es bei den Verehrern alles Schönen noch im friſchen Andenken iſt; und überhaupt läßt ſich über manche Sachen erſt nach einiger Zeit, wenn man andrer Urtheile darüber gehört hat, am beſten ſprechen.

de auf den Zirkel derer, die um ihn ſind, unmittelbar; der Einfluß davon verbreitet ſich dann mittelbar weiter, und verliert ſich endlich in der ringsum wimmelnden Menge der Menſchen. Der Schriftſteller aber wirkt unmittelbar auf Tauſende, die er nie gekannt, nie geſehen hat, und dieſer unmittelbare Einfluß verliert ſich oft in Jahrtauſenden nicht. Er ſpricht mit Menſchen, die hundert, vielleicht tauſend Meilen von ihm ſind, ſpricht ſelbſt oft nach dem Tode noch mit mehrern Perſonen, als er im Leben je geſehn hat, und lebt jezt ſchon für künftige Generationen.

Von dieſer Seite betrachtet iſt die Würde des Schriftſtellers größer, als irgend eine andre Würde im Staat, ſein Wirkungskreis ausgebreiteter als der des Monarchen, die Rede ſeines Mundes lauter und gewaltiger, als die des größten Redners. Er ſpricht, und ſeine Stimme ſchallt über ein ganzes Land; ſein Volk horcht auf und hört ſeine Worte oft in den entfernteſten Provinzen zugleich. Von ſeinem einſamen Zimmer aus dominirt er über die Zirkel Tauſender, und

beſtimmt zum voraus, was ſie denken und empfinden ſollen. Er mahlt die Wohlthätigkeit mit liebenswürdigen Zügen; nach Jahren vielleicht leſen es Tauſende an tauſend verſchiedenen Orten. Aller Seelen werden, wenn auch von fern nur, in die Stimmung verſezt, die der Mann auf ſeinem einſamen Zimmer hatte. Hier erhebt ſich vielleicht von den Tauſenden in der Rührung ſeines Herzens einer, geht hin, erquikt eine leidende Familie, und verwandelt ihre Thränen in Jauchzen und Frohlokken; dort erinnert ſich vielleicht ein andrer an einen unglüklichen Freund, der ſeines Troſtes bedarf, geht hin, und erquikt ſein Herz; dort wird vielleicht noch eine andre gefühlvolle Seele für das ganze Leben zum Wohlthun geſtimmt. Der Schriftſteller ſchildert im Feuer ſeiner Einbildungskraft Dankbarkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Redlichkeit, Menſchenliebe, Gerechtigkeit; alle die ihn leſen werden zu dieſen Tugenden hingeriſſen, werden geneigter und williger, wenn die Gelegenheit ſich beut, ſie zu üben. Er ſucht im Drange ſeines Herzens

Troſtgründe bei einem unglüklichen Leben hervor, ſuche Gründe für Unſterblichkeit der Seele, für ein künftiges, glüklicheres Leben, und mahlt ſie in lebendigen Farben aus; Tauſender Herzen werden erquikt, fühlen die Laſten des Lebens leichter auf ihren Schultern, und die Hoffnung einer glüklichen Zukunft wird ihre Begleiterin durch dies Leben. Seine Schilderung iſt lebhaft, iſt beluſtigend und ſcherzhaft: Tauſende werden aufgeheitert, gehen in den Zirkel ihrer Freunde, ihrer Familie, und heitern in dieſer fröhlichen Laune auch alles um ſich her auf. Wie unbegrenzt iſt ſolch eine Wirkung! Wie unendlich ſolch eine Herrſchaft in Körper- und Geiſterwelt! Und dies waren dennoch nur die nächſten unmittelbaren Wirkungen; die fernern mittelbaren verliert das Auge. Der Schriftſteller iſt einem geſunkenen Wurfe im Waſſer gleich; die Schwingungen von ihm verbreiten ſich ringsum über das Erdenrund. Eine Periode von ſeinen Schriften kann Einfluß auf eine Welt haben, ein Blatt Wirkungen für Tauſende in der Ewigkeit.

Das

Das Gemälde braucht der Vollendung nicht. Dieſe wenigen hingeworfnen Züge, die der Ausmahlung auf Bogen noch fähig wären, reichen ſchon zu, die ſo wenig beherzigte Würde des Schriftſtellers dem Auge etwas näher zu bringen.

Aber wenn dieſe Würde entweiht, wenn ſie zum Nachtheil der Menſchheit angewandt würde? Wer ahndet hier nicht mit Schrekken, daß ſie dann eben ſo viel Unheil in Körper- und Geiſterwelt würken, eben ſo viel Elend, als die unentweihte Glüt, hervorbringen könne? Der talentvolle übeldenkende Schriftſteller kann, wie ein mächtiger, ſchadenfroher Dämon, in der ſichtbaren und unſichtbaren Natur, tauſend Arten von Unheil erſchaffen. Er kann das gröſte moraliſche Ungeheuer auf Erden werden. Mit hellem Kolorit übertünchte Wolluſt, gleichgültige Darſtellung des menſchlichen Elends, (denn es giebt warlich Schriftſteller, die die ſchrekklichſten Quaalen eines Menſchen mit henkermäßiger Kälte, mit ruhigem Lächeln ſchildern können, und dadurch das menſchli-

der Herz, das ſo leicht einen Callus annimmt, noch mehr härten) wie Schlangen gewundene Schlüſſe wider Vorſehung und Unſterblichkeit der Seele, Schonung und Bemäntelung des Laſters, alle dieſe Züge in dem Werk eines talentvollen Schriftſtellers und tauſend andere können unendlichen und namenloſen Jammer in der ganzen lebenden Schöpfung verbreiten, und das menſchliche Geſchlecht würde vielleicht nach Jahrtauſenden noch ein entſetzliches Weh über einen ſolchen Schriftſteller ausrufen, wenn es nicht zu blödſichtig wäre, um all das geheime Verderben zu durchſchauen, was von ihm über die Schöpfung ausfloß. Und weh einem ſolchen Schriftſteller! Wenn die Handlungen eines Menſchen nach ihren Folgen beurtheilt werden, ſo iſt der Miſſethäter, der unter ſtundenlangen Martern auf dem Rabenſteine ſtirbt, ein Seraph gegen ihn. Heil uns, daß es von dieſer Gattung nur wenige giebt, daß ſie ſich unter den Edlern verliehren, wie die Giftpflanzen unter den andern tauſend Heil und Leben bringenden Kräutern!

Wer ſollte nicht zittern, nur einen Gedanken niederzuſchreiben, der mit dem Glük der Menſchen nicht beſtehen kann? Dieſer Gedanke kann allgegenwärtig unter ein ganzes Volk umherfliegen und an ihrer Ruhe nagen. Der Monarch, der über Millionen gebeut, kann einen Befehl, der ſeinen Unterthanen nachtheilig war, zurüknehmen; der Schriftſteller ſelbſt ein Wort nicht. Dies iſt ein Saame, aus dem Heil oder Unheil für die Ewigkeit hervorwachſen kann.

Ich gehe von dieſem allgemeinen Gegenſtand zu einem beſondern, von den Schriftſtellern im Ganzen zu einem Individuum über; zu einem Schriftſteller, der auf der Bühne und im einſamen Zimmer zugleich hinreißt, gleich bewundert wird, kurz, einer von denen, die im Anfange dieſes Blatts geſchildert wurden. Dieſer große Schriftſteller indeſſen hat in gewiſſen Stunden der Laune und der Begeiſterung das Eigene, daß er mit dem, was den Menſchen am wichtigſten, am heiligſten iſt, wie mit einem Federball ſpielt.

Vorzüglich thut er dies in ganz vortreflichen, man möchte sagen, unnachahmlichen Gedichten. Aber um so gefährlicher ist diese sonderbare, diese ihm nur eigene Spielerei.

Herr Schiller würde es keinem verdanken, der ihm im Kapwein unmerklich ein Successionspulverchen beybrächte; eben so wenig verdanken wir es ihm, wenn er uns in einem herrlichen Gedicht eine Moral einflößt, die unsrer Ruhe, unsern Sitten und unserm Glük gleich gefährlich ist.

Und diese Moral liegt bei genauer Entzifferung unwidersprechlich in dem schönen Gedicht: die Resignation.

Vor des Dichters Phantasie nemlich steigt ein Sterblicher auf, der nach einem in Enthaltsamkeit und genußlos vollbrachtem Leben zur Ewigkeit kömmt, und das Glük, das er in diesem Leben nicht fand, von ihr fodert. Denn ein Götterkind, das man ihm Wahrheit nannte, hatte ihn darauf verwiesen, und er hatte ihr seine süßesten Freuden geopfert:

„Ja

„Ich zahle dir (sagte sie zu ihm) in einem andern Leben,
gieb deine Jugend mir.
nichts kann ich dir als diese Weisung geben.“
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben
und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.
„Gieb mir das Weib so theuer deinem Herzen,
gieb deine Laura mir.
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
und weinte laut und gab sie ihr.

Die Welt hohnlächelte über seine Schwachheit und sagte:

Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,
Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.

Auch die Spötter witzelten laut über seinen Glauben, und riefen ihm zu:

„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
erzitterst du? Was sollen deine Götter,
des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht?“

„Ein

„Ein Gaukelſpiel, ohnmächtigen Gewürmen
von mächtigen gegönnt,
Schreckfeuer angeſteckt auf hohen Thürmen u. ſ. w.
„Ein Lügenbild lebendiger Geſtalten
die Mumie der Zeit
Vom Balſamgeiſt der Hoffnung in den kalten
Behauſungen des Grabes hingehalten,
das nennt dein Fieberwahn — Unſterblichkeit?“
„Für Hoffnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen —
Gabſt du gewiſſe Güter hin?
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen,
der Meldung that von der Vergelterin?“

So ſpotteten ſie über ſeinen frommen Wahn; er aber blieb unerſchütterlich feſt in ſeiner Hoffnung, kömmt nun am Ende ſeiner Laufbahn zur Ewigkeit und ſpricht:

All meine Freuden hab' ich dir geſchlachtet,
Jetzt werf ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

So ruft der arme Sterbliche, und nun? Nun höre man den Lohn der ihm wird:

„Mit

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
rief unſichtbar ein Genius,
Zwei Blumen, rief er — hört es, Menſchenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
„Wer dieſer Blumen eine brach, begehre
die andre Schweſter nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
iſt ewig wie die Zeit. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.
„Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen,
dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konnteſt deine Weiſen fragen,
Was man von der Minute aufgeſchlagen
giebt keine Ewigkeit zurück.“

So endigt ſich dies vortrefliche Gedicht. Aber wie ſchreklich werden wir in dieſem vortreflichen Gedichte überraſcht! Wie heftig wird unſer Gefühl von der empfindlichſten Seite erſchüttert! Wir ſind in einem ſchönen Irrgarten herumgeführt, und finden endlich in der Mitte deſſelben, wo wir die gröſte Schönheit erwarteten, den Minotaur mit

auf-

aufgesperrtem Rachen; er hat eben einen armen Sterblichen verschlungen, und die Reihe wird bald auch an uns kommen.

Und nun die Moral von diesem schönen Gedicht. Wenn man nicht ganz andre Ideen mit den Worten verbindet, wie man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch thun darf, so lautet sie offenbar, folgendermaßen: Es giebt keine Zukunft; alles, was wir bei unserm Daseyn genießen wollen, müssen wir in unserm jetzigen Erdenleben suchen. Genieße deshalb jeder darin soviel er kann und darf; wer Stärke genug hat, eine Zukunft zu glauben, der begnüge sich mit der süßen Hoffnung, sie ist das einzige, was ihm bei seinem Daseyn beschieden ward.

Arme Sterbliche! ihr seyd sehr stiefmütterlich von der Natur zum Daseyn ausgestattet, wenn man auf diese Moral fußen kann! Sie hat euch einen heißen schmachtenden Durst gegeben, und giebt euch dabei einen kleinen unmerklichen Tropfen, diesen Durst zu stillen, oder vielmehr ihn zu reizen. Weh uns, wenn dies unser beschieden Theil ist!

Und

Und der Genius, der uns dieſen ſchrekli-chen Glauben predigt, ſpricht von Liebe, ſpricht von Blumen, die er ſeinen Kindern giebt? Der Grauſame! Er zerknikt beide Blumen, indem er ſie uns reicht. Die eine davon, Hoffnung, raubt er uns durch ſei-nen eigenen Ausſpruch; er leugnet ja ein künftiges Glük, worauf dieſe Hoffnung ſich gründen kann. Und Genuß? Ach, auch der Genuß wird verbittert, wenn ein Tag uns bevorſteht, der uns ihn auf ewig zu rauben droht. Dem Miſſethäter, deſſen Todestag in einem Jahre beſtimmt iſt, ſchmekt ſchon heute ſelbſt ein köſtliches Mahl nicht mehr. Aber es ſei; wir wollen einmal annehmen, es ſei wahrer Genuß bei dieſem Glauben möglich: was wird aus dem Menſchen wer-den? Ein ungezügeltes Roß, das die Leiden-ſchaften ſo gewaltig ſpornen, bis er außer Athem niederſtürzt. Was würde heilig ſeyn auf der Erde? Welches Geſez würde der Menſch nicht mit Füßen treten, ſo lange ihn nur die kurzſichtige menſchliche Gerechtigkeit nicht erreichen könnte? Gotter thut einer

Blut

Blik in eine Welt, wo dieser Glaube herrscht, und spricht:

Ich seh die Bande der Natur
zerrissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre
verbannt; zertrümmert die Altäre
der Freundschaft, und gebrochen Pflicht und
Schwur.
Ich seh den Untergang der edelsten Geschlechter,
verruchte Väter, Mütter ohne Scham,
zu frechen Künsten auferzogne Töchter,
und Männer ohne Bart, geborne Haremswächter,
in denen nie der Mann zur Reife kam;
ich seh die Ruh der schönsten Ehe
durch einen Lovelace gestöret;
ein zartes, schwaches Weib, durch Leidenschaft be-
thört,
in einem Augenblik von ihrer Tugend Höhe
herabgestürzt, in Thränen schwimmen; jede
verführter Jungfrauen Angst; sie schreien: wehe!
wehe!
und zählen einen Theil, den Zeugen ihrer Schmach.
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verloren,
vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenbach.
Die Tugend sieht, und seufzt auch einmal: ach!
und eilt eilends zu ihrer Freunde Chore.
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore,

und

und Elend, kein Gesetze, [illegible]
Banditen, Piraten, Räuber und Gauner
sind nun ein freier Staat; u. s. w.

O wahrlich, wahrlich, die Welt würde ein Zusammenfluß von Abscheulichkeit, ein unförmlicher Klumpen voll Widerspruch, und endlich ein weites Grab des armen Menschengeschlechts seyn, wenn der schrekliche Genius, der von Liebe spricht, Recht hätte.

Ist seine Lehre wahr, daß, wenn mein Leib zerfällt,
Mein Geist, der kaum sich [illegible], kaum Gottes Welt erblicket,
mit ihm zugleich verderbe, so ist in dieser Welt,
so unaussprechlich schön sie auch die Natur schmückt,
so [illegible] auch ihr [illegible] in sich hält,
für mich kein wahres Glück zu finden,
so leb ich [illegible] bis um meine [illegible] werden,
so tönt bei jedem Glück, bei jeder sanften Lust,
der Schreckgedanke sich in der gepreßten Brust:
Du stirbst in kurzer Zeit, bald wird die Lust verschwinden.

bald wirst du nicht mehr seyn; wie kannst du Lust
empfinden?

So mischt sich Wermuth in den Wein,
so kann für keine Lust mein Geist empfänglich seyn,
so ist mein Loos dem Loos des Missethäters ähnlich,
der keine Ruhe fühlt, den keine Freude weckt,
weil immer ihn das Ziel des nahen Todes schreckt,
so wünscht mein Geist zur Ruhe nichts so sehnlich
als: nicht zu denken, nein, nur zu empfinden blos,
so bin ich klagenswerth, selbst in des Glückes
Schoos,
so kann ich jedem Schmerz erliegen,
so hab ich nicht den Muth die Leiden zu besiegen,
so wird das Elend ewig mir,
so ruht bei jeder Noth Verzweiflung vor der Thür,
so ist der Leidende in seiner Qual gehoben,
so ists sein grösster Feind der ihn zum Gegner er-
kiesen,
so wünscht' ich nicht zu seyn, so wär' ich gern
ein Thier
so wäre jeder Wurm weit glücklicher als wir.

Manche werden vielleicht finden, daß ich über diesen Gegenstand zu ernsthaft urtheile; man verzeihet so leicht einem schönen Gedicht, wenn auch weder Verstand noch Herz recht damit

damit zufrieden ſeyn will. Aber wir ſind hier wirklich von einer zu empfindlichen Seite angegriffen, von einer Seite, auf der das Glük unſers Lebens beruhet. Welcher Thor würde einen Löffel voll Honig nehmen, der ihm auf der Zunge ſüß ſchmekte, aber nachher Schmerzen, oder gar ein ſieches Leben verurſachte. Herr Schiller ſagt zwar in einer Note unter dem vorhergehenden Gedicht: „Freigeiſterey der Leidenſchaft,“ er erwarte von dem billigen Leſer, daß er bei dem folgenden Gedichten eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anſehen werde. Aber zum Unglük paßt dieſe Anmerkung bloß auf das erſte Gedicht, und ſchlechterdings nicht auf das zweite. In dieſem iſt weder Aufwallung der Leidenſchaft, noch Verzweiflung eines Liebhabers; im Gegentheil herrſcht durchgängig darin ein ruhiger, kalter und philoſophiſcher Ton eines armen Sterblichen, der an der Ewigkeit ſteht, und mit vielem Nachdruk ein lang

erwartetes Glück fodert. Von dieser Seite also kann man ohnmöglich die gefährliche Moral dieses Stückes entschuldigen. Vielleicht aber kann man dies von Seiten der Aesthetik eher; vielleicht konnte ein so hoher Grad von dichterischer Schönheit nicht erreicht werden, wenn die Moral minder gefährlich war? Warum aber nicht? der anstößige Punkt kömmt ja erst ganz zulezt, als der Genius auftritt und uns so empfindlich überrascht. Alle Schönheiten waren vorher schon in reichem Maaß verschwendet, und es brauchte der Ueberraschung oder der Erschütterung zu einem schönen Ausgange gar nicht.

Wir würden es Herrn Schiller sehr verdanken, wenn er uns in einem so schönen Gedicht eine gleich schöne Moral gegeben hätte. Und wie leicht war dies nicht? Nur eine andre Wendung in den lezten drei Versen, nur grade das Gegentheil von den Worten des Genius. Aber es gefiel dem Dichter nun einmahl, uns einen schönen Lekkerbissen mit einem sehr bittern Nachgeschmak zu geben, man weiß freilich nicht eigentlich warum?

warum? Oder ſollte es dem Herrn Schiller wirklicher Ernſt mit dieſer Lehre ſeyn? Sollte ſein Glaube mit den Worten des Genius übereinſtimmen? In dieſem Fall müſſen wir ihn inſtändigſt bitten, unſerer Schwachheit zu ſchonen; und ſollte er vielleicht ſelbſt ſtark genug ſeyn, dieſe Lehre zu ertragen, ſo braucht er nur einen Blik um ſich her zu thun, um tauſend und aber tauſend zu finden, die dabei die Ruhe ihres Lebens einbüßen würden. Herr Schiller wird alſo gewiß aus Menſchenliebe ſchon dieſe Lehre wenigſtens für ſich behalten, und nicht in Proſa noch in Verſen Proſelyten zu machen ſuchen.'

I.

Euphrosin, und der Greis mit der silbernen Wage.

Eine Erzählung seltener Art.

Inde fit, ut raro, qui se vixisse beatum
dicat et exacto contentus tempore vitae
cedat, uti conviva satur, reperire queamus.

Hor.

Mit gesenktem Haupte, mit kummervollem Antlitz verfügte sich Euphrosin aus einem kleinen Dorfe, an das Ufer des Meers, das unfern davon seine Wellen rollte. So werde ich denn nie glücklich seyn? hub er an, als er endlich aus seiner stummen Schwermuth sich zur Sprache emporgewunden hatte; so hat denn die Hoffnung, nach zehnfacher Täuschung,

ſchung, zum eilftenmale mich getäuſcht? O Leben, Kette von zertrümmerten und erfüllten Wünſchen, Kette ohne ein einziges Glied von voller Befriedigung! Und dies Glied hofft ich doch, ſchon von den Jahren des Knaben an, zu erreichen. Damals, als Zwang und Beſchränktheit den Frohſinn meiner Jugend untergruben, als mühvolles Lernen und peinliche Lehrer mein Glük eng zuſammenpreßten, damals blikt' ich voll Sehnſucht zu den Jünglingsjahren hinüber. Dann biſt du frei, dann wirſt du glüklich ſeyn! hoffte mir die Hoffnung in das horchende Ohr. Sie kamen, die erſehnten Jahre, und nun rang ich, rang aus allen Kräften, glüklich zu ſeyn. Aber war ich es? Ehrgeizende ſchwellte meine Bruſt, und machte mein Herz unruhig; ich durſtete heiß nach Ruhm, und nur Tropfen von Befriedigung wurden mir; ich trachtete zu glänzen, und in fremder Vormünder Hand lag mein Vermögen. Wären doch hier je peinliche Zeiten erſt vorüber! ſeufzt' ich, und begann nun, meinen Blik ſehnſuchtsvoll auf die Jahre des Mannes zu richten. Nach

einmal trat die Hoffnung zu mir, und sprach mit süßer Stimme: wie lieblich ist es, Schätze zu besitzen! Schätze vermögen alles; wie glücklich werden sie dich machen! Ich glaubte der Lügnerin und sah die Zukunft in hellem Gewande vor mir. Sie kam, und träufelte die Schätze meines väterlichen Erbtheils auf mich herab. Nun genoß ich in vollen Zügen, was der Reichthum an Genuß giebt; ich genoß es in vollen Zügen, und genoß wieder, und genoß zum drittenmal. Da war ich satt. Tausende gaben mir jetzt nicht mehr Freude, als vorher hunderte gethan hatten. Gewohnheit machte mir die Genüsse alt. Nun verlangte ich nach Wirksamkeit. Wirken wollt' ich zum Heil der Menschheit, wirken zum Heil meiner Brüder; darin nur liegt wahres Glück und Zufriedenheit mit sich selbst!

Ich trat in die Laufbahn, worin ich wirken konnte, und begann das Werk mit voller Kraft. Es gelang. Ich konnte wirken; aber nicht, wie ich wollte. Form der Gesetze, Obere, altes Herkommen hemmten mir

die

die Hand. Mein Verſtand erkannte Miß-bräuche, und konnte ſie nicht vernichten; mein Herz fühlte, was zum Wohl anderer zu thun war, und alles, was ich um mich ſah, thürmte ſich dieſem Thun entgegen. Ich wollte einen Riesenſchritt zum Heil der Welt machen, und es lagen ſo viel Dornen, ſo viel Klippen im Wege, daß kaum der Schritt eines Zwerges daraus wurde. Ich arbeitete von der Morgenſtunde an, bis der Abendwind wehte, und hatte wenig Belohnung; denn ich arbeitete nicht, was Herz und Verſtand mir befahlen, nicht was ich wollte.

Hier iſt das Glück nicht zu finden! rief ich ermattet aus, und ſchaute noch einmal mit ſehnſuchtsvollem Blik umher, wo es wäre, ach, in welchem Winkel der Erde es wäre, das Glück, das ich nun ſo lange ſchon umſonſt ſuchte. Da nahte ſich mir zum drittenmal die Hoffnung in ihrem reizendſten Gewande, und redete mir mit freundlichen Worten ans Herz: Siehe, ſprach ſie, die Weiſen des Alterthums ſetzen das Glück ihrer Götter in ewige Ruhe; nur darin iſt es zu finden.

Suche ländliche Stille, suche Ruhe, und du wirst glücklich seyn.

Ich folgte der schmeichelnden Göttin, verließ die große Welt, verließ meine Geschäfte, und wandte mich zu einem einsamen Landsitze. Ja, hier war ich glücklicher als vorher. Ungestörtheit, Befreiung von Zwang und den kleinen Unruhen der Welt, gaben mir innern Frieden; der Anbau meines Landes, und die wechselnde Hoffnung des Ertrags gaben mir Freude. Nur Leerheit, Leerheit entstand oft in meinem Herzen, nur Uebertragung meines Glücks auf ein anderes Wesen, fehlte mir, und schmälerte meine kleinen Genüsse. Eine Gattin, die dich liebt, die du anbetest, bedarfst du noch zum vollkommnen Glück, dacht' ich, und wähnte — Lyda, Lyda, der schon lange mein Herz entgegenwallte. Sie ist schön, meine Lyda, sie hat Geist und Herz, aber du dort oben weißt, ob ich glücklich bin? Meine Lyda widerspricht, und macht mir dadurch tausend bittre Augenblicke: sie ist gern von Männern auch außer mir angebetet, und der schöne Medon! — Nein,

Nein, ich kanns nicht mit anſehen! Noch eben bin ich voll gerechten Zorns hinweggegangen. O Leben! Kette von zertrümmerten und erfüllten Wünſchen. Kette ohne einziges Glied von Befriedigung! Jezt, da ich alles zu haben glaubte, was meine Wünſche erzielten, jezt bin ich unglüklicher als vorher! — —

So hatte Euphroſin bald laut gejammert, bald die Gedanken in ſich verſchloſſen, und war unterdeß tief in einen Wald längſt dem Ufer des Meers gekommen. Er rang jezt voll innerer Kümmerniß ſchweigend die Hände, und hob die Augen zum Himmel, als er plözlich einen Greis vor ſich erblikte, der ihn ſchon einige Zeit beobachtet zu haben ſchien. Der Greis trug in Bildung, Anſtand und Kleidung alles, was Ehrfurcht und ein heiliges Grauen erregen konnte. Sein Antlit und ſein Haar war ſchneeweiß, ſein Auge ernſt, aber menſchenfreundlich, ſein Kleid flos gefaltet bis auf die entblößten Füße herunter, und in der Hand trug er eine ſilberne Wage. Euphroſin ſtaunte den ehrwürdigen Alten an, vermochte nicht, ſich zu nahen, nicht

ſich zu entfernen, nicht zu reden; ſo betroffen war er, daß ein menſchliches Weſen ſeine Klagen vernommen hatte.

Du ſcheinſt, fieng endlich der Greis an, da Euphroſin von ſeiner Betroffenheit ſich nicht erholen konnte, du ſcheinſt etwas zu empfinden, was die Sterblichen ſehr oft zu empfinden pflegen: Angſt und Kummer. Wenn es dich nicht unbeſcheiden dünkte, ſo würd' ich dich bitten, mir die Urſachen davon zu erzählen. Ich kenne die Menſchen und ihre Leiden ſchon lange; vielleicht kann ich dich tröſten, vielleicht erleichtert ſich deine Laſt durch Mittheilung.

Die Worte des Greiſes flößten Zutrauen ein; und der Leidende öffnet ja ſein Herz ſo gern.

Du haſt recht in meinem Antlitz geleſen, Gram und Kummer ſind aus meinem Herzen darin übergegangen. Und wo ſollte beides mehr wohnen als bei mir? Siehe, ehrwürdiger Alter! von Jugend auf habe ich das Glük geſucht, von Jugend auf mit heiſſem Verlangen ihm nachgeſtrebt, und noch in kei-

ner

ner Lage des Lebens iſt es mir zu Theil worden! Von einem Zeitpunkt des Lebens bis zum andern, hab' ich immer von neuem gehofft, und immer iſt mir das Glük aus den Händen gewunden. Ach, und jezt, da ich alles gethan habe, was mir zur Erſchaffung deſſelben möglich war, jezt bin ich zwiefach unglüklich! — Mitleidig und wohlwollend blikte der Greis auf den Klagenden. Erzähle mir doch, ſprach er nach einer kleinen Weile, deine Schikſale etwas näher; ſage mir doch recht offenherzig, wie du das Glük ſuchteſt, und was dich denn immer von neuem hinderte es zu finden.

Euphroſin erzählte, was auch wir vorhin ſchon von ihm hörten, erzählte jene Reihe von Begebenheiten noch umſtändlicher, und hatte an dem Greiſe einen aufmerkſamen Hörer. Denn es iſt ein Kennzeichen der Weisheit, allem, dem ſie einmal ſich widmet, volle Aufmerkſamkeit zu gönnen, ſollte es auch manches Unweiſe enthalten.

Als Euphroſin geendigt hatte, ſtand der Greis eine Zeitlang gedankenvoll da, und

ſagte

ſagte dann: ich ſehe aus deinem Leben, daß du manche Künſte und Wiſſenſchaften erlernt haſt: hatten dieſe Künſte wohl alle einige Regeln, die man anwenden mußte, wenn man ſie üben wollte?

Ja, ehrwürdiger Greis, ſie hatten alle Regeln, von den Sprachen an bis zur feinſten Metaphyſik; und man muß ſich nach ihnen richten, wenn man in den Künſten einige Fertigkeit erlangen will.

Obwohl die Fertigkeit glüklich zu ſeyn, fuhr der Greis fort, auch eine Kunſt iſt, und ob ſie auch wohl ihre Regeln hat?

Ich glaub' es, aber ſie müſſen ſehr ſchwer ſeyn; denn ich habe ſie nie finden können.

Vielleicht finden wir beide ſie, denn der Verſtand zweier Menſchen vermag immer mehr. Aber antworte mir auf alle meine Fragen recht aus dem Herzen! Aus deinen heiligen Büchern weißt du, daß es kurz nach der lezten Umbildung der Erde ein Paradies gab; erinnerſt du dich noch wo es lag?

Es lag in der Gegend von Armenien am Euphrat, und Tiger.

Ob es wohl noch da liegt?

Gewiß nicht! die Sündfluth hat die lezten Spuren davon weggeschwemmt, und die Reisenden suchen vergebens nur das geringste Merkmal davon.

Ob es aber wohl an einem andern Orte der Welt noch ein Eden giebt?

Davon hat man nie gehört; es muß also wohl nicht seyn.

Sollte also, weil es kein Eden mehr auf der Erde giebt, auch keine vollkommne Glükseligkeit mehr auf derselben statt finden?

Leider, leider giebt es die nicht mehr!

Laß uns also die erste Regel für unsre Kunst aus dieser Bemerkung hernehmen, daß wir, so wie kein Eden, auch keine vollkommne Glükseligkeit mehr auf Erden suchen müssen. Dies wird uns Genügsamkeit geben, meinst du nicht?

Ja, weiser Mann, aber ein Paradies habe ich nie verlangt, sondern nur soviel Glükseligkeit, als ich mit Recht erwarten durfte, und dennoch ...

Laß das jezt! Es giebt vielleicht der Regeln noch mehrere, die man üben muß, wenn man die Kunst glüklich zu seyn, lernen will. Beantworte mir, wenn es dir nicht lästig ist, nur noch einige wenige Fragen. Was meinst du, sollte es wohl Menschen geben, die eben so viel angenehme als unangenehme Empfindungen bey ihrem Daseyn auf der Erde hätten?

Ich glaub' es. Die menschlichen Schiksale sind so unendlich verschieden und in jedem Grade von Glük oder Unglük vorhanden.

Ob aber diese Menschen mit halb günstigem, halb ungünstigem Schiksale sich für glüklich oder unglüklich halten? Was denkst du?

Euphrosin sann einige Zeit nach, und sagte dann: Ich glaube, für unglüklich, denn ich habe schon viele gekannt, die alles hatten, was glüklich machen konnte, und sich dennoch um eines kleinen Umstands willen, für unglüklich hielten.

Ob es aber auch wohl Menſchen giebt, die mehr angenehme als unangenehme Empfindungen haben?

O gewiß, und wahrlich der gröſte Theil unter den Menſchen! Gott müſte ein Tyrann ſeyn, wenn er der Leiden mehr erſchaffen hätte als der Freuden.

Sollten auch unter dieſen Menſchen, die des Glüks mehr empfinden als des Schmerzes, wohl einige ſeyn, die ſich dennoch für unglüklich hielten?

Auch dies muß ich dir zugeben; denn ich ſagte eben ſchon, daß es Menſchen gäbe, die bei vielfachen Genüſſen durch das Daſeyn eines einzigen Uebels ſich unglüklich fühlten.

Woher mag dies wohl kommen?

Ich weiß es nicht, ehrwürdiger Mann; wenigſtens wag ich nicht, in deiner Gegenwart darüber zu entſcheiden.

Vielleicht kann ich dir darauf helfen. Die Menſchen mögen wohl eine entſchiedne Neigung haben ihren Blik mehr auf das Böſe zu heften, das ihnen wiederfährt, als auf das Gute. Jener Dichter mag wohl Recht ha-

 ben,

ben, wenn er ſpricht: ein Tropfen Kummer verbittert uns ganze Meere von Freude!

Es ſchmeichelt mir ſehr, daß ich deine Meinung errieth; gerade das dacht' ich.

Ob dies aber wohl der rechte Weg zum Glük iſt?

Schwerlich! Es ſcheint vielmehr, als müßte man gerade das Gegentheil thun, um glüklich zu ſeyn.

Ganz gewiß! Laß uns alſo aus dieſen Betrachtungen die zweite Regel für unſre ſo nüzliche Kunſt ziehen. Sie wird ohngefehr ſo heißen: richte deine Augen mehr auf das Gute deiner Lage, als auf das Böſe! Habe einen Adlerblik für deine glüklichen Schikſale, ſey blödſichtig für die unglüklichen! Fällt dir ein trüber Gedanke ein, der dich mit deinem Looſe unzufrieden zu machen droht; ſo erinnre dich ſogleich an alle das Gute, das die Gottheit dir ſchenkte, und du wirſt gewiß in der nächſten Minute ſchon zufrieden ſeyn. Haſt du dies in deinem vorigen Leben wohl immer gethan, Euphroſin?

Euphroſin war theils verwunderungsvoll, theils verlegen; das erſte, weil der unbekannte

te Greis ihn beim Namen nannte, das zweite, weil er auf die vorgelegte Frage nicht mit ganz reinem Gewiſſen antworten konnte, und ſchlug endlich ſtumm die Augen nieder.

Beunruhige dich nicht, fuhr der Greis fort, wegen einer Schwachheit, woran faſt das ganze Geſchlecht der Sterblichen kränkelt. Wo iſt der Menſch, der alles das Gute erkennt, das ihm auf der Erde zu Theil wird? Wo der Sterbliche, der nicht oft mitten im Schooße des Glüks die Vorſehung anklagt? Wir wachſen unter tauſend Genüſſen auf, ohne ſie zu bemerken; Zeit und Gewohnheit machen ſie uns alt, und ihr Daſeyn wird aus unſerm Gedächtniß getilgt, wenigſtens nicht mit in Rechnung gebracht; aber ein Uebel, das uns trift, wird genau erwogen, wir richten unſre ganze Aufmerkſamkeit darauf, und vergeſſen es nicht ſo leicht wieder. Ein Fluß, der ruhig dahin ſtrömt, die Bewohner an ſeinem Geſtade nährt, ihre Felder bewäſſert und ihre Fahrzeuge trägt, wird nicht bemerkt, wenigſtens nicht geprieſen; das aber ſobald er einmal ſeine

Ufer überschwemmt, hier ein Haus hinwegreißt, dort eine Flur versandet, so klagt man ihn laut an, und vergißt das Unheil in vielen Jahren nicht wieder. Gerade so machen es die Menschen mit ihrem Schikſale. Wohlbehagen iſt in der Regel, und — fließt unbemerkt dahin; Mißbehagen iſt außer derſelben, und — wird buchſtäblich angemerkt! Tauſende, die im Grunde höchſt glüklich ſind, ſchätzen ſich geringfügiger Dinge wegen unglüklich. Sollteſt auch du dies gethan haben, Euphroſin? ſo quäle dich darüber jezt nicht mehr. Aber heilig ſey dir die Regel: von nun an ſo auf das Gute deiner Lage zu merken, wie du ſonſt auf das Böſe davon merkteſt; das erſte unaufhörlich ins Licht, das lezte in den Schatten zu ſtellen. Dann wirſt du bald dein Schikſal ſo reizend finden, als die Hoffnung es dir immer vorſpiegelte.

Euphroſin war in tiefen Gedanken verſunken, und blieb noch immer ſtumm; aber ſein Schweigen war beredt, und ſagte wenigſtens ſo viel, daß die Worte des Greiſes nicht ganz fehl getroffen hätten.

Bei-

Beide blieben eine kleine Weile in dieſer Stille neben einander; aber man weiß, daß Einſylbigkeit der Fehler der Greiſe nicht iſt, und ſo war es ſelbſt bei dem Greiſe mit der ſilbernen Wage.

Ich redete ſchon ſoviel, hub er von neuem an, daß ich fürchten muß, dich ermüdet zu haben. Sonſt würd' ich dich bitten, mir noch einige Augenblikke deine Aufmerkſamkeit zu gönnen, um dir noch mit wenigen Worten zu erzählen, was mich meine Erfahrung über die Kunſt, glüklich zu ſeyn, lehrte.

Dieſe Worte wekten Euphroſin wieder aus ſeinem Verſtummen. Haſtig rief er: rede, ehrwürdiger Greis, ich könnte einen Tag dir zuhören Ach, niemand weiß es beſſer, als ich, wie ſchwer die Kunſt iſt, glüklich zu ſeyn; ſollt' ich ihr nicht einige Augenblikke widmen?

Wohl dann, entgegnete der Greis; aber erwarte nichts anders, als etwas ganz alltägliches. Ich wollte dir blos noch eine Regel der Glükſeligkeit, die dir gewiß bekannt iſt, ins Gedächtniß zurükrufen. Was meinſt

du, ſollte wohl der Neid eine angenehme Empfindung ſeyn?

Nichts weniger, wie das; vielmehr eine ſehr unangenehme.

Ob er aber wohl bloß für die Gegenwart unangenehme Empfindungen erregt, oder auch noch überdies für die Zukunft ſchadet?

Ich glaube, er thut das lezte auch; denn er macht uns feindſelig gegen andre, und unzufrieden mit uns ſelbſt.

Ganz gewiß! Bei welcher Gelegenheit aber mögen die Menſchen wohl Neid empfinden; ob dann, wenn ſie Aermere, Verachtetere und Unglüklichere ſehen?

Keinesweges! Dann haben ſie die weit angenehmere Empfindung des Mitleids. Neid empfinden ſie im Gegentheil, wenn ſie Reichere und Glüklichere ſehen.

Sollten die Menſchen wohl immer Neid bei dieſem Anblik empfinden?

Ich glaube nicht.

O gewiß nicht! Sondern nur dann, wenn ſie ſich mit dieſen Geehrterern und Glüklichern vergleichen. Dann erſt werden

ten ſie neidiſch und unzufrieden mit ihrem Schikſal. Iſt es daher wohl weiſe, dieſe Vergleichung anzuſtellen?

Nein, wahrlich nicht! Beſſer wäre es wohl, ſich mit den Unglüklichern zu vergleichen.

Gerade das iſt es, lieber Euphroſin, was ich als die lezte Regel zur Glükſeligkeit herausheben wollte: Vergleiche dich niemals mit denen, die glüklicher ſind, als du, vergleiche dich immer mit Unglüklichern! Sobald ſich Trübſal über deine Seele ausgießen will, ſo ſchaue um dich her, und du wirſt hunderte finden, die mehr Urſache zum Trübſin hätten.

Aber laß uns jezt auf die Regeln zurükblikken, die wir für die Kunſt, glüklich zu ſeyn, ausfindig gemacht haben.

Die erſte hieß: Suche und erwarte kein vollkommnes Glük auf der Erde, ſondern ſey genügſam! Die zweite: Erinnre dich täglich an das Gute deiner Lage, und ſuche das Böſe davon zu vergeſſen! Die dritte endlich war: Vergleiche dich nie mit denen, die an

Glük über dir, ſondern immer mit denen, die darin unter dir ſind!

Euphroſin! hätteſt du dieſe Regeln dein Leben hindurch befolgt, ſo wärſt du nie unglüklich geweſen, hätteſt dich nie dafür gehalten. Du hatteſt mehr, als tauſend andern zu Theil wird. Als Knabe konnteſt du durch Geſundheit, leichtes Blut, Befreiung von allen Sorgen und frohe Benutzung deiner Spielſtunden glüklich ſeyn. Als Jüngling konnte Unabhängigkeit, Liebe zu den Wiſſenſchaften, ein feſter Blik auf ein ganzes Leben ohne Mangel, und Freundſchaft dir hohe Freuden geben. Als Mann warſt du nicht beſtimmt, die Welt zu verbeſſern, ſondern in deinem Wirkungskreiſe ſo viel Gutes zu thun, als in deinen Kräften ſtand. Und wenn dir auch Ränke hie und da die Hände lähmten: ſo blieben dir doch immer noch die Freuden des Wohlthuns übrig; die ſüßeſten unter allen. Wie viel vermag man mit Schätzen, wie die deinigen, zum Heil der Welt! Und auch jezt noch vereint ſich faſt alles, dich glüklich zu machen. Du biſt geſund, reich,

beſi-

beſitzeſt ein junges, ſchönes Weib, ein angenehmes Landguth, und haſt es in deiner Gewalt, deine dürftigen Unterthanen glüklich zu machen. Was kannſt du dagegen für Ungemach anführen? Sollte es wohl den zehnten Theil ſoviel betragen? Ich kenne deine ganze Lage. Deine Lyda widerſpricht gern; aber ſie hat Verſtand und Gefühl, und durch eine kleine Nachgiebigkeit wirſt du über dieſe Klippe ſiegen. Es iſt wahr, ſie mag gern auch andern Männern gefallen; aber ſie liebt dich in hohem Grade! Vertilge jeden Funken von Eiferſucht in deinem Herzen, und auch dieſe Eigenſchaft an ihr wird dich nicht mehr beunruhigen! Ueber andre Uebel hatteſt du ja wohl nicht zu klagen und doch rangſt du halb verzweifelnd die Hände! O Euphroſin, ſündige nicht durch Unzufriedenheit, damit du nicht mit Urſachen dazu geſtraft werdeſt! Befolge die Regeln die wir zuſammen als wahr erkannten, und du wirſt einer der glüklichſten Sterblichen hienieden ſeyn. Wenn der Vollmond die Erde beleuchtet: ſo kannſt du mich wieder in dieſem Hayne finden. Aber ſchwöre

mir feierlich, daß kein Sterblicher aus deinem Munde vernehmen soll wen du hier sahst.

Der Greis drang ernstlich auf diesen Schwur, und Euphrosin schwor. Was hätt' ihn hindern sollen, das Verlangen des Weisen zu erfüllen? Noch einmal winkte der Greis ihm freundlich zu, noch einmal ermahnte er ihn, des heutigen Gesprächs eingedenk zu seyn, und verlohr sich dann in das Gebüsch.

Euphrosin aber wanderte seinem Dorfe zu, tief in Gedanken versenkt über alles, was er von dem Greise gehört hatte. Als er nach und nach von seiner Verwundrung zurükkam, fiel ihm ein, daß er den Greis nicht gefragt hatte, wer er sey, und was die silberne Wage in seiner Hand bedeute? Das nächstemal, daß er den Greis wiederfände, sollt' ihm das entscheiden; so dacht' er bei sich, und war vor seinem Schloß, aus welchem ihm Lyda freundlich zürnend entgegen kam, daß er so lange blieb.

II.

Kaum hatte der Mond ſich von der Sichelgeſtalt zum Kreiſe gerundet, als Euphroſin wieder zu dem Walde eilte. Er hatte heiß verlangt, noch einmal mit dem Greiſe zu reden, denn es lag noch etwas Großes auf ſeinem Herzen; wie eine dunkle Gewitterwolke vom Himmel herunterhängt, die jeden Augenblik ihres zerſtörenden Blitzes ſich zu entlaſten droht, und das Herz der Siedler an der Erde beängſtigt, ſo ſchwebte etwas über den Lebenstagen Euphroſins, und drohte ſie zu trüben. Mit ſehnſuchtsvollem Blik ſchaute er durch das Dunkel der bemooſten Bäume,

me, ob er den ehrwürdigen Alten nicht erblikte, und ſchaute vergebens. Er, den er das erſtemal ungeſucht fand, war jezt durch kein Spähen, durch kein ſehnſuchtsvolles Umherwandern zu erforſchen. Endlich, als er ſchon die Hoffnung, ſeinen alten Freund wiederzufinden, aufgegeben, als er ſchon den Rükweg angetreten hatte, ſah er ihn plözlich aus einem Seitengebüſch, die ſilberne Wage in ſeiner Rechten, hervorkommen.

Der Greis hatte diesmal eine Würde in ſeinem Antliz, eine Erhabenheit in ſeinem ganzen Weſen, daß Euphroſin aller Fragen vergaß und ſich ehrfurchtsvoll im Anſchaun verlor. Der Greis ſah den Staunenden freundlich an, und ſprach:

Ich würde mich freuen, dich wieder zu ſehen, wenn ich nicht dieſen traurigen Zug in deinem Angeſicht entdekte, der mir ſagt, daß du noch nicht glüklich biſt. Und dennoch verdank' ich dieſem Umſtande vielleicht deine Herkunft allein; denn der Glükliche pflegt nicht die Einſamkeit und die Greiſe darin aufzuſuchen.

Du verkennſt mich, edler Greis; wenn ich auch vollkommen glüklich wäre, ſo würde mich wenigſtens die Dankbarkeit hieher führen. Jezt kann ich dir freilich keinen überzeugenden Beweis davon geben, denn noch iſt dieſe Empfindung mit tiefer Trauer vermiſcht. Ja, ehrwürdiger Mann, noch bin ich unglüklich, ob ich gleich alle Regeln befolgte, die du mir gabſt, ob ich gleich lebhaft fühlte, daß ich vielfache Gründe hätte, glüklich zu ſeyn. Der Menſch iſt ein verwahrloſtes, elendes Geſchöpf; er will Leiden haben, und wenn ſie ihm nicht nahe liegen, ſo holt er ſie aus der Ferne. Dies iſt mein Fall. Ich habe über die kleinen Uebel mich hinweggeſezt, und ſehe hundertfache Genüſſe um mich her; aber weißt du, was ſie mir alle verbittert? Der Tod, der ungewiſſe Augenblik des Todes! dieſer nagt gleich einer Schlange an meinem Herzen. Fühl' ich mich einmal recht froh, plözlich erwacht der Gedanke in mir: wie lange wird dein Frohſinn dauern? dann kömmt der Tod und raubt dir alles! Schmek' ich die Freuden der Liebe im

Arm

Arm meiner Lyda, ſo ſteigt, gleich einem Nachtgeſpenſt, die Vorſtellung in meiner Seele auf: bald wirſt du in der kalten ſchrekli-chen Erde liegen und vermodern! Genieß' ich die Vergnügungen der Tafel, ſo fällt mir ſchnell der Gedanke aufs Herz: wer weiß, ob dies morgen noch ſo iſt, ob nicht dann ſchon dein Mund den lezten Athemzug thut? So kriecht der Gedanke des Todes, gleich einer Natter, zu allen meinen Genüſſen und vergiftet ſie. Rette mich von ihm! Dadurch allein kannſt du dein Werk, mich glüklich zu machen, vollbringen.

Du wärſt alſo übrigens glüklich, ſagte der Greis, und bloß die Furcht vor dem Tode hinderte dich daran?

Ja, ich wäre es, ſtände nur der ſchrekli-che Augenblik des Todes mir nicht bevor, wüßte ich nur, daß dies alles ewig ſo bliebe.

Der Greis lächelte. Ob dich dann der Gedanke, daß dies alles ewig ſo bliebe, nicht weit mehr peinigen würde, als jezt der Gedanke des Todes? Kann ſich der Geiſt ohne

Schau-

Schauder eine ewige Dauer dieſes unvollkommenen Lebens denken?

Euphroſin wurde nachdenkend. Er fühlte die Stärke dieſes Gegenſatzes, der auf ſeine Furcht ein ſo nachtheiliges Licht warf und geſtand ſich, daß er ſie fühlte. Er war keiner von denen, die nur Recht zu haben ſuchen; er ſuchte die Wahrheit.

Es liegt ein kleiner Troſt darin, hub er endlich an, daß man ſich das Gegentheil des Todes noch weniger denken darf, und es könnte ausſöhnen mit dem Gedanken daran, aber wahrlich nicht beruhigen. Es bleibt immer ſchreklich, von zwey Uebeln eins zu wählen, wär' es auch nur das kleinſte. Nein, ehrwürdiger Greis, dein Einwurf beruhigt mich nicht, und auch mit dem kleinen Troſt, der darin liegt, bleibt mir der Tod noch fürchterlich.

Laß ſehen, ſprach der Greis, ob er — ſelbſt ohne dieſen Troſt — fürchterlich ſey? Was meinſt du, Euphroſin, möchteſt du wohl deine verfloſſene Lebenszeit zurükhaben, möch-

teſt

test du dein voriges Leben wohl noch einmal leben?

Gerade so, wie ich es schon einmal lebte?

Gerade so!

Nein wahrlich, das möcht' ich nicht! Du weißt ja selbst, daß ich nicht mit meinem vorigen Leben zufrieden war.

Hast du auch wohl andern schon die Frage, die ich eben an dich that, vorgelegt?

O ja, oft schon.

Und was antworteten sie?

Gerade das, was ich antwortete. Keiner wollte sein voriges Leben wiederhaben.

Wenn man also einen Jüngling von achtzehn, einen Mann von vierzig und einen Greis von achtzig Jahren so fragte, würden sie wohl alle dasselbe antworten?

Gewiß! Sie würden freilich alle ihr voriges Leben wiederhaben wollen, unter der Bedingung, es verbessern zu können; aber ohne diese würden sie es gewiß verschmähen.

Sollte man also wohl schließen dürfen, daß das ganze Menschengeschlecht so dächte?

Ich

Ich glaube; wenigſtens gehören die dies zu den Ausnahmen, die anders denken.

So weit ſind wir alſo übereingekommen, daß die Menſchen überhaupt ihre vorige Lebenszeit nicht noch einmal leben möchten. Nun ſage mir, was mögen wohl ſo im Ganzen die beſten Lebensjahre ſeyn, wenn jemand achtzig Jahr lebt; von der Kindheit an, bis zu vierzig, oder von vierzig bis zu achtzig?

Man ſollte glauben, von der Kindheit an bis zu vierzig, weil dann der Menſch in ſeiner vollen Kraft und zur Freude am meiſten aufgelegt iſt.

Richtig! Wenn alſo ein Greis von achtzig Jahren gezwungen würde, die eine Hälfte ſeiner Lebenszeit noch einmal zu leben, welche würde er wählen müſſen?

Die erſte Hälfte.

Nun laß uns einen vierzigjährigen Mann nehmen, der dieſe erſte Hälfte nicht zurük will; darf er auf die zweite begierig ſeyn?

Ich ahndete ſchon vorher, wohin deine Fragen führen würden. Ja, ehrwürdiger Greis,

ſie führen zu einer Wahrheit, aber zu einer ſehr traurigen, die das Herz angreift.

Laß das jezt, Euphroſin, und beantworte mir nur noch einige Fragen geradezu. Ein vierzigjähriger Mann alſo, der gleichſam die beiden Hälften ſeines Lebens vor ſich hat, kann er es vor ſeiner Vernunft verantworten, wenn er die eine davon verwirft und die andere wie eine Gottheit anbetet?

Vor ſeiner Vernunft kann er es nicht, nein! aber ...

Gönne mir nur noch einige Augenblikke! Iſt es nicht die höchſte Thorheit, ſich ängſtlich vor dem Verluſt eines Gutes zu fürchten, das die ganze Welt, die älter als wir iſt, verſchmäht? Dürfen wir hoffen, daß unſere künftige Lebenszeit beſſer ſeyn werde, als die verfloſſene, die wir oft um alles in der Welt nicht zurüknehmen würden?

Schrekklicher, ſchrekklicher Gedanke *)! Er kann die Furcht vor dem Tode vertreiben, wenn

*) Nicht ſo ganz ſchrekklich, guter Euphroſin! Es könnte ja ſeyn, daß wir unſer voriges Leben deshalb

wenn man ihn in ſeiner ganzen Kraft der Seele eingräbt; aber weißt du auch, daß er das Leben in ſeinem innerſten Keim angreift, daß er ihm ſeinen Werth raubt? Weißt du, daß er das Herz zur tiefſten Traurigkeit ſtimmt? Du ſchneideſt die Wunde bis tief in das geſunde Fleiſch heraus.

Eine herbe Krankheit, guter Euphroſin, kann nur durch eine herbe Arzney geheilt werden. Wir müſſen uns erſt lebhaft überzeugen, daß ängſtliche Todesfurcht Wahnſinn ſey, daß ſie ſchlechterdings nicht vor dem Richterſtuhl der Vernunft beſtehen könne! Dies müſſen wir uns erſt täglich einzuprägen ſuchen, ſonſt verbittert ſie uns die Genüſſe, die wir hienieden haben können, wie du ſelbſt ſchon erfahren haſt. Aber wenn jener Troſt bey der Todesfurcht dir zu traurig iſt, ſo wiſſe, daß es einen ſüßen, einen herzerhebenden giebt; und dieſen möcht' ich dir heute

bald nicht zurücknehmen wollten, weil das Böſe in demſelben uns lebhafter im Andenken geblieben iſt, als das Gute.

gieng noch mit auf den Weg geben. Was meinst du, was sind wohl die größten Genüsse hier auf der Erde, die geistigen, oder die körperlichen?

Ich glaube, die geistigen; besonders wenn die Seele recht heiter ist, und über irgend etwas Angenehmes Freude empfindet.

Wenn du also bey einem Gastmale voll körperlicher Genüsse säßest, und du hörtest, es sollte nach demselben ein schönes Schauspiel, aber eine schöne Musik gegeben werden, würdest du nicht gern von dem Gastmal aufstehen, um zu dem höhern geistigen Vergnügen zu eilen?

Ja, allerdings!

Nun, Euphrosin, und du fürchtest dich, von dem Gastmal des Lebens aufzustehen, um zu den unendlichen Freuden der Ewigkeit zu eilen? Du hängst mit unauslöschlichem Durste an einer sauren Traube, wenn schon von weitem dir ein unversiegbarer Quell von Nektar winkt? Du entsetzest dich vor dem Gedanken, die Genüsse der Erde zu verlassen, da dort unendlich größere auf uns warten;

ten; da dort unſere Seele eine unausſprechliche Heiterkeit empfindet, wovon ein kleiner Theil ſchon hier unſer gröſter Genuß iſt; da dort uns der ganze Schauplaß der Welten eröfnet wird, von denen ein Sandkorn, unſere unbemerkbare Erde, uns ſchon ſo viel Freuden geben kann?

Der Greis begann bey dieſen Worten in ein mächtiges Feuer zu gerathen. Sein Auge glänzte vor Freude, Jünglingsröthe ſtieg in ſein Antlitz hinauf, und ſeine Worte ſprachen mit unwiderſprechlicher Kraft ans Herz. Euphroſin wurde von dieſem Feuer erwärmt.

Der lezte Troſt, hub er an, iſt herzerfreuender; er kann die Furcht vor dem Tode bis auf den lezten Funken vertreiben, wenn er ſich der Seele in ſeinem ganzen Umfange mittheilt. Habe Dank dafür, edler Mann!

Unterdeß war das auflodernde Feuer des Greiſes etwas wieder erloſchen und er ſprach mit milderer Wärme:

Laß uns alſo noch einmal wieder überſchauen, was wir für Troſt bey der Todes-

furcht fanden. Der erste war: daß der Tod wohlthätig ist, weil der Gedanke an ein ewiges Einerley hier auf der Erde uns weit mehr quälen würde, als der Gedanke an ihn. Der zweite hieß: das Leben ist ein Gut, welches das ganze Menschengeschlecht verschmäht; der Verlust eines solchen Guts darf also den Vernünftigen nicht unglücklich machen. Der dritte Trost war: daß auf die Genüsse des Lebens unendlich größere Genüsse folgen, die den Tod bloß zum Uebergang von unvollkommenen zu vollkommenen Freuden machen. Füge endlich noch den vierten hinzu: daß alles Lebendige, was du rings um dich erblickst, gleiches Schikſal mit dir hat, und du wirst unmöglich begehren, die einzige Ausnahme zu machen, und hier auf der Erde ewig zu bleiben. — Lebe wohl, Euphrosin! Wenn du alles, was wir heute sprachen, tief und lebendig in deiner Seele empfängst, so wird die Furcht vor dem Tode nicht mehr deine Genüsse hienieden verbittern. Sobald der Mond sich geändert hat, kannst du mich von neuem hier finden.

Der

Der Greis verlohr ſich eilend in das Dickigt des Waldes, und Euphroſin ging noch einmal getröſtet hinweg; aber auch noch einmal fiel ihm ein, daß er über dem Ernſt ihres Geſpräches vergeſſen hatte, zu fragen; wer der Alte ſey? und warum er eine ſilberne Wage habe?

III.

Wer sollte glauben, daß es im menschlichen Leben der unsichtbaren Klippen so viel gebe, woran das Glück der Sterblichen scheitern kann? Wer sollte glauben, daß auch in Euphrosins Lage noch eine solche Klippe seyn könnte? Dennoch kam er zum drittenmal, als der Vollmond erschien, den Wald und den Greis zu suchen; dennoch schlug er zum drittenmal auf diesem Wege die Augen betränt nieder und schaute voll Sehnsucht in das Dunkel des Waldes hinein, ob sein Tröster nicht erscheinen würde.

Und es war gleichsam, als ahndete diesmal der weise Alte die Nähe seines Zöglings, denn er kam nach einer kleinen Weile einen dicht verwachsenen Gang daher. Nun, Euphrosin, hob er an, bist du in den Hafen des Glücks eingelaufen? Aber ohne daß du eine Antwort giebst, lese ich sie aus deinem

Her

Gesicht. Du bist es noch nicht. Die gerötete Stirn, dies nasse Auge sagt mir es. Entdecke mir Euphrosin, welcher neue Kummer drückt dich nieder? Vielleicht kann ich noch einmal die Noth und Trost geben.

Euphrosin sah beschämt zur Erde und vermochte noch keine Worte zu finden.

Sey nicht verlegen, fuhr der Greis fort, daß du noch immer Leiden hast; ich weiß ja, daß du sie nicht gerne hast. Wer so viel in der Welt errang, als ich, dem ist der Leidende willkommener, als der Glückliche.

Also auch du, sagte Euphrosin, hast gelitten? Nun so wirst du auch die feinern Leiden der Menschen, die geheimen Seelenleiden kennen, die sie sich oft aus der tiefsten Zukunft herholen. Sagtest du nicht in unserm vorigen Gespräche, daß man gern von einem Gastmale aufstände, wenn man noch denselben ein schönes Schauspiel, oder irgend ein anderes geistiges Vergnügen zu erwarten hätte?

Ja, Euphrosin; und das ist auch noch meine Meinung.

Aber, edler Greis, wenn es nun ungewiß wäre, daß hinter dem Gastmal ein Schauspiel, oder ein anderes Vergnügen folgte; wenn man von jenem aufstehen müßte, ohne zu wissen, ob man je zu einem andern sich niedersetzte; wenn man gegenwärtige Gemüsse verlassen müßte, ohne zukünftige vor sich zu sehen?

Ich verstehe dich, guter Euphrosin; du bist auf einen Punkt gekommen, der von den ältesten Zeiten an den Weisen der Erde unruhige Tage und schlaflose Nächte machte, denn sie oft alle Kräfte ihres Geistes widmeten, ohne ihn entdecken zu können: auf Zweifel an Unsterblichkeit der Seele.

Ja, ehrwürdiger Greis, dies ist es, was jetzt Schwermuth unter meine Freuden mischt. Der Gedanke von Vernichtung ist mir, nächst dem einer ewigen Verdammniß, am fürchterlichsten, und ich habe nicht Gründe genug in mir, der Furcht vor derselben zu widerstehen, und mich von einer künftigen Fortdauer zu überzeugen. Dies verbittert jetzt das Glück mei-

meines Lebens und noch einmal komme ich, Trost bei dir zu suchen.

Du zweifelst also an einem künftigen Leben, und wenn du davon vollkommne Gewißheit hättest, so würde dein jetziger Kummer schwinden?

Ja! wüßte ich so gewiß, daß auf dies Leben ein anderes folgt, als auf manches Hauptmal ein angenehmeres Schauspiel, wäre ich von meinem künftigen Daseyn so überzeugt, wie ich es von meinem jetzigen bin, siehe, so würde ich mich glücklicher schätzen, als ich je war, so würde ich Muth haben, jedem Leiden der Erde Trotz zu bieten; so würde ich selbst einem martervollen Tode freudig entgegen gehen.

Du wünschtest also, was man eine mathematische Gewißheit nennt, von dem künftigen Leben zu haben. Laß uns die Sache einmal erwägen. Hast du wohl schon gehört, daß jemand aus dem künftigen Leben zurückgekommen sey, um irgend einem jetzt lebenden Menschen diese Gewißheit zu bringen?

Leider nein!

Sechs tausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geflogen,
Der Meldung that von der Vergeiterin?

Euphrosin und du wolltest der einzige Auserwählte seyn, dem diese Gewißheit gebracht werden sollte? Du wolltest unter den mehr als tausend Millionen Menschen, die auf der Erde sind, allein herausgehoben werden, diese Nachricht zu empfahen? Hast du wohl überlegt, ob deine Foderung billig war, ob es selbst nur möglich ist, daß sie befriedigt werde? Du hast keine vollkommene Gewißheit, daß einst ein Cäsar, ein August lebte. du bist selbst nicht vollkommen gewiß, daß jezt ein Kaiser in China vorhanden ist, sondern mußt dies alles auf das Zeugniß eines andern glauben. Wie könntest du also in einer Sache vollkommene Gewißheit verlangen, die so weit aus unserm Gesichtskreise ist? Laß uns also zuerst die Regel merken: wir müssen, so wie kein Paradies oder vollkommenes Glük, so auch keine vollkommene Gewißheit vom künftigen Leben auf der Erde suchen. Beides konnte und durfte nicht seyn; durch das erste er-

erhielt: das Erdenleben einen zu großen Werth, und wir würden dann kein anderes verlangen; durch das zweite verlöre es zu viel von seinem Werth, wir würden nur immer zu dem künftigen hinüberblicken und das gegenwärtige darüber ganz vernachläßigen. Beides also wäre der Weisheit des Schöpfers zuwider, der seinen Geschöpfen auf jedem Schauplatz vollkommene Bestimmung giebt. Darum, guter Euphrosin, verlange nichts, was auf der ganzen Erde nicht ist, und nicht darauf seyn darf.

Aber guter Greis, wenn nun auch vollkommene Gewißheit vom künftigen Leben auf der Erde nicht möglich ist, so darf man doch wohl billig so viel Gewißheit fodern, als zur Beruhigung nothwendig ist.

Ja Euphrosin, so viel darf man fodern und so viel ist auch da. Solltest du sie nicht haben?

Hätte ich sie, so sähest du mich nicht mit diesem trüben Blicke vor dir, so priese ich mich als einen der Glücklichsten auf der Erde.

Wohl

Wohlan denn, laß uns verſuchen, was wir vereint zu erfinden vermögen. Ich könnte dir freilich ohne weitern Beweis ſagen: die chriſtliche Religion iſt göttlichen Urſprungs, ſie lehrt Unſterblichkeit der Seele, und was ſie lehrt, iſt vermöge ihrer Göttlichkeit wahr: aber du ziehſt vielleicht die philoſophiſchen Beweiſe den religiöſen vor?

Euphroſin ſchlug etwas betreten die Augen nieder. Ich habe, ſagte er, nach einer kleinen Weile, den Hierokles und die Fragmente geleſen, und ſeit dieſer Zeit kränkelt mein Glaube etwas.

Nun wohl, ſo können wir wenigſtens einen philoſophiſchen Beweis aufſuchen, der dir vielleicht noch nicht einfiel. Glaubſt du einen allmächtigen und allweiſen Gott?

Ja! den Glauben daran giebt mir der geordnete Kreislauf der Welten und jedes Hälmchen, der Bau des Menſchen und jedes Wurms.

Glaubſt du auch, daß von zwey entgegengeſetzten Sachen die eine wahr ſeyn müſſe, wenn die Unmöglichkeit der andern erwieſen wird?

Ja,

Ja, denn dieſer Grundſatz wird von allen Weiſen angenommen.

Nun höre doch noch einige Augenblikke weiter. Man ſagt der Kaiſer in China habe die beſte Polizei von allen Monarchen, durch regelmäßige Fortpflanzung ſeiner Beobachter, vom Mittelpunkt des Reichs, bis an die Gränzen wiſſe er alles, was in demſelben vorgeht: ob es dort wohl ſchwer iſt, zu entkommen, wenn man ein Staatsverbrechen begangen hat?

Das muß es allerdings ſeyn, weil man von ſo viel Augen beobachtet wird.

Der jetzige Kaiſer aber ſoll trotz aller dieſer Anſtalten, die Staatsverbrecher und alle andere Böſewichter, ja ſelbſt die Mörder, ohne Ausnahme entkommen laſſen. Es könnte einer eine ganze unſchuldige Familie langſam zu Tode gemartert, er könnte Häuſer angezündet und unmündige Kinder ins Feuer geworfen haben, der Kaiſer würde ihn dennoch nicht feſthalten laſſen, wenn er aus ſeinem Reiche zu entfliehen ſuchte. Was urtheilſt du von dieſem Monarchen?

Daß er ein ungerechter, ein ſchändlicher Regent, daß er ein wahrer Tyrann ſey, daß er verdient ....

Halt! Jenes Böſe weiß ich nicht von dem chineſiſchen Kaiſer; aber du Euphroſin, du Euphroſin behaupteſt es von Gott ſelbſt, wenn du an Unſterblichkeit der Seele zweifelſt. Hat Gott es jedem Böſewicht erlaubt, durch den Druk an einem ſcharfen Eiſen aus ſeinem Reich zu entweichen, und ſich auf ewig ſeiner Gewalt zu entziehen; ſo iſt er, was du von jenem Monarchen ſageſt. Hat er dem Menſchen freigeſtellt, den ſchrekklichſten Frevel in ſeiner Welt zu üben, zu morden, zu brennen, zu rauben, alle ſataniſche Bosheiten zu begehen und dann durch einen Dolchſtich ſeiner Macht zu entfliehen; ſo iſt er ein unweiſer, ungerechter und grauſamer Regent. Nicht wahr, Euphroſin?

Ich geſtehe es, du folgerſt nichts aus meinen Worten, was nicht wirklich daraus folgt.

Ein unweiſer und ſchwacher Regent kann aber Gott nicht ſeyn, und du erklärteſt ihn

ja ſelbſt oben für allmächtig und allweiſe, es muß alſo das Gegentheil ſtatt finden und mit demſelben Unmöglichkeit, ſich durch den Tod der Herrſchaft Gottes zu entziehen, Unmöglichkeit, die Seele mit dem Körper zugleich zu tödten, Unmöglichkeit, daß die Seele ſterblich ſey. Nicht wahr?

Du beweiſeſt kräftig, was du beweiſen willſt, ehrwürdiger Greis, und ich verhehle dir nicht, daß der ſüße Glaube an Unſterblichkeit in mir zu erwachen beginnt.

Und dennoch iſt dies nur ein einziger Grund dafür. Nimm alle die Gründe hinzu, die uns die Religion giebt; nimm dazu, daß ſelbſt die menſchlichen Körper nicht vernichtet, ſondern nur in ihre Theile aufgelöſt werden: dies aber kann die Seele nicht, weil ſie keine Theile hat, ſie muß alſo unverändert bleiben; nimm dazu, daß für jede Neigung, die der Seele eingepflanzt wurde, Befriedigung da iſt, daß alſo auch ihre heftigſten Neigungen: Durſt nach Fortdauer und nach vollkommenern Glük, Befriedigung finden werde; nimm endlich dazu, daß alle Völker der Erde, an Fortdauer

nach dem Tode, glauben, und du wirst gewiß so viel Beruhigung finden, als dir zum Glük auf der Erde nothwendig ist. Und wie himmlisch süß ist die Ueberzeugung von Unsterblichkeit!

Denke dir Euphrosin, daß du ewig, ewig leben, ewig eine Glükseligkeit empfinden solst, zu der du dich hier gar nicht hinaufdenken kannst; muß dieser Gedanke nicht deine ganze Seele mit Entzüken überströmen?

Ein heiliges Feuer hob von neuem den Greis empor, sein Auge strahlte vor Wonne, und in seiner Hand erklang die silberne Wage.

Länger vermogte sich Euphrosin nicht zu halten. Jezt war der Augenblik da, da sein Verlangen nach mehrerem Lichte ihn übermannte.

Ehrwürdiger Weiser, rief er, sage mir, wer bist du? Was bedeutet diese Wage in deiner Hand, und woher kennst du mich?

Der Greis lächelte. Der Fragen viel auf einmal, sagte er. Ich könnte sie dir alle gleich jezt beantworten, denn lange genug hast du verweilt, ehe du sie aufwarfest; aber ich will

will deiner Wahl es überlaſſen: willſt du zuvor meine Geſchichte hören und am Ende derſelben die lezte Ueberzeugung von Unſterblichkeit der Seele erhalten, oder ſoll ich dir jene Fragen gleich beantworten?

Ich würde der neugierigen Thoren einer ſeyn, ſagte Euphroſin, wenn ich das lezte wählte. Deine Geſchichte, edler Greis, will ich wiſſen. Sie reizt mich eben ſo viel, und mehr, als die Beantwortung jener Fragen.

Gut, entgegnete der Greis, komm den nächſten Vollmond wieder in dieſen Wald, und du wirſt Befriedigung finden. So ſprach er, und ehe Euphroſin noch antworten konnte, war der Greis mit der ſilbernen Wage hinter einem belaubten Gebüſch verſchwunden.

IV.

Es iſt leicht zu errathen, daß Euphroſin den nächſten Vollmond nicht verſäumte. Sonſt trieb ihn nur Bedürfniß des Herzens und Verlangen nach Troſt zu dem einſamen Walde; jezt geſellte ſich auch die Neugierde dazu. Er ſehnte ſich innig, den weiſen Alten endlich näher kennen zu lernen, und war ſchon eine Stunde vor dem beſtimmten Augenblik in dem heiligen Dunkel der bemooſten Bäume. Gedankenvoll wandelte er unter dem Schimmer des Mondes, indem er alle die tröſtenden Wahrheiten überdachte, die er hier ſo unerwartet vernahm, und oft mit einem innern Schauer umherblikte, ob der wunderbare Greis nicht erſchiene? Und kaum war die Stunde verfloſſen, als er ihn plözlich mit ſeiner glänzenden Wage unter einer alternden Eiche ſtehen ſah. Voll Ehrfurcht

nahte

nahte er ſich ihm, und die Freude des Wiederſehens gab ihm den Muth, die Arme voll Verlangen nach ihm auszuſtrekken.

Der Greis wich zurük. Laß dieſe Umarmung, hub er ſanft an, bis wir uns näher einander kennen; dann wird ſie des Süßen mehr haben. Aber herzlich willkommen ſei mir mit dieſem heitern Auge, mit dieſer entwölkten Stirn. Sie ſagt mir, daß du kein ungelehriger Schüler bei der Anweiſung, glüklich zu ſeyn, warſt. Aber dem Glüklichen iſt das oft gleichgültig, was dem Unglüklichen ſehr theuer war. Vor einem Monath ſchien der ſchwermüthige Euphroſin einiges Verlangen zu haben, meine Geſchichte zu wiſſen, und ich verſprach ihm die Mittheilung derſelben. Vielleicht erlaubt mir jezt Euphroſin der Aufgeheiterte, mein Verſprechen zurükzunehmen?

O edler Greis, rief Euphroſin, und wenn ich der glüklichſte Sterbliche auf der Erde wäre, ſo würde ich dennoch voll heißer Sehnſucht nach der Kenntniß deiner Schikſale verlangen.

Du ſcheinſt etwas Wunderbares in meinen Schikſalen zu erwarten, ſagte der Greis, weil du ein ſolches Verlangen danach haſt. Aber wenn ich dir ſage, daß ſie gewöhnlich ſind, daß ſie den Trieb nach etwas Außerordentlichem nicht befriedigen, daß ſie nichts als einen Menſchen darſtellen, dem das Geſchik Anlaß gab, unglüklich zu ſeyn, ohne daß er es war; wenn du hörſt, daß mein Leben ganz ohne ſeltſame Begebenheiten verfloß, wirſt du auch dann noch begierig danach ſeyn?

Auch dann noch! rief Euphroſin; alles was dich angeht, ehrwürdiger Greis, iſt mir theuer, und wenn es das geringfügigſte wäre.

Wohlan denn, ſagte der Greis, ſo will ich dir ganz offen erzählen, was für ein Loos mir auf der Erde gefallen iſt. Aber wenn du ermüdeſt, wenn du nur etwas Alltägliches vernimmſt, ſo erinnre dich, daß ich dies vorherſagte.

Mein Vaterland iſt fern, ſehr fern von hier, aber dennoch ein gebildeter Staat, und dir Euphroſin ſo bekannt, als wärſt du ſelber dort gebohren. Ich ward, was die Welt

viel-

vielleicht mein erſtes Unglük nennen könnte, von einem armen Vater gezeugt. Aber das Schikſal erſezte dies Ungünſtige zwiefach. Ich ward an einem Ort gebohren, welcher den Mittelpunkt der höchſten Kultur genannt werden konnte; und zu dieſen äußern Umſtänden geſellte die gütige Natur eine innere Anlage, mich ſelbſt zu erziehen. Sie gab mir von der zarteſten Jugend an einen unbezwinglichen Trieb, alles, was ich vornahm, bis auf die lezte Klarheit zu erforſchen, und nie mit Worten mich zu begnügen, mit welchen ich nicht einen ganz hellen Sinn verbinden konnte.

Die Natur hatte mir eine ſchwere Aufgabe vorgelegt; aber unterdeß ich unaufhörlich ſtrebte, ſie aufzulöſen, bildete ſie meinen Geiſt. Mein Vater erzog mich zu einem Künſtler in ſichtbaren Dingen, ſie erzog mich zu einem Künſtler in unſichtbaren. Leicht wurden dem Knaben die Uebungen in dieſer geiſtigen Kunſt nicht, und nur auf einem mühſamen Wege ließen ſie ſich finden. Ich eilte zu jedem, der in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft glänzte, um von ihm zu lernen.

und forſchte ſo lange, bis ich etwas begriff. Aber als Knabe ſchon fühlte ich, daß dies Forſchen nicht leicht ſei, und daß es oft mehr Geiſteskraft erfodere, nach dem Weſentlichen der Sachen zu fragen, als zu antworten. Mein ganzes Beſtreben wandte ſich alſo dahin, fragen zu lernen, um in mir und andern das Wichtigſte und Nothwendigſte jeder Kenntniß zu entwikkeln. Im Stillen ſann ich unaufhörlich über die zwekmäßigſten Fragen, wodurch jede Wiſſenſchaft ergründet werden könnte, und nahte mich nie ohne dieſe Vorbereitung einem Weiſen, bei dem ich nach Kenntniſſen forſchen wollte.

So ward ich ein Jüngling, und nun wandte ich mich von den Lebenden zu den Todten, und las die Schriften der Weiſeſten, die vor mir gelebt hatten. Denn ich trachtete nur nach Kenntniſſen, und ſuchte ſie von meinen Zeitgenoſſen und meinen Vorfahren zu ſammeln.

Nicht wahr, Euphroſin, ich halte noch weniger, als ich verſprach? Ich wollte dir die Geſchichte meines Lebens erzählen, und

es wird die Geſchichte meiner Kenntniſſe. Aber winke mir nur, wenn du ermüdet biſt, und ich breche gern ab.

O erzähle weiter, ehrwürdiger Mann, ſagte Euphroſin; auch die Schikſale deines Geiſtes ſind mir theuer.

Wohlan denn, fuhr der Greis fort, dein Wille rechtfertigt mich, wenn ich dir Ueberdruß verurſache. Mein Vater ſtarb, und hinterließ mir ein kleines Vermögen, von welchem ich zwar nicht immer, aber doch einige Zeit leben konnte. Ich ward Bürge mit dieſem Vermögen für einen Freund, der ſich in Noth befand, und verlohr es. Jezt hatte ich die erſte volle Gelegenheit, unglüklich zu ſeyn, denn ich war ohne Hülfe, ohne Schuz, und mitten in die Welt hingeſtoßen. Aber ich war es dennoch nicht, Euphroſin. Ich beſchränkte von jezt an meine Bedürfniſſe auf eine ſo geringe Anzahl, daß ich ſie mit wenigem Aufwande befriedigen konnte, und mein Verluſt, der mir nicht den Anlaß, unglüklich zu ſeyn, geben konnte, gab mir wenigſtens den Anlaß, mit noch mehr Ernſt

auf das Erlernen deſſen zu denken, was andern und mir nüzlich ſeyn konnte. Ich wußte ſchon manches, aber eben dies Wiſſen, eben dieſe geſammelte Kenntnis lehrte mich einſehen, wie wenig davon unmittelbaren, ſelbſt nur nahen Einfluß auf das Wohl der Menſchen habe. Und daß dies es eigentlich ſei, was der Denkende zu lernen vorzüglich ſuchen müſſe, das ſagte mir mein Verſtand.

Wo ſollte ich es lernen? Voll Sehnſucht ſchaute ich nach dieſem erhabenen Unterricht um mich her. Da erblikte ich Männer, deren ganzes Geſchäft es war, Weisheit zu lehren, die das Alter und die Jugend unterrichteten, und von denen man glaubte, daß ſie die Geheimniſſe der Natur zu erforſchen vermöchten. Hier iſt Befriedigung für deinen Geiſt, dachte ich, hier iſt die Nahrung der Seele, die du erſehnſt! Voll Begierde eilte ich zu ihnen, voll Begierde ſog ich den Unterricht ein, den ſie ertheilten.

Ihre Worte klangen erhaben, und verſprachen viel; und wenn mir auch gleich manches dunkel ſchien, ſo tröſtete mich doch

die

die Hoffnung, daß ich allmählich in die Tiefen der Weisheit eindringen würde.

Aber o Euphrosin, wie ward ich getäuscht! Eine geraume Zeit hatte ich mich voll Eifer und Fleiß ihren Lehren, für die weder mein Geist noch mein Herz Empfänglichkeit besaß, gewidmet, hatte mit Anstrengung diese Empfänglichkeit hervorzubringen gesucht, als ich endlich wahrzunehmen begann, alle diese Lehren ständen fast in gar keiner Verbindung mit dem Wohl der Menschen. Ja Euphrosin, unfruchtbare Grübelei, leere Spizfindigkeiten, dunkle Redeformen, die einen erhabnen Sinn zu haben schienen, und nur einen gewöhnlichen hatten, todte Untersuchungen, wodurch weder der äußere noch der innere Zustand der Mensch verbessert wird, dies war alles, was ich in der so prachtvoll angekündigten Weisheit entdekte.

Hier unterbrach Euphrosin den Greis. Ehrwürdiger Mann, sprach er, wenn deine Jahre mir nicht sagten, daß du von einem lange verflossenen Zeitraum redetest, so glaubte ich, du wolltest unsere jetzigen Zeiten schil-

dern,

dern, ſo viel ähnliches haben ſie mit den deinigen.

Wie, ſagte der Greis, ſollten die Menſchen noch nicht dahin gekommen ſeyn, nur darauf die Kraft ihres Geiſtes zu verwenden, was unmittelbar zu ihrem Heil wirken kann? Sollten ſie noch immer auf entfernten, unfruchtbaren Gefilden ſich verliehren?

Mehr vielleicht als je, rief Euphroſin. Du ſcheinſt von Menſchen entfernt zu leben, daß der Ruf davon nicht zu dir gedrungen iſt. Wiſſe alſo, daß ſeit dem lezten Jahrzehend ſich eine Weisheit verbreitet, die uns von der ſchönen ſinnlichen Natur immer weiter entfernt, die ſich für tauſende in ein faſt undurchdringliches Dunkel hüllt, und nur wenigen, ſehr wenigen tiefen Grüblern erforſchlich iſt.

Alſo noch immer, ſagte der Greis mit einer kleinen Wolke von Unwillen auf der Stirn, alſo noch immer bedekt ſich die ſchönſte Tochter des Himmels, die Weisheit, mit einem täuſchenden Nebel? Noch immer lagert ſich Finſterniß um dieſe treue Freun-

din

bin der Menſchen, die in der hellſten Klarheit einhergehen ſollte, um recht kräftig zu wirken? O armes, bedauernswerthes Menſchengeſchlecht, wird es nie licht um dich her werden?

Nein, guter Greis, entgegnete Euphroſin, jezt ſind keine Ausſichten dazu. Das Gegentheil müſſen wir fürchten; und o wäre es nur blos noch zu fürchten! Es iſt leider ſchon da. Vieles, was hell und klar war, iſt dunkel, was leicht war, iſt ſchwer geworden. Die einfachſten Dinge, welche die bloße Vernunft ohne Mühe begreift, treibt dieſe Lehre zu einer ſo überſinnlichen Höhe hinauf, daß ſie faſt unerklärbar werden. O wüßteſt du, wie der leicht begreifliche Satz: wenn wir über irgend etwas in der Schöpfung urtheilen, ſo muß es entweder ein Ding, oder es müſſen mehrere, oder alle Dinge ſeyn, wüßteſt du, in welches Dunkel man dieſen ſonſt ſo hellen Satz gehüllt hat, welche Anſtrengung des Geiſtes er erfordert, wenn er in dem Nebel dieſer Weisheit vorgetragen wird; wüßteſt du, wie man jahrelang grübeln

muß,

muß, um auf eine neue Art etwas zu erforschen, das man vorher schon wußte, wie eine halbe Lebenszeit erfodert wird, um etwas zu lernen, das kaum in der entferntesten Verbindung mit dem Glük der Menschheit steht, wüßtest du, wie diese Weisheit so vielseitig auszulegen ist, daß Unzählige sie anders —

Halt Euphrosin, rief der Greis; das bloße Hören dieser neuen Verfinsterung ist Quaal für mich, der ich mein ganzes Leben hinbrachte, die hellsten Ausdrükke für die hellsten Begriffe zu suchen. Aber findet denn diese Weisheit, die in einen so nebelvollen Schleier sich hüllet, Anhänger?

Sie findet deren, die mit aller angestrengten Geisteskraft sie zu vertheidigen und zu heben suchen, obwohl nur hie und da einer ist, von dem ihre Anhänger es zugeben, daß er sie verstehe. Für das ganze übrige Menschengeschlecht ist sie verborgen. Aber ihre Dunkelheit eben macht, daß sie so in Ruf ist. Sie erlaubt viel Hohes und Erhabenes in sich zu finden, was sie nicht enthält. Auch kann sie nicht angegriffen werden, denn sie

ent-

entwiſcht durch ihre Vielſeitigkeit auch der genaueſten Prüfung.

Welchen Nutzen hat ſie denn geſtiftet, ſeitdem ſie den Geiſt der Menſchen ſo beſchäftigt?

Es iſt vielleicht meine Unwiſſenheit Schuld, ſagte Euphroſin; ich weiß keinen. Fragteſt du mich, welcher Nachtheil ſie hervorgebracht hat, ſo würde ich dir vielleicht ohne Ungerechtigkeit manchen nennen können. Sie hat die Wiſſenſchaften, auf welche ſie ihren Einfluß äußerte, ſchwer gemacht, ſie hat hie und da die ſchöne lichtvolle Deutlichkeit aus unſerer Sprache verdrängt, und ſie überſinnlicher gebildet, ſie hat manche Hoffnung, die uns theuer war, wankender gemacht, ſie hat endlich unſern Geiſt auf unfruchtbares Grübeln hingelenkt, das in keiner Verbindung mit unſerm Glük iſt. Ja, weiſer Alter, es iſt ein Socrates nöthig, der die Weltweisheit aus den ſteilen Höhen der übergeiſtigen Begriffe, in die ſchönen Thäler der beſtimmten Deutlichkeit herabziehe, der den Nebel um ſie her zerſtreue, und ſie in

ihre

ihrer holden Gestalt für aller Augen erkennbar mache.

Der Greis begann während dieser Worte gedankenvoll auf und nieder zu gehen, und sann lange nach. Endlich sprach er:

Du sagtest mir vorher, daß ich deine Zeiten geschildert habe; ich gebe dir jezt dies zurük: du hast die meinen geschildert. Eben so unfruchtbar, so spitzfindig und dunkel die jezige Weisheit seyn mag, eben so war sie es auch zu meiner Zeit. Ja die Lehrer derselben brüsteten sich mit unerträglichem Stolz, und flößten außerdem, worüber du doch nicht geklagt hast, der Jugend gefährliche Grundsäze ein, und verführten das Volk.

Höre nun meine Geschichte weiter. Ich öfnete endlich den Blik über diese falsche Weisheit, ich fühlte endlich voll Ueberzeugung, daß sie nicht zum Glük der Menschen, welches doch ihr einziges Ziel seyn sollte, abzwekte, und von diesem Augenblik an entschloß ich mich ernst und fest, ihr nach meinen Kräften entgegen zu arbeiten. Ich überdachte den Entwurf dazu, und fand, daß ich,

um

um wahre Weisheit zu üben, das Gegentheil von dem thun müsse, was die Weisen meiner Zeit thaten. Dies schien mir der einzige Weg zu seyn, die ausgeartete Weisheit näher mit dem Wohl der Menschheit zu verbinden.

Ich that es. Die Lehrer jener Weisheit traten prachtvoll einher, und ließen einen blendenden Glanz um sich schimmern, ich hüllte mich in die einfachsten Gewänder, und suchte nur den ersten nothwendigen Gebrauch derselben; sie trugen ihre Lehren an öffentlichen Orten mit großem Pomp vor, ich ging überall selbst unter meinen niedrigsten Mitbürgern umher, und suchte blos durch Unterredung sie und mich zu belehren; jene hüllten ihre Lehrsätze in einen Nebel von hochtönenden Worten und dunkeln Redeformen ein, ich suchte mit der möglichsten Deutlichkeit in Worten und Begriffen meine Meinung darzustellen; jene führten ihre Lehrlinge zu unnützen Grübeleien, und zu Erforschung eitler Dinge hin, ich suchte nur das zu ergründen, was unmittelbar der Menschheit zum Besten gereicht; jene hielten ihren Unterricht sehr theuer, ich gab ihn jedem um-

sonst, der ihn begehrte, und nahm von einigen Zöglingen nur so viel, daß ich die ersten Bedürfnisse des Lebens befriedigen konnte.

So handelte ich allem den Lehrern der falschen Weisheit entgegen, und obwohl die Zahl ihrer Anhänger groß war, so sammelten sich doch auch zu mir der Wißbegierigen manche, die Gefallen an der neuen, menschlicheren Lehre hatten.

Aber Euphrosin, ohne daß ich dirs erzähle, kannst du schon rathen, welche scheele Blikke jene falschen Lehrer der Weisheit auf mich warfen. Ja, von jezt an begannen von allen Seiten Verfolgungen über mich hereinzubrechen, und ich erhielt wiederum vollwichtige Gelegenheit unglüklich zu seyn.

Eine neue Aehnlichkeit, unterbrach ihn Euphrosin, mit unserer jetzigen Weisheit! Auch von ihr darf ich vielleicht mit Recht sagen, daß sie die anders Denkenden, die ihre Meinung laut sagen, hie und da etwas verfolgt, sie wenigstens hart angreift, und der Unwissenheit beschuldigt. Darum, guter Greis, solltest du künftig einen Anhänger dieser Lehre irgendwo fin-

finden, ſage ihm nicht, daß ich ſo ernſt gegen dieſelbe ſprach! Ich würde vielleicht die Folgen davon ſelbſt auf meinem einſamen Landſitz dort erfahren.

Der Greis lächelte. Fürchte nichts, Euphroſin, ſagte er; die Weisheit derer, mit welchen ich umgehe, iſt ſo weit von jener, welche du erwähnſt, entfernt, daß nie etwas davon zu uns erſchallt. Ueberdies weißt du ja, daß ich ſelber ein Feind von jeder Weisheit bin, die ſich in Dunkel hüllt; ich werde daher nicht zum Nachtheil eines meiner Genoſſen reden.

Höre jezt weiter, was ſich alles zu meinem Unglük vereinte. Meine Verfolger begnügten ſich nicht, gegen mich zu reden, und mich überall zu verläumden; es ſtand bald einer auf, der gegen mich ſchrieb, und mich im Angeſicht des ganzen Volks auf das bitterſte verhöhnte und anklagte. Meine Ruhe, meine Sicherheit gerieth in die größte Gefahr. Aber dies war noch lange nicht alles das Unglük, das ſich mir nahte. Auch in der häuslichen Stille ſollte es mir drohen. Ich hatte eine Gattin, die mit den fürchterlichſten Launen mich zu quälen ſuch-

te, hatte ungerathne Kinder. So fand ich Sturm von außen, und Sturm ſelbſt in dem Hafen, wo ich Ruhe und Erholung hätte finden ſollen.

Aber dies alles, Euphroſin, vermogte mich nicht unglüklich zu machen. Ich ſezte den Verfolgungen von außen das Gefühl meiner Unſchuld, dem Toben meiner Gattin Geduld und Sanftmuth, dem Ungehorſam meiner Kinder Güte und Glauben an die Vorſehung entgegen. So blieb ich unter allen Stürmen voll Seelenruhe, und mein Antlitz war ſtets ſo heiter, wie du es jezt ſiehſt. Lerne daraus, Euphroſin, wie viel der Menſch vermag, wenn er mit Ernſt gegen ſeine ungünſtigen Schikſale kämpft.

Ich lehrte unter allen Anfällen ruhig fort, was ich zum Wohl der Menſchen in der Weisheit erfunden hatte, und genoß die ſüße Zufriedenheit, daß der ausgeſtreute Same nicht auf ganz dürren Boden fiel.

Aber was war es denn eigentlich, was du lehrteſt? fragte Euphroſin.

Wenigſtens das Ganze meiner Lehre, entgegnete der Greis, kann ich dir jezt in Kurzem darſtellen. Bei einem ſteten Nachdenken über das Wohl meiner Mitmenſchen hatte ich endlich gefunden, daß nichts in der Welt mehr zu ihrem Glük beitragen könne, als die Tugend. Dieſe ſuchte ich alſo in der möglichſten Deutlichkeit, und in der anziehendſten Geſtalt darzuſtellen. Damit aber mein Unterricht um ſo faßlicher ſeyn möchte nahm ich nur zwei Grundtugenden an: die Mäßigkeit, und die Gerechtigkeit. Unter die erſte faßte ich alle Pflichten gegen uns ſelbſt, unter die zweite alle Pflichten gegen andere zuſammen. Ich ſprach aber nicht von öffentlichen Lehrſtühlen, ich hatte keinen Kreis von Zuhörern um mich her, die mir ſtundenlang zuhorchten, ich hielt blos vertrauliche Geſpräche, und ſuchte mehr die Gedanken anderer zu entwikkeln, als ſelbſt zu reden. Auch waren meiner Hauptſäze nur wenig, und für alle verſtändlich, welches jede Weisheit ſeyn muß, wenn ſie zum Heil der Menſchheit wirken ſoll. Die Mäßigkeit, ſagte ich, macht uns ſelbſt, die Gerechtigkeit an-

andere glüklich. Nur der Mäßige iſt ein wirklich freier Menſch, der Unmäßige wird von ſeinen Begierden zu Handlungen hingeriſſen, die gegen den Willen ſeiner Vernunft ſind. In Abſicht der Gerechtigkeit ſagte ich: wer am meiſten unglüklich macht iſt ſelbſt am meiſten unglüklich.

Dabei lehrte ich Unſterblichkeit der Seele, und ſuchte ſie mit allen möglichen Gründen zu vertheidigen, indem ich zugleich reinere Begriffe von der Gottheit zu verbreiten ſtrebte.

Alle dieſe Lehren ſcheinen die gewiß unſchuldig; aber meine Feinde brachten es doch endlich dahin, daß ich öffentlich angeklagt ward, wie ich die Religion meiner Väter ſtürzen wolle, wie ich die Jugend verführe, und verderbliche Grundſätze gegen den Staat verbreite.

Ich ward vor Gericht geführt, und da das Gefühl meiner Unſchuld mir nicht erlaubte, mich vor meinen Richtern zu demüthigen, ſo verurtheilte man mich zum Tode.

Vebe

Bebe nicht zurük, Euphroſin; wer an Unſterblichkeit glaubt, für den hat der Tod nichts Schrekliches. Ich ward in Feſſeln gelegt, und ins Gefängniß geführt, worin ich dreißig Tage verweilte.

Der Greis hob jezt die ſilberne Wage in die Höhe, und betrachtete ſie ſchweigend. Erfahre nun auch, Euphroſin, fuhr er dann fort, wohin dieſe Wage in meiner Hand deutet. Du wirſt dich erinnern, daß ich dir einſt die Lehre zur Glükſeligkeit gab, ſo oft du dich unglüklich fühlteſt deine ungünſtigen Schikſale mit den günſtigen zu vergleichen. Um mich beſtändig an dieſe wichtige Prüfung zu erinnern führte ich dieſe Wage mein ganzes Leben hindurch verborgen bei mir. Sie lehrte mich, ſo oft ich mißmüthig werden wollte, mein Glük und Unglük genau gegen einander abzuwiegen, und machte mich wieder heiter. Denn jenes hatte immer, auch in meinem Leben voll Unfällen, das Uebergewicht. Sie erinnerte mich zugleich durch ihr reines weißes Metall, welches indem ich es bei mir führte immer glänzender ward,

daß ich eben so rein und lauter mein Herz durch stetes Feilen erhalten müsse, wenn ich wirklich glücklich seyn wollte.

Diese Wage also ist nichts, Euphrosin, als ein Symbol von der innern richtigen Beurtheilung meines Zustandes, und zugleich eine Erinnerung an die Reinheit, die meine Seele haben müsse.

Sie begleitete mich selbst in das Gefängniß, und lehrte mich auch hier noch, glücklich zu seyn; denn der Glaube an Unsterblichkeit, und das Bewußtseyn meiner Unschuld legte ein großes Gewicht in die Schaale meines Glücks. Kurz vor meinem Tode redete ich noch mit meinen Freunden von der Fortdauer unserer Seele, und suchte sie durch die mächtigsten Gründe davon zu überzeugen. Dann trank ich voll Ruhe den Giftbecher ...

Um Gottes willen, wer bist du? rief voll Staunen Euphrosin; denn schon lange war die Ahndung von dem erhabensten menschlichen Wesen in ihm erwacht. Sie täuschte ihn nicht.

Ich bin Sokrates, sprach der Geist, und zugleich dein Schutzgeist. Dein redliches

Herz,

Herz, und das Forschen deines Geistes nach Wahrheit, verdiente, daß ich dir erschien, um dich von dem Irrwege, den du zum Glük betreten hattest, zurükzuführen. Nimm zugleich den letzten Beweis von Unsterblichkeit der Seele, den ich dir jüngst versprach.

Kaum hatte der Greis diese Worte vollendet, als sein Antlitz zu glänzen begann, als sein Körper aus einem irrdischen zu einem himmlischen ward, und Euphrosin in seinen Zügen das Bild eines seligen Sokrates erkannte.

Siehe, ich bin, rief der Verklärte, und du wirst auch seyn!

So rief er mit himmlischer Stimme, und verschwand. Nichts als ein leises wehendes Säuseln blieb von seinem Daseyn zurük.

Euphrosin sank voll Entzüken auf die Knie. Ueberschwenglich hast du an mir gethan, war alles, was er denken, was er rufen konnte. Dann erhob er sich, und eilte voll hoher Freude, wie ein Seliger, nach seinem einsamen Landsiz.

Die Trennung.

Welch Schreckenbild, welch eine Miſsgeſtalt
geht dort hervor, mit ſcharfgewehrtem Eiſen?
O, rettet mich vor ihrer Allgewalt!
O, Brüder, wagt's, das Schreckbild abzuweiſen.

*

Es kömmt, es kömmt! ich knie fruchtlos hin;
Iſt dir kein Schmerz, ſind dir nicht Thränen theuer?
Rührt dich kein Flehn, kein hoffnungsloſer Sinn?
Was drohſt du mir, wer biſt du, Ungeheuer?

*

O weh! ich kenn' an der Verzweiflung Wuth,
an deinem Gram, an der verbleichten Wange,
an

am ſtummen Schmerz, und an der Thränenflut
des hohlen Aug's, Verderberin, dich lange.

*

Du biſt es, Trennung! ha! die dürre Hand
ſeh ich voll Grams das wilde Schwerdt bekleiden
um Lieb' und Freundſchaft, jedes heil'ge Band,
das Menſchen knüpft, allmächtig zu zerſchneiden.

*

Was hab ich dir, Verderberin, gethan?
was hab' ich denn als Jüngling ſchon verbrochen?
Warum ſeh' ich ſo oft dich gräßlich nahn?
Hab' ich vielleicht der Tugend Hohn geſprochen?

*

Hab' ich voll Liſt, mit räuberiſcher Hand,
Von Minna's Haupt der Unſchuld Kranz gerißen?

Ist Haß und Neid in meiner Brust entbrannt?
Belasten Trug und Frevel mein Gewissen.

Hab' ich die Treu', die Redlichkeit verkannt?
Ach, oder wenn mein Freund im Unglück meiner,
hab' ich mich kalt von ihm hinweggewandt,
nicht seinen Schmerz mit meinem Schmerz vereinet?

O, hab' ich dies, so wüthe, Rächerin!
O, wüthe fort, und lache meiner Schmerzen,
und reiß hinweg, mit diamantnem Sinn,
das Theuerste aus meinem wunden Herzen.

Ich schaue lächelnd auf die Wunde hin,
und sehe sie verdient mit Gleichmuth bluten,
und fühle den verzweiflungsvollen Sinn,
erfülle gern der Thränen heiße Fluthen.

Ach,

•

Ach, aber wenn, bei schwacher Kraft, mein Herz
sich vor dem Kampf zum Guten nimmer scheute,
wenn ich das Unrecht bald mit bitterm Schmerz,
und, konnt' ich es, bald mit Ersatz bereute.

•

Was drohst du armen mich, o Rächerin!
so gräßlich auf? Was zuckt dein blinkend Eisen
so furchtbar oft auf meinen Busen hin?
Hast du auf mich nur Vollmacht aufzuweisen.

•

Und hätt' ich mehr als jene Thaten all
in meines Lebens Frühling schon verbrochen,
so hätte doch für meinen frühen Fall
dein Mund zu hart das Urtheil ausgesprochen.

•

Ach, alle Leiden, die des Dichters Hand
dies heilige, dies ewig feste Siegel
mir gab, daß du tyrannisch mir entwandt
und über sie zuckst schon den [illegible].

*

Oft hing ich fest an einem treuen Freund;
Du aber schlugst in unsre Brust die Klauen,
und rissest ihn, mit heißem Schmerz beweint,
bald in das Grab, bald hin zu fernen Auen.

*

Einst wohnte Lieb' in meiner heißen Brust,
um Minna's Herz vertauscht ich eine Krone;
du nahmst sie mir mit schadenfroher Lust
und führtest sie zu einer fremden Zone.

*

Bald nimmst du auch, ich seh' dein Schreckenbild
von weitem schon, die traulichen Gespielen
der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

*

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint,
ein Hauch wird ihn, wie herbstlich Laub verwehen;
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
ich habe sie selbst zahllos fließen sehen.

O,

*

O, muſteſt du, bei ſo viel andrer Pein,
der Erde Leben! auch die Trennung haben,
ſo laß uns härter, laß uns fühllos ſeyn,
ſonſt wird ihr Schmerz das Grab uns früher
graben.

*

Zu theuer wird der Freundſchaft Hochgefühl
von uns erkauft, uns armen Erdenſöhnen:
die Trennung ſteht, voll Schadenfreud', am
Ziel,
und wird das Band der treuſten Freundſchaft
höhnen.

*

So höhn' uns dann, nimm die Geliebten
hin;
und wenn die Thrän' auch unverſiegbar quölle:
kurz iſt dein Reich, einſt weiſt man, Wütherin!
mit anderm Weh, auf ewig dich zur Hölle!

Apologie des Liedes: Nun ruhen alle Wälder u. s. w.

Es war Friedrich II. der einst in einem Anfall von spöttelnder Laune den oben genannten Gesang ein abgeschmacktes Lied nannte. Dieser Ausspruch ist ihm seitdem von allen nachgesprochen, und wenn man einen ungereimten Gesang nennen will, so hat das Lied: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. immer den Namen. Ob aber Friedrich, der ein großer Mensch, ein großer Feldherr, ein großer Staatsmann und Mensch war, auch ein großer Beurtheiler von Volksliedern genannt werden darf, diese Frage ist wenigstens noch nicht entschieden. So viel ist gewiß, daß es in den gewöhnlichen Gesangbüchern unendlich abgeschmacktere und geistlosere Lieder giebt, und daß man Unrecht thut, wenn man jenes vorzugsweise so nennt. Ja vielleicht läßt sich beweisen, daß dies Lied

nicht

nicht nur nicht abgeschmackt ist, sondern für den gemeinen Haufen, etwas Erhebendes und Andachterweckendes hat. Der Versuch dieses Beweises wird wenigstens nichts Gefährliches für die Sache der aufgeklärten Religion enthalten.

Der Dichter des erwähnten Liedes Paul Gerhard, Archidiaconus zu Lübben in der Lausitz, scheint seinen Stoff aus dem vierten Buch der Aeneide von V. 522 bis 529 hergenommen zu haben. Dort findet man folgende Worte:

Nox erat, et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, sylvaeque et saeva quierant
Aequora: cum medio volvuntur sidera lapsu,
Cum tacet omnis ager, pecudes, pictaeque volucres,
Quaeque lacus late liquidos, quaeque aspera dumis
Rura tenent, somno positae, sub nocte silenti
Lenibant curas, et corda oblita laborum.
At non infelix animi Phoenissa etc.

„Es war Nacht, und der Sterblichen müde Gebein' auf der Erde
Schlummerten ruhigen Schlaf, die Wälder schwiegen, die Meere
Wogten nicht mehr. Indeß durchwandeln des Himmels Gewölbe
Sinkende Stern'; es verstummt die Flur, die Heerd', und der Vögel
Farbige Schaar. Was der Seen flüssige, weite Kristalle,
Was der Gefilde dornigte Büsche bewohnt, verstummet.
Von der schwirrenden Nacht gemildert schlummern die Sorgen,
Und des Kummers süße Vergessenheit strömt in die Herzen.
Aber Dido, die Trauernde, wacht u. s. w.

Virgil hatte den Zweck, sieht man, eine dichterische Beschreibung der Nacht zu liefern, in der die ganze Natur ruht, nur die unglükliche Dido nicht. Einen ähnlichen Zweck hat Paul Gerhard. Seine Dido ist der Betende, und er fügt zu der dichterischen Schilderung noch andachtsvolle Betrachtungen hinzu,

zu, wodurch eigentlich ſein Geſang ſich zu einem geiſtlichen Liede bildet.

Wir wollen die Strophen deſſelben nach einander durchgehen, ob ſich denn wirklich ſo viel Abgeſchmacktes darinn entdekken läßt. Der Dichter fängt ſo an:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menſchen, Städt' und Felder,
Es ſchläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr ſollt beginnen,
Was meinem Schöpfer wohlgefällt!

In den erſten beiden Zeilen dieſes Verſes kann nichts Anſtößiges liegen, denn Virgil ſagt wörtlich daſſelbe: Sylvae quierant; tacet omnis ager et pecudes, und ihm hat man dieſe Beſchreibung noch nie als ungereimt angerechnet. Auch gründet ſie ſich auf Erſcheinungen in der Natur. Sehr oft, wenn der Wind am Tage gewütet hat, legt er ſich am Abend, die Wälder, die vorher in ungeſtümer Bewegung waren, rauſchen nicht mehr, und ſtehen ruhig da. Die Felder wer-

den ebenfalls nicht mehr bearbeitet, und liegen unbeweglich. Menſchen und Thiere eilen hinweg von den Fluren und begeben ſich zur Ruhe. Alles wird ſtill umher. Alſo dies iſt ganz richtig. „Aber die dritte Zeile: es ſchläft die ganze Welt! Als wenn überall Nacht wäre, wenn bei uns Nacht iſt! Und geſetzt auch, als wenn dann auch alle Menſchen ſchlafen müßten! das iſt doch abgeſchmackt!“

Und warum denn? Schrieb Paul Gerhard für Menſchen, die es wiſſen, daß wir Gegenfüßler haben, und daß es in Amerika Morgen wird, wenn bei uns die Nacht kömmt? Und geſetzt auch er ſchrieb für ſie; wo hat man je einem Dichter die Erlaubniß verſagt, das Ganze für den Theil zu ſetzen? Dieſe Freiheit geſtattet man ja den ältern und neuern Poeten; warum Paul Gerhard nicht? Virgil ſagt ſelbſt ſehr im Allgemeinen: Corpora per terras carpebant ſessa soporem: und wenn er nicht per omnes terras ſagt, ſo geſchah es gewiß nicht aus Furcht, ungereimt dadurch zu erſcheinen.

Wenn

Wenn wir alſo nicht die mathematiſche Beſchaffenheit der Erde aus dem Liede: Nun ruhen alle Wälder u. ſ. w. ſollen kennen lernen, was hatte der Dichter denn für einen andern Zweck? Man ſieht es aus den drei lezten Zeilen des obigen Verſes. Er ſtellt einen Betenden auf, der die ganze Natur rings umher in Ruhe verſunken, und ſich allein nur noch wachend denkt, um Gott durch ſeine einſame Andacht, wie durch ein Opfer, zu gefallen. Und der Gedanke: alles ruht um mich her, ich allein bete noch zu meinem Schöpfer, hat gewiß etwas Erhebendes und ſehr Einnehmendes.

Der erſte Vers alſo hält ſich. Wir wollen den zweiten hören:

Wo biſt du Sonne blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin! ein' andre Sonne,
Mein Jeſus meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen ſcheint.

Der Gedanke in dieſem Verſe heißt, wenn er von ſeiner dichteriſchen Einkleidung

entblößt wird, ohngefähr so: die irrdiſche Sonne iſt untergegangen, aber in meinem Herzen erwacht ein neues Licht, der Gedanke an Jeſus. Der Betende tröſtet ſich beim Eintreten der Finſterniß, daß es in ſeinem Herzen ſo hell iſt, daß er auch bei der hereinbrechenden Nacht ſo freudig ſeine Seele zur Andacht erheben kann. Hat dieſer Gedanke etwas Sinnloſes? Hat er nicht vielmehr etwas Gefallendes?

„Aber die Nacht des Tages Feind!“ Warum nicht? Zwei Weſen, die ſich ſo einander entgegenſtehen, die ſich ſo wechſelsweiſe vertreiben, darf der Dichter ſehr gut Feinde nennen.

Alſo weiter:

Der Tag iſt nun vergangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelsſaal;
So werd' ich auch einſt ſtehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus dieſem Jammerthal.

Dem Anfange dieſes Verſes wird man einige dichteriſche Schönheiten und einigen

Wohl-

Wohlklang nicht absprechen; aber die nachher folgende Vergleichung hat grössere Vorzüge, und ist hier sehr passend angebracht. Der Glaube an das Daseyn Gottes und an Unsterblichkeit der Seele pflegt nie stärker in uns zu erwachen, als beim Anblik des gestirnten Himmels. Bei Beschreibung desselben weist also der Dichter auf jenen Glauben hin, und erinnert uns durch ein Gleichniß an unsere künftige Fortdauer. So wie nach dem Licht der Sonne die Sterne erscheinen, spricht er, so werde auch ich, wenn ich nach dem Tage des Lebens in die Nacht des Todes übergegangen bin, dort wieder erscheinen, und hell glänzen.

Wer will diesen Vergleich tadeln, wer will ihn abgeschmackt nennen? Wenn Homer ihn gemacht hätte, so fände er gewiß unendlich mehr Bewunderer, als das unschuldige Lied jezt Spötter und Verächter findet.

Aber weiter!

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt Kleider ab, und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;

Die zieh ich aus, dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr und Herrlichkeit.

Der Verfasser weiß es, wie wichtig uns der Gedanke an eine künftige Fortdauer sei; er berührt also diesen Punct noch einmal, und erläutert ihn durch ein neues Gleichniß. So wie wir am Abend des Tages, spricht er, die Kleider und Schuhe ablegen, so ziehen wir am Abend des Lebens die Sterblichkeit und unsern ganzen Körper aus, und erhalten dagegen einen neuen, schönern.

Klopstok sagt von einer eben geschiedenen Seele:

— — — Sie schwebte dahin. Leichtfließendes Leben
Folgt ihr aus dem Leichname nach, und zog sich geschwinder
Als Gedanken um sie, und wurde zum schwebenden Leibe.

Hier finden wir dieselbe Vorstellung, die Gerhard fromm theologisch ausführt, erhabner und kühner dargestellt. Beide reden von einem

einem Körper, der uns künftig zu Theil werden wird.

„Aber das Ablegen der Schuhe, das ist doch unanständig zu erwähnen!“

Und so etwas wollte man einem Dichter aus dem vorigen Jahrhundert nicht vergeben? Man leſe doch die Dichter aus den vorigen Jahrtauſenden, man leſe doch Homer, wenn er vom Schlachten und Ausnehmen der Schweine redet, oder wenn er den Schlaf Polyphems beſchreibt u. ſ. w., und man wird gewiß mit Paul Gerhard zufriedner werden.

Wir gehen weiter:

Das Haupt, die Füß', und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen ſei;
Herz freu dich, du ſollſt werden
Vom Elend dieſer Erden,
Und von der Sünden Arbeit frei.

Zweimal hat der Dichter oben durch eine Vergleichung den Glauben an Unſterblichkeit zu ſtärken geſucht, und nun erſt wagt er es, an den Tod zu erinnern; aber immer noch mit einer tröſtenden Wendung. Er ſtellt ihn

blos, als ein Ausruhen nach der Arbeit, als eine Befreiung von der Sünde und dem Elende des Lebens vor. Wo iſt aber ein Menſch, dem nicht irgend etwas drükt, wovon er frei zu ſeyn wünſcht.

Bei dieſem Verſe ſieht man zugleich, daß das Lied für den arbeitenden Theil der Menſchen geſchrieben iſt, der ſich am Abend von der Laſt des Tages erholt, und nach Ruhe ſehnt. Dieſer aber iſt warlich nicht ſo kritiſch, um das Veraltete und einige Härten der Poeſie zu fühlen. Er ſucht Erbauung und auf ſeinen individuellen Zuſtand paſſende Gedanken, und dieſe findet er hier.

Nun geht ihr matten Glieder,
Geht hin, und legt euch nieder!
Der Betten ihr begehrt.
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

Hier iſt die zweite Erinnerung an den Tod, an dieſen für uns ſo wichtigen Zeitpunkt. Sie iſt ſtärker und unverſtekter, wie die im vorigen Verſe, denn nun iſt der Be-

tende

tende ſchon mehr vorbereitet, und erträgt eine naktere Darſtellung. Hier wird des Verſcharrens in der Erde mit erwähnt, aber immer noch unter dem Bilde der Ruhe, das beim Schlafengehen ſo willkommen iſt.

Bis hieher, wird man bemerken, enthalten die lezten Zeilen aller obigen Verſe Vergleichungen, oder einen Gegenſatz, der meiſtens paſſend, wenigſtens nicht erzwungen iſt, und dadurch erhält dies Lied vor vielen andern einen anziehenden Vorzug.

In den drei lezten Verſen hören dieſe Gegenſätze auf. Der Betende hat noch etwas anders auf ſeinem Herzen; er muß noch über ſeine nächtliche Sicherheit ſich beruhigen.

Mein' Augen ſtehn verdroſſen,
Wie bald ſind ſie geſchloſſen!
Wo bleibt dann Leib und Seel?
Nimm ſie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden
Du Aug' und Wächter Iſrael.

Der nakte Gedanke in dieſem Verſe iſt: Bald bin ich durch den Schlaf an Leib und Seel wie vernichtet, und kann mich ſelbſt nicht

nicht schützen; schütze du mich dann, du Wächter der ganzen Gemeine.

Der Dichter kömmt hier von den entfernteren Dingen, welchen die öftere Betrachtung des Christen erfodern, auf die nähern, auf den eigentlichen Zwek des Liedes, nemlich: Bitte um den Schutz Gottes in der Nachtzeit.

Also auch hier findet sich noch nichts Abgeschmaktes? Denn, daß der Dichter den Gedanken: meine Augen sind ermüdet, etwas veraltet ausdrükt, das wird man ihm doch nicht so hoch anrechnen; wir müssen weit anstößigere Sachen beim öffentlichen Gottesdienste singen, wozu dies Lied doch nicht bestimmt ist.

Wo wird denn endlich das Ungereimte des Liedes seyn? Es müßte in den beiden lezten Versen kommen. Wir wollen sie hören:

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,

Er

So laß die Engel ſingen:
Dies Kind ſoll unverletzet ſeyn!

Dieſer Vers ſcheint ſpielend und ſeicht; aber die Ausdrükke darin ſind bibliſch und rechtfertigen ihn. Math. 23, v. 37. und an mehrern Orten findet man die Worte: „Wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne verſammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt.“ Das Verſchlingen des Satans iſt ebenfalls ein Ausdruk, dem mehrere Stellen in der Bibel das Bürgerrecht geben. Auch denkt ſich ſelbſt der Ungebildete nichts anders dabei, als etwas Böſes, das ihm jener gefallene Geiſt zufügen könnte. Demohngeachtet beleidigt dieſer Vers das Gefühl durch ſeine kindiſche Sprache, und man wünſcht ihn hinweg. Aber um ſeinetwillen das ganze Lied zu verwerfen, das würde wieder unbillig ſeyn. Der lezte Vers iſt um ſo zwekmäßiger:

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß euch ruhig ſchlafen,

Und ſtell euch goldne Waffen
Ums Bett, und ſeiner Engel Schaar.

Hier wird der Betende von ſeinem Wohl auf das Wohl anderer geführt, und das ſehr billig, ſelbſt ſehr zu ſeinem Vortheil. Es hat etwas Erfreuliches für diejenigen, die uns theuer ſind, zu beten, und ſie dem Schutz Gottes zu empfehlen. Man beweiſt ihnen dadurch gleichſam im ſtillen ſeine Liebe, und jemandem ſeine Liebe beweiſen iſt eine ſüße Empfindung, die zugleich das Herz beſſert. Die goldnen Waffen aber wird hoffentlich niemand anſtößig finden, denn ſelber Milton ſchreibt den Engeln Waffen zu:

„Helliſchtönend von Juwelen und von Gold"

Und noch keiner hat dieſen Dichter darüber lächerlich gemacht.

So wäre denn in dem angefochtnen Liede nichts Abgeſchmaktes; ſo wäre denn nur ein einziger Vers darin, den man verändert wünſchte? Aber ich glaube, man darf noch weiter gehen. Das Lied iſt nicht nur nicht abgeſchmakt, es iſt vielmehr ſehr paſſend und erbaulich für eine große Klaſſe von Menſchen;

ſchen; es hat gerade das Maaß von dichteriſchem Schmuk und einleuchtender Darſtellung, die dem Ungebildeten gefällt.

Wenn Friedrich II. alſo in Staatsſachen urtheilt, wenn er über Krieg und Frieden, über eine Dispoſition in der Schlacht u. ſ. w. ſpricht, ſo wollen wir ihm wie einem Orakel horchen; aber nicht ſo in der deutſchen Sprache, nicht ſo bei theologiſchen Dingen. Daß er hierin irren kann, wird ſchon aus dem kleinen Umſtande klar, daß es ſich erweiſen läßt, Virgil ſelbſt habe wenigſtens den Anfang des Liedes: Nun ruhen alle Wälder u. ſ. w. gemacht.

Ueber Bestimmung des Menschen, Wildheit und Kultur.

Wenn man in Stunden des Nachdenkens in der Welt umherschaut, und über die verschiedenen Stuffen der Kultur und Vollkommenheit, worauf die Menschheit steht, nachsinnt, wenn man dabei fragt: auf welcher sollte sie stehen, auf welcher würde sie am glüklichsten seyn? so geräth man in ein Labyrinth, in welchem man sich vergebens nach dem wohlthätigen Faden Ariadnens sehnt.

Der Mensch ist hier auf die Erde gesezt, wie ein Baum, der stark und frisch in seiner natürlichen Gestalt fortwachsen, aus dem man aber auch einen schönen vatikanischen Apoll schnizen kann. Soll er Baum bleiben

oder

oder Apoll werden; wann iſt er am glüklichſten? Wer löſt uns dies große Räthſel?

Auf beiden Seiten ſtoßen wir auf Unbequemlichkeiten, die ſich mit der Beſtimmung des Menſchen nicht vertragen, und die uns noch tiefer in das Labyrinth hineinführen. Der Wilde (denn wir müſſen einen Naturmenſchen nehmen, wie er wirklich vorhanden iſt; der idealiſche Naturmenſch exiſtirt nur in Büchern) der Wilde lebt mit ſeiner Familie in einer Hütte, die er mit eigner Hand erbaute, iſt Zimmermann, Baumeiſter, Töpfer, Kürſchner alles zugleich; er ernährt ſich entweder von ſeinem Vieh, das um ſein ambulatoriſches Zelt her weidet, oder er gehet des Morgens auf die Jagd, und hohlt Nahrung für den übrigen Tag. Dabei iſt er ſtark, geſund und heitern Muthes. Geiſtesbedürfniſſe kennt er nicht. Er hört keine Oper vom Ritter Gluck, keine Schauſpiele von Shakespear, kein Konzert von vierhundert gleichrauſchenden Inſtrumenten, aber er ſehnt

ſich

ſich auch nach alle dem nicht, und bringt ſeinen Nachmittag und Abend am kniſternden Feuer oder auf einer Thierhaut in ruhiger Unthätigkeit zu. Wer keinen Kapwein und keine indiſche Vogelneſter kennt, ſchläft ganz ruhig, ohne ſich am Abend davon geſättigt zu haben. Sage dem Wilden: Elender! du jammerſt mich bei deiner armſeligen Milch an deinem Kohlenfeuer! Sieh mich an! Ich ſpeiſe heute Abend an einer Tafel die mit Gerichten aus allen vier Welttheilen beſezt iſt; mein Monarch winkt mir dabei freundlich zu; ich wiege mich dann in wollüſtigem Tanz am Arm einer Göttin, und ſchlafe auf ſeidenem Pfühl, um Kraft zu neuen Vergnügungen zu ſchöpfen. Er wird dich anlächeln, wird nicht begreifen können, warum du ihn elend nennſt; denn ihm hat ſeine Milch ganz vortreflich geſchmeckt, und er wird ebenfalls unbeſchreiblich ſüß darnach ſchlafen. So leicht läße ſich der Wilde nicht unglüklich machen. Er kennt keine ruhetödtende Ehrſucht, keinen Gram des verkannten Verdienſtes, keine quälende Furcht, vor der Welt zu

Schan-

Schanden zu werden; ihn macht kein ungnädiger Blick ſeines Monarchen, ſeines Miniſters, oder ſeines Vorgeſezten, unglüklich; er hat keine ſchlafloſe Nacht, wenn man ihm in dieſer Geſellſchaft den Wiz und in jener den Verſtand abgeſprochen hat; er ringt nicht verzweifelnd die Hände, wenn ſein Projekt, an dem Schweißtropfen von vielen Monathen hängen, verächtlich verworfen wird; kurz, er hat nicht die tauſend offenen Zugänge, wodurch er unglüklich gemacht werden kann, wie der kultivirte Menſch. Er iſt unverwundbar am ganzen Leibe, wie Achilles; nur an der Ferſe iſt eine ſchwache Stelle, und ſo ein Fleck wird ſelten getroffen. Nimm ihm ſein Weib, ſein Vieh, ſein Zelt; erſt dann iſt er unglüklich. Der kultivirte Menſch hingegen jagt ſich oft mitten im Schooße des Ueberfluſſes und der Hoheit eine Kugel durch den Kopf. Er kennt deine feinen, raffinirten Freuden nicht, aber er beſizt ein gewiſſes negatives Glük: er iſt nicht unglüklich. Unbeſchreiblich viel für ein Geſchöpf von dem Rouſſeau ſagt: souffrir et la premiere chose qu'il

doit apprendre, et celle qu'il aura le plus grand besoin de savoir. *)

So weit alles ganz vortreflich bei dem Wilden, ganz seiner Bestimmung gemäß! nun wollen wir ihn aber auch von einer andern Seite betrachten. Sein Geist ist in seinem starken und gesunden Körper äußerst klein und schwach. Er ist ein Kind am Verstande, und fast eben so hülflos. Der boshafte Affe deckt in der Nacht seine ärmliche Hütte ab, und giebt ihn allen Ungemächlichkeiten des Wetters preis, ohne daß er sich gegen seine Angriffe schützen kann. Dabei ist er rachgierig und blutdürstig, und martert den gefangenen Feind unter der gräßlichsten Pein zu Tode. Sein Gott ist ein Popanz, eine Schlange, ein alter Mann, der auf einem Berge wohnt, und zu dem er nach dem Tode hinkömmt, wenn er viel Feinde erlegt hat. Er kennt nicht die edelsten Freuden des Lebens;

*) Das erste was der Mensch lernen soll, ist: Leiden zu ertragen; und das ist es auch, was er am meisten zu wissen nöthig haben wird.

bens; er kennt nicht den Planeten auf dem er wohnt, und iſt unfähig ſeine herrlichſten Geſchenke zu genießen; er krümmt ſich in ſeiner Enge, wie ein Wurm, der auf einem ſchönen Fruchtbaum wohnt, und nur an ſeinen Blättern nagt. Nehmt ihm noch ein klein wenig von ſeinen geiſtigen Vollkommenheiten, und er iſt ein abſcheulicher Affe, der in den Wäldern wohnt, und auf vier Füßen herumläuft. Ein kleiner Schritt iſt zwiſchen ihm und dem Pavian.

Iſt dies die Beſtimmung des Menſchen? Iſt dies die Stuffe der Vollkommenheit auf der er ſtehen ſoll? Unmöglich, unmöglich! In dem Thier ſollte die Kraft wohnen ein Halbgott zu werden, und es ſollte Thier bleiben? Welch ein Widerſpruch! Kommt, laßt uns ihn auf einer andern Stuffe ſuchen!

Tritt alſo hervor, ſchön geſchnitzter Apoll, feiner Mann der Welt, Zögling der höchſten Kultur! Lehre uns, ob dieſe hohe Stuffe deiner Bildung die wahre ſei, worauf die Menſchheit ſtehen ſoll; aber täuſche uns nicht durch eine blendende Oberfläche, gieb uns

Wahrheit! Dein äuſseres Glük iſt herrlich und groß! Mit Ehrfurcht nahen wir uns deinem Pallaſt, in dem Schönheit und Bequemlichkeit in gleichem Maas verbreitet ſind; du aber ſelbſt biſt die höchſte Zierde darin. Das Ebenmaas deines Körpers wird durch ein reizendes Gewand unbeſchreiblich erhöhet; dein wohlgeformtes Haar entwikkelt neue Schönheiten in deinem Geſicht. Dein Geiſt aber iſt noch weit vollkommner. Er überſchaut mit hellem Blick die Schönheiten der Natur, die Einrichtung des Weltgebäudes, empfindet die ſanften Freuden des Lebens, der Wohlthätigkeit, der Freundſchaft, der Liebe in vollem Maaß. O Zögling der Kultur, wie ſchön biſt du am Körper und Geiſt! Und dieſer ſchöne Sterbliche wird ſeinem Werthe gemäs behandelt. Er ruht auf ſeidenen Polſtern, ißt die feinſten, die ſchmackhafteſten Speiſen, trinkt die ſüßeſten und reizendſten Getränke, arbeitet nur mit dieſem hellen, weitumfaſſenden Geiſt, und ſein ſchöner Körperbau wird ohne Gefahr und Ermüdung auf weichen Sitzen von einem Ort zum andern bewegt.

Das

Das heißt leben, und das Leben genießen! Aber, wenn unſer Blick uns nicht täuſcht, ſo iſt deine Wange bleich und dein Auge ohne Lebenskraft. Woher dieſe Bläſſe, dieſe ſichtbare Schwäche bei einem ſo herrlichen Leben? O traurige, o ſchreckliche Erfahrung! Eben dies herrliche Leben trinkt die beſten Kräfte deines Körpers, eben dieſe weichen Polſter machen ihn ſchwach und elend, eben dieſe lieblichen Speiſen ſind ein unmerklicher Gift, die ihm tauſend Krankheiten und Schmerzen verurſachen, eben dieſe reizenden Getränke ſtumpfen ihn gräßlich ab, eben dies helle, tiefe Denken des Geiſtes ermattet ihn, raubt ihm die Heiterkeit und reibt den Körper auf; kurz, ſeine ganze hohe Verfeinerung macht dem Elende Thür und Thor auf, um von tauſend verſchiedenen Seiten bei ihm einzuziehn. Du haſt einen Handel gemacht, du haſt ſeidne Polſter, eine herrliche Mahlzeit, eine ſüße Behaglichkeit, um Stärke des Körpers und Geſundheit erkauft; du haſt für einen tiefforſchenden, feinempfindenden Geiſt, Heiterkeit und Ruhe des Herzens gegeben. Un-

glüklicher! du bist schrekliche übervortheilt! Thue den Kauf zurük, wenn du kannst! Du hast für einen glänzenden Schein wahres Glük gegeben! Dein Tausch wird ein siechtes Leben und einen frühen Tod dir bereiten.

Sollte dies die Bestimmung des Menschen, sollte dies die wahre Stuffe des Glüks und der Vollkommenheit seyn, auf der er stehen soll? Soll er die edelsten Güter des Menschen: Stärke, Gesundheit und Heiterkeit für seine Kultur vertauschen? Unmöglich! unmöglich!

Unmöglich riefen wir schon einmal, als wir das geistige Elend des Wilden sahen; so rufen wir auch jezt beim Anblik des körperlichen und geistigen Elends des kultivirten Menschen. Eine schrekliche Wahl bleibt uns nur: Vollkommenheit des Körpers oder des Geistes

Wonach sollen wir greifen? Tausende höre ich hier schreien: nach Vollkommenheit des Geistes! Aber was ist ein hochgebildeter Geist in einem elenden und geschwächten Körper? Ueberall Widerspruch! Der Mensch ist zum Denken bestimmt, und wenn er diese Bestimmung

mung recht eigentlich erfüllt, so reibt er sich selbst auf. Die herrlichsten und lieblichsten Speisen sind für ihn da, und wenn er sich recht an ihrem Genusse laben will, so schwächen sie sein Wesen und vergiften seine Kräfte. Die Liebe ist sein feurigstes, sein mächtigstes Gefühl, das ihm die Erde zum Himmel machen könnte; und wenn er diesen Trieb recht wie es dürstet befriedigt, so raubt er ihm die Lebenskraft, und begräbt ihn vor der Zeit.

Armer Sterblicher, du bist hier auf die Erde hingestoßen, wo nirgend ein behaglicher Ort für dich ist! Wenn du auf dieser Seite wohl ruhest, so wird die andere von Dornen zerrißt; wenn du den Geist zur Vollkommenheit bildest, so zertrümmerst du unmerklich deinen Körper. Unseliges Loos der Menschheit! Was soll der arme Sterbliche thun? Soll er gedankenlos hinter seinem Vieh hergehen und heitern Geistes seyn, oder die Entfernungen der Sterne berechnen, und voll schwarzer Melancholie die Hände ringen? Soll er in seiner Hütte von gedörrten Fischen leben, und stark seyn wie ein Riese, oder in

Wien nach der Mahlzeit ein Vomitiv nehmen, um von neuem essen zu können, und dabei an Koliken sterben?

Hier höre ich wieder unbeschreiblich viele Stimmen schreien: keins von beiden, die Mittelstraße! Das klingt schön; aber giebt es eine Mittelstraße in der Kultur? Bleibt der Mensch auf irgend einer Stuffe derselben stehen? Der Naturmensch allein bleibt was er ist; der Beduine in Arabien ist noch jetzt was er vor Jahrtausenden zu den Zeiten Ismaels war. Wenn er aber nur auf der ersten Stuffe der feinern Kultur steht, so steigt er ins Unendliche fort, ohne sich um die Mittelstraße zu bekümmern. Die Römer waren vielleicht zu der Zeit, als ihre Feldherrn in Friedenszeiten hinter dem Pflug hergiengen, auf einer mittlern Stuffe der Kultur; aber blieben sie es? Blieb es irgend ein Volk in der Welt? Der Staatsbürger, der zu Heinrichs IV. Zeiten seine Henne im Topf hatte, wird bald einen Truthahn haben wollen, und aus diesem Truthahn wird endlich ein Fasan werden. So steigt der Mensch von Nothdurft

durft zur Bequemlichkeit, von Bequemlichkeit zu Luxus; und bei jedem Schritt ſprießt neues Elend unter ſeinem Fuß hervor.

Wohin ſoll alſo der arme Sterbliche ſich wenden? In jede Form hier auf der Erde paßt er nur halb, in keine ganz. In dieſer wird ſein Körper zerdrükt, in jener ſein Geiſt. Armes verwaiſtes Geſchöpf, ohne bleibende Städte, ohne Vaterland! Jedes Thier iſt auf der Erde an ſeinem Ort; Der Menſch, das vorzüglichſte Thier, nicht. In welches Labyrinth führt uns dies? Wo finden wir uns heraus? Wo iſt ein leitender Faden? Giebt es einen leitenden Faden? Es giebt einen, er heißt: Unſterblichkeit.

O das lindert, das tröſtet, das führt hinaus aus dem ſchrekklichen Labyrinth. Die Formen, worein wir paßen, werden nicht hier gegoſſen, dort, dort ſind ſie. Hier iſt keine Endbeſtimmung, kein Ziel für den Menſchen; hier iſt Mittel, hier iſt Weg. Paßten wir ganz in die Formen hier auf der Erde, wer würde ſterben wollen?

Der

Der Gedanke, daß wir einmal diese herrliche Lage, woran wir sogar nichts auszusetzen hätten, verlassen müßten, würde uns von Jugend an quälen. Bestimmung des Menschen hier auf der Erde ist: sich vorzubereiten für jene Formen, die uns dort erwarten. Und dies können wir auf jeder Stuffe, als Hureme, und als feingebildeter Hofmann. Dorthin also soll der verwaiste Sterbliche schauen, wenn er im Erdenleben auf Widersprüche stößt, wo diese Widersprüche sich lösen. Da findet er einen Vater, und ein Vaterland. Der gute Krieger wird gern einige Stunden auf einem unbehaglichen Posten stehen, wohin ihn sein Feldherr gestellt hat, sollte er auch nicht grade wissen, wozu dies eigentlich nüzt; er wird dies um so eher thun, wenn er schon von weiten ein schönes Land sieht, wo er bald einrükken, und in Ruhe und Ueberfluß leben wird.

Aber auch das ewige, gedankenlose Hinschauen nach jenem Lande, wenn wir nun einmahl in diesem sind, wäre schwach. Sogar die Magd lacht über den alten Weltweisen,

ſen, der unverwandt nach den Sternen ſchaut, und darüber auf der Erde in eine Grube fällt.

Wir haben um uns her gar viel zu betrachten, das uns nüzt und frommt. Laßt uns ſo gut als möglich in die Form zu paſſen ſuchen, die uns die nächſte iſt. Vielleicht können wir mehr als halb, vielleicht zwei Drittheil darein gießen. Der iſt gewiß der vollkommenſte Menſch, der in die ihm angewieſene Form, er ſtehe auf welcher Stuffe er wolle, mit Leib und Seele am beſten hineingeht. Das iſt ein herrliches Augenmerk hier auf der Erde! Und der Menſch kann viel. Er kann ſelbſt auf der höchſten Stuffe der Kultur und des Luxus, wo beide in das Reich der Thorheit hinüber ſchwindeln, mit ihnen einen gewiſſen Reiz, eine gewiſſe Schönheit verbinden, die ſie verzeihlicher macht. Ein Beiſpiel davon mag dieſen Aufſatz, der ſeinen Gegenſtand nicht erſchöpft, der nur mageres Skelet iſt, und eine vollkommnere Hand verlangt, um ſeine ganze Stärke zu erreichen, beſchließen.

Man

Man erinnere ſich aber, das die folgende Anekdote ſich nicht auf die ganze Abhandlung beziehen, ſondern nur einen Beweis liefern ſoll, wie der Menſch ſelbſt auf der höchſten Stuffe der Kultur, wohin er am wenigſten zu gehören ſcheint, den Luxus erträglich machen kann.

Ein Dritte nöthigte eine Anzahl ſeiner Freunde auf ein Glas Punſch. Statt ſie in einen Saal zu führen, als ſie erſchienen, führte er ſie hinaus in ſeinen großen und prachtvollen Garten. Hier finden ſie unter dem Schatten verſchlungener Bäume ein großes Marmorbekken, das ſtatt des Quellwaſſers bis an den Rand mit Punſch angefüllt iſt. In der Mitte dieſes köſtlichen Sees ſteht ein ſilberner Kahn, worin ein reizender Knabe mit Flügeln, mit Köcher und Bogen, kurz wie Amor gekleidet, herumſchwimmt. Er trägt in der Hand, ſtatt des Ruders, einen goldenen Punſchlöffel. Mit dieſem fährt er rings bei den Gäſten herum, und füllt ihre Kriſtall-Becher, ſo oft ſie

ge-

geleert ſind, von neuem. So handelt der Dritte.

Der Perſer löſt Perlen in Weineſſig auf, und trinkt ſie. Der Römer läßt Schüſſeln von Pfauenzungen auf ſeine Tafeln tragen.

Wo iſt der Luxus reizender? Wo macht er der Kultur mehr Ehre?

Scenen

Scenen aus einem ungedruckten Schauspiele: Die Bildsäulen.

Der Schauplatz ist in Griechenland, in der Landschaft Elis.

Ersten Acts achter Auftritt.

Zimmer eines ländlichen Wirthshauses. Im Hintergrunde sitzen einige Albanier *) am Tische, und rauchen. Kingston, ein englischer Mylord geht auf und nieder, und hält ein Buch in der Hand. [illegible] sein Bedienter, steht am Tische und [illegible].

Kingston. Zu Menschen bin ich wiedergekommen, aber zu welchen? (Sieht das Buch an.) Hätte ich dich nicht, wie wäre ich so allein unter diesen Leuten! Du einziger Todter bist mir

mehr,

*) Griechische Landleute, die vom [illegible] her kommen, und jetzt in [illegible] Ackerbau und Viehzucht treiben.

mehr, als alle Erdenblumen um mich her. Aber o Pausanias, könntest du jezt die Erde wieder sehen, die du vor mehr denn einem Jahrtausend so schön beschriebst, was würdest du empfinden. Das Paradies ist, wie das erste Eden, zu einer Wüste geworden! Ich will es wenigstens in dir wiedersuchen. ([illegible] sich hin und her. Die Albanier, die vorher leise gesprochen haben, werden lauter, und man vernimmt auch folgendes Gespräch.)

Erster Albanier. Ich habe ihn schon mehr als einmal in der Nacht gesehen, aber neulich — hu! mir schaudert noch die Haut, wenn ich daran denke!

Zweiter Albanier. Nun, was denn? Erzähle doch.

Erster Albanier. Seht, ich hatte ein Rind von meiner Heerde verlohren. Das suchte ich noch bei Nachte. Da sah ich ihn auf einmal mit noch andern aus jenem Hause auf mich zukommen. Er war ganz weiß, die andern aber sahen schwarz aus. Vor Angst kroch ich in einen holen Baum. Wißt ihr, was ich da gesehen habe? Hu, hu! Mir

ist noch bange davor. Ein Grab machten sie, (singen und arbeiten, und deuten in die Höhe) und aus dem Grabe stieg ein Gespenst, mit dem haben sie sich die Hand gegeben, und es geküßt; ja ich schwör es euch, mit meinen Augen habe ich das gesehen. Was weiter vorgegangen ist weiß ich nicht, denn ich habe die Besinnung verlohren, und bin nieder gefallen. Aber wahr ist es gewiß und wahrhaftig, was ich erzähle!

Dritter Albanier. Er hat recht; ich habe dasselbe schon von weitem gesehen, aber ich bin davon gelaufen.

Vierter Albanier. Was wollt ihr sagen? Vor acht Wochen ohngefähr wars, da mußte ich in der Mitternacht an den See gehen zu den Fischern; da war er auch auf dem Felde mit seinen, Gott sey bey mir! (macht Kreuze vor sich) und auf einmal verwandelte er sich in ein Pferd, und die andern alle auch. Ich kann die drey Finger aufheben, daß es wahr ist! Ich habe sie selbst wiehern hören, und bin halb todt gewesen.

Die

Die Fiſcher ſprechen noch oft davon, wie ich ausgeſehen habe, als ich gelaufen kam.

Zweiter Albanier. Ja, mit dem Manne muß es eine beſondere Bewandniß haben. Des Nachts habe ich nichts von ihm geſehen, aber bey Tage iſt mir doch manches ſo wunderlich vorgekommen. Zum Beiſpiel, neulich war ich mit meinem großen Hunde in dem Holze nicht weit von ſeiner Wohnung. Ihr wißt, der Hund hat Courage und ficht ſeinen Mann; aber hier gieng es ihm denn doch ganz ſeltſam. Er war euch dahin gelaufen zu dem Gitterthor, das ihr kennt, vor dem Hauſe des Nachtwandlers; die Thür ſtand ein wenig auf, und der Hund lief in den Hof. Es war kein Menſch da, und die Hausthür dicht zu; aber das Geheul hättet ihr hören ſollen, das der Hund auf einmal anfieng; und wie er zu mir gelaufen kam, als wenn der böſe Feind hinter ihm wäre! Hört, er zitterte am ganzen Leibe; in meinem Leben habe ich ihn nicht ſo furchtſam geſehen.

(Macduf hat während des Gesprächs öftere Zeichen des Erstaunens von sich gegeben, hat die Hände zusammengeschlagen, ist zurückgetreten, hat Kreuze vor sich gemacht u. s. w. Kingson hat ruhig zugehört, steht jetzt auf, und winkt den zweiten Albanier zu sich. Die andern sind aufmerksam auf das, was vorgeht, und treten endlich auch hervor.)

Kingson. Sagt mir doch, lieber Freund, was ist denn das für ein Mann, von dem ihr da sprecht?

Zweiter Albanier. Nun lieber Herr, das ist ein ganz eigner Mann; wir nennen ihn so nach unserm einfältigen Verstande einen Hexenmeister.

Kingson. Wo ist er denn hergekommen, und wie heißt er?

Zweiter Albanier. Er heißt Angelion, aber wo er hergekommen ist, das wissen wir nicht: er ist schon lange hier, und hat eine Tochter, auch für gewöhnlich einen alten Mann bey sich.

Kingson. Wißt ihr weiter nichts von ihm?

Zweiter Albanier. Nicht viel mehr.

Am

Am Tage läßt er ſich faſt gar nicht ſehen, aber in der Nacht im Mondſchein geht er herum, und hat noch andere Perſonen bey ſich, von denen wir nicht wiſſen, wo ſie herkommen. Ich habe anfangs einmal mit ihm geſprochen, und er mag wohl ein ſehr kluger Mann ſeyn; aber ich denke mir, wer ſolche Gehülfen hat, wie er, der kann wohl klug ſeyn.

Kingſon. Wo wohnt er denn?

Zweiter Albanier. Gar nicht weit von hier. Er hat ſich da ein groß Stük wüſtes Land gekauft, und mitten darauf ein Haus gebaut, ein recht ſeltſames, zauberhaftes Haus.

Kingſon. Den Mann muß ich kennen lernen!

(Rachef und alle Albanier ſtoßen einen Schrei des Entſetzens aus.)

Kingſon. Warum wundert ihr euch Kinder? Wir müſſen doch erfahren, wer der Mann iſt.

Dritter Albanier. Mein lieber Herr dazu rathe ich Ihnen nicht. Sehen Sie, ich habe einen Bruder, der fürchtet ſich vor

dem Teufel nicht, der wollte das auch wissen; aber lieber Herr, es ist ihm nicht gut bekommen.

Kingson. Nun was ist ihm denn wiederfahren?

Dritter Albanier. Mein Bruder hat Muth, wie ein Löwe, der ist bey ihm gewesen; in seinem Hause nicht, aber in einer Höhle nicht weit vom Meer, wo er sich oft ganze Tage aufhält. Da sieht ihn mein Bruder hineingehen, und will doch gerne wissen, was er darin macht. Er faßt also Muth und geht ihm nach. Zuerst kömmt er in einen schmalen dunkeln Gang zwischen lauter Felsen. Er läßt sich nicht abschrekken, und geht vorwärts, der Gang wird etwas weiter und endlich merkt er von weitem Licht. Er geht darauf zu, und denken Sie sich, da sieht er den Hexenmeister unter lauter Geistern die rings um ihn herumstehen. Kaum hat er das einen Augenblik angesehen, da wirft ihn ein Donnerschlag zu Boden, und er ist wie todt. Als er wieder zu sich selbst kömmt, da liegt er vor der Höhle, und kann kaum

zu Hauſe gehen. Lieber Herr, mein Bruder iſt lange krank geweſen, und hat ſich noch nicht recht erholt. Die Leute hier können es bezeugen, daß alles wahr iſt, was ich ſage.

Die andern Albanier. Ja, Herr, es iſt alles wahr.

Dritter Albanier. Darum rathe ich Ihnen, bleiben Sie weg von dem Mann!

Kingſon. Laßt mich nur, ich werde mich ſchon in Acht nehmen. (Beiſeite) Den Mann muß ich kennen lernen! Die Menſchen ſind theuer in dieſem Lande, der Zauberer Angelion muß einer ſeyn, daß er ſo verſchrien iſt. (laut) Seht Kinder, ich habe ſchon lange gewünſcht, Geiſter zu ſehen; bey dieſer Gelegenheit könnte ich dazu gelangen. Iſt nicht einer unter euch, der mir den Weg zu ſeiner Wohnung zeigen will?

(Die Albanier ſehen ſich beſtürzt einander an. Macduf tritt zu Kingſon, und ſagt halb laute und vertraulich mit weinerlicher Stimme.)

Macduf. Beſter gnädiger Herr: ich bitte Sie um alles in der Welt, laſſen Sie ſich mit dem Hexenmeiſter nicht ein! Sie

wiſſen nicht, was es damit auf ſich hat! Ich habe es von meiner Großmutter; ja beſter Herr meine Großmutter hat es tauſendmal geſagt, ſolche Leute können ſich in einen Wolf verwandeln, das nennen ſie einen Wehrwolf, und denn zerreißen ſie alles; ſehen Sie, da iſt der Teufel mit im Spiel, der zwickt die Menſchen jämmerlich, ach das Gott erbarm, und zerpflükt ſie mit ſeinen Klauen, und hängt die Gedärme umher.

Kingſon. (mit ernſthafter Mine.) Ich werde dennoch hingehen, und du mußt mit mir!

Macduf. (in der größten Angſt und mit heulender Stimme) Ach um Gottes willen, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! Ich kann nicht, beſter gnädiger Herr, ich kann keinen Fuß rühren, ich habe das Podagra, ich habe die Gicht, ach, ich habe das Zipperlein. (hält ſich einen Fuß.

Kingſon. Du mußt dennoch mit, ich werde dich hintragen laſſen.

Macduf. (fällt auf die Knie) Jeſus, Maria, Joſeph, und alle Heiligen, und ihr eilftauſend Jungfrauen, ſteht mir bei, ſteht mir

in dieſer Todesangſt bei! Ich bin behext, ich bin todt, der Teufel hat mich in ſeinen Klauen; rettet, rettet mich! (Sinkt mit dem Kopf auf die Erde. Dann ſpringt er ſchnell wieder auf, läuft an den Tiſch, bringt eine Bürſte und bürſtet während der folgenden Worte den Rock und Hut ſeines Herrn.) Aber nein, das haben wir nicht zuſammen ausgemacht! Ich will Ihnen die Kleider ausbürſten, und die Stiefeln putzen, ich will Sie ſagen, und Sie ſollen mich duzen, will ſchniegeln und bügeln, mich laſſen zerprügeln, will rennen und laufen, und nie mich beſaufen; aber zu jedem Hexenmeiſter mitzugehen, das iſt meines Amts nicht, das werde ich wohl bleiben laſſen!

Kingſon. (lächelnd) Nun Macduf, gieb dich nur zufrieden. Ich wollte nur deinen Muth erforſchen, weil du vorher ſo tapfer gegen die Hirſche geweſen biſt. Ich dachte, du würdeſt dich vor Geiſtern auch nicht fürchten. Aber wenn du nicht mit mir willſt, ſo bleibe immerhin hier; ich werde allein gehen.

Macduf. (betſtmt) Ah, ich athme wieder

friſche Luft, ich lebe wieder auf; Gicht und Zipperlein ſind weg.

Kingſon. (zu den Albaniern) Nun iſt einer unter euch, Kinder, der mir den Weg zeigen will?

Alle. Nein, lieber Herr, das thun wir nicht.

Kingſon. (Nimmt ein Stück Geld aus ſeinem Wamſe und hält es in die Höhe) Wer mir den Weg zeigt, der bekömmt dies Geld.

Alle. Ich, ich, ich! (Sie ſtrecken die Hand darnach aus, und der vierte Albanier bekömmt es.)

Vierter Albanier. Ich will Ihnen den Weg weiſen, aber weiter als bis an die Grenze gehe ich nicht mit.

Kingſon. Nun ſo komm! (gehen beide ab.)

Neunter Auftritt.

Macduf. Drei Albanier.

Macduf. Das wird eine ſchöne Geſchichte werden! Ach mein armer Herr! den bekömmt gewiß der böſe Feind in ſeine Klauen. Gott ſei ewig gedankt, daß ich nicht mitgegangen bin! Ei Macduf iſt klüger als ſein

ſein Herr, tauſendmal klüger! der läßt ſich mit dem Hexenvolk, mit dem Teufels-Geſindel nicht ein! Gehorſamer, ganz gehorſamer Diener! Ich will mich nicht krumm und lahm hexen laſſen, ich will nicht von einem Wehrwolf gefr t ſeyn! Herr Angelion mag ſich einen andern Braten ſchießen. Aber mein armer Herr wird wohl in die Schlingen des Teufels fallen, das Lamm geht ſelbſt zur Schlachtbank, der Braten ſteckt ſich ſelbſt an den Spieß.

Dritter Albanier. Ja, ſo ganz gut möchte er wohl nicht davon kommen; mein armer Bruder hat es erfahren. Ich mag das Abendbrodt nicht mit ihm theilen.

Die Uebrigen. Ich auch nicht, ich auch nicht!

Dritter Albanier. Aber ſage uns nur, wer iſt denn dein Herr?

Macduf. Das will ich euch im Vertrauen ſagen: er iſt ein Prinz; ja, wie geſagt, ein Sohn des Kaiſers von Fez Marokko.

(Die Albanier ſehen einander voll Verwunderung an.)

Zwei-

Zweiter Albanier. Aber warum geht er denn so zu Fuß?

Macduf. Das ist so eine Grille von ihm. O wenn er wollte, er könnte funfzig Kamele, und hundert Elephanten, und zweyhundert Maulesel bey sich haben, ja solche Maulesel, (weist auf die Albanier) ich meine, so groß; aber die Engländer, (räuspert sich) die Fetzmarokkaner wollte ich sagen, lieben das zu Fußgehen. Er macht so einen Spaziergang durch Griechenland, und ich gehe ihm zu Gefallen mit; denn seht, wenn er Kaiser wird, so hat er mir versprochen, soll ich sein erster Minister werden. Aber ach du lieber Gott, das wird nun wohl nicht geschehen, da er unter das Hexenvolk gerathen ist. Ach wenn das der alte Mylord — hm — der Kaiser von Fetz Marokko wüßte, seht er schikte hundert tausend Mann her, ihn zu befreien, und ließ den Hexenmeister auf dem Rost braten. Wo er jezt wohl seyn mag, ob er schon bey dem Teufelsbanner ist?

Erster Albanier. Das können wir erfahren. Ich weiß einen Hügel, wo man das

ganze

ganze Feld, und das Haus des Hexenmeisters übersehen kann. Kommt mit mir! da können wir alles bemerken, was vorgeht.

Die andern Albanier. Ja, das wollen wir. (gehen ab.)

Macduf. Wenn mir hier allein nicht graute, ich gienge nicht mit! (ab.)

Zehnter Auftritt.

(Eine ländliche Gegend. Man erblikt im Hintergrunde ein Haus voll Hieroglyphen. Oben auf demselben steht ein Obelisk. Es hat zwey schwarze Flügelthore mit weissen Zauberfiguren bemahlt, und überhaupt ein ungewöhnliches Ansehen. An beiden Seiten der Thüren liegen zwei Sphinxe. Vor dem Hause ist ein Vorhof durch ein Gitter verschlossen. An dem Thor desselben hängt eine Tafel mit den Worten; ΈΚΑΣ ΕΣΤΕ ΒΕΒΗΛΟΙ! Man hört hinter dem Theater eine Stimme: „Weiter lieber Herr kann ich nun nicht mitgehen, und wenn Sie mir ein Königreich schenken wollten. Sehen Sie, da ist das Haus.“ Ringfon antwortet hinter der Scene; „Nun so geh, und bringe dies an Macduf, und sage ihm, er solle in eurem Dorfe bleiben, bis ich zurükkäme.“ Nach einer Weile tritt er auf, und betrachtet das Haus:)

King-

Kingſon. Warlich ein ſeltſames Gebäude! Wenn der Bewohner ſo ſeltſam iſt, wie das Haus, ſo werde ich einen ganz neuen Menſchen kennen lernen. Aber was ſteht denn da geſchrieben? Ἔκτος ἔστω βέβηλος! Flieht, ihr Ungeweihten! Das iſt feierlich! Mir wird wirklich etwas wunderbar zu Muth. Was iſt das Kingſon? Faſſe dich! Es können doch nur Menſchen hier wohnen, und wenn es andere Menſchen ſind, wie ich, deſto beſſer! Da ſieht man einmal etwas Neues. Das Alte macht ſo am Ende Langeweile. Und wie lange habe ich nicht nach dem Geheimnißvollen gedürſtet! Hier iſt Fülle davon. (tritt einige Schritte näher, und ſteht dann wieder ſtill.) Was pocht denn ſo in mir? Hätte ich mich doch nie für ſo furchtſam gehalten. Aber ſoll ich zurükgehen, ſoll ich mich zum Gelächter machen, wie Macduf? Nein das geſchieht ewig nicht. (Er öffnet das Gitterthor, und tritt in den Vorhof. Kaum iſt dies geſchehen, als man einen ungewöhnlichen Ton hört, etwa wie ein ſcharfes Pfeifen des Windes. Kingſon ſtößt einen Schrei aus, und fällt zu Boden; hierauf folgt ein ſtarker

ter Schlag, wie ein Donnerſchlag. Dann wird alles ſtill. Nach einer Weile regt ſich Kingſon wieder, und aus dem Innerſten des Hauſes ſchallt feierlich eine Stimme: Jüngling verſchmähe die Warnung nicht! Kingſon ſteht wieder auf.) Das war überſtanden; aber ſeltſam, mehr als ſeltſam. Was ſoll ich beginnen? Soll ich zurükweichen? Die Enthüllung aufgeben, der ich ſo nahe bin? Muth, Muth, Kingſon! (Er tritt wieder der Hausthür einige Schritte näher. Die vorige Scene ereignet ſich noch einmal, nur iſt der ſchneidende Ton ſtärker, Kingſon ſtößt einen ſtärkern Schrei aus, ſtürzt mit mehr Gewalt zu Boden, und der Schlag donnert lauter. Als Kingſon nach einer Weile wieder aufgeſtanden iſt hört man die vorige Stimme von neuem: Jüngling verſchmähe die zweite Warnung nicht! Kingſon ſpricht etwas erſchrocken:) Gott was iſt das? Welche Weſen höherer Art hauſen in dieſer Wohnung? Welche unſichtbare Gewalt ſchmettert mich zu Boden? Hat die Allmacht ihren Sitz in dieſer Behauſung aufgeſchlagen? Hier iſt mehr als menſchliche Kraft. Ich muß, ich muß das Geheimniß wiſſen. (Er tritt den Flügelthoren näher. Beide ſpringen auf, ohne daß er ſie berührt hat, und

ſchreckliches Feuer lodert auf. Einige Drachen ſpeien Flammen aus. Als das Feuer verlöſcht, erblickt man ein Gemach überall ſchwarz ausgeſchlagen, mit ſchneeweiſſen ſeltſamen Figuren. Kingſon tritt hinein, und auf einer Neben-Thüre kömmt eilend Angelion in einem weiſſen Zauberkleide heraus. Sonne, Mond und Sterne ſind auf ſeinem Gewande, auf ſeinem Haupte eine große Mütze mit einem Regenbogen, und ſein ganzer Anzug ſo ſeltſam wie möglich.)

Eilfter Auftritt.

Kingſon. Angelion.

Angelion. (mit drohender Stimme) Wer biſt du Vermegener, der du es wagſt in eine Behauſung einzudringen, in die keines Sterblichen Fuß eindringen ſoll?

Kingſon. Ich bin ein Engländer, und kam, dich kennen zu lernen.

Angelion. Tollkühner! Menſchen kennen lernen iſt ſchwer! Du biſt zu jung dazu. Entferne dich Unglüklicher, wenn dir dein Leben theuer iſt. Menſchen kennen lernen iſt ſchwer!

Kingſon. Nicht immer. Oft liegt ihre Seele auf der Oberfläche.

Angelion. Bei mir nicht. (Er zieht einen Dolch hervor, und holt drohend nach der Bruſt des Engländers aus.) Entferne dich Elender, wenn du deine Kühnheit nicht mit deinem Blute bezahlen willſt!

Kingſon. (Die Bruſt darbietend) Stoß zu Alter, wenn du einen Mord mit ins Grab nehmen willſt! Dies Eiſen ſchrekt mich nicht; es befördert mich zu einem höhern Poſten.

Angelion. (macht die Pantomime, als wollte er zuſtoßen. Kingſon ſteht unerſchüttert da. Angelion ſteckt den Dolch wieder ein, und ſagt mit milderer Stimme:) Kühner, kühner Jüngling, was bewegt dich, den Tod mit kaltem Blut zu verachten, was bewegt dich, trotz allen Schrekken, in meine Behauſung einzudringen?

Kingſon. Die Menſchen ſind theuer in dieſem Lande; man erkauft ſie ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens nicht zu hoch.

Angelion. Aber was ſuchſt du hier in dieſer Einſamkeit, die keines Sterblichen Fuß betritt?

Kingſon. Ich wollte den Zauberer Angelion kennen lernen.

Angelion. Du begehrst viel, begehrst, was noch keinem in diesem ganzen Lande wurde; und womit verdienst du es?

Kingson. Lerne mich kennen, und prüfe, ob ichs verdiene!

Angelion. Gut, der Versuch sey gemacht! Du hast die ersten Proben als Held überstanden, vielleicht bist du stark genug für die letzten. Bleibe bei mir! Sei der Genosse meines Lebens, meiner Freuden; aber wisse, junger Mann, daß diese Erlaubniß theuer ist. Schwer ist der Eintritt in dies Haus, unendlich schwerer das Bleiben darinnen! Deine erste Probe war, ob du dem Tode auf Augenblikke trotzen kannst, die lezte ist, ob du ihm auf immer zu trotzen vermagst. Du mußt unter dem hängenden Schwerdt an der Tafel zu schweigen verstehen, wenn dir wohl in meiner Behausung seyn soll; du mußt den Tod gleich einem Morgenschlummer achten, wenn du Frieden darinn finden willst? . . . Bleibst du noch?

Kingson. Ich bleibe!

Angelion. Nun so sey mir willkommen!

(reicht

(reicht ihm die Hand.) Dione, Flotho, kommt herbei, und begrüßt euren neuen Genoſſen!

Zwölfter Auftritt.

Dione, eine blendende Schönheit. Flotho, ein alter Mann. Kingſon. Angelion.

Angelion. Das iſt meine Tochter, jenes mein Freund. Und dies hier (auf Kingſon weiſend) iſt ein neuer Bewohner dieſer Einſamkeit. Nehmt ihn auf, als euren Bruder, gießt alle Freuden über ihn aus, die unſere Behauſung hat!

(Dione legt die Hand an den Mund, hernach an die Stirn, und verneigt ſich ſtumm gegen Kingſon. Flotho reicht ihm die Hand, unterdeß fällt der Vorhang vor den Hintergrunde.)

Dreyzehnter Auftritt.

(Voriges Zimmer im Wirthshauſe. Macduf kömmt zurük)

Macduf. Nun haben ſie ihn in ihren Klauen, die Teufelsbanner, das Hexenvolk, das Zaubergeſindel. (weinerlich) Was ſie wohl mit dem armen Herrn anfangen! Zweimahl ſtürzte er vor der Thür ſchon zu Boden; es

war jämmerlich anzuſehen; und nun iſt der arme Macduf hier ganz allein. Was ſoll ich noch anfangen! Ha, da kömmt Geſellſchaft.

Vierzehnter Auftritt.

Die drei Albanierinnen. Macduf.

Macduf. Willkommen meine Schönen! lebten wir noch in den heidniſchen Zeiten, ſo dächte ich, die drei Grazien kämen zu mir. Woher des Landes?

Theodora. Unſer Vater ſchickt uns her, wir ſollten uns noch einmal recht ſchön bedanken, für das koſtbare Stück Geld, und ich ſoll Ihnen noch einige Früchte bringen. (überreicht ihm eine Schüſſel mit Früchten.)

Macduf. Danke dir mein ſchönes Kind. Du biſt ſelbſt eine Frucht, von der ich koſten möchte. (fängt an, ſie liebzukoſen. Sie beugt ſich zurück.)

Theodora. Nein ich laſſe mich nicht eſſen. Aber wo iſt denn der andere Herr?

Macduf. Der iſt ausgegangen.

Jeſſa. Unſer Vater möchte gern wiſſen, wer die fremden Herrn ſind, und wo ſie herkommen.

Mac-

Macduf. (faßt ſie bei der Hand) Das will ich dir ſagen mein ſchönes Mädchen: (ſachte zu ihr) ich bin der Sohn des Königs vom Lande Liſſabon, worin Portugall die Hauptſtadt iſt; der andere aber iſt mein Bedienter. Sieh liebes Kind, ich hörte, daß in Griechenland ſolche ſchöne Mädchen wären; da bin ich hergekommen, mir eine Frau auszuſuchen. Du gefällſt mir, kleiner Engel; wenn du mich lieb haben willſt, ſo will ich dich mitnehmen, und zu einer Prinzeſſin machen.

Jeſſa. Ach — wenn Sie ein ſo vornehmer Herr ſind, da werden Sie ein ſo ſchlechtes Mädchen nicht heirathen.

Macduf. Du kannſt dich darauf verlaſſen. Ich habe in meinem Leben noch nicht gelogen. Auch ſehe ich nicht auf Stand und Reichthum, ſondern blos auf Schönheit. Kurz ich will dich haben, hier haſt du meine Hand darauf. (Sie giebt verſchämt die Hand hin.)

Thamar. (tritt nahe vor Macduf hin und betrachtet ihn.) Ich möchte den andern Herrn auch wohl haben; (Er fängt an, an Macduffs Haar zu ſpie-

ben) iſt der auch ſo hübſch, ſo ſchön weiß und roth, wie Sie ſind?

Macduf. Nein, ſo hübſch iſt er nicht! Auch lange ſo ſchön nicht wie du. Komm doch her kleiner reizender Engel, und laß dich beſchauen. (führt auch dieſe auf die Seite) O du biſt ja ein allerliebſtes Kind! Sage mir, haſt du ſchon einen Bräutigam?

Thamar. (verſchämt) Nein, ich habe keinen.

Macduf. Höre, willſt du mich dazu annehmen? Ich bin der Prinz von Portokarero, wenn mein Vater ſtirbt, ſo will ich dich zur Königin machen.

Thamar. O das Glück wäre zu groß für mich!

Macduf. Keinesweges. Ich bin großmüthig, und ich ſchwöre dir bei meiner Prinzenehre, ich will dich heirathen!

Theodora. Aber ſage uns doch, wo iſt denn der andere Herr hingegangen? Ich wollte mich doch auch gern bei ihm bedanken.

Macduf. (Geht zu ihr, und faßt ſie bei der Hand) Den habe ich fortgeſchickt, mein ſchö-

nes

nes Mädchen. Ihr wißt, da wohnt nicht weit von hier ein Hexenmeiſter, mit Namen Angelon, da habe ich ihn hingeſchickt, um zu ſehen, was es mit dem Hexenvolk für eine Bewandniß hat.

Theodora. Ach der arme Herr, da wirds ihm übel ergehen!

Macduf. Nicht doch mein Kind! Sieh wenn ich merke, daß ſie ihm was zu leide thun, ſo komme ich ihm zu Hülfe. Ich will die Teufelsbanner ſchon zu Paaren treiben, denn ich habe Muth wie ein Löwe, und vorzüglich wenn ich für eine Jungfrau kämpfe. Sieh, in meinem Lande iſt es ſo Mode; wenn da irgend ein Ritter ein Mädchen hat, ſo zieht er aus Liebe zu ihr in der Irre herum, und bekämpft Drachen, und Baſilisken, und Rieſen, und allerhand Hexengeſindel. Darum bin auch ich ausgezogen! Aber unterdeß iſt meine Geliebte geſtorben, und ich will mir eine andere ausſuchen. Höre, mein Schätzchen, willſt du es werden, ſo will ich erſt alle Ungeheuer von Griechenland erle-

gen, und dich dann heirathen. (will ſie küſſen, ſie beugt ſich zurück.)

Theodora. Ich muß erſt meinen Vater fragen.

Macduf. Deinen Vater will ich nicht heirathen, dich will ich haben, Mädchen! Schlag ein! Es ſoll dich nicht gereuen. (nimmt ihre Hand halb mit Gewalt. Sie zieht ſie wieder.)

Theodora. Aber wir müſſen fort, unſer Vater wartet auf uns. Kommt Schweſtern, kommt (ſie faſſen ſich an und vereinigen ſich) Gott befohlen lieber Herr!

Macduf. Entbietet eurem Vater meinen Gruß, und ſagt ihm, ich ſey ihm in Gnaden gewogen!

Zweiten Acts zehnter Auftritt.

(Zimmer in Angellons Hauſe. Man ſieht Zauberfiguren an den Wänden. Ringſon allein. Geht unruhig auf und ab.)

Ringſon. Sonderbar! Mehr als ſonderbar! So etwas ſteht noch auf keinem Blatte meines Lebenslaufes. Bin ich unter Engeln oder Böſewichtern? Selbſt das nicht erſer-

erforſchen zu können, das iſt doch ſeltſam! Aber nein! es iſt unmöglich! Angelions Edelmuth, Dionens Unſchuld und Natur, und Flothos Redlichkeit, nein das kann keine Larve ſeyn. Und dennoch, ich darf es mir nicht verhehlen, dennoch hätte auch der Entfernteſte vom Argwohn hinlängliche Gründe dazu. Sah ich ihn nicht dieſe Nacht noch, wie er mit andern Gehülfen, von denen ich nichts weiß, im Felde herumirrte. Ich kannte ihn zu gut, er war es ſelbſt. Was treibt er in mitternächtlichen Stunden, wenn die ganze Natur ruht? Das Gute braucht die Nacht nicht mit ihrem geheimnißvollen Schleier zu bedekken; iſt es unrecht wenn ich Böſes ahnde, bey allem Anſchein von Tugend Böſes ahnde? Denn warum hängt über alle ſeine Geſchäfte eine ſo ſchwarze Hülle? Warum iſt ſein Zimmer auf immer für mich verſchloſſen? Warum ſchallt ſeltſames Getöſe daraus hervor? O Licht, Licht in dieſer Finſterniß! Ich wandle auf Blumen, es iſt wahr, aber lauſcht keine Schlange unter den ſüßen Düften?

Eilfter Auftritt.

Angelion. Kingſon.

Angelion. Nun Kingſon, haſt du vergeſſen, warum du zu mir gekommen biſt?

Kingſon. Ich habe es keine Stunde, keinen Augenblik vergeſſen.

Angelion. Dennoch haſt du mich nicht erinnert.

Kingſon. Ich wußte ja, daß du es auch nicht vergeſſen würdeſt.

Angelion. Du wollteſt den Zauberer Angelion kennen lernen; willſt du dies noch?

Kingſon. Es war die einzige Abſicht, warum ich kam, ich habe es ſeit meinem Hierſeyn ſchon tauſendmahl gewünſcht.

Angelion. Gut, ſo mache dich zu einer kleinen Wanderung bereit.

Kingſon. (Nähert ſich ihm) Ich bin bereit, jetzen Augenblik bereit!

Angelion. Nun ſo komm, ein Geheimniß zu erforſchen, das die Folter mir vergebens abzwänge. (Nimmt ihn bei der Hand, und beide gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dione, Flotho. (treten nach einer Weile auf)

Dione. Sie ſind fort. Der Augenblik, den ich gewünſcht habe, iſt da, aber ſeitdem er da iſt, wird mir unbeſchreiblich lange.

Flotho. Warum denn Dione?

Dione. Das kann ich dir nicht ſagen; aber mein Herz pocht wie es noch nie gepocht hat.

Flotho. Das iſt ſonderbar. Kannſt du denn gar nicht errathen, woyon dieſe Angſt kömmt.

Dione. Nein ich weiß die Urſache nicht recht, aber ſo viel ſpühre ich wohl, daß ſie den Fremdling betrift. Sage mir, wird er noch da ſeyn, wenn er unſer Gehrimniß erforſcht hat?

Flotho. Ich zweifle. Es iſt kein Geheimniß für die Kraft eines Jünglings. Die Laſt wird ihn zu Boden drükken.

Dione. O Gott! Das glaube ich iſt es eben, was mich ſo beängſtigt. Sieh, wenn ich den Gedanken denke, daß der Fremdling

nicht mehr da ſeyn wird, ſo überfällt mich ein banger Schauder nach dem andern.

Flotho. Du biſt doch vergnügt geweſen, ehe er zu uns kam.

Dione. Das war ich, aber ewig kann ich es nicht wieder ſeyn, wenn er fort iſt. Ich vermag dir meine Empfindung nicht zu erklären; ſie iſt entſetzlich. Seitdem der Fremdling mit meinem Vater ging, iſt es, als läge die Welt auf mir. Der Augenblik der Entſcheidung, ſchwebt, wie eine ſchwangere Donnerwolke über meinem Haupte. O Gott lenke ſein Herz, und laß ihn die Schrekken des Todes überwinden. (geht voll Angſt und Aechzen herum, und ringt die Hände.)

Flotho. Um Gotteswillen, was iſt dir Dione? So habe ich dich noch nie geſehen.

Dione. So war ich noch nie! Laut, wie das Herz einer Verbrecherin, die vor dem Hochgerichte ſteht, klopft mein Herz. Sieh, ich liebe meinen Vater unausſprechlich, und geriethe in ſchwarze Verzweiflung, wenn er ſtürbe, aber ich kann den Gedanken ſeines Todes dennoch eher ertragen, als den, daß

der

der Fremdling nicht zu uns zurükkehrt!
(Geht wieder mit Aechzen und Handringen umher.)

Flotho. Arme Diene! dir iſt nicht wohl. Komm mit ins Zelt, da wird dir beſſer werden! (führt ſie weg.)

Dreizehnter Auftritt.

(Die Scene ſtellt die Felſen vor. In die Felſen geht ein ſchmaler Weg hinein. Man ſieht alles nur bey ſparſamer Erleuchtung.)

Kingſon und Angelion treten auf.

Angelion. Der Augenblik der Entſcheidung iſt da. In wenigen Minuten wird der Wunſch erfüllt ſeyn, dem du ſelbſt mit Aufopferung deines Lebens nachtrachteſt, in einigen Minuten wirſt du den Zauberer Angelion kennen. Aber verweile noch einige Augenblikke allein. Ich kehre bald zurük.
(Geht in den Gang des Felſens hinein.)

Vierzehnter Auftritt.

Kingſon (ſpricht langſam.)

Feierlich, ſehr feierlich! Von Jugend auf trachtete ich dem Geheimnißvollen nach, jetzt könnte ich ahnden, daß ich es zu weit ver-

leitet

solat hätte. Wäre mir der Tod nicht gleichgültig, dieser Augenblik würde mir schrecklich seyn. Denn was kann hier im Hinterhalt lauern. Das Gute versteckt sich nicht in Felsklüfte. Aber ich bin zu weit, um zurük zu treten, ich will vollenden, was ich begann.

Funfzehnter Auftritt.

(Angelion kömmt mit einer Fakel zurück. Kingson.)

Angelion. Folge mir nach, folge dem Schein der Fackel, bis sie verlöscht.

Kingson. Ich folge, (Sie gehen beide in den engen Felsgang hinein, und der Schimmer der Fakel verliehrt sich. Nach einer Weile hört man denselben scharfen und pfeifenden Ton, den man bemerkte als Kingson zuerst vor Angelions Wohnung war. Ein Schrei schallt darauf, und hernach ein Donnerschlag. Bald darauf reißen die Felsen sich aus einander, und machen das Innerste derselben sichtbar.)

Sechzehnter Auftritt.

(Man erblikt Kingson und Angelion in einem Felsgewölbe. Rings umher an den Wänden stehen Bildsäulen so schön und reizend, wie die Kunst sie zu bilden vermag. Von oben hängt eine antike Lampe herunter, die nach allen Seiten zu Röhren und Brenn-

runde

nende Leuchte hat. Die Erleuchtung iſt äuſſerſt ſtark. Kingſon ſchaut von Staunen um ſich her.)

Kingſon. Wo bin ich, was iſt dies hier, Angelion wo bin ich?

Angelion. Dem Orte nach biſt du in einem Felſen, der Zeit nach zwei Jahrtauſende zurück in die Vorwelt verſetzt.

Kingſon. In die Vorwelt? Ich faſſe dich nicht. O Angelion mindes räthſelhaft in dieſem heiligen, in dieſem feierlichen Augenblick!

Angelion. (mit der höchſten Würde) Höre Jüngling! Was in dieſem engen Fels hier zuſammengedrängt iſt, das hat die übrige weite Welt nicht mehr aufzuweiſen. Du erblickſt hier die Schöpfungen des Phidias, des Lyſippus, des Alkameues, die Schöpfungen des Prariteles und Scopas; du ſtehſt unter Werken, die vor zwei Jahrtauſenden, als die Kunſt auf ihrer himmliſchen Höhe ſtand, geſchaffen wurden.

Kingſon. Iſt es möglich? Iſt es Traum oder Wirklichkeit, was mich umgiebt?

An-

Angelion. Es ist möglich, es ist wirklich! Ich habe diese Werke aus dem Schutt und den Trümmern, unter welche die Barbarei der Menschen sie begrub, hervorgezogen; siehe dies ist der Zauberer Angelion! Ich habe Schlafende vom Tode erweckt, ich habe Götter und Helden, die seit Jahrhunderten im Grabe lagen, ins Leben zurückgerufen; siehe, das sind meine Zaubereien!

Kingson. Aber wie konntest du? Wo waren sie? Noch ist alles Finsterniß um mich her.

Angelion. Höre mich Jüngling, und es wird dir licht werden. Die Erde, auf welcher wir dort in jener Ebne wohnen, ist rings umher heilig; es ist der Hayn Altis bei Olympia, in welchem einst Tempel der Götter, und Denkmähler, und unzählige Bildsäulen standen. Viele sind hinweggeführt, viele vernichtet, aber viele hat ein wohlthätiges Grab von Schutt und Trümmern geborgen. Ich öffne die Gräber in mitternächtlicher Stunde, und bereite die neue Auferstehung mit meinen Gehülfen.

Kingſon. O ſeliger, o heiliger Augenblik, in welchem dies göttliche Geheimniß mir enthüllt wird. Angelion herrlicher Mann! Du haſt mich auf einem dunkeln Pfade in ein Paradies geführt. In dieſem Felſen iſt der Himmel der Griechen. (Nähert ſich den Bildſäulen, und betrachtet ſie) . göttlich, herrlich!

Angelion. (in Begeiſterung) Schweig Jüngling! du fühlſt nicht, was du fühlen ſollſt, kannſt es nicht fühlen! Stilles Anſchaun iſt alles, was du darfſt! Willſt du eine Schöpfung erkennen, die ſo eben erſt vor deinen Blikken aufſteigt? Die Seele des Menſchen iſt ſchwer zu erforſchen, die Seele der Bildſäulen noch ſchwerer. Willſt du die übermenſchliche Würde dieſes Jupiters, die göttliche Hoheit dieſer Juno, die unausſprechliche Anmuth dieſer Grazien, die Kraft dieſer Sieger in einem Augenblikke verſtehen lernen? Schweig und bete an! wenn du es vermagſt!

Siehe! ſeit Jahren verlebe ich meine ſeligſten Stunden, in dieſem unterirrdiſchen Gewölbe, ſeit Jahren ſchaue ich voll Entzüken, voll tiefem Forſchen an, und noch immer faſ-

se ich die Schöpfer dieser erhabenen Werke nicht ganz.

Kingson. Ich fasse sie vielleicht noch minder, aber das schwöre ich dir bei Gott, was ich in diesem feierlichen Augenblik, bei dieser süßen Ueberraschung fühle, das fühlte ich noch nie. In Elysium könnte ich der Wonne nicht mehr empfinden.

Angelion. So wollte ich dich Jüngling, so bist du meines Geheimnisses werth. Siehe, diese Werke machen auch die Wonne meines Lebens; um ihrentwillen nur bin ich hier. Ich bin gesandt . . . Aber du wolltest ja nur den Zauberer Angelion kennen lernen. Du weißt nun, wer ich bin. Willst du mein Gefährte seyn? Willst du mit mir Todte erwekken, die Kraft zur Unsterblichkeit in sich haben?

Kingson. Ich will es, es soll die Seligkeit meines Lebens seyn!

Angelion. Versprich nichts zu früh, junger Mann! Ich gebe dir dein Wort noch zurük. Du hast nur die Lichtseite des Gemähldes gesehen, den Schatten noch nicht.

Wisse,

Wiſſe, über dieſem Gewölbe ſchwebt der Engel des Todes, bereit, in jedem Augenblik ſein Opfer zu treffen. Wir ſind in einem Lande, das von den Söhnen der Barbarei beherrſcht wird. Sie treten die Menſchheit, ſie treten die Freundin derſelben: die Kunſt, mit Füßen. Todesſtrafe wartet auf den, der Gott nachahmen, der Geſchöpfe, wie er, bilden will. Dies entartete Volk hält die Uebung der Kunſt für Entweihung der Gottheit. Dennoch iſt ihm jeder Stein des Alterthums aus Neid und Gewinnſucht theuer, und martervoll iſt die Todesſtrafe deſſen, der etwas davon entwendet. Unentfliehbar bin ich ihr Preis gegeben, wenn man nur ahndet, daß ich das Koſtbarſte, was in dieſem weiten Lande iſt, in mein Vaterland ſende. Sieh, dies iſt das hangende Schwerdt über der Tafel der Freude, dies der Todesengel über dieſem Gewölbe. Tod wartet auch deiner, wenn du mein Gehülfe wirſt! Willſt du es noch ſeyn?

Kingſon. Ich will es! dein Vaterland

ist vielleicht auch das meine! ich habe sterben dafür gelernt!

Angelion. (fällt ihm um den Hals) Nun so komm in meine Arme, heldenmüthiger Jüngling! Sei eingeweiht zu meinem Freunde, zu meinem Schülsen, zu meinem Gefährten im Tode! Und hier nimm die Besieglung davon! (giebt eine Kapsel hervor, und nimmt einen Ring daraus) Nimm diesen Ring! Sieh den Kopf Socrates, des Mutius Scaevola, des Cato, des Brutus sind darauf in idealischem Stil eingegraben. Er wird dich ohne Schmach sterben lehren. Nimm ihn, und schwöre mir, daß du ihn nie von dir lassen, daß du ihn unabänderlich auf deinem Herzen tragen willst!

Kingson. (hebt drei Finger auf) Ich schwöre Angelion, zu thun, was du verlangst.

Angelion. Begehrst du jezt noch etwas zu wissen, so frage.

Kingson. Ich habe der Fragen viel, aber nur wenige will ich thun. Man hält dich für einen Zauberer, woher kömmt dieser Ruf?

An-

Angelion. Er iſt von ſelbſt entſtanden, und ich habe ihn nicht verhindert, vielmehr befördere ich ihn. Ein Albanier wollte einſt in meine Höhle eindringen. Ich hatte ſeine Nähe bemerkt, und war darauf gefaßt. Als er herein trat, warf ich ihn mit einer Kraft zu Boden, die Franklin vor einem halben Jahrhundert, gleich einem zweiten Prometheus, dem Himmel ſtahl, die Bildſäulen hier hielt der Nomade für Geiſter. Seit der Zeit iſt mein Ruf als Zauberer befeſtigt, und er befreit mich von überläſtigem Zulauf: er iſt meine Sicherheit. Vor dieſem Felſen, und rings um meine Wohnung her lagert ſich ein Gewitter, wovon auch du das Daſeyn empfandſt. Du kennſt alle Mittel, wodurch ich die Sterblichen von meiner Wohnung zurük zu ſcheuchen vermag.

Kingſon. Wohl kenne ich ſie! ſie ſind meine Prüfung geweſen; aber weiter: du biſt oft in einem verſchloſſenen Gemache, aus welchem Töne und Geräuſch hervorſchallen; darf ich erfahren, warum?

Angelion. Ich bin ein Bildhauer, dort iſt meine Werkſtatt.

Kingſou. Aber was bedeuten die Hieroglyphen an deinem Hauſe?

Angelion. Sie ſind mein Lebenslauf.

Kingſou. Haſt du außer Flotho noch Gehülfen in deinem Geſchäft?

Angelion. Ich habe ſie, aber ſie kommen nur ſelten, und betreten nie meine Wohnung.

Kingſou. Ich weiß genug Angelion! Auch ich werde von nun an dein Gehülfe ſeyn.

Des zweyten Acts ſieben und zwanzigſter Auftritt.

Die vier Albanier.

Dritter Albanier. Habt ihr das Geſpenſt geſehen? Da ſtands!

Vierter Albanier. Habt ihrs geſehen, daß hernach ein paar Teufel kamen, und es holten?

Vierter Albanier. Ja freilich haben

wirs

wies gesehen; ein paar schwarze Teufel, Gott sey bei uns! (macht Kreuze vor sich.)

Zweiter Albanier. Kinder, ich glaube nicht leicht an so etwas, aber dies kömmt mir denn doch bedenklich vor.

Dritter Albanier. Ja wahrhaftig, das ist wohl bedenklich genug. Mir zittern alle Glieder. Hier haben sie es ausgegraben.

Erster Albanier. Dazu können wir nicht schweigen, Kinder! Die Teufelsbanner beheren sonst die ganze Gegend. Das müssen wir unsern Priestern sagen.

Die Uebrigen. Ja, das müssen wir unsern Priestern sagen.

Erster Albanier. Kommt, mir wird hier ganz schauderhaft!

Die Uebrigen. Mir auch, mir auch! (laufen alle mit Angst fort.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Die drei Schweſtern in ihrem Zimmer.

Theodora. Der hat uns recht angeführt, Schweſtern! Wir ſind rechte Thörinnen!

Jeſſa. Wie ſo denn Theodora?

Theodora. Wißt ihr wer der Rieſe geweſen iſt?

Jeſſa. Nun wer denn?

Theodora. Das iſt er ſelbſt geweſen! Seht, da hat er eine lange Stange genommen, und oben einen Kopf darauf geſteckt, und einen langen Mantel herunter hängen laſſen, und ſich darunter geſtellt. Mein Vater hat alles mit angeſehen. Ich will euch weiſen wie ers gemacht hat. (Sie nimmt eine Stange, hängt oben einen Mantel darauf, ſetzt einen Hut darüber, und hält das Ganze über ihren Kopf.) Seht, ſo hat er gethan! Da kann er ſich ſo groß und klein machen, als er will. (Hält die Stange höher und niedriger. Die andern Beiden ſehen es voll Erſtaunen an, und ſchlagen die Hände zuſammen.)

Jeſſa. Ach das iſt ein rechter Betrüger.

Theo-

Thamar. Aber wie hat ers denn mit dem Zwerge gemacht?

Theodora. Das will ich euch auch weisen. (Nimmt den Mantel wieder von der Stange herunter, hängt sich ihn um, und macht sich so klein, als sie kann, indem sie einige Schritte fortgeht. Die andern fangen laut an zu lachen.)

Thamar. Das ist lustig! Und wir sind so in Angst gewesen! Ich mag ihn aber doch wol leiden! er hat drolligte Einfälle!

Jessa. Ich bin ihm auch immer noch gut.

Theodora. Wißt ihr denn, wer er eigentlich ist?

Jessa. Nun?

Theodora. Unsere Landsleute haben mirs gesagt. Er ist nichts als ein Bedienter von dem andern Herrn, und dabei hat er eine entsezliche Furcht vor dem Zauberer Angelion.

Thamar. Nicht doch! Er war ja so beherzt.

Theodora. Alles erlogen, alles erlogen!

Thamar. Das ist ein Erzbetrüger.

Theodora. Darum wollen wirs ihm nicht schenken, daß er uns so angeführt hat. Ich habe mir so was ausgedacht. Er wird gleich hieher kommen, da will ich mich in den Heerumriß verkleiden. Ich habe das Zeug schon zurecht gemacht. Wenn ich dann wieder herein komme, so schreit ihr nur recht, und lauft aus der Thür dort heraus, und verschließt sie hinter euch, daß er hier allein bleibt. Ich will ihn dann schon ängstigen.

Jessa. O das ist herrlich! Du bist ein kluges Mädchen!

Theodora. Still, still, da kömmt er schon an!

Zweiter Auftritt.

Macduf und die drei Albanierinnen.

Macduf. Ich begrüße euch, Prinzessinnen von Lissabon, meine künftige Gemahlinnen!

Theodora. Wir sind dieser hohen Ehre unwerth.

Macduf. Ich will sie euch aber anthun. Ein Prinz muß viele Gemahlinnen ha-

haben. Salomo hatte dreihundert. Ich will mir nur drei nehmen. Kommt, ich will euch vorläufig dazu einweihen. (Giebt allen einen Kuß. Jessa und Thamar leiden es. Theodora dreht sich zurück.)

Theodora. Sagen Sie mir nur, wie es mit dem andern Herrn steht.

Macduf. Der ist auch ein Hexenmeister geworden. Aber ich werde bald hin, und das Hexengesindel ausrotten.

Theodora. Ach, das thun Sie doch ja! Der Zauberer Angelion hat uns schon manchen Schrek gemacht! Er ist schon oft hier gewesen.

Macduf. (erstaunt) Wie, was sagst du?

Theodora. Ja, ja! Er läßt sich hier oft sehen! aber ich will meinen Vater rufen, daß wir wenigstens jezt sicher sind.

Macduf. Das thu Mädchen! (Theodora ab.)

Dritter Auftritt.

Macduf. Jessa. Thamar.

Macduf. Nun meine schönen Bräute, meine

meine Engel, meine Zukkerpuppen! freut ihr euch denn nicht auf die Hochzeit?

Jessa. O wir freuen uns sehr. Sie sind so ein allerliebster Prinz!

Macduf. (streicht sich an den Bart) Ja, das bin ich! Sehr, ich könnte auch die Tochter des Pabsts von Rom heirathen, sie hat sich mir selbst angebothen! aber ich ziehe euch vor.

Thamar. Das wollen wir auch recht zu erkennen wissen!

Macduf. Der große Mogul hat Gesandten an den Hof meines Vaters geschickt, und für seine Tochter um mich werben lassen; ich habe sie ausgeschlagen.

Thamar. Ich glaube es. In solch einen schönen Prinzen muß sich das ganze weibliche Geschlecht verlieben.

Macduf. Die Kaiserin von Europa, Asien und Africa hat mir ihren Thron und ihr Herz angebothen; ich mochte sie nicht!

Jessa. Das ist kein Wunder. Aber was ist das? Um Gottes willen, der Zauberer Angelon!

Ma-

Macduf. (voll Angſt) Wo denn, wo denn?

(Die beiden Mädchen laufen mit großem Geſchrei fort. Macduf will ihnen nach. Sie ſchlagen die Thür zu und er bleibt allein.)

Vierter Auftritt.

Thcodora in Angelion verkleidet, und mit einer fürchterlichen Larve tritt auf. Nachdem Macduf vergebens verſucht hat die Thür zu öffnen, dreht er ſich um, und fällt auf die Knie.

Der Zauberer. (Mit verſtellter Stimme) Elender Wurm, jetzt ſollſt du büßen für alle deine Lügen!

Macduf. (in der höchſten Angſt) Ach Erbarmen, Erbarmen!

Der Zauberer. Eins nur kann dich vom Tode erretten.

Macduf. Ich will alles thun, alles, alles, Herr Teufelsbanner!

Der Zauberer. Du kannſt Verſe machen; gelobe jezt in Verſen Beſſerung, ſonſt würge ich dich! (nähert ſich ihm.)

Macduf. Ach, ach!

Der

Der Zauberer. Ich würge dich, wenn du nicht gehorchst.

Macduf. Ach, ach, ich bitt Herr Hexenmeister um Gnade, (nach des Zauberers Füßen hinschielend)

Ein Pferdefuß hat keine Wade,
Ich gelobe hiemit feierlich an:
Ich will nicht mehr lügen, Herr Urian!

Der Zauberer. Reime weiter!

Macduf. Ach, ach!

Der Zauberer. Gehorch, oder ich zerschmettre dich!

Macduf. Ach Erbarmen, gestrenger Herr Richter,

In der Hölle da sind die Teufelsgesichter
Da reiten die Hexen auf einer Ofengabel
Der Pabst ist die große Hure zu Babel!

Der Zauberer. Fahre fort, Elender, und säume keinen Augenblik!

Macduf. O weh, o weh ich kann nicht nicht mehr!
Mir bebt das Herz im Leibe sehr!
Die Verse wollen nicht gerathen,
Ich bin ein armer Teufelsbraten.

Der

Der Zauberer. Geſtehe jezt Sünder, wer du biſt!

Macduf. Ich bin ein chriſtkatholiſcher Chriſt,
Und ein Bedienter zu dieſer Friſt,
Mein Name Jürgen Macduf iſt!

Der Zauberer. Wurm, ich ſchenke dir diesmal das Leben; aber lügſt du in der Zukunft wieder, ſo komm ich, und würge dich, ohn Erbarmen. (geht langſam ab.)

Fünfter Auftritt.

(Macduf allein außer ſich.)

Ah wo bin ich? leb ich noch? Ich bin behext! Ich bin krumm und lahm! Der Teufel will mich holen! O weh Herr Hexenmeiſter — hölliſche Geiſter — Ich kann mich nicht beſinnen — von hinnen von hinnen — (ſieht wild um ſich herum, und erholt ſich nach und nach.) Ah, ah, was iſt denn hier vorgegangen? Da war der Zauberer Angelion. Ich ſoll nicht mehr lügen. Gott wird mich in Gnaden bewahren! Wenn das ſo hergeht!

geht! Nein, da kömmt nichts heraus beim Lügen!

Eilfter Auftritt.

Zimmer im Wirthshause. Macduf.

Meine beste Freude ist hin! Ich darf nicht mehr lügen. O weh, o weh! Armer Macduf! dir geht es recht übel in diesem Lande. Dein Herr wird ein Hexenmeister, und du sollst ein ehrlicher Mann werden. Das ist hart! Aber ich will es auch gerne; denn ich fürchte mich vor dem Zauberer, wie vor dem lebendigen (macht Kreuze): wenn ich nur könnte! wenn ich nur könnte! wenn ich nur nicht erstikke, ehe ich meine Lection weiß! (denkend) Ja, ja ich merke es schon, ich muß auf alle Fälle daran: entweder wird der Teufelsbanner mich erwürgen, oder die Lügen werden mir den Hals zuschnüren.

Zwölfter Auftritt.

Erster und zweiter Albanier. Macduf.

Erster Albanier. Wie so traurig, Macduf, wie so voll Gedanken?

Macduf. Da ist mir ein verzweifelter

Streich

Streich paſſirt. Ich hatte eine ſchöne goldne Uhr mit Brillanten beſezt, die habe ich verlohren — Hm, hm (ſich wild umſehend) Nein, ich habe keine goldne Uhr verlohren, ich habe mich nur verſprochen!

Erſter Albanier. Aber etwas muß dir doch ſeyn, du biſt ſo unruhig.

Macduf. Ja, mir iſt etwas, ſo ein ganz eigenes Etwas. Ich habe es ſo im Halſe ſtekken, daß ich gar nicht Luft ſchöpfen kann. Ach, ich werde wohl noch erſtikken.

Zweiter Albanier. Du ſiehſt mir doch ſonſt ganz geſund aus. Ich ſollte glauben, es wäre wohl noch etwas anders. Haſt du etwa keine gute Nachrichten von dem Sohn des Kaiſers von Fez Marokko?

Macduf. Höre lieber Freund, du ſcheinſt mir ſonſt ſo vernünftig, du wirſt doch kein Hansnarr ſeyn, und glauben, daß der Compagnon des Hexenmeiſters der Sohn des Kaiſers von Fez Marokko ſey?

Zweiter Albanier. Haſt du uns denn was vorgelogen?

Macduf. (affectirt freundlich) Wenn du

es so nennen willst; es war so ein Spaß! Seht wenn ich lustig bin, so habe ich die drolligte Gewohnheit, etwas um die Wahrheit herumzugehen — ein höflicher Scherz — Aber ich habe mir jezt fest vorgenommen, den Spaß zu lassen, und das ganz aus freien Stükken! ich habe so meine Ursachen.

Erster Albanier. Der Zauberer Angelon soll das Lügen nicht vertragen können.

Macduf. Wie, was sagst du?

Erster Albanier. Er erdrosselt die Menschen, wenn sie lügen.

Macduf. Ach, das Gott erbarm! darum eben wenn man in der Nähe von solchem Hexenvolk ist, da muß man sich in Acht nehmen. Die legen einem Netze und Stricke des Teufels! Gott bewahre alle Menschenkinder vor solchem Gesindel!

Zweiter Albanier. Wenn der andere Herr also nicht der Sohn des Kaisers von Fez Marokko ist, so sage uns doch, wer ist er denn?

Macduf. Er ist — er ist — ich will es euch gleich sagen, er ist — (würgt entsetzlich; endlich

endlich ſtößt er das Wort mit Gewalt heraus) Mylord Kingſon. (ſchöpft Atem erleichtert) Ja zu dienen (nimmt den Hut ab) Mylord Kingſon, aus dem Königreich Großbrittannien.

Zweiter Albanier. Aber wer biſt du denn?

Macduf. Ich bin — (fängt wieder an zu würgen) ihr ſehr, wie ichs im Halſe habe — ich bin eine Mannsperſon, und habe ſo ein Amt bei ihm; ein rechtes vornehmes Amt! — hm, hm, — und wenn es auch gerade nicht vornehm iſt, ſo ſind doch allerhand Geſchäfte dabei.

Zweiter Albanier. Welche denn?

Macduf. Seht, zuerſt habe ich es mit ſeinem Haupte zu thun. Auf dem Haupte, wißt ihr, iſt ein Wald von Haaren; dieſe werden in zarte Schaafwolle verwandelt, hernach ſauber mit Fett eingeſchmiert, und ſchönes feines Mehl darauf geſtreut. Dann iſt das Gericht fertig. Ferner habe ichs mit den Füßen zu thun. Ein ſchwarzer glänzender Panzer legt ſich um ſie her, und anſtatt, daß man das Haupt beſtäubt, wird hier der

Staub mit einem Werkzeuge hingenommen, das von den Haaren eines borstigen Thiers gemacht ist. Kurz, ich mache den Kopf weiß, und die Füße schwarz.

Erster Albanier. Hast du sonst keine Geschäfte?

Macduf. Meine übrigen Amtsverrichtungen habt ihr schon gesehen. Wie ein Planet sich um die Sonne bewegt, so umkreise ich den hochgebohrnen Herrn Mylord von Kingsou, schauend, ob Sonnenstäubchen auf ihm ruhen, und ob die Falten seiner Gewänder untadelhaft sind? (beiseite) Ich merke, man kann auch ohne zu lügen viel schwatzen und ein wichtiger Mann scheinen. Man muß nur einen gewissen Pfiff verstehen; und diesen will ich jezt zum Nutz und Frommen jedermännlich bekannt machen; man muß kleine Dinge mit großen, hochtrabenden Worten sagen, man muß bei jeder Abgeschmaktheit, die man vorbringt, eine Recensenten-Mine annehmen. So machens die Dummköpfe, und dann hält man sie für klug.

Zweiter Albanier. Das ist ein Schwä-

Schwätzer aller Schwätzer! Wenn er nicht mit andern reden kann, so spricht er mit sich selbst. (laut) Du! was hast du sonst noch für Geschäfte?

Macduf. Ich muß mich nur fort machen, denn erstikke ich nicht an Lügen, so könnte ich an Fragen erstikken. Gott befohlen (beiseite) ihr griechischen Bestien!

Die Albanier. Was sprichst du? (laufen ihm nach)

Macduf. (schreit hinter der Scene) Meine besten Griechen habe ich gesagt!

Dreizehnter Auftritt.

Das Innere der Felsen mit den Bildsäulen.

Angelion, Kingson.

Kingson. Mein Angelion, ich kann es dir nicht verhehlen: bey allen den Freuden um mich her, bey allen Aussichten zu künftigen Freuden, wohnt eine bange Ahndung in meiner Seele.

Angelion. Schweres Blut! Kingson, brittische Laune! Du bist noch nicht lange genug aus deinem Vaterlande, um davon befreit zu seyn.

Kingſon. Nein ſo ſeltſam war mir noch nie! Jeder Augenblik des Nachdenkens ſagt mir, daß ich einer der glüklichſten Sterblichen bin, und jeder Augenblik preßt mein Herz mit bangen Vorempfindungen zuſammen.

Angelion. Darum führte ich dich hieher, um dich zu erheitern. Schau um dich! Wenn dies deinen Geiſt nicht fröhlich macht, ſo kann es nichts auf der Erde.

Kingſon. Wo iſt denn der Knabe, den wir neulich fanden?

Angelion. Hier ſteht er. Sieh, wie der künftige Held ſich in ihm entwikkelt, wie das weiche, zarte Fleiſch ringt, zur Muskel und kraftvoll zu werden!

Kingſon. Ja wahrlich er iſt ſchön! Jeder Augenblik entwikkelt neue Vollkommenheiten. Wie geiſtvoll dieſe Züge des Geſichts! O Kallikles, du kannteſt den menſchlichen Körper nicht nur, du kannteſt auch die menſchliche Seele.

Angelion. Aber weißt du, welches von allen Werken, die du hier erblikſt, mir das theuerſte iſt? Sieh, dieſer Greis hier! Haſt du

du je einen ſo idealiſchen Kopf geſehen, dieſe ehrwürdige Frömmigkeit, dieſe hinreißende Andacht?

Kingſon. Wer iſt er?

Angelion. Ein Prieſter; das Opfermeſſer, und das geopferte Thier mit entblößtem Eingeweide zu ſeinen Füßen beweiſen dies. Er iſt aus dem Geſchlecht des Jamus, das ſieht man an der Unterſchrift: Θρασυβουλος ιαμου (Thraſybulos Hiamu.)

Kingſon. Angelion! unter den lebenden Prieſtern iſt keiner auf der Erde, wie dieſer todte. Nein, er kann es nicht ſeyn! Sieh den Geiſt, die göttliche Divinationsgabe in dieſem Geſicht.

(Indem er dies geſagt hat, erhebt die Bildſäule langſam den Arm mit dem Opfermeſſer, und läßt ihn eben ſo langſam wieder ſinken. Kingſon und Angelion beben mit einem Schrei zurük, und ſchauen voll Entſetzen dieſe Bewegung an.)

Angelion. Um Gotteswillen, was war das? Haſt du es geſehen?

Kingſon. Ich habe es geſehen! lies es aus dieſer Beſtürzung, aus dieſem Zittern.

Angelion. Kingſon, die Ahndung in deiner Bruſt hat wahr geſprochen. Ein Unglük wartet auf uns. Komm, mir ſchaudert an dieſem Orte! (gehen beide voll Beſtürzung ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Zimmer in Angelions Hauſe. Dione, Flotho kommen herein.

Dione. Nein Flotho, ſo wallte noch nie mein Herz vor Freude, wie jezt! In die Lüfte möchte ich mich ſchwingen, durch die ganze Schöpfung mich verbreiten, und ihr mein Entzükken einflößen!

Flotho. Ich erkenne die Liebe. Sie macht Herz und Kopf ſchwindeln.

Dione. Nein, die Liebe vermag dies nicht allein. Erſt ſeit wenigen Augenblikken hat ſich dies Entzükken meiner bemächtigt. Ja, es iſt ein herrlicher, göttlicher Gedanke, daß Kingſon mein iſt, daß er nun ein ganzes Erdenleben hindurch bei mir bleibt; aber dieſe Erhöhung aller meiner Lebensgeiſter, dieſe überirrdiſchen Gefühle vermöchte er nicht hervor zu bringen.

Flotho. Ich kenne dich nicht mehr, Dione! seit einigen Tagen überschreitest du alle Grenzen der Trauer und Freude.

Dione. Flotho, mir steht etwas Großes bevor; ich fühl es.

Flotho. Daß es nur kein Unfall sey! Auf große Freude folgt oft großes Leid!

Dione. Rabe, Unglüksbote! Durch zehn Prophezeihungen vermöchtest du meine Freude nicht zu erschüttern! Sie ist stark als wäre sie aus der Ewigkeit hergeholt.

Flotho. Deine Empfindungen und deine Worte sind überspannt. Fasse dich Dione, ich muß dich verlassen, und ich verlasse dich ungern in dieser Stimmung. Aber ich muß zu den Albaniern ans Meer eilen. Unser Vorrath ist geendigt, und morgen gebräche es uns an Lebensmitteln. Darum sammle dich Dione, wenn du allein bist, und mildre diese Aufwallungen!

Dione. Geh Flotho! Nie bedurfte ich eines Gefährten so wenig als jezt.

Funfzehnter Auftritt.

Dione allein.

Wären alle Augenblikke meines Lebens so selig, wie die jetzigen, ich tauschte mit keinem Seraph. O der Mensch ist vieler Wonne fähig! Wird ihm einst alle die zu Theil, die er zu tragen vermag, wie groß wird seine Seligkeit seyn! Die meine ist jezt schon über Worte erhaben. Und nun höre ich den Fußtritt meines Kingsons. Ja, er kömmt. O sey mir gesegnet, Mann meines Herzens! (jezt erst tritt Kingson auf.)

Sechzehnter Auftritt.

Kingson. Dione.

Dione. (geht ihm entgegen.) Wohl Kingson, daß du kömmst. Wenn man so voll Entzükken ist, wie ich, so ersehnt man einen Genossen, in dessen Busen man seine Empfindungen ausschütten kann; und wen könnte ich mehr ersehnen, als dich, Mann meiner Seele! O nimm Theil an meinem Entzükken!

Kingson. Ich bedarf dessen.

Dione. O ich habe Freude für Tausende.

de. Aber mit dieſer Wolke auf der Stirne kömmſt du zu deiner Dione?

Kingſon. Sie wird fliehen, wenn ich nur Augenblikke bei dir bin.

Dione. Aber woher kam ſie? O mein Geliebter, vor dem ich nicht den kleinſten Gedanken geheim habe, der in alle Tiefen meiner Seele ſchauen kann, verhehle mir nicht den Grund meines Kummers!

Kingſon. O Dione, dieſer Grund könnte auch auf deinem Antlitz eine Wolke erſchaffen.

Dione. Nein, das vermag er nicht, und wenn er aus der Hölle käme. Sieh, ich bin heute ſo voll inniger Freude, wie ich noch nie geweſen bin. Nichts auf der Erde kann mich erſchüttern.

Kingſon. Dennoch könnten vielleicht wenige Worte es.

Dione. Laß ſie hören, ich flehe dich darum, ich beſchwöre dich bey unſerer Liebe!

Kingſon. Du willſt es; wohlan denn!

mit ſtrengem Nachdruk. Eine Bildſäule hat ge-

gen

gen deinen Vater und mich die Hand mit einem Meſſer aufgehoben.

Dione. Eine Bildſäule? Sprich deutlicher, mein Kingſon!

Kingſon. Du weißt, Dione, daß Aberglaube und Geiſterfurcht gleich entfernt von mir ſind. Dennoch habe ich heute etwas geſehen, das ich bis jezt in die Reihe der Unmöglichkeiten ſezte, deſſen Gegentheil ich noch beſchwöre, wäre ich nicht der Zeuge davon geweſen. Ich war mit deinem Vater in dem Felſen, unter den Werken des Alterthums. Du kennſt das vorzüglichſte darunter den Prieſter mit dem ehrwürdigen Angeſicht und dem ſchönen Gewande.

Dione. Ja, den kenn ich. Er hat ein Opfermeſſer in der Hand, und eine Binde um das Haupt.

Kingſon. Vor dieſem ſtanden wir heute, und bewunderten ihn. Da begann ſich plözlich ſein Arm mit dem Opfermeſſer zu bewegen. Er hob ihn langſam empor, und ließ ihn eben ſo langſam wieder ſinken. Denke dir unſer Entſezen!

Dio-

Dione. Du ſcherzeſt, mein Kingſon.

Kingſon. Ich ſchwöre dir bei Gott, ich ſcherze nicht. Jeder Gedanke von Scherz iſt fern von mir.

Dione. Nun dann; Flammen der Lichter und Täuſchung von Lampenſchein kann manches Blendwerk erzeugen.

Kingſon. Dione, auch dein Vater ſah es, und ich war bei ſo hellen, offenen Sinnen, wie jetzt.

Dione. Nun ſo laß es! Auch die Bildſäulen nehmen Theil an unſerm Glük.

Kingſon. Wollte Gott, deine Auslegung wäre, die wahre. Aber vorher ſchon wehnte eine bange Ahndung in meiner Seele, und wo ein Opfermeſſer aufgehoben wird, da fällt auch ein Opfer.

Dione. Nicht doch, mein Geliebter! durch eine ſo langſame Bewegung kann kein Opfer fallen; er hat dich als neuen Ankömmling in dieſe Gegenden begrüßt, er hat dir ſeinen Beifall zugewinkt. O vielleicht umſchwebt uns der Geiſt jenes Prieſters, vielleicht iſt er unſer Schuzengel, vielleicht

freut

freut er ſich unſrer Liebe. Kingſon, denke doch nur an dieſe Liebe, denke doch, daß wir eine ganze Lebenszeit vereint vollbringen ſollen! Kingſon! ſchwindet dir nicht Himmel und Erde, wenn du dieſen Gedanken denkſt.

Kingſon. Herrliches Mädchen, du vermagſt die bängſten Ahndungen in ſüße Schwärmerei zu verwandeln. Schon fühl ich wieder die Seligkeit des Gedankens dich zu beſitzen. (umarmt ſie.)

Diowe. O Kingſon! Ich habe der Freude ſo viel in meinem Herzen, daß ſie überfließt, und über wen könnte ſie eher ausſtrömen, als über dich? Die Bildſäulen ſollen uns keinen Kummer machen, wenn die Menſchen es nicht thun, und in dieſer Einſamkeit ſind ja keine Menſchen; hier können wir leben, wie im Paradieſe. O Eva war vor dem Falle nicht glücklicher, wie ich jezt bin.

Kingſ. Auch du biſt ein ungefallener Engel.

Siebzehnter Auftritt.

Angelon kömmt blaß und erſchrokken herein. Die Vorigen.

Angelon. (mit ſtarrem Affect) Wir ſind ver-

verrathen, um Gottes willen wir sind verrathen!

Kingson und Dione. Wie denn, warum denn?

Angelion. Griechische Häscher und türkische Kriegsknechte nahen sich unserer Wohnung, und umzingeln sie.

Dione. Gott erbarme sich!

(Man hört Geräusch und Stimmen hinter der Scene. Es wird gepocht: Hier herein! Aus! eingedrungen!)

Achtzehnter Auftritt.

(Eine Menge Kriegsknechte und Häscher mit ihrem Anführer treten herein. Die drei Ueberfallenen sind voll starren Schreckens.)

Der Anführer der Häscher. (mit lauter Stimme) Mir ist ein hoher Befehl geworden, gefangen zu nehmen alles, was hier im Hause ist. Auf, greift sie! Schont nicht!

(Jeder Häscher greift an, und drei von ihnen fassen immer Einen. Kingson wehrt sich, und wird überwunden. Unterdeß fällt der Vorhang.)

Ende des dritten Acts.

Fabeln.

Der Vampir.

Warum bist du doch dem Tage so gram, rief der schöne Colibri einem Vampir zu, dem Tage, wo man beim Sonnenlichte alle Dinge so klar und deutlich sieht, und liebst dagegen die traurige, dunkle Nacht? Ei, entgegnete der Vampir, dazu habe ich gar triftige Gründe. Ich bin so häßlich, und das sieht man in der Nacht nicht; auch kann ich dann den Menschen das Blut besser aussaugen. Denn wenn sie schlafen, so merken sie dies nicht so leicht. Siehe, mein schöner Colibri, wir handeln konsequent!

Ob wohl die Feinde der Aufklärung ähnliche Gründe haben, wenn sie sich gegen das anbrechende Tageslicht so sträuben?

Der

r alte und junge Täuberich.

in alter böſer Täuberich fiel über einen
n, der ſich der Welt zeigen wollte, her,
m die glänzenden Federn der Bruſt und
halſes aus, und ließ ihm blos die un,
baren und ſchwarzen, ſo daß er endlich
ſtruppichten Raben ähnlich ſah. War,
iſt du ſo grauſam gegen deinen jüngern
ruder, fragte ihn der Beſitzer des Tau,
lags, warum entwendeſt du ihm ſo un,
ſeine Schönheiten, ihm der dich nie
tate? — Nie beleidigte? antwortete der
Täuberich; ſiehſt du nicht, daß er glän,
ill? Soll die Welt auf ihn die Augen
n, ihn ſchöner finden, wie mich? Das
mir recht! So rief er, und fiel von
n über den wehrloſen Täuberich her,
ollends unkenntlich zu machen, und ſei,
ten Schönheiten zu vernichten.

ecenſenten, ob ihr wohl dem alten Täu,
ähnelt, wenn jemand in eurem Fache
ngen beginnt?

Der Pfau und die Nachtigall.

Zur Nachtigall sprach der Pfau: deine Stimme, kleiner Vogel, ist so helltönend und anmuthig, deine Gestalt hingegen weder schön, noch dein Fleisch wohlschmekkend. Ei, antwortete die Sängerin, darum suche ich auch blos durch meine Stimme zu gefallen.

Goldne Regel für alle, die nach Beifall ringen!

Die Katze und die alte Maus.

Eine Katze fing täglich eine Anzahl Mäuse, und fraß sie. Warum bist du so grausam gegen uns Arme, rief ihr eine alte Maus zu, warum suchst du unser ganzes Geschlecht auszurotten? Das ist meine Pflicht, entgegnete die Katze, ich muß das Haus meiner Herrschaft von Ungeziefer reinigen! Siehe, meine Liebe, darum fange ich euch. Ach, wenn man dich nicht kennte, Heuchlerin, rief die Maus aus einem sichern Loche hervor; Naturtrieb, und Blutdurst treibt dich an, uns zu verfolgen. Wenn unser Fleisch dir

nicht

nicht ſchmekte — der Schaden deiner Herrſchaft wäre dein geringſter Kummer.

Betrachtet hundert glänzende Tugenden in der Nähe, und ſie ſind Laſter.

Der Fuchs und der Adler.

Hoch in der Luft ſchwebte der Adler, ſuchte mit feurigem Auge auf den Gefilden der Erde ſeine Beute, und ſchoß dann eilend herunter, ſie zu fahen. Erſtaunungsvoll ſah der Fuchs ſeinem kühnen Fluge, und dem entführten Lamme nach. Wie mühſam, rief er, ſuche ich hier unten einen Raub, und wie leicht entdekt ihn jener aus ſeiner Höhe! So manches gelang mir ſchon, könnte ich doch auch hierin dem Adler nachahmen! Eilend ſprang er einen Felſen hinauf, und ſchaute umher. Da ſah er unten im Graſe eine fette Gans wandeln. Mit gierigem Auge verſchlang er ſie, und entflammt von dem Beiſpiel des ſchnellen Adlers ſtürzte er ſich auf ſie herunter. Aber ſein ſchwerer, ungefiederter Körper fiel ſehr unſanft weit von der

Ganz nieder, und ward zerschmettert. Sterbend rief er: ich Kluger war dumm, und verderbe mich selbst, indem ich mich über meine Sphäre erheben will!

Wie viel, die Klopstok nachflogen, mögen wohl das Schikſal des Fuchſes gehabt haben!

Die Ameiſe und die Biene.

Auf einem blumigten Gefilde ſammelten Biene und Ameiſe emſig Vorrath ein. Wie arbeitſam ſind wir, ich und du, begann die Ameiſe, wie unverdroſſen häufen wir Schätze auf! Mit Recht hat man uns dem Fleiß zum Vorbilde gemacht! Du redeſt wahr, entgegnet die Biene: doch einen kleinen Unterſchied glaube ich bei unſerm Fleiß bemerkt zu haben: Du ſammelſt blos für dich allein, ich ſammle auch für die Menſchen.

Der reiche Geizhals mag wohl der Ameiſe, der reiche Menſchenfreund der Biene gleichen. An jenem großen Tage, wo nicht das Gold, ſondern der Gebrauch deſſelben gewogen wird, werden beide ihren Lohn finden.

Der

Der Leopard und die Thierwelt.

Ein junger Parder voll Schönheit, Geist und Muth, hatte immer in der Höhle seiner Mutter gelebt, und trat jezt zum erstenmal unter den Thieren der afrikanischen Wüsten auf. Er sah und hörte viel neues, sein Beobachtungsgeist hatte Gelegenheit, Bemerkungen zu machen, und sein richtiger Verstand entdekte ihm in der Thierwelt manches Gute, doch leider der Mängel noch mehr. Der Löwe hatte viel Majestät, aber viel Stolz und Verwegenheit; der Tyger war schön, aber unerhört grausam; der Elephant schien ihm viel Verstand, aber auch viel Phlegma, der Affe viel Klugheit aber auch viel Bosheit zu besitzen; am Zebra fand er große Aehnlichkeit mit dem gemeinen Esel; und der Bär war seiner Meinung nach sehr dumm. Denken hätte er dies immer mögen, aber der Thor sagte es, und glaubte, die Thierwelt zu bessern. Das trug ihm herbe Früchte ein. In Kurzem waren Elephant, und Tyger, und Löwe, und Affe seine Todfeinde; die Schwächern flohen, die Stärkern wezten die Zähne. Niemand hatte fortan Augen für

ſeine Verdienſte, für ſeinen Muth, ſeine Klugheit, ſeine ſchöne Geſtalt; in Haynen und Sandwüſten ertönten nur ſeine Fehler. Man gab ihm mit Wucher alle Gebrechen zurük, die er an andern fand, und er mußte endlich mit Schmach und Hohn bedekt zur Höhle ſeiner Mutter zurükkehren. Voll Schmerz und tiefen Gefühle des erlittenen Unrechts erzählte er ihr die Geſchichte ſeiner Aufnahme in der Thierwelt. Dir iſt Recht geſchehen, mein Sohn, rief die Mutter; du wollteſt die Thiere beſſern, und hatteſt weder Vorſicht noch Feinheit genug; du wollteſt die Welt reformiren, und fingſt nicht bei dir an. Nimm künftig deine Brüder, wie ſie ſind, und habe ein Luchsauge für ihr Gutes, wie du es bis jezt für ihre Fehler hatteſt. Rühme am Löwen die Stärke, am Elephanten den Verſtand, am Tyger die ſchöne Haut, am Affen die Gewandheit, am Bär den weichen Pelz, und am Zebra die ſchönen Streifen! Dann werden ſie auch dich erträglicher finden. Wer die Fehler anderer berühren will, muß ſehr weiche Finger haben!

Der Hund und ſein Schatten.

Ein kleiner Hund ſah kurz vor Sonnenuntergang ſeinen Schatten, und bewunderte die anſehnliche Größe deſſelben. Stolz trabte er einher, ſich ſelber ſo groß wähnend, und bemerkte kaum ſeine gewöhnlichen Gefährten. Plötzlich trat eine kleine Wolke vor die Sonne — Weg war der gigantiſche Schatten.

Frankreichs Große, wie ſtürzt ſie oft der kleinſte Umſtand von ihrer Höhe!

Die beiden Bildhauer.

Zween Bildhauer in Athen, wovon der eine der berühmte Phidias, der andere aber an Ruhm und Kunſt gleich entfernt von ihm war, begannen jeder einen Marmorblok zu bearbeiten. Aus dem Steine des Phidias ging allmählig ein Jupiter hervor, der die Majeſtät des höchſten Gottes im ſichtbaren Bilde zeigte, der in einem Tempel aufgeſtellt, und von allen angebetet ward. Der andere

Künſtler bildete auch einen Jupiter, aber er wurde durch ſeine Ungeſtaltheit ein Geſpött des Volks, und verlohr ſich endlich in die Trödelbuden von Athen.

O Erziehung, was der Künſtler dem todten Marmor iſt, das biſt du dem Menſchen, und mehr!

Anagrammen, Räthsel und Charraden.

1.

Im hohen Alterthum entsprossen bin ich noch vorhanden, bin seit Jahrtausenden die Bewunderung der Menschen. Unendlich viel Großes, Schönes und Merkwürdiges fasse ich in drei Buchstaben zusammen, bin selbst leblos, und halte eine ganze Welt voll Leben in mir. Dreimal bin ich aus meinen Trümmern, gleich einem Phönix, hervorgegangen, und vereine noch immer das Erhabenste von dem, was Menschen hervorbrachten, in mir. Ohne den ersten Buchstaben verwandelt sich diese ganze Herrlichkeit in ein Weinmaaß. Rükwärts gelesen ist sie ein bloßer, oft höchst elender Mensch. Ohne den ersten Buchstaben desselben wird gar nur ein Theil des Menschen daraus, den aber die wenigsten recht

zu gebrauchen wiſſen. — Wie heißt jener erhabene Ort?

II.

Ich eſſe, trinke und ſchlafe an fremden Orten, ohne daß es mich das geringſte koſtet, ja man ehrt mich überall, und gewöhnlich um ſo mehr, je wilder die Nation iſt, bei der ich mich aufhalte. Ohne den erſten Buchſtaben verwandle ich mich ſchnell in ein lebloſes Weſen, und bin dann eine Zierde des Baums, eine Unzierde des Menſchen. Was ohne den zweiten Buchſtaben noch von mir übrig bleibt iſt nur wenig, aber es bedeutet viel. Es iſt das Von in der theologiſchen Welt, es preiſt ſelig, und iſt zugleich ein gebietender Ruf zum Stillſchweigen, aber dennoch kein artikulirter Ton.

III.

Einſt lebte ein Deutſcher ſeltener Art, gekannt von Niedrigen und Hohen, von Eingebohrnen und Fremden, vielleicht mehr, als je ein Deutſcher gekannt wurde, und noch iſt. Er ſchrieb nie ein Buch, und unterhält den-

dennoch Jahrhunderte nach ſeinem Tode vie-
le tauſend Menſchen. Die erſten beiden Syl-
ben ſeines Namens ſind dem Aberglauben
Verkündiger des Todes; die beiden lezten
ahmen die Natur unter allen Dingen am
wahrſten nach. Wie hieß jener Menſch?

IV.

Es iſt nicht in der Natur; dennoch nimmt
es die Kunſt daraus her. In dem ganzen
Bezirk der Schöpfung iſt kein Nachbild da-
von, und es entſprang doch aus der Schö-
pfung. Es iſt die Wonne des Auges, das
Entzüken des fühlenden Herzens. Ohne den
lezten Buchſtaben jedoch iſt es ein bloßes
Weſen in der Gedankenwelt, das erhaben und
niedrig, gut und ſchlecht ſeyn kann. Nimmt man
auch den erſten Buchſtaben hinweg, ſo bekömmt
es wieder einen hohen Rang in der Götter-
welt. Lieſt man das Ganze rükwärts, ſo
verwandelt es ſich in einen Titel der Damen,
aber nicht der deutſchen.

V. Mit

V.

Mit einem B. war es ein Wunder der Welt; mit einem G. gebraucht es der Naturmenſch nie, der Cultivirte alle Tage; mit einem N. iſt es ein Theil des Menſchen; mit einem F. verſetzt es in die Ideenwelt, und ergötzt und belehrt zugleich. Ohne dieſe Buchſtaben blutete es unſchuldig, und ſtarb einſam.

VI.

Auch erſt die Handlung, dann das Werkzeug auch zu nennen,
So wirſt du gleich den größten Dichter kennen.

VII.

Erſcheine ich in einem feinen Gewande, ſo bin ich das Leben, und die Freude der Geſellſchaft; in einem groben tödte ich das Vergnügen des Weiſen, und verletze die Sitten. So unſchuldig mein Name klingt ſo manche Urſache zum Zwiſt, ſelbſt zum Blutvergießen bin ich geworden. Aber raubt man mir den

erſten

erſten Buchſtaben, ſo verliehre ich meinen Einfluß auf Geſellſchaften und Vergnügungen ganz, und werde blos auf weiten Reiſen nüzlich. Erſcheine ich ohne die erſten beiden Buchſtaben, ſo heftet der Spieler begierig ſein Auge auf mich, und fühlt, ſobald er mich erblikt, den nahen Gewinn.

VIII.

Ich bin eins und bin viel, bin alt und neu, bin klar und dunkel. Ein Jahrtauſend iſt mein Vater, die Vorſehung meine Mutter, und viele merkwürdige Menſchen brachten mich ans Licht. Verſpottet und verlacht, verehrt und angebetet; bin ich auf dem ganzen Erdboden verſtreut, und werde bleiben bis ans Ende der Welt. Viele tauſend Menſchen ſuchen mit jeder Anſtrengung des Geiſtes, mich ganz kennen zu lernen, und vermögen es nicht. Eine Lebenszeit reicht nicht dazu hin; erſt jenſeits des Grabes wird dies geſchehen. Du kennſt mich, hatteſt mich oft in der Hand, und wohl dir deshalb!

IX.

Im Deutſchen iſt ein kleines Wort von drei Buchſtaben, das der Bedeutungen mancherlei hat. Im erſten Sinne iſt es das Glänzendſte im Staat, und der Glanz geht von Menſchen aus. Im zweiten Sinne iſt es etwas ſehr Nützliches, und kann auch glänzend ſeyn; aber der Glanz rührt dann nur von Thieren her. In der dritten Bedeutung iſt es weit von uns entfernt, iſt ſelbſt nichts Glänzendes, aber umgiebt das Glänzende, und verkündigt dem Reiſenden nichts angenehmes.

X.

Ein Dichter — Und er heißt? — Man
braucht nur wie? zu fragen,
Die andre Sylbe wird ein jedes Land
dir ſagen.

XI.

In einer heiligen Gegend iſt ein Ort, wo die Natur in ihren lezten Trümmern liegt.

liegt. Einſt war es das Tempe des Volks Gottes, die Wonne der heiligen Dichter, und die Begeiſterung der Propheten. Ohne den erſten Buchſtaben verwandelt ſich dieſe heilige Gegend in einen heiligen Mann, der einſt viele Nachfolger in der feierlichſten Würde der Religion hatte; aber ſeit Jahrtauſenden ſind ſie von der Erde verſchwunden. Ohne den erſten und lezten Buchſtaben konnte es einſt der römiſche Feldherr mit dem größten Ruhm von ſich ſagen; jezt ſagen es ohne Ruhm Millionen geringe Menſchen von ſich.

XII.

Mon premier est un crime patibulaire; mon second une chose, dit-on, trés difficile aux Dames. Le tout est un grand Poëte, Philosophe et Historien français.

XIII.

Je größer und volkreicher eine Stadt iſt, um ſo weniger findet man mich darin, je kleiner

kleiner um so öfterer bin ich da, und auf dem Lande sieht man mich am häufigsten. Nennt man meinen Namen in französischer Sprache, und nimmt den ersten Buchstaben hinweg, so liege ich in manchen Städten regelmäßig geordnet an der Erde, und diene den Gehenden zur Bequemlichkeit. Nimmt man mir auch den zweiten Buchstaben, so verwandle ich mich in ein erhabnes Wesen, das für uns unsichtbar, uns aber dennoch sehr theuer ist.

XIV.

Mit einem B ist es ein nützliches Werkzeug, vor welchem aber dem Missethäter schrecklich graut; mit einem S kann man gerade dasselbe davon sagen; mit einem H wünscht man es allen Menschen, und vorzüglich seinen Freunden; mit einem K ist es ein Hülfsmittel bei einer gewissen schweren Arbeit, und zugleich der Schimpfname eines groben Menschen. Ohne alle diese Buchstaben ist es die vorzüglichste Eigenschaft eines Boten.

XV.

XV.

Mit erſter Sylbe ruft man Thiere, Vögel, Knaben;
Die andre mag zum Schmaus der Deutſche gerne haben.
Das Ganze iſt ein Menſch, den Jung und Alt belacht.
Ihr Klugen lachet mit, ſonſt hat er's ſchlecht gemacht.

XVI.

Hie und da iſt auf den Gefilden der Erde ein Weſen ſeltſamer Art. Vor Jahrtauſenden entſtand es, und noch immer dauert es fort. Der Aberglaube gab ihm das Daſeyn, und die größten Werke, die auf der Erde ſind, wurden um ſeinetwegen erbaut. So lange es lebte war es nicht; nur nach dem Tode erſt erhielt es das Daſeyn. Ohne den vorlezten Buchſtaben verwandelt ſich dies ſeltſame Weſen in ein ganz gewöhnliches, in eine Anverwandtin. Verdoppelt man den vorlezten Buchſtaben derſelben, ſo wird ein ächt deutſches Getränk daraus, das aber ſehr

weit, ſelbſt in fremde Welttheile, verführt wird.

XVII.

Mit dem ſchönſten Schmuk des Frühlings umkränzt trat ich einſt einher, und das Alterthum beugte mir voll Andacht das Knie. Noch izt huldigt die Welt meiner Schönheit, noch izt bin ich der Einbildungskraft theuer. Aber raubt man mir den lezten Buchſtaben, ſo verwandle ich mich plözlich in das Symbol der Trauer. Nimmt man noch einen Buchſtaben hinweg, ſo ſpringe ich eilend davon.

XVIII.

Das Alterthum ehrte mich, die Nachwelt ſpottet oft meiner; dennoch wünſcht jeder zu werden, was ich bin. Ohne den erſten Buchſtaben bin ich eine Speiſe, die in allen Welttheilen genoſſen wird. Ohne den zweiten bin ich ich in einer Jahrszeit für alle Menſchen da, in der andern nur für die Reichen. Nimmt man auch den dritten Buchſtaben hin-

hinweg, ſo bin ich der angenehmſte Befehl, der dem Hungrigen gegeben werden kann.

XIX.

Die erſte Sylbe läuft durch Wälder und Geſträuche,
Die zweite iſt ein Weib, doch nur im Geiſterreiche,
Die dritte ein Befehl: auf, wenn ihr laufen könnt!
Ihr haſcht ſie ſchon, wenn ihr nur in Gedanken rennt.
Die lezten Sylben ſind von Perſien ein König.
Ich ſelber bin zwar jezt noch wenig,
Doch werden kann ich bald gar viel:
Ein Richter, Präſident, Miniſter ſelbſt am Ziel.

XX.

Europens Schooß zeugt mich nicht; dennoch bin ich überall in Europa, und werde vom Miniſter bis zum Bettler, vom Monarchen bis zum Trommelſchläger geliebt. Schreckliche Verfolgungen litt ich, und leide ſie noch von den Mächtigſten der Erde, aber ſie vertilgen mich nicht, und unausrottbar bin ich

zu aller Händen. Waſſer, Feuer und Stahl muß gegen mich wüten, ehe ich den kleinſten Gebrauch dir gewähre. Nehmt mir den Anfang und das Ende, ſo werde ich aus einem lebloſen Weſen lebendig, werde ein Thier, von welchem thörichte Weiſe den Urſprung des Menſchengeſchlechts herleiteten. Verliehre ich die drei Anfangsbuchſtaben, ſo gehöre ich im Zauberreiche zu Hauſe, und bin ein halballmächtiges Weſen.

XXI.

In uralten Zeiten war ich ein Monarch, herrſchte Jahrhunderte lang über die mächtigſten Völker, und führte Werke auf, die alle Könige Europens nicht aufzuführen vermöchten. Noch bin ich in höchſt veränderter Geſtalt da, und herrſche über die Gemüther der Menſchen. Die Geſetze verfolgen mich, aber ich trotze ihnen in verborgenen Winkeln, mache Tauſende unglüklich, hie und dort Einen glüklich. Unſchuldiges Blut, von Eltern und Freunden laut bejammert, floß ſchon oft durch mich, denn ich mache die Leidenſchaften

der

der Menſchen bis zur Wut rege. Junger Erdenbürger, fliehe vor mir! Durch goldnen Glanz lokke ich dich an den Rand der Verzweiflung, und ſtürze dich oft ohne Rettung hinunter.

XXII.

In der Sprache der Franzoſen iſt ein Wort, wovon die Empfindung, die es bezeichnet, nur bei ſchrecklichen Begebenheiten entſteht. Nimmt man die beiden erſten Buchſtaben hinweg, ſo wird eine ganz andere Empfindung daraus, die bei einem hohen Grade das Leben koſten kann, die es alle Lebendigen koſten würde, wenn ein gewiſſer Himmelskörper nicht da wäre. Läßt man auch den dritten Buchſtaben hinweg, ſo trägt es eine Krone. Verliehrt es auch den vierten, ſo trägt es Federn, und iſt ſehr dumm. Den lezten Buchſtaben endlich rufen die Frauenzimmer unwillig, wenn ihnen etwas Unangenehmes wiederfährt. Wie heißt das ganze Wort?

XXIII.

Auf den fetten Triften angebauter Län-

der wächst ein Kraut, das Thiere, aber nicht Menschen nährt. Nehmt ihm den ersten Buchstaben, so nährt es auch Menschen, ist in vierfüßigen Thieren, Vögeln und Fischen zu finden, und hat für seine Zungen großen Reiz. Raubt man den zweiten Buchstaben, so verwandelt sich das wohlthätige Kraut in ein wildes Thier, das dem Jäger sehr gefährlich werden kann. Nimmt man auch den dritten, so wird noch ein wilderes Thier daraus, doch rechte man nicht in der Orthographie. Schneidet man noch den vierten ab, so ist es ein Wörtlein, das man zu keinem Vornehmen sagen darf. Den lezten Buchstaben endlich lernen die Kinder selten vor dem vierten Jahr, manche Menschen ihr Leben hindurch nicht aussprechen.

Das Kraut selbst ist zugleich der Name eines jezt bekannten französischen Generals.

XXIV.

In der alten Welt ist ein kleiner Strich Landes, dessen Daseyn dem Kaufmann, dem Reisenden, dem Weltbürger höchst zuwider seyn muß. Die mächtigsten Monarchen der Erde, die selbst die Wunderwerke der Alten möglich machten, wandten ihre Kraft an, ihn zu vernichten, und vermochten's nicht. Einst rettete er eine ganze Nation vom Untergange; aber das Böse, das er dagegen stiftet, wiegt jenes Gute hundertfach auf. Wäre er nicht da, so rükten die Bewohner von zweien Welttheilen plözlich um tausend Meilen einander näher, und dennoch ist er selbst nur ein Punkt auf der Erde. Wer ihn vernichten könnte, den würde Euro-

pa

ya und Aſien anbeten, der lenkte unzählige Schiffe von Weſten gegen Oſten, der machte die Spitze von Spanien zum Vorgebürge der guten Hoffnung. Einſt beſaſſen jenen Strich Landes die weiſeſten Völker der Erde, deren Weisheit noch da iſt, aber wie die hebräiſche Bibel für den Grönländer; jezt haben Barbaren ihn in der Gewalt, die Kultur und Menſchenglük mit Füßen treten. — Wie heißt dieſer Strich Landes?

XXV.

Ich bin nicht mehr, und Heil der Welt, daß ich nicht mehr bin! Millionen verwünſchten mich in den Abgrund, Tauſende beteten mich an. Nimmt man mir den Anfang und das Ende, ſo geht aus mir der heiligſte Ort hervor, doch nur in fremder Sprache; ich faſſe ihn ein, ſo abſcheulich ich ſelbſt bin. Nimmt man mir blos das Ende, ſo bin ich ein weibliches Weſen, das durch Engelharmonie bezaubert. Nimmt man blos den Anfang, ſo bezeichne ich die nüzlichſte Arbeit auf der Erde in der dritten Perſon. Schneidet man auch den zweiten Buchſtaben ab, ſo bleibt etwas übrig, das ein geringer Lohn für meine Thaten wäre. Läßt man endlich noch den dritten hinweg, ſo ſteht ein ganz kleines, aber boshaftes Wort in römiſcher Sprache da, das allem Vorhergeſagten das Gewicht rauben, das Millionen Sachen rükgängig machen kann, und dem Bittenden vorzüglich ſehr unangenehm iſt.

Ich bin in Oft und Weſt, in Süd und Nord bekannt,
Doch wird mein Name jezt mit Abſcheu nur genannt.
Es ſinken der Monarchen Throne,
Es fiele jedes Fürſten Krone,
Wär' ich in jedem Staat nur hundert an der Zahl.
Nun rathet, wer ich bin; ihr kennt mich allzumahl.

Auflöſung der Räthſel.

I. Rom.
II. Gaſt.
III. [illegible]
VI. Klopſtok.
VII. Spaß.
VIII. Die Bibel.
IX. Hof.
X. Wieland.
XI. Saron.
XII. Voltaire.
XIII. Granga.
XIV. Beil.
XV. Hanswurſt.
XVI. Eine Mumie.
XVII. Flöte.
XVIII. Greis.
XIX. Referendarius.
XX. Kaffee.
XXI. Pharao.
XXII. Effroi.
XXIII. Kleber.
XXIV. Die Landenge Suez. *)
XXV. Marat.

*) Sie trennt durch einen ſchmalen aber felſichten Erdſtrich das rothe und mittelländiſche Meer von einander. Wäre ſie nicht da, ſo erſpahrten ſich alle Schiffe, die nach Oſtindien gehen, den Umweg um ganz Afrika.

Cuculus Indicator.

Erſter Band.

Glogau,
bei Benjamin Gottlieb Günther dem Jüngern.
1801.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Vorrede.

In meinem Schreibtisch ist ein verborgenes Fach, worinn ich alles, was ich in einsamen Stunden aus meinem Herzen, meiner Einbildungskraft, meinem Verstande, oder aus meinen kleinen Vorrath von Kenntnissen das Jahr hindurch abschrieb, zusammenlege, und gleichsam begrabe, um es wieder zu vergessen. Aber wenn der Frühling herankömmt, wenn die ganze Natur ihren Schooß öfnet, um Früchte zu bringen, so öfne ich auch mein kleines Schubfach, und wekke meine Todten gleichsam wieder auf; denn nie ergreift mich die Lust mehr, auch Früchte zu tragen, und meinen Nebenmenschen zu nuzzen, als im Früh-

jahr. Aber da ich weiß, wie schwer dies ist, so halte ich eine scharfe Musterung unter meiner Wintersaat, und suche sorgfältig aus, was in Bündel gebunden, und ins Feuer geworfen, oder was ans Licht treten, und, wiewol mit sehr verschämten Blick, sich den Augen der Welt darstellen soll.

Bei meiner diesjährigen Revüe habe ich fünf Gedichte, worunter der Anfang eines Heldengedichts ist, zwei Entwürfe zu Ritterromanen, sieben Idyllen in poetischer Prosa, und funfzehn Abhandlungen moralischen, ästhetischen und philosophischen Inhalts ins Camin wandern lassen, weil ich weiß, daß das veränderliche Publicum durchaus dergleichen nicht mehr will. Es ist mir daher fast nichts übrig geblieben, als was unmittelbar aus dem Gebiet der Würklichkeit herrührt, oder wenigstens nicht zu sehr in die übersinnliche Welt hinüberschwindelt. Sagt mir jemand, daß ich auch dies Uebriggebliebene im Camin hätte sollen auflodern lassen,

sen, so rechte ich mit ihm nicht, es mag seyn! Aber wer spricht gern das ganze Jahr hindurch, ohne von jemanden gehört zu werden? Noch schwerer ist dies, auf diese Art zu schreiben, wie die Herrn Cramer, Lafontaine und der wohlselige Spieß bezeugen können, die das ganze Jahr hindurch keinen Buchstaben umkommen lassen.

Auch giebt es Augenblikke, worinn ich mir einbilde, daß manches Weizenkorn in dem folgenden begraben liege, und daß es selbst den etwas gewählten Leser zu dem Honig der Wahrheit und der Unterhaltung hinführen könne, wenn er anders mit Aufmerksamkeit zu folgen Lust hat. Deshalb habe ich denn auch das Büchlein, nach dem amerikanischen und asiatischen Vogel, der die indianischen Wilden durch seinen Flug zu den Honigbäumen hinlockt, Cuculus Indicator genannt, und es soll, gleich ihm, anzeigen, wo hie und da eine Süßigkeit verborgen liegt.

Sollte

Sollte sich diese würklich finden, so werde ich bei meiner nächsten Musterung eine neue Auswahl treffen, und manchen tief verborgenen Baum, der einen Honigbau hat, den Eßlustigen Preis geben.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite.

1. Scenen aus dem Leben der Gräfin von Lichtenau. Verbürgt von ihr ſelber.
   a) Der Schifbruch — 1
   b) Das leichtbeglückte Landmädchen in Italien — 5
   c) Würkung des 10ten Auguſts 1792 in Spaa 7
2. Die ſchrecklichſte Zeit meines Lebens, oder Biondini der Venetianer — — — 11
1. Der Sturz vom Himmel. Nach dem Ovid — — 66
4. Ein Mittel gegen die Liebe 83

5. Lucilio

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

5. Lucilio Vanini der Taurisaner, oder Leben und Hinrichtung eines merkwürdigen Atheisten 97
6. Anekdoten und Begebenheiten vom Hofe Pabst Alexanders VI. — 156
7. Beispiele von grausamen Hinrichtungen in Schlesien — 201
8. Der gehörnte Siegfried des Alterthums — — 232
9. Ein Mittel, auch die beredteste Zunge zum Schweigen zu bringen — — — 276
10. Warnung vor unbesonnenen Reden, oder Foulon zu Paris und die Tochter des Appius Cöcus zu Rom — — — 278
11. Der gerichtliche Gifthecher, oder merkwürdige Selbstmorde — 281

Scenen

Scenen
aus dem Leben der Gräfin von Lichtenau,

verbürgt von ihr ſelber.

a) Der Schifbruch.

Als die Gräfin von Lichtenau ihre Reiſe in Italien machte, hielt ſie ſich auch einige Zeit zu Livorno auf. Eines Tages gieng ſie mit einem Begleiter und einer Begleiterin am Ufer des Meeres ſpazieren, und war ſchon eine weite Strekke von der Stadt entfernt, als der Himmel ſich plözlich mit Wolken bezog, und ein fürchterliches Ungewitter entſtand. Das Meer wogte hoch auf, und brach ſich mit dumpfem Gebrüll an dem Geſtade. Die Luſtwandelnden waren mehr als hundert Schrit-

te davon entfernt, und wurden dennoch von den ſchäumenden und in Regen zerſtiebenden Wellen überall benetzt. In einem Clima, wie das italieniſche indeſſen, ſind dergleichen Wechſel des Wetters minder gefährlich, als in Norden, und ſie giengen weiter, um des furchtbar-prachtvollen Schauſpiels der Natur zu genießen.

Nach wenigen Augenblikken aber bot ſich ihnen ein anderer Gegenſtand zur Unruhe dar; denn indem ſie das himmelan tobende Meer mit ängſtlichem Erſtaunen überſchauten, erblickten ſie alle zugleich mitten in den ſchäumenden Wellen ein Boot, das, wie ein Vögelchen auf einem vom Sturm bewegten Zweige, hin und hergeworfen ward, und kraftlos gegen die Wuth der Fluthen kämpfte. Bald ſtieg es ſichtbar empor, und bald verlohr es ſich wieder in die Tiefe, als wäre es von dem empörten Element verſchlungen. Sie ſahen die Matroſen mit der höchſten Anſtrengung gegen den Sturm kämpfen, ſie hörten das Angſtgeſchrei der Verzweiflung mitten unter Donner und Sturmwind daherſchallen, und blieben vor Entſezzen unbeweglich ſtehen.

Es hat etwas höchſt erſchütterndes, ſeine Nebenmenſchen in irgend einer nahen Todesgefahr zu erblikken, ohne ihnen helfen zu können, und noch

noch erſchütternder iſt dies unter ſo grauſenvollen Umſtänden. Außer ſich vor Furcht, vor Mitleiden, vor Theilnahme, wußten die drei Schauenden nicht, was ſie beginnen ſollten. Aber banges Anſtarren war hier ohne Würkſamkeit, und ſie mußten wenigſtens fremde Hülfe ſuchen, da ſie ſelber nicht helfen konnten.

Der nächſte Ort, wo Menſchen wohnten, war das ruſſiſche Bad, das ohngefähr eine Stunde weit von Livorno entfernt iſt. Hieher richteten ſie ihren Schritt, und liefen lautſchreiend am Ufer hinauf. Jeder Augenblick ſchien ihnen die Hülfe zu ſpät zu machen, beſonders da das Boot dem Ufer nicht näher kam. Endlich langten ſie an, fanden aber die Thür zu ihrem Entſezzen verſchloſſen. Ohne Bedenken ſtießen ſie dieſelbe ein, und drangen mit lautem Klaggeſchrei in das Haus. Ein Mann erſchien, und ſchaute voll Verwunderung die bleichen athemloſen, ſchrekkenvollen Fremdlinge an. Sie vermochten kaum zu reden, entdeckten ihm aber dennoch mit wenigen wehmuthsvollen Worten das ſchrekliche Schauſpiel, von welchem ſie Zeugen geweſen waren, und baten um eilende Hülfe. Anſtatt hiezu die geringſte Anſtalt zu machen, oder ſelbſt über die Gefahr erſchrokken zu ſeyn, blieb der Mann in ſeiner vollen Seelenruhe, betrachtete mit lächelnder Miene

den Zustand der ängstlich Bittenden, und sagte endlich mit sanfter Stimme: Meine Kinder! der Gegenstand, der Ihr Mitleiden so heftig rege gemacht hat, verdient dasselbe auf keine Weise; er ist nichts anders, als ein Felsen, der Aehnlichkeit mit einem Schiffe hat, der aber schon seit Jahrhunderte Wind und Wellen trotzt.

Bei diesen Worten wurden die drei Geängstigten beinahe selbst in Felsen verwandelt, und erwachten gleichsam wie aus einem fürchterlichen Traum. Der Uebergang von dem höchsten Mitleid, und einem fortdauernden Schrekken zu dieser seltsamen Art von Beschämung, machte sie so verwirrt, daß sie alle drei die Augen niederschlugen, und schnell die theilnehmenden Thränen, die noch darin glänzten, hinwegwischten. Aber das tragische Gaukelspiel ihrer Einbildungskraft hatte wenigstens keine tragische Auflösung, und sie kehrten ruhig und getröstet nach Livorno zurück. Sie hatten dabei gelernt, wie dem zu Muth ist, der Menschen sieht, die in Gefahr sind, vom Meer verschlungen zu werden.

Wie oft mag sich im Leben unser Mitleid auf Gegenstände hinlenken, die es nicht verdienen! Möchte dies seyn; aber wie oft mögen wir im Gegentheil da kalt bleiben, wo die höchsten Ansprüche darauf vorhanden sind!

b) Das leichtbeglückte Ländmädchen in Italien.

Zwischen Livorno und Florenz hielt die Gräfin auf dem Lande an, um Mittagsbrodt zu essen. Auf einem Hofe erblickte sie eine Menge junger Landleute männlichen und weiblichen Geschlechts, die mit Reinigung des sogenannten türkischen Weizens, der in Italien sehr häufig gebauet wird, beschäftigt waren, und auf einem eben geschlagenen Fußboden vor der Scheune arbeiteten. Sie ließ sich mit einem wohlgebildeten Mädchen in ein Gespräch ein, aber nach wenigen Augenblikken gerieth diese in eine sichtbare Zerstreuung, und heftete ihre ganze Aufmerksamkeit auf ein breites rosenfarbenes Band, das die Gräfin an diesem Tage um den Gürtel trug, und wovon die Enden im Winde flatterten. Sie betrachtete bald die Besitzerin, bald das Band, und fieng endlich an, es laut zu bewundern. Auf die Frage, ob sie es haben wollte? schien sie in eine Art von Erstaunen zu gerathen, und sich zu dieser Höhe des Glücks nicht hinauf denken zu können. Die Gräfin machte es indessen ab, um sie damit zu erfreuen; aber sie konnte sich noch immer nicht überzeugen, daß es Ernst damit sey; denn vielleicht vermochte sie sich es nicht als möglich denken, daß ein weibliches

Wesen

Wesen sich eines so schönen Schmucks, als das Band in Ihren Augen seyn mochte, berauben könnte, um ein anderes weibliches Wesen damit zu zieren. Aber als sie endlich nach langen Versicherungen an das Geschenk zu glauben anfieng, ergriff sie es außer sich vor Freude, und lief, ohne sich zu bedanken, eilend davon, indem sie das Band lang hinter sich her flattern ließ.

Die Gräfin hatte diesen Vorfall schon vergessen, und saß eben am Tisch, als sie den Kopf des Mädchens durch das Fenster erblickte, und bald darauf traten herein in das Zimmer die Eltern, Großeltern, Brüder, Schwestern, und andere Anverwandte derselben, in einer langen Procession, und stellten ihr den Bräutigam des Mädchens vor, um sich nebst ihm für das erhaltene Geschenk zu bedanken. Alle stimmten in diesen Dank laut ein, und die ganze Famile, vom Greise bis zum Kinde herab, war außer sich über das rothe Band.

Als die Gräfin sah, daß hier über eine Kleinigkeit so viel Aufsehen entstand, suchte sie in ihrem Vorrath von Bändern nach, und theilte alles, was sie daraus entbehren konnte, unter die Familie aus. Jetzt war vollends Lerm in allen Gassen, und die erfreute Familie zog endlich unter lautem Jubel mit ihren Bändern durch das Dorf.

Wenn

Wenn dieſe Freude über eine ſo unbedeutende Sache nicht aus bitterer Armuth entſtand, ſo wirft ſie ein ſehr reizendes Licht auf die Sitteneinfalt der Landleute in jener Gegend. Wer würde nicht wünſchen, unter Menſchen zu wohnen, die ſo leicht zu beglükken ſind?

c) Würkung des 10ten Auguſts 1792. in Spaa.

Als die Flamme des franzöſiſchen Krieges in Europa aufzulodern begann, als mehrere vereinte Monarchen ſich gegen das freiheitsſchwangere Land rüſteten, und das drohende Manifeſt über daſſelbe ausgeflossen war, befanden ſich in Spaa viele hundert Emigrirte, welche unter Furcht und Hoffnung den Dingen, die da kommen ſollten, entgegen ſahen. Eines Abends, als auf dem Redoutenſaale Ball war, und die Gräfin von Lichtenau ſich auch gegenwärtig befand, kam die franzöſiſche Poſt, und mit ihr eine Menge Nachrichten aus Frankreich, die unter die anweſenden Emigranten vertheilt wurden. Kaum war dies geſchehen, als unter ihnen ein allgemeines unbeſchreibliches Aufſehen entſtand. Hier fiel eine Dame in Ohnmacht, dort

dort ſtieß ein Mann verzweiflungsvolle Ausrufungen aus, hier zerfloſſen welche in Thränen, und dort ſchrien andere nach ihren Vätern, Brüdern, Söhnen. Es war die Nachricht vom 10ten Auguſt 1792, die dieſe Würkung hervorbrachte; es war der Bericht von den Opfern, die an dieſem Tage in Paris fielen, und von deren Angehörigen ſich hier eine groſſe Menge befand.

Die Muſik ſchwieg, die Freude war unterbrochen, und hatte ſich in lauten Jammer verwandelt. Die Scene war ſo erſchütternd, daß ſich viele dem traurigen Anblick entzogen, und den Ball verlieſſen. Als die Gräfin ſich der Thür nahte, erblickte ſie eine halbentſeelte Frau, die in Thränen ſchwamm, und troſtlos an der Erde lag. Die Gräfin wollte ihr zu Hülfe kommen, ward aber unwillig zurückgeſtoſſen. Vous Madame, hub die Franzöſin an, vous etes la dernière, qui doit me ſecourir. Non, je ne veus point de ſecours de vous. C'est le Manifeste de votre Roi, qui nous ecraſe! Die Gräfin mußte ſich entfernen, ohne ihr Hülfe leiſten zu können.

Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, in wie fern die Franzöſin Recht hat, und ob ſie der Gräfin in dieſer Sache Vorwürfe machen konnte; es iſt dieſe Scene blos in der Rückſicht wichtig,

um

um zu zeigen, wie die Emigrirten ſchon damals über dies Manifeſt dachten.

Nie hat die Ueberredungskunſt und die Gewandtheit der Franzoſen vielleicht eine glänzendere Probe von ihrer Kraft abgelegt, als damals, wo ſie Königen und Fürſten den Zuſtand Frankreichs in einem ganz andern Lichte zeigten, wie er dem Augenſchein nach war, und wie ſie ſelber ihn kannten. Der entfernte Zuſchauer, auf den dieſe Ueberredungskunſt nicht würkte, ſtaunte über den Ton, in welchem man mit einem unbeſiegten Volk ſprach, aber er nahm ſeine Vernunft gefangen, weil er glaubte, diejenigen, die ſo viele Mittel ſich zu unterrichten hätten, müßten wohl unterrichtet ſeyn. Tranſeat!

Ohngefähr acht Tage nach jener traurigen Scene auf dem Redoutenſaale wurde die Oper Richard Löwenherz in Spaa aufgeführt, worin die Arie: O Richard, o mon Roi, l'Univers t'abandonne vorkömmt. Bei dieſen Worten, die ein Emigrirter mit ſtarkem Affekt vortrug, vielleicht weil er ſie ſelber empfand, erhob ſich zuerſt ein allgemeines Beifallklatſchen, welches ſich in ein lautes Schluchzen und Weinen auflöſte. Der Ausbruch der Rührung war ſo heftig, daß alles davon erſchüttert ward, daß ein junger Menſch aus

der

der dritten Rangloge in Ohnmacht fiel, und fortgetragen werden mußte.

Die Unglücklichen beweinten in ihrem König sich selber; mit ihm waren auch sie von ihrer Höhe herunter gestürzt, und sein verlassener Zustand mußte sie nothwendig an den ihrigen erinnern. Kein Wunder, wenn sie in Thränen zerflossen. Aber möchten diese endlich vertrocknen, möchten die Uebriggebliebenen von diesen Verlassenen auf der weiten Erde ein Plätzchen finden, wo sie in Ruhe ein unbebautes Land anbauen und sich nähren könnten! Ihre grauen Haare, ihre frühalternde Gestalt bittet mächtig für sie, und bittet auch dann noch, wenn sie ihr Elend verschuldet hätten.

Die
ſchrecklichſte Zeit meines Lebens
oder
Biondini der Venetianer.

Genf den 4ten April
17

Bereite dich, mein geliebter Freund, auf eine Nachricht, vor der dein Herz erzittern, und dein ganzes Weſen ſich krampfartig zurückziehen wird! Bereite dich auf etwas ſo Gräßliches ſo Schauderhaftes, als vielleicht nie durch eine ferne Ahndung in deine Seele gekommen iſt. Ich kann ſie dir nicht verhehlen die entſetzliche Geſchichte; ich muß meinem Herzen Luft machen! Dieſer Brief ſoll mir die erſte Linderung geben, ſeitdem ich Italien verließ; ich will mein Schrekken an dem Buſen eines Freundes ausſtrömen!

Ach! dieſe Erleichterung iſt meinem Herzen ſo nöthig! Die ganze Erde liegt im ſchwarzen Gewande, und Helvetiens paradieſiſche Schönheiten

im

im Trauerflor vor mir. Eine dumpfe Schwermuth, dumpfer wie damals, als meine Stella mir entrissen wurde, wohnt in meinem Herzen. Meine Seele wird oft von einem ängstlichen tieferschütternden Grauen überströmt, und ich betrachte die Erde als einen Ort, wo Greuel herrschen, welche die Hölle voll Schauder ausspeien würde.

Nach diesem Eingange, der dir nichts Gutes weissagen kann, wirst du, hoffe ich, stark genug seyn, die folgende schauerliche Nachricht zu ertragen.

Unser Bruno ist nicht mehr, ist uns auf eine Art entrissen, vor der die Natur sich entsetzt, und die Schöpfung ihr Antlitz verbirgt. Aber höre die grauenvolle Geschichte von ihrem ersten Ursprunge.

Venedig ist der Schauplatz davon. Auf einem Spatziergange in dem volkreichen Bezirk des schönen Marcusplazzes, wo wir auf deutsch ganz laut mit einander sprachen, gesellte sich von ohngefähr ein junger Italiener mit einer interessanten Bildung zu uns. Er redete nur gebrochen deutsch, unterhielt uns aber dennoch auf eine so angenehme Art, daß wir ihn gern hörten. Eine hohe Cultur des Geistes, weit verbreitete Kenntnisse, eine helle Uebersicht vom Ganzen des menschlichen Lebens, und eine muntre Unterhaltungsgabe nahmen

men uns für ihn ein; hiezu kam noch seine genaue Kenntniß von Venedig, von den Merkwürdigkeiten und den wichtigsten Personen daselbst.

Wir trafen uns öfter auf dem Marcusplatz, wurden bald vertraut mit einander, und er erbot sich zu unserm Cicerone. Nie muß es einen angenehmern Begleiter in einer angenehmen Stadt gegeben haben. Er kannte alles, er betrachtete alles aus dem richtigen Gesichtspunkt, er studirte die verborgensten Räder der venetianischen Staatsverfassung zu durchschauen, und gab uns manche wichtige Aufschlüsse über geheime Verhandlungen.

In kurzer Zeit waren wir ihm wesentliche Verpflichtungen schuldig. Einführung in verschiedene angenehme Zirkel, Betrachtung manches Sehenswürdigen, das uns ohne ihn verborgen geblieben seyn würde, Bekanntschaft mit berühmten Männern, Theilnehmung an den schmackhaftesten Vergnügungen Venedigs, alles dies verdankten wir ihm: und er richtete sich selbst nach unsern geheimen Neigungen. Als er merkte, daß die steifen Nobili von uns verachtet wurden, so wußte er es zu veranstalten, daß sie uns nie zum nähern Umgange in den Weg kamen.

Endlich führte er uns selbst in seine Wohnung ein, die in einem angenehmen Theile der Stadt lag.

lag. Hier lebte er einsam, hatte zu Hausgenoſſen nur einen Bedienten und eine bejahrte Haushälterin; aber übrigens herrſchte in dieſer Wohnung ein Geſchmack, eine Bequemlichkeit, eine Schönheit, die den feinſten Epikureismus ſichtbar machten. Die ausgeſuchteſte Bibliothek, die herrlichſten Inſtrumente, worunter auch eine Harmonika war, die reitzendſten Gemählde, die ich je geſehen habe, die künſtlichſten phyſikaliſchen Werkzeuge, ein gewiſſes Helldunkel in manchen Zimmern, durch ſeidne Vorhänge bewürkt, das zu ſchwärmeriſchen Empfindungen einlud, Eiderbetten mit Springfedern, Bergeren, die durch ein geheimes Uhrwerk ſich von ſelbſt bewegten, und ſanft zum Schlaf einwiegten, alles dies verſchönte den Aufenthalt unſers Cicerone, und ließ vermuthen, daß der Beſizzer davon die feinſten aller Genüſſe kenne.

Und an dieſen Genüſſen ließ er uns mit zuvorkommender Güte theilnehmen. Er ſtellte kleine Feten für uns an, denen er den höchſten Reitz zu geben wußte. Durch ſeinen koſtbaren Apparat phyſikaliſcher Inſtrumente brachte er die wunderbarſten Schauſpiele hervor. Er ließ Geiſter erſcheinen und reden; er ließ Seelen der Verdammten und der Seligen bis zur höchſten Täuſchung, in ſeinen helldunkeln Zimmern umherſchweben; er

ahmte

ahmte alle Naturbegebenheiten mit Wahrheit und Vollkommenheit nach; Blizze, Stürme, Erdbeben, Vulkane entſtanden unter ſeinen ſchaffenden Händen; er ſpielte die Harmonika zum Entzükken ſchön, und lockte aus dem Innern der Seele ungewohnte Empfindungen hervor: man ahndete das engliſche Himmelbette in der Nähe.

Bei allen den Ergözzungen, die er um und her ſchuf, zeigte er die gröſte Uneigennüzzigkeit und eine ununterbrochene herzliche Offenheit. Eine Vertraulichkeit erweckt die andere. Beim Schwelgen in griechiſchen erhizzenden Weinen öfnete ſich ihm unſer Herz; er erfuhr unſere Schickſale. Die Unfälle Bruno's ſchienen ihn am meiſten zu intereſſiren, und er erforſchte ſie bis auf den kleinſten Umſtand.

Wir vernahmen dagegen alles von ſeinen Einrichtungen, ſeinen Vergnügungen, ſeinen ehemaligen Reiſen u. ſ. w., nur nicht: wer er ſey, was er bekleide, und wovon er lebe? Er hieß Biondini.

Dies war der erſte blendende Akt eines ſchrecklichen Trauerſpiels. Der zweite wurde mit jeder Scene ſchauerlicher.

Haſt du ſchon einen ſchönen Frühlingsmorgen erlebt, der von dem erſten Strahl der Sonne

an

an mit jedem Augenblick reitzender wird, bis Erd' und Himmel in ihrer ganzen Pracht daliegen; der dann nach und nach in schwarze und immer schwärzere Wolken sich verhüllt, und endlich ein grausenvolles Gewitter erzeugt, wovon eine ganze Gegend verwüstet und in Staub verwandelt wird? Dies ist ein Bild von unserm damaligen Leben.

Ein Abend des stillen Nachdenkens schreckte mich zuerst aus dem süßen Traume auf, worin Biondini gleich einem Zauberer, mich samt Eduard und Bruno gewiegt hatte. Wer ist dieser Unbekannte? Welchen Zweck hat er bei der tausendfachen Mühe, uns durch die höchsten Genüsse an sich zu ziehen? Diese Fragen fielen mir schwer aufs Herz; und ich hatte Veranlassungen, ihnen ernstlich nachzuhängen.

Du weißt, ich bin nicht mißtrauisch gegen Menschen, aber höre die Bemerkungen, die ich im Stillen gemacht hatte. Einst bei einem Gastmahle, das uns Biondini gab, und wozu einer seiner vertrautesten Freunde geladen war, dünkte es mich, als werfe dieser Freund, nachdem er uns kennen gelernt hatte, Blikke des tiefsten Mitleidens auf uns. Ein andermal, da Biondini mehr Wein als gewöhnlich getrunken hatte, und wir in einem hizzigen Streit über Menschenglückseligkeit verwikkelt waren, hörte ich Worte aus seinem Munde, vor

denen

denen ich zurückschauderte. Ich habe den Zusammenhang davon vergessen, aber das Resultat derselben war: um das Wohl des Ganzen zu befördern, dürfen Menschen einzelne unschuldige Theile selbst in den unsäglichsten Martern aufopfern; wer dies thut, handelt edel. Ein anderes noch fürchterliches Corollarium aus seinen Reden, das seine Quelle schlechterdings nur im practischen Atheismus haben konnte, lautete ohngefähr so: wenn der Untergang der halben Welt in einer Wagschaale liegt, in der andern eine Viertelstunde süßen Genusses für mich, so bin ich mir schuldig, die Schaale, worinn mein viertelstündiges Vergnügen liegt, sinken zu lassen, und die Millionen meiner Nebenmenschen aufzuopfern. Als er sah, daß ich zurückbebte, lenkte er ein, aber ich hatte einen zu tiefen Blick gethan.

Bald nach diesem Gespräch sah ich ihn mit einer erhabenen Person, mit dem * * * von Venedig, wie es mir schien, vertraulich, und ohne ihm sonderliche Ehrfurcht zu beweisen, reden.

Sollte es mir nicht schwer aufs Herz fallen: wer ist dieser Unbekannte? Was sucht er bei drei reisenden Deutschen durch so unendlich zuvorkommende Güte? Und da ich, aller meiner Bemühung ungeachtet, selbst auf die erste dieser Fragen keine Antwort erhalten konnte, so entschloß ich mich,

eine so kritische Verbindung abzureißen, und das beste Mittel dazu schien mir, Venedig sobald als möglich zu verlassen.

Ich bestimmte den Tag der Abreise. Vorher wollte ich noch Biondini, der uns so unendlich viele Genüße verschaft hatte, auf irgend eine Art meine Dankbarkeit beweisen. Du kennst meine goldene Dose mit dem großen blendend schönen Diamant, und meinem so sprechend ähnlichen Bildniß; diese Dose, die einst für meine Stella bestimmt war, bot ich ihm zu einem kleinen Souvenir von mir an; Er schlug sie aus mit einer Feinheit, die ich bewundern mußte, und erbat sich blos das Bildnis, doch nur unter der Bedingung, es selbst fassen zu laßen. Ich konnte ohne Zudringlichkeit ihm nicht weiter zusezzen, und überlieferte ihm die Dose zu seiner Disposition.

Am folgenden Tage erhielt ich sie wieder, und fand an der Stelle wo mein Porträt saß, das seinige eben so gut getroffen, und übrigens noch schöner gemahlt. Wenn wir uns wiedersehen, so will ich dir das Bildnis dieses Mannes, das ich jezt nicht ohne Grausen betrachten kann, zeigen.

Wir hatten also Schulden gemacht, die wir nicht abtragen konnten; wir hatten einen Gläubiger, und kannten die Münze nicht, ihn zu bezahlen.

Gold

Gold und Edelſteine waren ihm nicht theuer genug, er heiſchte was koſtbareres.

Mein Herz iſt ſo voll, es möchte zerſpringen; ich kann nicht alles ſo geſchwind aufs Papier gießen, als ich gerne wollte.

Unſere Reiſe wurde durch unvorhergeſehene Zufälle verzögert. Der Wagen hatte Schaden bekommen, und mußte erſt ausgebeſſert werden; dann wurde Eduard krank, und konnte ſchlechterdings nicht das Fahren aushalten. Dieſe Zögerung ängſtigte mich unbeſchreiblich, und ich ſuchte mich ſo viel, als möglich von Biondini zurückzuziehen: aber Bruno hing um ſo feſter an ihm; alle meine Vorſtellungen, meine Warnungen, die Mittheilung meiner geheimen Bemerkungen, alles war umſonſt, er war wie bezaubert.

Eines Abends, als er allein bei ihm ſich aufgehalten hatte, kam er ſpät nach Hauſe, und ſah wild und verſtöhrt aus. Iſt dir was begegnet? fragte ich haſtig.

Nichts, lieber Bruder; aber ich hätte Gelegenheit, meine Frau und Kinder glücklich zu machen.

„Wie ſo? Sage mir doch!„

Denke nur, Bruder, was Biondini mir angeboten hat: er will mir 24,000 Scudi *) geben, wenn ich mich ihm verkaufen will.

Ein kalter Schauder durchlief alle meine Gebeine bei dieſen Worten, und ein geheimes Grauen, das ich ſchon lange vor Biondini empfunden hatte, bemächtigte ſich meiner. Die mitleidigen Blikke ſeines Freundes ſtanden mir plötzlich vor Augen.

Um Gotteswillen! rief ich, warum will er dich denn kaufen?

Das kann ich eben gar von ihm nicht herausbringen; er ſagt blos, daß er dir das Geld in meiner Gegenwart für meine Frau und Kinder auszahlen will, und daß ich mich ihm dann überlaſſen ſoll.

„Gott was iſt das! Aber liebſter beſter „Bruno, du ſcherzeſt wohl? Wie kann er ei„nen freien edlen Mann kaufen wollen; einen „Vater, einen Gatten, hier im fremden Lan„de für feil halten? O ängſtige mich durch „ſolche Scherze nicht! es ſind ſo ſchon bange „Ahndungen in meiner Seele.

Bei

*) 30,000 Rthlr. nach unſerm Gelde.

Bei Gott ich ſcherze nicht! Es iſt alles wahr!

„Nun, du haſt doch wohl einen bloßen „Scherz daraus gemacht, und ihm gleich alle „Hoffnung zu ſo etwas benommen?

Nein, Bruder, das habe ich nicht; ich hätte ja Unrecht daran gehandelt. Bedenke nur, wie glücklich ich meine Frau und meine armen Kinder machen könnte! Und was habe ich eben zu verliehren? (Wir hatten kurz vorher Nachricht bekommen, daß ſein Prozeß unglücklich lieſe, daß er wahrſcheinlich ſeinen ehrlichen Nahmen verliehren, und ſeine geringſte Strafe ewige Verbannung ſeyn würde.) Ich bin ja ſo ein Mörder, bin unſtät und flüchtig, wovor ſoll ich mich fürchten? *)

Ich zitterte, als ich ihn ſo reden hörte. Welch ein ſchreckliches Geheimniß lag hierunter verborgen? Was wollte Biondini mit einem Menſchen?

„Beſinne dich, beſinne dich, rief ich, in„dem ich ihn bei der Hand ergrif, mein Freund,

„mein

*) Er war Offizier in Deutſchland geweſen, und hatte einen Kameraden im Duell erſtochen. Darum floh er, und mußte ſeine Gattin in tiefer Armuth zurücklaſſen.

„mein Bruder! du bist heute so unruhig; samm„le dich nur erst! dann wirst du wohl selbst „von diesen Gedanken zurückkommen. Wie „könntest du dich einem Menschen, den wir „nicht kennen, verkaufen, einem Fremden, ei„nem Italiener, der uns fürchterlich seyn muß, „der, — mir stehen die Haare zu Berge — „Gott weis, zu welchem Zweck dich bestimmte?

Was kann er eben mit mir machen? das schlimmste ist, daß er mich umbringt, mehr kann er doch nicht! und das Leben ist mir in meiner Lage gleichgültig, ich bin ja ein Mörder!

„Er kann mehr! O Gott! Bruno was „willst du beginnen? Hast du die schrecklichen „Worte vergeßen, die er einst über Tisch sag„te? Er kann dich ja martern, er kann deine „ganze Lebenszeit dich zum niedrigsten Sclaven „zum Schemmel seiner Füße machen, er kann „dich zu schrecklichen Handlungen gebrauchen! „Bedenke doch, daß du ihm dann ganz eigen „gehörst! An das Ohr der Gerechtigkeit darfst „du dich nicht wenden, und wenn du es dürf„test, so wird er es verschließen; dein Wim„mern wird es nicht erreichen. Er kann dich „einkerkern, er kann dein Leben zur Hölle, dein „Daseyn zum Fluch machen!

Konnte

Konnte ich ſtärker mit ihm reden? konnte ich ihm ſchrecklichere Bilder von der Zukunft vormahlen? Und was würkte dies alles? Höre ſeine Antwort:

Das wird er nicht, der gute, ſanfte Biondini, der uns ſo viele erhabene Genüße verſchaft hat.

„Und auf dieſe Gefahr wollteſt du dich „dem ſchrecklichen Unbekannten überlaſſen? Nein „Bruno, dieſen fürchterlichen Seelenkauf werde „ich nie zugeben! Ich habe deiner Gattin ver„ſprochen, dich ihr wieder in die Arme zu lie„fern, und ich werde alles aufbieten, mein „Wort zu halten. Könnteſt du deinen Erich, „deinen kranken Eduard hier in einem fremden „Lande verlaſſen? Könnteſt du der Gatten- der „Vaterpflicht entſagen, deine unglückliche Frau, „die dich ſehnſuchtsvoll zurückerwartet, in die „tiefſte Trauer ſtürzen, ſie nie wieder umarmen, „nie deine unmündigen Kinder wieder an dein „Herz drükken wollen? O Bruno, Bruno! ſolch „ein Felſenherz haſt du nicht!

Wie du dir auch alles von der fürchterlichen Seite vorſtelleſt! Ich will mich ja blos aus Liebe für meine Frau und Kinder dahingeben. Du und Eduard, ihr verliehrt nichts an mir, und meine Frau iſt gewiß glücklicher, für ſich und ihre Kin-

der

der ein reichliches Auskommen zu haben, als mit einem Mörder, einem Verjagten an ihrer Seite in Armuth und Dürftigkeit zu leben.

„Ich schwöre dir bei Gott, Bruno, du „sollst nie mit deiner Familie in Armuth le„ben, ich will alles anwenden, was in meinen „Kräften ist, sie in den fröhlichsten Wohlstand „zu versezzen, und ihr Leben so reizend als „möglich zu machen.

Dann hätte ichs doch nicht gethan, und ich bin es ihnen am ersten schuldig. Denke nur, wie süß es sey, sich für die Seinigen, für Gattin, für Kinder aufzuopfern, mit seinem Blute vielleicht ihr Glück auf immer zu besiegeln.

Erkennst du in diesen Zügen den edelmüthigen den unerschütterlichen Bruno? Warum wird doch der höchste Grad von Tugend Laster? Nie war mir sein Edelmuth, seine Unerschütterlichkeit so fürchterlich gewesen! Was sollte ich beginnen? Ich schwieg endlich, nachdem ich alles fruchtlos angewandt hatte, ihn auf andere Gedanken zu bringen, in halber Verzweiflung still. Ich erwartete viel vom andern Morgen, wenn seine Sinne, die mir jetzt so berauscht schienen, wieder nüchtern seyn würden.

Ach, meine Hoffnung täuſchte mich! Der ausgeworfene Saame hatte zu tiefe Wurzeln geſchlagen. Seine Einbildungskraft war entflammt, ſeine Seele ſchien in einem exaltirten Zuſtande, und die Organiſation ſeines Körpers in Gährung zu ſeyn. Gott weis es allein: würkte eine ſchreckliche Arzenei auf ſein ganzes Weſen, oder waren dies alles Folgen der erhitzten Einbildungskraft? Ich kannte meinen ſonſt ſo denkenden, ſo hellſehenden Bruno nicht mehr. Er hatte ſich felſenfeſt überzeugt, er müſſe die Seinigen, die er durch eigene Schuld unglücklich gemacht hatte, auch durch eigene Aufopferung wieder entſchädigen, da die Gelegenheit ſich ihm darböt. Er war taub für die Pflichten gegen ſich ſelbſt. Dies Märtyrerthum war ihm ſüß; er ſah nicht die geheimen Schrekken dabei, er ſah nur ſeine heldenmüthige That.

Zu allem dieſen geſellte ſich eine ſchreckliche, eine mir unbegreifliche Neugierde, zu wiſſen, was denn der gute, der ſanfte Biondini eigentlich mit ihm machen wolle? Ich kann es dir nicht verhehlen, mein theurer R**e, du kamſt mir lebhaft bei dieſer Neugierde in Gedanken; ich dachte dich in Bruno's Lage, und ſchauderte. Ach, welch eine ſchreckliche Warnung kann dir dieſe Geſchichte ſeyn?

Ja, die ſtechende, die peinigende Neugierde die Biondini anzufachen gewußt hatte, war es vielleicht,

vielleicht, die den Sieg auf seine Seite brachte. Meine Vorstellungen, meine Bitten, meine Thränen, meine stärksten Gründe sprangen von Bruno's Herzen wie von einer Felsenwand ab. Ich ging weiter, ich that ihm allerhand Vorschläge, wodurch er sich dem Glükke nähern konnte. Er schlug sie kalt aus; er scheute kein Opfer für die Gewißheit; Schwärmerei war unvertilgbar aus seiner Seele.

Er riß sich los aus meinen Armen und eilte zu Biondini. Was sollte ich anfangen? An wen sollte ich mich wenden, bei wem nur mein gepreßtes Herz ergießen? Eduard lag an einer seltsamen Krankheit danieder; er schlummerte fast unaufhörlich, und wenn er erwachte, so war er so schwach, daß er mich kaum erkannte. Mit ihm konnte ich schlechterdings nicht reden. Obrigkeitliche Hülfe durfte ich nicht suchen, weil ich durch die Vermittelung der Obrigkeit, meine Frau einer wirklichen Gefahr Preis gegeben hätte, um ihn vor einer vermuthlichen zu bewahren.

Als ich ohngefähr eine Stunde händeringend und unter den bängsten Ahndungen in meinem Zimmer umhergegangen war, kam Bruno mit Biondini zurück. Der Schlag war geschehen, der schreckliche Contract aufgesetzt und unterzeichnet. Biondini legte mir ihn mit kaltem Lächeln vor. Ich las:

Endes-

Endesunterschriebener Emanuel Bruno * * * bezeugt hiermit vor Gott und seinem Gewissen, daß er sich dem Signor Biondini für die Summe von 24,000 Scudi, freiwillig und zu willkührlicher Disposition über seine Person, über Leib und Leben verkauft habe, und sich ihm sogleich in die Hände liefern wolle, wenn die besagte Summe von 24,000 Scudi an den Herrn Carl Erich * * * für die Frau und Kinder des Emanuel Bruno * * * ausgezahlt sind, und wird benannter Herr Carl Erich * * * ersucht, die Empfangnehmung dieser Summe durch seines Nahmens Unterschrift zu bestätigen, und sie dann baldmöglichst der rechten Eigenthümerin zuzustellen.

Venedig den 7ten December
17

Emanuel Bruno * * *
Franz Biondini.

Ich schauderte bei Lesung dieser Zeilen, und legte sie mit Entsezzen hin; sie waren von Bruno's eigener Hand geschrieben.

Ich werde nimmermehr unterzeichnen! rief ich heftig.

Warum

Warum nicht, sagte Biondini lächelnd; es würde ja doch nur ein anderer thun, und das Geld wäre vielleicht in fremden Händen nicht so sicher aufgehoben.

Bruno drang in mich, ihm den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen; er ginge, sagte er, seinem Schicksale freudig entgegen, wenn er wüßte, daß er seine Frau und Kinder dadurch glücklich mache.

Ich wurde von einem fürchterlichen Sturm herumgeworfen, und sah nirgends einen Hafen zum entfliehen; ich war in einem schauerlichen Labyrinth, und fand keinen Ausgang. Wozu sollte ich mich entschließen?

Biondini, sagte ich endlich, mit einer Thräne im Auge, Sie rauben mir einen Freund, einer jungen Gattin ihren Gatten, und drei unmündigen Kindern ihren Vater!

Sie sollen arm seyn, entgegnete er kalt; es kann Ihnen ein angenehmes Geschäft werden, der Familie Ihres Freundes dies Geld zu übermachen.

Drei Bediente traten herein, und setzten einige schwere Beutel auf den Tisch, sie enthielten 10,000 Ducaten. Das Geld ward aufgezählt, und ich sah es mit Entsezzen liegen, es flimmerte

mir

mir wie Blut vor den Augen. Die Bedienten entfernten ſich wieder.

Jetzt drang man von neuem auf mich ein. Das Flehen Bruno's, ihm den letzten Troſt nicht zu rauben, ſeine Drohung, das Geld einem andern anzuvertrauen, der es vielleicht ſeiner Gattin nicht zuſtellen würde, ſeine peinliche Unruhe darüber, alles dies beſtürmte mich heftig. Der Gedanke, daß es meine Pflicht ſey, aus dieſem ſchrecklichen Schiffbruche, den ich nicht verhindern konnte, wenigſtens das zu retten, warum er gemacht wurde, beſtimmten mich endlich.

Ich erboth mich, zu unterſchreiben, wenn Biondini mir offenbaren wollte, was er aus meinem Freunde zu machen gedächte? Er ſchlug dieſe Forderung mit einem Ernſt und mit einer Feſtigkeit aus, die mir alle Hoffnung raubte. Ich mußte nachlaſſen; ich verlangte endlich nur, es künftig zu erfahren, was aus ihm geworden ſey. Auch Bruno drang hierauf. Biondini dachte einige Augenblikke nach, dann ſagte er: gut, Sie ſollen das Schickſal Ihres Freundes wiſſen, Sie ſollen ihn in neun Tagen dreimal ſehen.

Todt oder lebendig? rief ich.

Lebendig! entgegnete er kalt.

Ich unterſchrieb. Das Todesurtheil eines Unſchuldigen kann nie mit ſo zitternder Hand unterzeichnet worden ſeyn. Biondini legte das ſchreckliche Papier zuſammen, zog eine ſilberne Kapſel hervor, und ſteckte es hinein. Es waren noch mehrere Papiere in der Kapſel.

Wollen Sie Ihren Freund noch eine Strekke begleiten? hub er nun gleichgültig an. Ich entſchloß mich in einer halben Betäubung dazu, ich weis ſelbſt nicht warum. Er erinnerte mich, vorher das Geld zu verſchließen, ich that es, und wir gingen.

Unterwegens ſprach er von unwichtigen Sachen. Ich antwortete durch abgebrochene Laute; Bruno redete gar nicht. Bald kamen wir an eine Gondel. Hier wollen Wir uns trennen, ſagte Biondini; den dritten Mittag nach dieſem finden Sie ſich um die jezzige Stunde an dieſer Stelle wieder ein, wenn Sie Ihren Freund zu ſehen wünſchen.

Die ſchreckliche Minute der Sondrung war da. Der Schutzengel Bruno's war von ihm gewichen, die göttliche Barmherzigkeit hatte ihn verlaſſen, ein Teufel ſchlug die Krallen in ſeine Bruſt, um ihn in den Abgrund zu ſtürzzen, ſo ſchien es mir. Ich glaubte ihn am Eingange der Hölle zu ſehen.

Mit Zittern am ganzen Körper, mit einem unaussprechlichen Angstgefühl, mit den schrecklichsten Thränen, die ich je geweint habe, umarmte ich meinen Bruno zum letztenmal. Er konnte nicht weinen, diese Linderung blieb ihm in der Scheidungsstunde versagt. Eine unnatürliche Röthe war in seinem Gesicht, sein Busen stieg wie in einem hizzigen Fieber sichtbar empor, und schlug laut an meine Brust.

Bete für mich! sagte er mir leise bei dem letzten Scheidungskuß. Das durchbohrte wie ein Dolch mein Herz. Unwillkührlich, wandte ich mich mit einem bittenden, thränenvollen Blick zu Biondini; mein Auge, mein schweigender Mund, meine Blässe flehte ihn an, sich meines Bruno zu erbarmen. Er beantwortete diesen Blick mit einem kalten Lächeln. In diesem Augenblick schien es mir, als sey die Menschheit mit der letzten Wurzel aus der Brust dieses jungen Mannes gerissen; ich entsetzte mich vor seiner Abscheulichkeit.

Die Gondel stieß vom Lande ab; Biondini wandte sich noch einmal bedeutend zu mir, und legte die beiden Finger auf den Mund; ich verstand. Bruno schaute mit gefaltenen Händen nach mir zurück, und die Gondel verlohr sich.

Ich will dir meine Empfindungen nach dieser schauerlichen Trennung nicht beschreiben, ich kann

kann es nicht. Wenn zwei Seelenfreunde zugleich vor jenem Gericht erſcheinen, und der eine von ihnen ewig verdammt wird, ſo, glaube ich, iſt dem Urbriggebliebenen zu Muthe, wie mir jetzt.

Ich hatte kein helles Bewußtſeyn; aber in einem nebelnden Dunkel gingen unbeſchreiblich graunvolle Bilder bei meiner Seele vorüber. Marterbänke, Folterkammern, blutige Leichname, zukkende Gliedmaßen, ſterbende Geſichtszüge, quellende Wunden, alles dies ſah ich verworren unter einander.

Als ich nach einigen Stunden wieder ganz zu mir ſelbſt kam, ſtiegen allerhand ſeltſame Gedanken in mir auf. Wer iſt der Sterbliche, der Menſchen zu freier Diſpoſition über Leib und Leben braucht? Iſt es ein böſer Geiſt, der nur die Seele kauft? Oder verhandelt er die Menſchen zu Sclaven für fremde Welttheile? Aber ſo theuer, ſo theuer! Die Menſchen ſtehen nicht ſo hoch im Preiſe, zu gewöhnlichen Dingen ſind ſie wohlfeiler. Dieſer Unbekannte überwiegt ſie mit Gold; wozu braucht er ſie, Gott welch ein ſchauerliches Räthſel:

Ich wagte hundert Vermuthungen, aber ſie waren alle fürchterlich. Beim Wachen ängſtigten mich die ſchwärzeſten Ahndungen, und im Schlaf hörte ich Bruno's Winſeln,

und

und ſein Geſchrei um Hülfe. So verfloſſen die erſten Tage.

Mit Eduard beſſerte es ſich unterdeß. Er konnte wieder mit mir reden, und fragte nach Bruno. Ich dachte an die beiden Finger, die ſo bedeutend auf den Mund gelegt wurden, und ſagte: er hätte wegen ſeines Prozeſſes eilend nach Deutſchland reiſen müſſen. Warum ſollte ich einen eben Geneſenden mit fürchterlichen Nachrichten ſchrekken?

Der dritte Tag erſchien, und mit ihm der dritte Akt des graunvollen Trauerſpiels. Bereite dich zu ihm mein geliebter K**e, es bedarf der Vorbereitung. Die Schreckſcenen im Othello und Macbeth erreichen ihn nicht.

Ich fand mich um Mittag an dem beſtimmten Orte ein. Ein Gondelier erwartete mich. Wir fuhren durch unbekannte Straßen und landeten in einer entlegenen einſamen Gegend der Stadt, dicht bei einer hohen Mauer. Hier fand ich einen fremden Mann, der mich auszuſteigen und ihm zu folgen bat; den Gondelier hieß er warten, bis ich zurückgebracht würde.

Er führte mich durch eine kleine Thür in der Mauer, und wir kamen in einen Garten. Nur unter zwei Bedingungen, hub er an, kann Signor

Biondini sein Wort halten: Sie müssen sich mit verbundenen Augen von mir weiter führen lassen, und dürfen bei Erblikkung ihres Freundes kein Wort reden, und ihn nicht berühren. Merken Sie vorzüglich die letzten Punkte. Ein Wort, eine leise Berührung kostet Sie das Leben.

Das war schauerlich! Aber was durfte ich einwenden? Ich wollte und konnte nicht zurücktreten. Mit geheimen Grausen gieng ich die Bedingungen ein. Er verband mir die Augen so fest, daß ich keinen Lichtstrahl schimmern sah, und führte mich bei der Hand weiter.

So viel ich, ohne zu sehen, bemerken konnte, giengen wir einen langen Garten hinauf, durch eine Thüre, über einen gepflasterten Hof, in ein Gebäude, wieder über einen gepflasterten Hof, in ein zweites Gebäude, viele Stufen hinauf und hinab, und durch lange, wiederhallende Gänge; Schlösser sprangen auf, Riegel wurden weggerückt, und eiserne Thüren schienen sich zu öffnen. Endlich nachdem wir noch eine hohe Treppe von funfz'g Stufen erstiegen hatten, nahm er mir die Binde ab.

Wir befanden uns am Anfang eines schmalen, dunkeln Ganges, und das Gebäude um mich her, glich einem Kloster. Mein Führer ermahnte mich,

mich, so leise als möglich zu gehen, und wir schlichen in tiefer Stille durch den finstern Gang. Ein Zimmer öffnete sich, und die Dämmerung herrschte auch hier. Ein neues that sich auf, wir traten hinein, und nun, mein Theurer, vernimm die neue Scene des Grauens.

Bei meinem ersten Schritt in das Zimmer umgab mich plötzlich ein so helles Licht, daß ich nach der Dunkelheit geblendet wurde. Als meine Augen ihre Sehkraft wieder erhielten, erblickte ich mich in einem Gemach, das ringsum mit hellrothen Scharlach ausgeschlagen war. Der Tag fiel von oben herein, und die Sonne schien hier durch künstliche Gläser ihr Licht zu concentriren. An den Wänden umher saßen Männer in einem weisen Gewande, das dicht unter dem Kinn zugeschürzt war, und bis über die Füße herabfloß. Unter ihnen war die Gestalt meines Bruno. Aber die Gestalt des ehemaligen blühenden und kraftvollen Bruno nicht mehr! O mein Theurer, welch eine schauderhafte Veränderung mußte ich erblikken!

Die Röthe seiner Wangen war bis auf den letzten Schimmer erloschen, und sein Gesicht mit einer Blässe überzogen, wie die seines Gewandes. Sein Haupt, gänzlich von Haaren entblößt, schien glatt, wie das Gesicht; seine Lippen waren blau,

ſeine Augen tiefverfallen, und die Wangenknochen ragten hoch hervor. Die Züge des Geſichts ſchienen vom Schmerz verzerrt zu ſeyn. Eben ſo war die Geſtalt aller übrigen Männer. Kein Laut erſcholl in dieſer ſchauderhaften Verſammlung, kein Zeichen des Lebens äußerte ſich, nur richteten ſie alle ihr ermattetes, halberſtorbenes Auge ſtier auf mich, und unter dem Gewande ſchien ihre Bruſt heftig zu arbeiten.

Bei dieſem gräßlichen Anblick ſchlugen meine Knie wie im Fieberfroſt an einander, mir wurde dunkel vor den Augen, und ich mußte mich an meinen Führer halten, um nicht umzuſinken. Denke dir dieſe fürchterliche Erſcheinung nur mit ganz unentflammter Einbildungskraft, und du wirſt nicht ſtaunen, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Eine Anzahl Männer in weißen Kleidern, aus denen nur ein haarloſes, ſterbendes Haupt ſichtbar wird, unbeweglich an einer blutrothen Wand ſizzend, unter ihnen ein inniggeliebter Freund, der mit trübem, jammervollem Auge, mit tiefer unausſprechlicher Traurigkeit, mit dem Zeichen der höchſten erlittenen Martern mich anſchaut, deſſen Blick, um Erlöſung zu flehen ſcheint; die ganze Scene durch ein ungewöhnliches Licht erhellt, welche die Todtenbläſſe, welche die Züge des Jammers recht ſichtbar macht; und alles dies durch

vorhergehende ſchauderhafte Auftritte vorbereitet und recht fühlbar geworden — wie konnte es anders ſeyn, als daß ich im Innerſten erſchüttert wurde, als daß mein ganzes Weſen ſich empörte, und ein Schauder nach dem andern mich durchlief!

Ich hatte dieſe Jammerſcene kaum eine Minute betrachtet, als ich meine Bruſt höchſt beängſtigt fühlte; ein ſüßlicher Geſchmack kam mir in den Mund, und ich befand mich übel. Mein Begleiter merkte dies, gab mir ſogleich einen Wink, mich zu entfernen, und führte mich aus dem ſchauerlichen Gemache.

In dem Nebenzimmer ſank ich vor Ohnmacht auf einem Stuhl nieder, und mein Führer ſteckte mir halb mit Gewalt etwas Alcaliartiges, einer Erbſe groß, in den Mund. Nehmen Sie, ſagte er leiſe, es könnte Ihnen zuträglich ſeyn. Es zerfloß augenblicklich in meinem Mund[illegible], und als ich es hinuntergeſchluckt hatte, befand ich mich beſſer.

Er führte mich nun wieder durch den langen Gang, verband mir an der Treppe von neuem die Augen, und wir kehrten, ſo viel ich merken konnte, auf dem vorigen Wege zurück.

Mein Herz war ſo geängſtigt, ſo gepreßt voll, als wenn es zerſpringen wollte. Ich konnte mich nicht länger halten, ich fieng unterwegens

an

an laut zu wehklagen. Mein Führer blieb stumm dabei. Ich begann ihn endlich zu fragen, warum man die Männer dort oben so martere? Zu welchem Zweck sie bestimmt wären? Ob sie sterben würden? Mein Führer blieb stumm.

Nach einer Weile fragte ich wieder: ist mein Freund noch vom Tode zu retten? Jetzt antwortete er:

Das war schon ehegestern nicht mehr möglich. Wollten Sie vielleicht einen Versuch dazu machen? Ich würde Sie beklagen!

Diese letzten Worte wurden so bedeutend gesprochen, daß sie mir sehr verständlich die Unmöglichkeit meines Beginnens, und noch verständlicher die schrecklichsten Folgen davon weissagten.

Wir waren am Ende des Gartens. Er nahm mir die Binde ab, und sagte: finden Sie sich in drei Tagen an dem bestimmten Orte wieder ein, wenn Sie das fernere Schicksal Ihres Freundes wissen wollen! Indem öfnete er die kleine Thür in der Mauer, und ließ mich heraus.

Der Gondelier wartete noch, und sah mich starr an; ich mochte sehr blaß seyn, denn ein kalter Angstschweiß rieselte mir von der Stirn. Er führte mich schweigend zurück an den Ort, wo ich einstieg, und ich eilte voll Seelenangst zu Hause.

Gott

Gott im Himmel, was hatte ich geſehen! Was war aus dem unglücklichen Bruno geworden? Welche Martern hatte er erduldet, welche litt er jetzt, welche ſtanden ihm noch bevor? Dieſe Fragen wühlten wie eben ſo viele Dolche in meine Bruſt; das ſonſt ſo ſüße Gefühl des Mitleids war eine hölliſche Furie in mir geworden, die mein Herz wüthend zerfleiſchte.

Und hatte ſich das fürchterliche Räthſel nun gelöſt? Ach es war noch unauflöslicher, noch grauſenvoller geworden! Es lag wie ein von tauſend Schlangen gewundener Knoten vor mir da. Wohin zweckte die Qual Bruno's, wohin die Qual der übrigen Männer? Warum ſaßen ſie unbeweglich und mit haarloſem Haupte an der blutrothen Wand? Wie konnte mein Bruno in drei Tagen ſo fürchterlich entſtellt, ſo ſichtbar von der Hand des Todes bezeichnet werden? Warum durfte ich keinen Laut zu ihm reden, ihn nicht berühren? Wie lange würde ſeine Qual noch dauern?

Wer gab mir Antwort auf dieſe bange Fragen? Ich wurde wie gepeinigt herumgetrieben, und irrte in halber Verzweiflung durch die Straßen Venedigs. Ach, wodurch ſollte ich meinen Bruno helfen, wodurch ihn von ſeinen Qualen retten?

Bei

Bei welchem menſchlichen Weſen Erbarmen für ihn ſuchen? Oft war ich auf dem Wege zum Richter, und eben ſo oft kehrte ich wieder um. Welche Hülfe konnte ich erwarten? Ich wußte Biondini's Aufenthalt, ich wußte den Kerker Bruno's nicht. Vergebens ſuchte ich den erſten in ſeiner Wohnung, ſie war feſt verſchloſſen; und der letzte, das fiel mir mit Grauſen aufs Herz, konnte nicht mehr gerettet werden. Dabei ſchreckten mich die Worte: ich würde Sie beklagen! Ich kannte die Allgewalt Biondini's in Venedig, ich kannte ſeine geheimen Einflüſſe aus vielen Merkmalen, ich wußte, daß ich ſammt Eduard unentfliehbar in ſeiner Gewalt war; ſollte ich ſtatt eines Lebnes drei aufopfern?

In dieſem marternden Kampfe wurde ich wie in einem Sturm herumgeworfen. Eduard merkte meine innere Unruhe, und forſchte ängſtlich darnach. Unzähligemal ſchwebte das fürchterliche Geheimniß auf meinen Lippen, unzähligemal preßte ich es zum Herzen zurück. Auch der fremde Führer bei meiner ſchrecklichen Wanderung zu Bruno hatte die Finger beim Abſchiede auf den Mund gelegt; ich ſchwieg. Mein guter Genius wachte über mich. Eine geheime Ahndung ſagte mir, daß der Tod im Hinterhalte lauerte, wenn ein verbotener Laut aus meinem Munde käme. Ich trug die

ſchreck-

ſchreckliche Laſt im ſtillen, die nur für mich beſtimmt zu ſeyn ſchien.

Doch ich verweile dich nicht länger bei meinem eigenen Elende, ich habe dir gröſſern Jammer zu enthüllen.

Am dritten Tage fand ich mich wieder an dem Ort ein, wohin geheime Seelenangſt und Durſt, das ſchauderhafte Loos unſers Freundes ganz zu wiſſen, mich rief. Noch immer ward meine Bruſt von einem ſchwachen Strahl der Hoffnung zu ſeiner Rettung beſucht. In dieſer Stimmung, wozu ein inneres Grauen, und eine unausſprechliche Angſt ſich geſellte, kam ich auf die nämliche Art, wie das erſtemal, am Ende der hohen Treppe an, wo mir die Binde abgenommen wurde.

Schauder auf Schauder durchdrang mich, als wir den dunkeln Gang durchwanderten. Heftiger wurden dieſe Schauder noch in dem erſten Zimmer. Das zweite öfnete ſich.

Allbarmherziger Gott! Welch Entſezzen durchbebte meine Bruſt! Die Männer ſaſſen noch in derſelben Ordnung, in demſelben Gewande; aber eine neue gräſſliche Verwandlung bezeichnete ihre Geſtalt. Ach, ich kannte unſern Bruno nur an der Stelle noch, wo er ſaß. Die

Men

Menſchheit war bis auf die letzten Züge aus ſeinem Antlitz verwiſcht; ſtatt ihrer wohnten grauſe Verzweiflung, Todesangſt und die Furien der Hölle darin. Seine Lippen waren ſchwarz, und die Zähne grinſten ſchauerlich hervor; die fleiſchloſe Wange durchfalteten tiefe Furchen in der jammerbleichen Haut. Im ganzen Antlitz wohnten Züge des Todes und der innern Verweſung. Aber nein! der Tod hat dieſe Bläſſe nicht, und die Verweſung zeichnet ihre Opfer nicht ſo gräßlich! Alle Muskeln und Knochen traten ſichtbar hervor.

Eben ſo waren die übrigen Männer geſtaltet; und dieſe jammervollen Weſen, dieſe unausſprechlich elenden Gerippe lebten. Die arbeitende Bruſt, das brechende mit Mühe erhobene Auge, das Zittern der Muskeln im Antlitz verrieth dies ſchreckliche Leben.

Ich hielt ihren Anblick nicht ſo lange aus, als das erſtemal, und taumelte in das andere Zimmer zurück, wo ich mich in namenloſer Angſt auf die Erde warf. Mein Führer ſtärkte mich auch diesmal durch eine Arzenei, und erinnerte mich an den Rückweg.

Stumm wie das Grab, die Hölle im Buſen, wankte ich an ſeiner Hand fort, und kehrte in meine Behauſung wieder.

Ewig

Ewig werden die Tage des Jammers nicht aus meiner Seele kommen, die ich von jetzt an erlebte. Der letzte Strahl von Troſt und Hoffnung hatte ſich aus meiner Bruſt verlohren; mein Verſtand war dem Wahnſinn nahe, und mein Herz in jeder Faſer zerriſſen. Ueberall ſtieg das Jammerbild Bruno's vor meiner Seele, gleich einem blutigen Geſpenſte auf, und die übrigen Männer ſchwebten wie Geiſter der Verdammten um mich her. Kein Schlummer beſuchte mein Auge, kein Tröſchen Ruhe kam in mein wundes Herz; ich konnte ſelbſt nicht beten, nicht um Erbarmen für meinen Bruno zu Gott flehen. Meine Angſt war zu groß; ich wurde wie gepeinigt umhergetrieben. Jede Minute ſchien mir zur Stunde, je Stunde zum Tage zu werden. So verfloß die ſchrecklichſte Zeit meines Lebens; und ich flehe noch jetzt zu dem allerbarmenden Gott, nie ſolche unausſprechliche Qualen um mein irrdiſches Daſeyn wieder zu verbreiten.

Der neunte Tag des Grauens erſchien. Mit jedem Schwunge der Zeit, mit jedem Fortrükken der ſteigenden Sonne wuchs die Angſt meines Herzens. Der Miſſethäter, der einem martervollen Tod entgegen geht, kann ſie nicht heftiger empfinden. Ich faſſe es nicht, woher

ich

ich dennoch die Stärke und den Muth nahm, den Weg des Schrekkens noch einmal zu wandeln. Eine unwiderstehliche Bangigkeit riß mich dazu hin. Ich wollte meine Angst mindern, ich wollte immer noch Trost und Linderung holen; ach, ich Verlassener! ich holte immer neues Elend und größere Pein.

So eilt ein Bruder zu dem Gerichtsplatz des Bruders, der zum Tode verdammt ist. Zweimal sah er ihn schon gräßlich martern; das drittemal hofft er seine Begnadigung, und ach! er wird vor seinen Augen dem schrecklichsten Tode geopfert.

Meine Empfindungen, als mich die Gondel aufnahm, hat die wohlthätige Hand der Vergessenheit aus meinem Gedächtniß verwischt. und finde nicht die fernste Spur mehr davon in meinem Herzen. O wäre doch mit ihnen die ganze Jammergeschichte aus meiner Seele getilgt.

An der hohen Mauer fand ich nicht den fremden Mann, ich fand Biondini. Er führte mich schweigend in den Garten. So ernst und feierlich hatte ich ihn noch nie gesehen. Er hub an zu reden.

Junger Mann, waren ohngefähr seine Worte, Sie sind uneingeweiht in den Plan der Weltregierung, Ihr für gewöhnliche Dinge heller Geist wird dunkel und bebt zurück, wenn er die geheimen nothwendigen Triebe in der Beherrschung des Erdenrundes erblickt; er vermag nicht den Menschen von der Menschheit, den Theil von dem Ganzen zu sondern; er ist nicht stark genug, Martern zu sehen, deren wohlthätige Folgen er nicht überschaut; er heftet seinen Blick auf das Glied, nicht auf den Körper. — Ich warne Sie vor dem letzten Anblick Ihres Freundes, und fodre Sie auf, mich meines Wortes zu entlassen!

Die ersten Worte verstand ich nicht ganz, und die letzten schnitten wie Schwerdter in meine Seele. Wenn Biondini vor einem Anblick warnte, wenn er von Martern sprach: wie schreklenweissagend, wie grauenverkündend war dies! Nur die fast sinnlose Betäubung, worin ich mich befand, nur das angstvolle Dunkel, das sich um meine Seele lagerte, vermag es mir zu erklären, wie ich dennoch den Todesschaudern, die mich erwarteten, entgegen gehn konnte. Solltest du es für möglich halten? — ich drang bei Biondini's wiederholten Warnungen fast darauf, meinen Freund noch einmal

ſehen; jetzt faſſe ich es nicht, warum? Ich war in einem Zuſtande, der Beſinnungskraft und Ahnden der eigenen Gefahr unmöglich machte; ich durſtete nur, das endliche Schickſal unſers unglücklichen Bruno zu wiſſen.

Gut, rief Biondini bei meiner Beharrlichkeit, ich pflege nie mein Wort zu brechen, Sie ſollen Ihren Freund ſehen, Sie können ſelbſt in ſeiner Gegenwart reden.

Er verband mir die Augen, und führte mich den ſchon gewohnten Weg. Jetzt erwachten die vorherbeſiegten Schrekken von neuem in meiner Bruſt, ich fühlte es, welcher Jammerſcene ich entgegen gieng, und erzitterte im Innerſten.

Kein ruchloſer Sünder, der ein ganzes Leben in Unthaten vollbrachte, kann dem Gericht Gottes angſtvoller ſich nahen; dennoch gieng ich, oder bebte vielmehr weiter.

Der ſchreckliche Augenblick war da; das Zimmer des Jammers wurde geöfnet. —

Wie ſoll ich dir das namenloſe Entſezzen, wie das unausſprechliche Grauen ſchildern, das mich überfiel, als ich hineintrat! Ich ringe noch jetzt voll Jammer die Hände, wenn ich jenes ſeelenerſchütternden Anblicks gedenke. Aber

ich

ich will dein Herz nicht durch zu lebhafte Darſtellung zerfleiſchen. Ich will die Feder hinlegen, und mich faſſen; eine kalte und todte Beſchreibung der furchtbaren Erſcheinung wird dich ſchon tief genug erſchüttern.

Als ich in das graunvolle Gemach hineinbebte, ſtarrten meine Augen auf einen Gegenſtand, der — Dank ſey es der ewigen Vorſehung! — Millionen der Sterblichen fremd iſt, der das Antlitz der Erde nur ſelten befleckt, und den ſelbſt die Hölle nicht aufweiſen kann. Das blendende Licht und die blutrothen Wände ſtrahlten mir noch entgegen; aber die innere Scene hatte ein Geiſt des Abgrunds verändert.

Ein langer Balken, ohngefähr ſechs Fuß über den Boden erhöhet, lief durch das Zimmer. Queer über dieſem lagen auf dem Rüken — Männer ſchienen es nicht mehr — ſieben entfleiſchte Gerippe nebeneinander. Kopf und Füße hingen rücklings hinunter, und der ganze Körper krümmte ſich durch unnatürliche Biegung in einen halben Zirkel zuſammen, ſo daß der Leib hoch herausgehoben war. Ueber dieſem lief eine eiſerne Stange, die ihn auf dem Balken feſt hielt. Ein weiſer Schaum ſtand dieſen jammervollen Weſen vor dem Munde, der ſich nach und nach in ein helles Waſſer auflöſte. Eine

ſiebenarmige ſilberne Röhre, die trichterartig zu ihren Lippen hinlief, fieng dies Waſſer auf, und führte es in eine Hauptröhre zuſammen; unter dieſer ſtand ein kryſtallenes Gefäß, worein es unaufhörlich träufte, und es beinahe angefüllt hatte.

Dies war der über alles ſeltſam, über alles graunvolle Gegenſtand, auf den meine Augen hinſtarrten. Und dieſe Gemarterten lebten. Einer von ihnen bekam heftige Zukkungen, als ich hereintrat. Ewiger, erbarmender Gott! ich erkannte meinen Bruno daran. Vergebens würde ich ringen, meinen Empfindungen Nahmen zu geben, vergebens würde ich ſuchen, dir den Schmerz zu beſchreiben, der bei dieſem Anblick mein ganzes Weſen durchzuckte. Ich glaubte im Abgrunde der Hölle zu ſeyn, und die höchſten Qualen der Verdammten zu ſehen. Das Entſezzen faßte mich mit eiſernem Arm, und das Schrekken hielt mich ringsumher belagert.

In halber Todesangſt ſank ich endlich auf die Knie nieder, und flehete aus den innerſten Tiefen der Seele zu Gott, daß er ſich dieſer Elenden erbarmen, und ihren Jammer enden möge.

Biondini ſah mich an, und dies Ungeheuer, das kein Weib ſo grauſam gebahr, vermogte zu lächeln.

Soll

Soll die Natur, hub er an, aus dem Gleiſe treten, und die ewige Vorſehung ihre Entſchlüſſe wiederrufen, um einem Sterblichen zu gefallen? Beten Sie nicht die Frucht einer langen Arbeit hinweg, die zum Heil der Menſchheit abzweckt!'

Ach! Ungeheuer, vor dem der Teufel erröthen muß, rief ich, was hat das Heil der Menſchheit mit den Martern dieſer Unglücklichen zu thun!

Wollen Sie die Stelle Bruno's einnehmen? entgegnete er kalt; Ihre Schmähungen verdienten es!

Ich ſank vor Entſezzen bei dieſen Worten zur Erde, und war meiner nicht bewußt. Unterdeß hatte er mich an das angränzende Zimmer geſchleppt, und brachte mich durch eine ſtarke Arzenei, die ich im Munde fühlte, wieder zu mir ſelbſt. Fort, fort, rief er, aus dieſen Gemächern! Hier wohnt der Tod! Bei dieſen Worten führte er mich in ein anderes Zimmer; aus der Hölle in ein Eliſium. Die Königliche Pracht, und die Schönheit welche darinn herſchte, ließ mich ſogleich ahnden, weſſen Aufenthalt es ſey. So wohnt ein ſcheußlicher Drache in einem Gefilde voll himmliſcher Anmuth; ſo umgiebt ein ſtrahlender Körper den Teufel; wenn er ſich in einen Engel des Lichts verwandelt.

Die Arzenei hatte mich so fühlbar gestärkt, daß ich alles mit hellem Bewußtseyn um mich her wahrnehmen konnte. Biondini hieß mich niedersitzen, trat vor mich hin, und sagte:

Ihre Schmähungen verzeihe ich Ihnen; sie kamen aus Unvermögen, das Ganze zu überschauen, aus Beschränktheit Ihrer Einsichten. Vernehmen Sie jetzt das letzte, was Sie wissen sollen! Ich bin ein Giftmischer, ich bereite die Aqua Tofana *) aus dem Mark und Gebein der Menschen, um der Menschheit selbst Mark und Stärke zu geben. Drüben springt der Quell, der über die Erde ausfließt, der die Königreiche befruchtet, und die Räder der Staaten treibt; drüben wächst die Arzenei, die das schädliche Glied absondert, um dem ganzen Körper Gesundheit und Kraft zu geben. Die Menschheit bedarf der herben Aezungsmittel, wenn sie gedeihen soll. Der Marterbalken dort hält die Erde in ihren Angeln, und die Kristall-

*) Das schrecklichste Gift, das bis jetzt bekannt ist. Es äußert seine Wirkungen unmerklich, und kann auf Tage, auf Wochen auf Monate und Jahre eingerichtet werden; seine Folgen sind unvertilgbar, kein Gegengift schlägt an, und wer es einmal empfangen hat, ist ein gewisses Opfer des Todes. Der Pabst Ganganelli starb wahrscheinlich daran.

Kriſtallſchaale gießt Frieden und Ordnung über die Länder aus. Jene ſieben Männer ſind das Opfer für die Ruhe von Millionen, und der Schaum ihres Mundes greift in die Räder der Vorſehung, darum bezahlt man ihn theuer. Er wird nicht mit Gold, er wird mit Edelſteinen aufgewogen, denn meine Kunden ſind reich, und kaufen zu hohen Preiſen. Lernen Sie, junger Mann, Ihren Blick auf das Ganze heften, und die Martern des Theiles vergeſſen, ſo werden Sie in mir keinen Feind der Menſchheit, ſondern ihren größten Wohlthäter finden!

Ich ſchwieg. Was konnte ich auf dies hölliſche Syſtem von Weltbeherrſchung antworten, deſſen Erfinder ſich ſo übermenſchlich mit ſeinen teufliſchen Werken brüſtete? Ich war ja überdies unentfliehbar in ſeiner Gewalt, und mußte meinen innern Abſcheu zurückpreſſen.

Haben Sie noch was zu fragen, hub er bald darauf an, ſo eilen Sie; es iſt der letzte Augenblick, daß Sie was von Ihrem Freunde erfahren.

Ich war trotz der grauſenvollen Scene, die ich erblickt hatte, vollkommen bei mir ſelber, und hatte das Herz gedrängt voll; doch konnte ich mich nur auf wenig Fragen in der Eil beſinnen.

Wie lange wird die Qual meines Freundes noch dauern? hub ich an.

„Höchstens noch zwei Stunden; dann sind „auch die übrigen Männer todt.„

Warum durfte ich die beiden erstenmale nicht reden, als ich ihn sah?

„Sie hätten durch Geräusch oder Berühr„rung eine chimische Operation in seinem Kör„per unterbrechen können!

Durch welche Martern ist er zu einem so elenden Gerippe geworden, und wodurch ist der Gift entstanden, der aus seinem Munde fließt?

„Ich habe mich nicht anheischig gemacht „Ihnen hierüber Licht zu geben.

War er durch Arzenei berauscht, als er den Entschluß faßte, sich Ihnen zu verkaufen?

„Ich hatte seine Einbildungskraft erhitzt, „ich hatte durch den Ton der Harmonika, durch „Geistererscheinungen, und durch andere Mittel „auf ihn gewürckt, und seine Seele war in „meiner Gewalt. Danken Sie meiner Uneigen„nüzzigkeit, daß ich bei Ihnen und Eduard „nicht alle meine Maschinen in Bewegung sez„te, und daß ich nur Ein Opfer nahm!

Iſt Eduard durch Ihre Vermittelung krank geworden?

„Er iſt es! Ich wußte, daß er nicht „ſchweigen würde, und dies hätte ihm den „Tod gebracht. Durch eine Krankheit habe „ich ihm das Leben gerettet. Merken Sie ſich „zu gleicher Zeit: das erſte Wort, das von „dieſer Geſchichte in Italien über Ihre Lippen „kömmt, hat den Tod auf der Zunge; und „der erſte Verſuch, eine gerichtliche Unterſu„chung gegen mich zu veranlaſſen, macht die„ſen Tod martervoll! Im Auslande können „Sie beichten, daß hier in Italien die Arze„nei trieft, welche die Menſchheit geſund er„hält, nur nicht auf welſchem Boden! Und es „wäre vergebliche Mühe; Ich würke nicht für „mich allein, ich würke unter mächtigem Schutz: „Ich heiße nicht Biondini, ich bin der Mar„cheſe von * * * Und nun keine Frage „weiter!

Ich war von allem dem, was ich vernommen hatte, wie zu Boden gedonnert, ich faßte nicht ganz, ob hohe Weisheit oder Wahnſinn, ob irre geführte Menſchenliebe oder Bosheit des Abgrunds darunter verborgen liege? In ſtummer Betäubung entfernte ich mich endlich von dieſem fürchterlichen Menſchen, durch den ich ſo viele neue

nie

nie geahndete Greuel auf der Erde hatte kennen lernen, und kam mit verbundenen Augen zu der Gartenmauer zurück. Beim Abschiede sagte er:

Der letzte Wille Bruno's ist, daß seine Frau nie erfahren soll, welchen Tod er gestorben ist.

Die beiden ersten Stunden nach dieser Trennung verlebte ich noch in Höllenqual. Als sie verflossen waren, wurde mein Herz ruhiger. Bruno ist nun todt, dachte ich, und seine übermenschliche Marter geendet! Da fiel es wie ein Gebirge von meiner Seele. Ja mein Theurer, so weit war es gekommen, daß ich über den Tod Unsers Bruno wie über einen Glücksfall triumphiren mußte.

Ach hättest du es je gedacht, wenn wir so in brüderlicher Eintracht nebeneinander saßen, scherzten und fröhlich waren, daß ihm in kurzer Zeit ein so schauderhaftes Loos fallen sollte? hättest du je solche Greuel der Hölle unter Menschen geahndet? Schaudert dir nicht bei der bloßen Erzählung? und ich habe sie erleben, sie in der Nähe anschauen müssen! Sollte die Menschheit mir nicht ein übertünchtes Grab scheinen, das nur Moder und Verwesung inwendig enthält? Sollte die Erde nicht rings um mich her in schwarzem nächtlichem Kleide liegen? Ach wenn doch ein guter Engel mich vor dieser fürchterlichen Reise gewarnt

warnt hätte! dann lebte unſer Bruno noch, dann hätte er nicht unter namenloſen Martern ſeinen Geiſt ausgehaucht. Dieſer Gedanke fällt heiß auf meine Seele!

Wie labyrinthiſch iſt das Gewebe der menſchlichen Schickſale, und wie fürchterlich iſt dies Labyrinth mir jetzt! Welche groſſe Dinge erwachſen oft aus dem kleinſten hingeworfenen Saamen! Iſt es möglich, daß die unbedeutendſte Handlung ſolche Schrekken in ihrem Gefolge haben kann? Erinnere dich an mein ehemaliges unwichtiges Lachen über den Baron S* wie wichtig und fürchterlich iſt es mir jetzt geworden! Iſt es nicht die erſte Wurzel, woraus nachher der von weitem tödtende giftige Baum erwuchs?

Hätte ich mit dem Baron S* mich nicht geſchlagen, ſo wäre meine Stella mir nicht geraubt, ſo wäre ich nicht nach Italien gereiſt, ſo wäre Bruno nicht zu Tode gemartert; wie fürchterlich paßt dieſe Kette in einander! tauſend Glieder liegen noch dazwiſchen, aber ſie fügen ſich alle zu einem Ganzen, an welchem ein Blitz hinläuft, der am Ende tödtet; und wer entzündete dieſen Blitz? war ichs nicht? O wie das mein Herz zerreißt!

Aber die Geſchichte iſt noch nicht geendet, ich habe noch mehr Licht über die teufliſchen Ränke

Bion-

Biondini's erhalten. Als jene beiden grauvollen Stunden, die letzten in Brunos Leiden, verflossen waren, irrte ich, um mich von meiner Angst zu erholen, in Venedig umher, und kam auch auf den Marcusplatz. Hier stieß ich auf jenen Freund Biondini's, der uns einst so mitleidig anblickte. Er kam zu mir heran, und schien was auf dem Herzen zu haben. Wir sprachen mit einander, ohne daß die Rede auf Biondini kam. Als ich wieder zu Hause eilte, griff ich von ohngefähr in die Tasche, und fand darinn ein Papier mit folgenden Worten:

* * * * *

„Danken Sie der Vorsehung und Ihrem „Glücksstern, Sie sind aus einer nahen fürch„terlichen Gefahr gerettet. Eine Syrene, die „schrecklichste, die je auf der Erde war, hatte „die Hand nach Ihnen ausgestreckt, und Sie „sind ihr entgangen. Aber schreiben Sie dies „Entgehen nicht einer eigenen Kraft zu; Sie „waren unwiederbringlich verlohren, wenn diese „Syrene wollte.

„Ich lernte Sie bei einigen Gelegenhei„ten kennen, und faßte Zuneigung zu Ihnen, „die vielleicht Freundschaft würde, wenn wir

„uns

„uns öfter ſähen; aber da Sie wohl nicht „länger in einem Lande bleiben werden, in wel„chem Ihnen ein ſo ſchreckliches Abentheuer begeg„net iſt, ſo will ich wenigſtens den Eingebungen „meiner Zuneigung folgen, und Ihnen einige Auf„ſchlüſſe über dieſe Geſchichte geben.

„Der Mann, in deſſen Gewalt Sie waren, „iſt einer der ſeltenſten und ſchrecklichſten Men„ſchen, die je gelebt haben; nicht durch Bosheit „des Herzens, ſondern durch eine ſyſtematiſche „Grauſamkeit und Verirrung des Verſtandes. Er „begeht die entſetzlichſten Handlungen, vor denen „ſich die Menſchheit empört, nicht aus Antrieb „des Charakters, ſondern weil er ſie für wohlthä„tig hält. Er iſt feſt überzeugt, die Menſchheit „ſey zu verderbt, um durch gelinde Mittel in Zucht „erhalten zu werden; es müßten wenige verborge„ne Weiſen und Mächtige über ihr Glück wachen, „und wo es nöthig ſey, Hunderte im Stillen auf„opfern, um das Wohl von Millionen zu ſi„chern.

„Dazu bietet er die Hand, und bereitet „aus den feinſten Lebensſäften der Menſchen ein „Gift, das unaufhaltſam würkt, und das am „fähigſten iſt, die nach ſeiner Meinung dem Staat „ſchädlichen Perſonen, ohne Aufſehen, und zu den „vortheilhafteſten Zeitpunkten ſterben zu laſſen.

„In

„In das System von Aufopferung des Theils „um des Ganzen willen, passen alle seine Hand„lungen, und lassen sich daraus erklären. Er „sucht überdies das Schreckliche davon so viel als „möglich zu mildern. Er wählt am liebsten die „Opfer, die auf der Erde sich unglücklich dünken, „und sie ohne großen Kampf verlassen; er bezahlt „sie theuer; er erfüllt vorher alle ihre Wünsche, „und sucht ihnen die höchsten Freuden zu machen; „er nimmt endlich keine andere als Freiwillige."

„Allerdings weiß er ihrem Willen durch ge„heime Künste die gehörige Richtung zu geben. Er „erforscht den Karakter eines jeden genau, und „würkt zuerst auf die Seele. Durch Entflammung „der Einbildungskraft, durch Exaltation der Em„pfindungen, durch Spannung der Neugierde, „durch Ergreifung der schwachen Seite eines je„den, und durch Ueberredungskraft weiß er sie sich „ganz eigen zu machen. Schlägt ihm viel fehl, „so würkt er auch auf den Körper, und dann sind „seine Angriffe unwiderstehbar. Auch Sie wären „ihm nicht entwischt, wenn er alle seine Nezze aus„gespannt hätte. Wahrscheinlich würde er aus „Ihrer Neigung zur Wohlthätigkeit die ersten Waf„fen gegen Sie genommen haben. Durch Vor„spiegelungen, wie glücklich Sie durch die Nieder„legung einer mit eigener Kraft erworbenen Sum„me

„me

„me viele Menſchen in den künftigen Generatio-
„nen machen, wie viel Heil ſie lange nach Ihrem
„Tode noch ſtiften könnten, durch Hinlenkung al-
„ler Ihrer Gedanken auf dieſen einzigen Punkt hätte
„er vielleicht den erſten Angriff gemacht; eine Seel
„und Leib benebelnde Arzenei hätte ſein Werk vol-
„lendet. Bei Ihrem Freunde würkte er blos auf
„die Seele; er ſetzte ſeinen Stolz darin, Ihnen
„denſelben durch innere Kraft, ohne andere Mit-
„tel, trotz allen Gegenbemühungen, entreiſſen zu
„können.“

„Denn ein geheimer Stolz ſcheint die Quelle
„ſeiner Handlungen zu ſeyn, und dieſer macht ihn
„blind für das Seichte und Grauſame ſeines Sy-
„ſtems, weil er ſeine Nahrung darin findet. Der
„Gedanke: die Ruhe der Königreiche und das
„Gleichgewicht der Staaten zu erhalten, das Be-
„wußtſeyn: mit F**n, K**n, C**n, J**n
„und dem P**e in Verbindung zu ſtehen, das
„Gefühl ſeines weit verbreiteten Einfluſſes, alles
„dies ſchwellt ſeine Bruſt hoch empor, macht
„ihn fähig, die Menſchheit darin zu erſtikken,
„und ſich zu überzeugen: er würke zum Heil der
„Erdbewohner. Und leider ſind ſeine Würkungen
„verbreitet genug! In ſeinen Zimmern brütet der
„Tod für Tauſende, und eine Flaſche enthält Qua-

len

„len und langſames Hinwelken ganzer Genera-
„tionen.“

„Fragen Sie: warum man dies Ungeheuer
„nicht von der Erde vertilge? ſo kann ich Ihnen
„nur antworten, daß ſolch ein Unternehmen frucht-
„los ſeyn würde. Dieſe Hyder hat tauſend Köpfe;
„ein neuer wächſt ſogleich hervor, wenn ein alter
„herunter gehauen iſt. Fiele Biondini, wie er
„ſich nennt, ſo träte ſogleich ein anderer Verbün-
„deter an ſeine Stelle. Wollte man die ganze
„Rotte vernichten, ſo würden ſich andere finden,
„ihr Werk fortzuſezzen, denn es iſt einträglich.
„Venedig und andere Staaten brauchen dieſes
„Waſſer, deſſen Quelle in ſeiner Gewalt iſt, und
„bezahlen es theuer. Ueberdies möchten die neuen
„Giftmiſcher noch unmenſchlicher verfahren als die
„alten.“

„Biondini verbindet mit ſeinem gräßlichen
„Geſchäft eine gewiſſe Rechtſchaffenheit, und wä-
„re der Grundſtein ſeines Syſtems: daß man um
„das Wohl des Ganzen den unſchuldigen Theil auf-
„opfern dürfe, nicht falſch, wäre die Hypotheſe
„richtig: daß durch Giftmiſcherei das Heil der
„Menſchen befördert werden könnte, ſo handelte
„er als ein edler Mann. Er erlaubt ſich nicht
„die mindeſte Inkonſequenz oder Ungerechtigkeit in
„ſeinem

„ſeinem Syſtem. Er hält ſein gegebenes Wort „auf das pünktlichſte; er iſt uneigennüzzig, macht „andern gern Vergnügen; er bezahlt künftige „Martern meiſtens mit vorhergehenden Genüſſen, „und ein gewiſſes Mittel, ſeinen Händen zu ent„kommen, iſt: auf keine Weiſe an dieſen Genüſ„ſen Theil zu nehmen, denn in ſolchem Fall glaubt „er keinen Anſpruch auf die Menſchen zu haben. „Aber wer kann dieſer lokkenden Syrene widerſte„hen? Es iſt jetzt das drittemal, daß er eine „ganze Schaar von Schlachtopfern dem marter„vollſten Tode Preis giebt, und noch iſt ihm keins „von allen entwiſcht. Alle hat er in ein liebli„ches Gefilde gelockt, an welches dicht der Ab„grund gränzt; allen hat er die höchſten Genüſſe, „und die höchſten Qualen bereitet.

„Uebrigens weiß er noch andere ſcheinbare „Milderungen über ſeine Handlungen zu verbrei„ten. Er wählt blos Ausländer zu Opfern ſeiner „geheimen Operationen, vorzüglich Deutſche, und „unter dieſen wieder am liebſten die Offiziere, weil „er, wie er ſagt, auf einer Reiſe durch Deutſch„land dieſe als die grauſamſten Menſchen kennen „gelernt hat.“ (Ich kann nicht umhin, hier mei„nen unbekannten Freund zu unterbrechen. Wie ſchrecklich hat der Unmenſch Biondini ſich geirrt, wenn er auch unſern Bruno für grauſam hielt!

Welch

Welch ein höchst Unschuldiger ist diesmal in seine Klauen gefallen! Erinnerst du dich noch, mein theurer R**e, wie menschlich, wie liebreich er seine Soldaten behandelte, wie sorgsam er alles anwandte, ihr Schicksal erträglich zu machen? Und gerade ihn mußte dies schauderhafte Loos treffen! O Vorsehung, wer vermag einen Pfad in deinem Labirinth zu finden! Wenn der Grausame — seine Martern erduldet hätte, so schiene ein Licht in dieser dunkeln Nacht; aber der edle, der treue, der menschenfreundliche Bruno mußte diesen Tod sterben! Ich darf dem Gedanken nicht nachhängen, wenn meine Ruhe nicht dahin seyn soll. Höre den Unbekannten weiter!) „Er erlaubt sich „nie eine Lüge, er spiegelt seinen Opfern nie ein „milderes Schicksal vor, als sie haben; er beob„achtet blos ein tiefes Schweigen darüber. Er „hat selbst Gefühl für Freundschaft, und wahr„scheinlich faßte er solche für Sie und Ihren ge„retteten Freund, dadurch sind Sie von dem „schrecklichsten Schicksal gerettet worden. Er „machte diesen letzten krank, und Sie warnte er, „zu schweigen. Hätten Sie dies nicht gethan, „oder Aufsehen verursacht, so wären Sie durch „Meuchelmörder gefallen.

„Eben so würde es mir ergehen, wenn ich „seine auserschenen Opfer zu warnen oder zu ret„ten

„ten ſuchen wollte; denn nach ſeinem Syſtem muß „er diejenigen aus dem Wege räumen, die ihn in „ſeinen Handlungen ſtören. Sie untergraben den „wohlthätigen Zweck, der, wie er überzeugt iſt, „dabei zum Grunde liegt.

„Ein Ohngefähr hat mich ihm, zum Freun„de kann ich nicht ſagen, zum Vertrauten gemacht, „und ich habe nichts von ihm zu befürchten, denn „ich bin ein Italiener, und kenne ſeine geheimen „Maſchinerien; ich nehme blos Theil an ſeinen „Genuſſen. Aber dennoch iſt ſein Umgang mir „ſchauderhaft, und ich werde vielleicht bald eine „Reiſe nach Deutſchland machen, um mich eine „geraume Zeit in B° aufzuhalten.

„Ich weiß, daß daſelbſt auch der Ort Ih„res künftigen Aufenthalts ſeyn wird, und dies „iſt der zweite Grund, warum ich Ihnen dieſen „ſo umſtändlichen Bericht ſchrieb. Ich glaubte, „es würde Ihnen am Herzen liegen, über ein ſo „fürchterliches Abentheuer mehr Licht zu erhalten. „Dieſes Ihnen geben zu können iſt mir willkom„men; ich wünſchte mich Ihnen auf irgend eine „Art verbindlich zu machen. Denn in B° ſchmeich„le ich mir, wollen wir Freunde werden, und mehr „von dieſer Sache reden.

„Vernichten Sie dies Papier, oder verber„gen Sie es ſo geheim als möglich. Ich fürch„te

„te

„te Biondini's Allgewalt. Er hat hundert Spio„ne, und eben so viel Dolche zukken, wenn er „winkt.

„Ihnen rathe ich, nicht länger in Venedig „zu verweilen. Eine Stadt, worin Sie so fürch„terliche Scenen sahen, kann Ihnen wohl über„dies nicht am Herzen liegen. Vergessen Sie „dieselben, und leben Sie glücklich, bis zum Wie„dersehen in B°."

Dieser Brief war in italienischer Sprache mit veränderter Hand aufgesetzt, und ohne Unterschrift. Allein ich errieth leicht, daß er von Biondini's Freunde, den ich eben auf dem Marcusplazze gesprochen hatte, herrührte.

Nun leuchtete mir ein helles Licht in dieser schrekkenvollen Nacht; ach nur zu hell! Es blendete mich, wie in dem Martergemach Biondini's. Ich sah, welche unerhörte Greuel das Antlitz der Erde befleckten, welch ein Abgrund dicht vor meinen Füßen gewesen war, und konnte doch den letzten Rath meines unbekannten Freundes, Venedig zu verlassen, nicht befolgen.

Denn

Denn kaum begann ich mich von der Angst meiner Seele etwas zu erholen, als ich im Körper eine unbeschreibliche Schwere empfand. Meine Natur hatte von den Schrecken, die mich umgaben, zu viel gelitten, und erlag darunter. Ich kämpfte eine Nacht hindurch mit Frost und Hitze abwechselnd, und fiel darauf in eine heftige Krankheit.

Aber ich kann dir heute nicht alles schreiben, was mir weiter in Venedig begegnet ist. Der Abgang der Post naher heran, und länger kann ich dich unmöglich warten lassen.

Ewig der Deinige.

Der Sturz vom Himmel,

Nach dem Ovid.

a) Epaphus und Phaeton.

Unter den Jünglingen Aegyptens waren zween an Alter und Gemüthsart sich gleich: Epaphus der Jo Sprößling, und Phaeton der Sohn der Sonne. Einst prahlte Phaeton laut mit seiner Geburt, und sprach nur von erhabenen Dingen, als wiche er dem Sohne Jupiters nicht, und brüstete sich mit seinem Vater Phöbus. Das konnte Epaphus nicht ertragen, und sprach mit Bitterkeit: glaubst du Thor denn alles, was die Mutter dir von einem erhabenen Vater vorgaukelt?

Der Pfeil traf, und hing mit dem Wiederhacken fest in der Wunde. Phaeton erröthete vor glühender Scham bis hoch an die Stirn, und die Scham erstickte den Zorn. Mit geflügelten Füßen eilte er zu seiner Mutter Clymene, und rief: Epaphus hat mich geschmäht; hat dich, o Mutter, mehr noch geschmäht. Sieh, ich

der

der Dreiſte, der Verwegene, bin verſtummt. Was wirſt du empfinden, die noch tiefer gekränkt iſt! Beides iſt ſchrecklich: daß die Schmähung geſagt ward, und daß ſie nicht widerlegt ward. Aber wenn dies letzte möglich iſt, wenn jener freche Verläumdungen ausſprach, wenn ich wirklich von himmliſchen Stamme entſproſſen bin, o ſo gieb mir ein Zeichen der erhabenen Geburt, gieb mir Beweiſe von meinem himmliſchen Urſprung! So ſprach er, und umſchlang den mütterlichen Nakken, und beſchwur ſie bei dem Haupte ihres Gatten Merops, bei der Hochzeitfakkel ſeiner Schweſtern, ihm Zeugniß ſeines wahren Vaters zu geben.

Clymene glühte. Ob mehr vor Scham über Phaetons Bitten, oder vor Zorn über das angeſchuldigte Verbrechen, das vermochte ſie ſelbſt nicht zu entſcheiden. Sie ſtreckt die Arme gen Himmel, und ſchaut die Sonne an, und ruft: bei dieſem ſtrahlenden Glanz, der uns ſieht, der uns hört, ſchwöre ich dir Sohn: von jener Sonne, welche die Welt erleuchtet, biſt du gezeugt. Rede ich Unwahrheit, ſo wende ſie ihr Antlitz auf ewig von mir, ſo ſey dies das letzte Licht, das mir ſcheint. Aber du ſelbſt kannſt zur väterlichen Wohnung eilen; ſie iſt nicht fern. Der Pallaſt, aus welchem

er hervorgeht, grenzt an unsere Erde. Eile dahin, wenn dein Herz dir es räth, und forsche bei ihm selbst.

Vor Freuden schimmert das Antlitz Phaetons; er fühlt den himmlischen Ursprung, und will dessen würdig seyn. Voll Kühnheit macht er sich auf, und durcheilt das feurige Aethiopien, und Indien unter glühenden Gestirnen, und naht sich der Behausung des Vaters.

b) Die Sonnenburg.

Hoch erhaben auf Säulen, die von Gold und Edelgesteinen schimmern, prangt die Burg der Sonne. Von glänzendem Elfenbein sind die Gipfel, und die Thorflügel strahlen von lichtem Silber. Schöner noch als das Metall ist die Kunst daran. Vulkan selbst hatte sie gemeißelt, und Meer, Erde und Himmel darauf gebildet. Im Meer erblickt man die Götter der Fluthen: den weittönenden Teiton, den wandelbaren Proteus, den Bändiger der Wallfische Aegaeon, und des Nereus Gattin mit ihren Töchtern. Ein Theil von diesen schwimmt umher, ein anderer sitzt am Gestade, und trocknet die goldnen Haare; dort fangen einige Fische, und tauchen scherzend in die Fluten. Sie sind an Gestalt nicht gleich, und

nicht

nicht verſchieden, ſo wie es Schweſtern gebührt.

Auf der Erde hat er Menſchen, Städte, Wälder, Thiere, Flüſſe, Nymphen und die übrigen Gottheiten des Feldes abgebildet. Ueber dieſem allen verbreitet ſich der unermeßliche Himmel, und an jeder Seite des Thores ſind ſechs glänzende Zeichen deſſelben. So hatte Vulkan die Thüren der Sonnenburg gebildet.

Als Clymenens Sohn in dieſen ſtrahlenden Pallaſt eingieng, wandte er zuerſt ſein Antlitz gegen den Vater; aber er blieb ferne ſtehen, denn in der Nähe ertrug er die Strahlengeſtalt nicht.

Phöbus ſaß hoch auf einem Thron in lichtem Purpur gekleidet, und glänzte von hellblinkenden Smaragden. Zur Rechten und Linken ſtanden die Tage, die Monathe, die Jahre, und die grauen Jahrhunderte unter den ſchönen jugendlichen Stunden; es ſtand der ſchaffende Frühling da mit einem Kranze von Blüthen in den Haaren. Neben ihm ſah man den nackenden Sommer, goldene Kornähren auf dem Haupte; beſprützt mit Traubenblut den fröhlichen Herbſt, und den grauen Winter mit Eiszapfen im Haar. In der Mitte dieſes herrlichen Kreiſes ſitzt Phöbus, und blickt auf den ſchüchternen Jüngling

mit

mit dem Auge, womit er das All hell überschaut.

c) Phöbus und Phaeton.

Warum kamst du hieher, hub Phöbus mit sanfter Stimme an; was begehrst du in dieser Burg? Phaeton, Sohn, unverkennbarer Sprößling des Vaters!

O wenn ich dies bin, rief Phaeton erfreut, wenn Clymene mich nicht täuschte, so gieb mir ein Pfand, mein Vater, wodurch ich vor allen als der Deine erkannt werde, und reiße den Dorn des Zweifels aus meinem Herzen.

Eilend ließ Phöbus alle Strahlen, die sein Haupt umglänzten, heruntersinken, ließ den Jüngling näher treten, und umarmte ihn väterlich. Du bist mein Sohn, rief er, und dessen würdig! Clymene sprach Wahrheit! Und damit auch du nicht länger zweifelst, so bitte von mir, was du willst; ich gewähre es, das schwöre ich bei den unterirrdischen Fluthen des Stix, den kein Auge sieht.

Ach, Phaeton bat um den Sonnenwagen des Vaters, bat: die geflügelten Sonnenpferde einen Tag zu beherrschen. Eilend folgte die

Reue dem Schwur des Vaters. Dreimal ſchüttelte er das ſtrahlende Haupt, und ſprach: O mein Sohn, was begehrſt du? Mein Verſprechen wird Verwegenheit durch deine Bitte. Dies einzige, ja dies einzige wünſchte ich dir zu verſagen! Und o könnt' ich's! Abrathen wenigſtens kann ich dich. Dein Wunſch iſt nicht für ſo zarte Jahre. Du biſt ein Sterblicher, was du begehrſt, iſt nichts ſterbliches. Selbſt die Götter vermöchten es nicht. Sie können viel, aber nur ich allein vermag auf dem feurigen Wagen zu ſtehen. Jupiter, der die Blizze in ſeiner Hand hält, würde ihn nicht regieren, und wo iſt etwas größeres, als Jupiter? Vernimm mein Sohn die Gefahren, die deiner warten:

Zuerſt iſt der Weg ſteil, und kaum ſtreben die unermüdeten Pferde ihn hinan. In der Mitte iſt das Gewölbe des Himmels am höchſten, und mir ſelbſt bebt das Herz, im Abgrunde die Erde, und das Meer zu ſehen. Das Ende des Weges geht abwärts, und Thetis, die mich in ihren Schoos aufnimmt, fürchtet oft, daß ich nicht herabſtürze. Aber dies iſt es nicht allein; in einem ewigen Wirbel dreht ſich der Himmel, und reißt die Sterne mit ſich fort. Ich allein wandle ihm entgegen, mich nur darf die allgewaltige Wendung nicht ergreifen. Vermagſt du ihr zu widerſtehen

Jüngling?

Jüngling? Du wähnst vielleicht Hayne und Wohnungen der Götter zu finden? Armer Getäuschter! fürchterliche Gestalten und Ungeheuer findest du. Dein Weg führt durch die Hörner des wütenden Stiers, und durch den Rachen des schnaubenden Löwen; weit um dich her wird der Scorpion die schrecklichen Arme ausstrekken, und der Schüzze mit seinen Waffen dir entgegen klirren. Und glaubst du etwa die Rosse zu zügeln sei leicht? Aus Nase und Maul hauchen sie Flammen, mich selbst dulden sie kaum, wenn ihr Muth erwacht, der drohende Nakken das Joch schüttelt. O Sohn, ändere deine Wünsche, damit ich nicht deines Verderbens Urheber werde. Ja, du hast um ein sicheres Pfand gebeten, das ich dein Vater bin, aber sicherer sei dir das Merkmal, daß ich es zu geben scheue! Erkenne den Vater an der zärtlichen Besorgniß! Schaue mein Antlitz an, lies den Kummer darinn, und o könntest du auch in mein Herz schauen! da sähest du des Kummers noch mehr. Ich zittere, deinen Wunsch zu erfüllen. Reiß ihn aus deinem Herzen. Sieh in der reichen herrlichen Welt umher, fordre etwas von den Schäzzen des Himmels, der Erde, oder des Meeres, ich will es dir gewähren; nur dies eine fordre nicht; Es ist kein Ruhm, es ist Verderben! Ja, Phaeton, dein Verderben forderst du statt eines Geschenks! Was hängst du an meinem Halse, Schmeichelnder? Ich habe

beim

beim Styx geſchworen; zweifle nicht! Ich halte meinen Schwur, ich gewähre deinen Wunſch! aber noch einmal Phaeton, fordre ihn nicht!

Dieſe Worte hätten den Weiſen zurückgeſchreckt, von dem gefahrvollen Beginnen, aber der kühne unbeſonnene Jüngling hing mit ganzer Seele unerſchütterlich daran. Immer noch zauderte der Vater, aber ſein Schwur zwang ihn, und er führte den Jüngling zu dem erhabenen Wagen, dem Geſchenke Vulkans. Im weiten Bezirk der Schöpfung ſah man keinen ſchönern Wagen, als dieſen. Seine Achſe, ſeine Deichſel, die Krümmung ſeiner Räder war golden, die Speichen ſilbern, und am Joche prangten Chryſolythe und mannichfache Edelſteine, die den Glanz Phöbus tauſendmal zurückſandten.

Unterdeß Phaeton mit voller entflammter Seele dieſen herrlichen Wagen anſtaunte, that der Wächter vom röthlichen Oſten die purpurnen Thore Aurorens auf, und die weiten Säle voll roſenfarbnen Lichtes öfneten ſich. Hinwegſchwinden die Sterne, Lucifer jagt ſie vor ſich her, und folgt zuletzt.

Sobald Titan Meer und Erde ſich röthen und die Hörner des Mondes erbleichen ſah, befahl er den ſchnellen Horen, die Pferde anzuſpannen. Eilend vollbringen ſie den Befehl, und führen die feuer-

feuerhauchenden Roſſe geſättigt von Ambroſia zu dem Wagen, und legen ihnen die tönenden Zügel auf. Bereit war alles zu der weiten herrlichen Reiſe.

Darauf berührte der Vater das Antlitz des Sohnes, und härtete es gegen das himmliſche Feuer, und umgab ſein Haupt mit dem Strahlenkranze; Doch ſtiegen ahndungsvolle Seufzer aus ſeiner Bruſt empor, und kummervoll ſprach er: höre wenigſtens die letzten Warnungen des Vaters! Gebrauche den Sporn nicht, gebrauche nur die Zügel! Sie eilen von ſelbſt, und bedürfen des Zaums nur. Auch läuft die Sonnenbahn nicht in gerader Richtung, ſondern vollendet gebogen ihren Weg. Fliehe den Süd- fliehe den Nordpol; komme dem Himmel nicht, nicht der Erde zu nahe! damit nicht das Gewölbe der Himmelsburg, und nicht die Tiefe brenne! In der Mitte iſt die ſicherſte Bahn; dort findeſt du die Spur des Wagens. Wende dich nicht zur Rechten, nicht zur Linken! Rechts näherſt du dich der Schlange, links dem Altar. Das Glück ſei deine Geleiterin. Es wende die Gefahr mehr, als du es vermagſt. Aber indem ich rede, hat die feuchte Nacht ihr Ziel erreicht; ich darf nicht länger weilen. Aurora hat die Sterne verſcheucht, und glänzt im Oſten. Ergreife die Zügel! Oder wenn dein Herz noch wandel-

wandelbar iſt, ergreife ſie nicht! Höre die lezte Warnung deines Vaters: begehre meinen Wagen nicht! Noch ſtehſt du auf ſicherm Boden; laß mich der Erde das Licht ſenden!

d) Phaeton auf dem Sonnenwagen.

Der Jüngling hört die Stimme des Vaters nicht, und ſchwingt ſich auf den Wagen, und ſteht hoch da, und hält die Zügel, und dankt dem Vater die gewährte Bitte. Unterdeß wiehern die Sonnenpferde Pyronis, und Eous, und Aethon und Phlegon mit feurigem Hauche, und ſtampfen mächtig den Boden. Thetis ſtößt die Thore zurück, und der weite Raum der Schöpfung thut ſich auf. Die Roſſe beginnen den Lauf, und zertheilen mit geflügeltem Fuß die Nebel, und eilen dem Oſtwinde vor. Aber zu leicht war der Wagen, zu leicht drükte das Joch, und zu fremd lenkte ſich der Zügel. So wie ein Schif ohne Laſten hin und her wankt, und auf den Wogen bald hoch empor ſteigt, bald tief hinunter ſinkt, ſo ſpringt der Wagen in die Luft, ſtürzt voll tiefer Erſchütterung wieder herab, und rollt wie leer dahin.

Sobald die Roſſe den ungewohnten Lauf merken, reiſſen ſie aus, und weichen aus der gewohnten Bahn, und ſtürzen zügellos dahin. Der

ſchreckliche Augenblick war da. Den tollkühnen Jüngling hatte der neue Anblick der Schöpfung ſchon erſchreckt, die Wuth der Pferde füllt ihn mit Entſezzen. Er vermag die Zügel nicht zu lenken, nicht die Roſſe zu bändigen, nicht den rechten Pfad zu erkennen. Damals begann zuerſt das Siebengeſtirn ſich zu erhitzen, und ſtrebte vergebens, ins Meer ſich zu tauchen. Die Schlange am Eispol, bis itzt von Kälte erſtarrt, ſchwoll empor, und die Wärme gab ihr neues Gift und ſchreckliche Wut. Selbſt Bootes, der Wächter des Bären vermochte nicht die Gluth zu ertragen, und floh.

Aber als der unglückliche Phaeton von dem erhabenen Aether herabſchaute, und in unermeßlicher Tiefe die weiten Gefilde der Erde liegen ſah, da überzog Todtenbläſſe ſein Antlitz, ſeine Knie ſchlugen zitternd an einander, und Finſterniß deckte ſein Auge. Ach nun möchte er nie die väterlichen Roſſe beherrſcht, nie ſein Geſchlecht erforſcht haben! Nun reut ihn ſeine Bitte, nun möchte er der Sohn des Merops heißen. Zu ſpät! Gleich einem Schif, das Ruder und Maſten im Sturme verlohr, wird er dahingeriſſen. Was ſoll er beginnen? Hinter ihm liegt ein weiter Raum des Himmels, vor ihm ein weiterer noch. Beide thun mit Entſezzen ſich vor ihm auf. Bald

ſchaut

ſchaut er nach dem Niedergange, bald zum Aufgange, und ſteht erſtarrt da, vermag die Zügel nicht nachzulaſſen, nicht zu halten. Auch kennt er die Namen der Pferde nicht.

Unterdeß nähert er ſich den Ungeheuern, die hie und da am Himmel verſtreut ſind, und erblickt bebend die unermeßlichen Thiergeſtalten. Unter ihnen iſt der grauſenvolle Skorpion. Als der Jüngling ihn ſeine gekrümmten Arme drohend ausſtrekken ſieht, und den ſchwarzen träufenden Gift und den lechzenden Stachel erblickt, da raubt ein kalter Schauder ihm die Sinne, und die Zügel ſinken aus ſeiner Hand. Jetzt begann die zweite Scene des furchtbaren Trauerſpiels.

Sobald die Pferde den ruhenden Zügel fühlen, ſtürzen ſie wie Ungewitter durch die Luft, und irren in unbekannten Regionen. Bald nahen ſie ſich den erſchrokkenen Sternen, bald ſtürzen ſie abwärts näher der Erde fort. Verwundernd ſieht Luna die brüderlichen Pferde tief unter ſich, und die dampfenden Wolken.

Aber vor allen fühlt die Erde den zerrütteten Lauf des Sonnenwagens. Zuerſt reiſſen die Gipfel der Berge auseinander, und dorren aus bis in die Tiefe; dann verſengen die Weiden, und die grünenden Zweige der Bäume brennen; die dürren Saaten nähren die Flamme zum ewi-

gen

gen Verderben. Aber was verweile ich bei so kleiner Zerrüttung? Von Städten, von ungeheuren Städten steigen die Flammen empor; ganze Völker kommen im Feuer um, und die Gebürge mit ihren Wäldern lodern hoch in den Aether. Es brennt der thecacische Athas, und Ciciliens Taurus; es versiegen alle Quellen des wasserreichen Ida. Das Antlitz des jungfräulichen Helicon entzündet sich, und der Aetna flammt mit zwiefacher Glut. Sein unterirrdisches Feuer gesellt sich zu dem himmlischen. Der Parnaß mit Zwillingsgipfeln, und Apollo Cynthus dampfen. Aus Scythien flieht eilend die starre Kälte, und Gluth zittert in den Lüften. Auf den Höhen der luftigen Alpen zerrinnet der ewige Schnee, und stürzt in reißenden Strömen herab. Die wolkigten Apenninen, der Caucasus und der Olympus brennen mit grausenvollem Krachen.

Phaeton schaut in angstvoller Betäubung herab, sieht das Angesicht der Erde überall mit Flammen bedeckt, und vermag so viel Glut nicht mehr zu ertragen. Wie aus einem feurigen Ofen steigt die Flamme zu ihm empor, und sein lechzender Gaumen athmet glühende Lüfte ein. Asche und Lohe, und Dampfwolken hüllen ihn in dikke Finsterniß ein; er fühlt unter sich den Wagen glühen, und weis nicht, wo er ist, nicht, wohin

er

er kömmt. Ungeſtüm reißen ihn die Pferde durch die Räume des Himmels.

Damals, ſagt man, ſey zuerſt der Mohr ſchwarz geworden, damals ward Lybien zur Sandwüſte gedorrt, und der heiße Sirocco erzeugt. Weinend gingen die Nymphen zu den Quellen und Seen, und fanden ſie nicht mehr. Böotien trauert um den Quell Dirce, und Argos um ſeine Flüſſe. Selbſt die mächtigen Ströme fühlen im weiten Bette den Hauch der allgewaltigen Glut. Mitten in ſeinem Geſtade dampt der Tanais, der Peneus, und der graue Caikus. Der Xanthus und der gekrümmte Mäander ſieden hoch empor. Die Geſtade des babyloniſchen Euphrates, und Indiens Ganges brennen. Glut umgiebt den Alpheus und den Sperchеus. Vergebens tauchen die kniſternden Büſche ihres Ufers ſich in die Wogen; die Wogen glühen, und ſuchen ſelber Schutz, in der Tiefe. Der Nil flieht erſchrokken zu den äußerſten Enden der Erde, und verbirgt ſein Haupt, das noch kein Sterblicher wiederfand. Seine ſieben Mündungen vertrocknen, und wandeln ſich in ſieben ſtaubigte Thäler.

Weit auf ſpaltet die Erde bis zu den Tiefen des Tartarus, und das Licht ſchimmert in die Unterwelt hinab. Verblendet und erſchrokken ſchaut der König der Nacht auf, und vermag die Helle

des

des Tages nicht zu ertragen. Auch das Meer wird in seinen Räumen beschränkt; neue Inseln gehen hervor, und die Klippen werden Gebirge. Zu den untersten Tiefen eilen die Fische, und die Delphine wagen es nicht mehr über die Wogen sich zu erheben. Todt schwimmen auf dem Rükken die Meerkälber. Selbst Nareus mit seiner Gattin Doris, und seinen Tochtern mußte sich in laue Hölen flüchten. Dreimal streckte Neptun den Arm aus den Fluten hervor, und dreimal ertrug er die glühende Luft nicht. Der ganze Aether ist in Flammen.

Unterdeß erhebt die Erde, die holde Nährerin der Geschöpfe, in deren mütterlichen Schooß alle Quellen sich verborgen halten, zwischen den Meeren ihr glühendes Antlitz, und seufzt gen Himmel. Mit großer Erschütterung setzt sie sich tief unten aufrecht, und hält die Hand über der Stirn. Dann spricht sie mit trocknem Gaumen also:

Allvater! bin ich schuldig, warum saumen deine Blizze? Warum trift deine Flamme mich nicht, wenn Feuer mich verderben soll? Zu lange daurt diese Marter. Kaum vermag ich mit lechzender Zunge zu reden. Schau mich an! Siehe die versengten Haare, die Dampfwolken in den Augen, und die Lohe des Athems! Ist dies der Dank für meine Fruchtbarkeit, dies der Lohn, daß mein

Busen

Buſen das ganze Jahr hindurch vom Pflugſchaar zerriſſen wird? daß ich alles, was lebt, ernähre, und für euch, ihr Götter, den Weihrauch erzeuge? Und bin ich auch ſchuldig, was hat mein Bruder, der Ocean verbrochen? Seine Gewäſſer verſiegen, und treten immer weiter vom Aether zurück. Aber wenn auch mein, wenn auch meines Bruders Schickſal dich nicht rührt, ſo erbarme dich deines Himmels. Siehe, beide Pole dampfen; verzehrt ſie das Feuer, ſo ſtürzt die Himmelsburg mit euren Wohnungen zuſammen, ſo wird Erde und Meer vernichtet, und das alte Chaos kehrt wieder. Hilf Allvater! Kaum trägt Atlas die glühende Laſt noch. Hilf, und rette, was noch übrig iſt, aus den Flammen.

So ſeufzte die Erde, und mehr konnte ſie nicht; denn der Dampf erſtickte ihre Stimme. Sie zog ihr Haupt in ſich zurück, und barg ſich in tiefe Hohlen.

c) Phaeton und der rächende Jupiter.

Aber der Allvater hörte ihr Flehen. Feierlich rief er die Götter zu Zeugen, feierlich wies er ihnen die ſchreckliche Zerrüttung, und ſchwor, die Schöpfung ſey dem Untergange nahe, wenn der Sonnenlenker nicht Hülfe ſende. Apollo vermochte es nicht. Darauf ſtieg Jupiter ſelber

ber auf die Burg des Himmels, von der er Wolken und Ungewitter über die Erde sendet. Aber keine Wolken waren da, die Flamme hatte sie verscheucht. Kein Platzregen konnte herabstürzen, die Glut hatte sie vertrocknet. Da erdonnert Zevs, und ergreift einen schrecklichen Blitz, und schleudert ihn mit der furchtbaren Rechte gegen den tollkühnen Jüngling, und bändigt mit wüthendem Feuer das Feuer. Sinnlos stürzt Phaeton von dem Wagen, und die Rosse werden scheu. Sie springen auf die Seite, und schüttlen das Joch ab, und zerreissen den Wagen. Weit umher liegen die Trümmer verstreut; hier liegen die Zügel und die Axe, dort die zerbrochene Deichsel mit den Rädern.

Underdeß stürzt Phaeton mit sengenden Haaren aus dem hohen Aether herab, und zieht einen langen Schweif hinter sich her. So stürzt zuweilen in heiterer Nacht ein Stern vom Himmel, und scheint der Erde sich zu nahen. Weit von seinen väterlichen Gefilden fällt Phaeton in Welschland nieder, der Eridanus nimmt ihn auf, und wäscht das dampfende Antlitz mit kühler Woge.

Ein Mittel gegen die Liebe.

Unter allen Leidenſchaften, welche ſich der Seele des Menſchen bemächtigen können, iſt keine furchtbarer als die Liebe; und das um ſo mehr, je unmerklicher ſie ſich der Seele bemächtigt, je verſchleierter und unkenntlicher anfangs ihre Geſtalt iſt. Sie niſtelt ſich ſo allmählich ein, daß der Weiſe, ehe er ſichs verſieht, ein Thor darüber wird, und der Thor oft ein Weiſer. Sie kann einen großen Luſtgarten, aber auch ein Trauerhaus aus unſerer Erde machen, das Schlimmſte dabei iſt, daß die Vernunft gänzlich von ihr zu Boden geſchlagen wird, welches, wie einige behaupten, die merklichſte Folge des Sündenfalls ſeyn ſoll. Die Zeit ſcheint das einzige Hülfsmittel bei einer unglücklichen Liebe zu ſeyn; aber vielleicht giebt es noch eine Art von Waffen, womit ſich dieſe Leidenſchaft angreifen läßt, nehmlich das Lächerliche. Je ernſthafter die wahre Liebe iſt, und je gröſſeres Gewicht ſie auf jede Kleinigkeit legt, um ſo mehr kontraſtirt das Lächerliche damit, und wird deshalb fähiger, als alles

andere, dem Verliebten seine Leidenschaft aus dem rechten Gesichtspunkte zu zeigen.

Der englische Zuschauer, dessen Werk ich als bekannt bei meinen Lesern voraussezzen darf, sucht sich dieser Waffen zu bedienen, und bezieht darauf durch die Beschreibung des Vorgebürges Leukate in Griechenland vor. Von der Landschaft Akarnanien nehmlich erstreckte sich einst eine schmale Erdzunge, die an der Spizze einen hohen Felsen hatte, ins Meer. Auf den Felsen stand ein Tempel des Apoll, in welchem unglüklich Liebende opferten, und sodann sich von der Höhe ins Meer stürzten. Unten standen Fahrzeuge bereit, welche die Heruntergesprungenen zu retten suchten. Dieser Sprung hatte die Kraft, von der Liebe zu befreien, und wer nicht in den Wellen umkam, der genoß das Glück, ohne Leidenschaft heimzukehren. Sappho, die sich auf keine Art von ihrer Liebe zum Phaon befreien konnte, that diesen Sprung, kam aber in den Wellen um.

Nachdem der englische Zuschauer diese Nachrichten in einem seiner Stükke gegeben hat, erhält er unter andern folgenden Brief.

Meinhar

Meinhär Zuzschauer,

„Mein armes Hertse stikt so soller Inkelnatschon und Liebesflamen gegen der Jumfer Winnefrit, und der Jumfer Winnefrit is so böse und zürnig gegen mir, das wan ich so glüklich wäre, das ich nur zehn Meilen von dem Sprunk der Libenden wonte, ich wone aberst für jetz bei meinem Eltervatter in der Grunt an den Brink, so wolt ideer hingehn, gewis und verhaftig, und mich das Knick abstürtsen. Und sie müssen wisen, mein liber Här Zuzschauer, in Karnevenscheir dar ist ein groser Berch, der is die Krone von gants Wallis, und heist Pennainmaure, und sie müssen wisen, daß ich von mir nicht gar weit habe, darhin zu gehen, aberst der Weck ist ser steinecht, und tut nicht gut vor die Schuch. Nun stet dar eben uf dem Berche ein ser hoger Felsen wie ein Kirchenturn, der hängt ein gut Teil über die See; und wellte ich dannenhero meinen vielwertesten Freunt dienstlich ersucht haben, wen ich in meiner Malankelie bin, und mich dar rabstürtse, mich doch in seinen Zuschauer zu vermelden, ob ich den von meiner Liebespain werde genäsen, den die See is dar so klar, als ein Glas, und so grün als ein Lauch; und den, wenn ich versaufen sollte, und das Knick

ab-

abſtürtzen ſolte, ob Jumfer Winuefrit mich hernacher nich lib haben wirt? Bitte, mich dag erſter Dagen zu antworten, den ig bin in groſer Ungedult, und is mein veſter Wille, dem Dinge on Zeitverluſt ein Ende zu machgen, der ich bin und verpleibe

Dero

Dienſtwilligſter Freunt

Dafit Schenkyn."

P. S. „Ich bin wägen meiner Profeſſe nacher London kommen, und habe meinen Proffes verloren; und darum ſo bin ich reſulvirt, in Gotts Namen hinzugehn und den Sprunk zu tun, bevorab es Winter wird, von wägen das ig leicht den Snuppen krige.

Wir wollen wünſchen, daß der arme Champion, dem die Liebe ſo übel mitſpielt, ſich nicht das Knick abſtürtzen möge, wenn er noch ſeinen Entſchluß ausführt, und uns zu einigen andern Perſonen, die mit ihm in gleicher Verlegenheit waren, wenden, um zu ſehen, wie ihnen der Sprung bekommen iſt. Hier iſt ein Regiſter, das uns der engliſche Zuſchauer von ihnen aufbewahrt hat.

Das

Das Beiſpiel der Dichterin Sappho, der Königin Artemiſia aus Hallicarnaſſus *), und anderer, die bei dem Sprunge das Leben einbüßten, ſchreckte von dieſem gefährlichen Heilmittel gegen die Liebe zurück, und die Geſchichte erwähnt eine geraume Zeit nichts von Perſonen, die geſprungen wären. Dennoch iſt es dem Herausgeber gelungen, eine kleine Liſte von Verliebten aufzutreiben, die in ſpätern Zeiten dieſen Salto mortal thaten.

Ottilia hatte drei Jahr lang auf dem Lande gegen ihre Leidenſchaft gekämpft, und wollte nun ihr Glück im Waſſer verſuchen. Sie ertrank.

Juſtus Formoſus kam friſch und geſund auf dem Vorgebürge an, hinkte aber, als er geſprungen war, jämmerlich an einer Krücke wieder hinweg.

Remigius

*) Man muß dieſe Königin nicht mit der Artemiſia aus Carien verwechſeln, die ihrem Manne das Mauſoleum erbaute. Ihr würde es nicht geziemt haben, nach ihres Mannes Tode ſich noch in einen andern zu verlieben. Dieſe Verwechſelung geſchieht in den Reiſen des jungen Anacharſis Tom. III. p. 313.

Remigius Pnir, der Liebesdichter, gieng einigemal langsam an den Abgrund heran, und kehrte immer geschwind wieder um, bis er endlich ein Herz faßte, und sprang. Der Wind führte ihn eine weite Strekke hinweg, und warf ihn endlich ohne Schaden in die Fluten hinab, wo er wie ein Kork oben schwam. Er kam halb erfroren ans Land.

Galla Barbara sprang in einem Tage dreimal, ohne von ihrer Leidenschaft befreit zu werden, und als die Priester ihren Zustand untersuchten fand es sich, daß sie in eine ganze Centurie verliebt war, worauf sie ihr verordneten, neun und neunzigmal zu springen. Sie verlohr die Nase, und brach endlich Arm und Bein.

Lais und Palestris Liebe widersetzten sich Götter und Menschen, worauf sie sich beide zu dem Sprung entschlossen. Palestris stürzte sich zuerst hinunter, und fiel sich ein Auge aus, worauf Lais nicht für nöthig fand, zu springen, und im Trocknen wieder heimkehrte.

Ptous kam ganz abgezehrt vor Liebe an, und war so leicht, daß die Luft, die sich in seinem Gewande fieng, ihn schwebend erhielt, bis er endlich an einer Felsspizze hängen blieb.

Man

Man zog ihn an Säulen wieder hinauf, und fand ihn vollkommen von seiner Leidenschaft geheilt.

Marcus Trahar, der Geizhals, sprang zwei Tage hintereinander, und klagte noch immer über Liebespein gegen die Wittwe Corinna. Endlich ergab es sich, daß er nicht in die Wittwe, sondern in ihre Geldkasten verliebt war, worauf ihn die Richter hundert Drachmen zu bezahlen verurtheilten. Er hing sich auf.

Manfueta Ruth, ein' altes Weib, war in einen Jüngling von achtzehn Jahren verliebt. Sie sprang so ungeschickt, daß sie auf einen Kahn fiel, und das Genick brach.

Taxiarchus Plint, kam eilend auf dem Felsen an, stutzte aber, als er bei dem Tempel Apolls die Grabmahle der Gebliebenen sah, und kehrte kurz wieder um.

Soſtrata, eine schöne Lesbierin verweilte nach dem Sprunge noch eine Zeitlang auf dem Vorgebürge, weil ihr die Gegend ausnehmend gefiel. Sie kam bald darauf mit einem jungen Priester des Apoll nieder.

Hipponar, der Schauspieler, Tänzer und Schwimmer sprang regelmäßig alle Jahre einmal, und ward des Dinges endlich so gewohnt, daß er den Sprung wie ein kaltes Bad gebrauchte.

Glaukus

Glaukus Ergoteles, klagte jämmerlich über Liebesschmerzen gegen die Priester, blieb aber drei Monathe bei ihnen, ohne zu springen. Er kehrte endlich zur großen Aergernis der Priester, mit einem Mädchen, die zum Sprunge gekommen war, unter Schäckern und Lachen heim.

Erastus, kam mit tiefen Ernst zu dem Vorgebürge, und die Priester selbst hatten Ehrfurcht vor dem Gram, den sein ganzes Wesen verrieth. Er opferte drei Tage hintereinander in dem Tempel des Apoll, und stürzte sich am vierten mit einem Gleichmuth von dem Felsen, den man noch an keinem bemerkt hatte. Er kam ohne Schaden hinunter, wollte sich aber nicht retten lassen, und mußte mit Gewalt in das Boot gezogen werden. Seine Leidenschaft hatte ihn verlassen, doch soll er sein ganzes Leben hindurch schwermüthig geblieben seyn.

Thespia Cyrilla, sprang im dreizehnten Jahre, und kam glücklich davon, starb aber bald darauf an einem jungen Zahn, der zu spät durchbrach.

Battus, des Menalkus Sohn aus Sicilien sprang der Tonkünstlerin Bombyka wegen; wurde seiner Leidenschaft los, mit Verlust seines rechten Beins und Arms, die er im Herabfallen zerbrach.

Meliſſa,

Meliſſa, in den Daphnis verliebt, wurde ſehr übel zugerichtet, kam aber doch mit dem Leben davon.

Cyniska, die Frau des Aeſchines, in den Lykus, und Aeſchines, ihr Mann, in die Eurilla verliebt, (worüber dies Ehepar ſeit geraumen Jahren her, einander ſehr zur Laſt geweſen war.) Beide, Mann und Frau thaten den Sprung mit gegenſeitiger Genehmigung. Sie kamen beide mit dem Leben davon, und haben ſeitdem immer ſehr glücklich zuſammen gelebt.

Lariſſa, ein Theſſaliſches Mädchen, von dem Plexippus, nach einer dreijährigen Bewerbung, treuloſer Weiſe verlaſſen; ſie ſtand eine Zeitlang auf dem Gipfel des Vorgebürges in Gedanken vertieft, und nachdem ſie einen Ring, ein Armgeſchmeide und ein kleines Gemählde nebſt andern Geſchenken, die ſie vom Plexippus bekommen hatte, abgelegt, ſtürzte ſie ſich ins Meer, und wurde lebendig aufgefangen.

NB. Lariſſa ſchenkte, ehe ſie ſprang, einen ſilbernen Amor in den Tempel des Apollo.

Simätha, in den Myodier Daphnis verliebt, kam in den Fall ums Leben.

Charixus, der Sappho Bruder, in die Buhlerin Rhodope verliebt, an die er ſein ganzes Vermö-

Vermögen verschwendet hatte. Seine Schwester rieth ihm gleich im Anfange seiner Liebe, den Sprung zu thun, aber er wollte nichts davon hören, bis er an sein letztes Talent gekommen war, da ihn jetzt Rhodope verließ, so entschloß er sich endlich, den Sprung zu thun, der ihm aber das Leben kostete.

Aridäus, ein schöner Jüngling aus Epirus, in die Prarinoe, des Chespis Frau verliebt, kam ohne Schaden davon, außer daß er sich die beiden Vorderzähne ausfiel, und die Nase ein wenig breit schlug.

Kleora, eine Wittwe von Ephesus, war so untröstlich über den Tod ihres Mannes, daß sie sich entschloß, diesen Sprung zu thun, um ihrer heftigen Leidenschaft für sein Andenken los zu werden; da sie aber am Vorgebürge ankam, lernte sie hier den Dinmachus von Milet kennen, und ließ, nach einer kurzen Unterhaltung mit ihm, alle Gedanken an das Springen fahren, und ihn sich im Tempel des Apollo antrauen.

NB. Ihre Wittwenkleider sind noch jetzt in der westlichen Ekke des Tempels zu sehen, wo sie aufgehängt worden sind.

Olphis, der Fischer, hatte am Tage vorher von der Thestylis eine Maulschelle bekommen, und sich daher entschloßen, nichts weiter mit ihr

zu thun zu haben, er ſprang, und kam mit dem Leben davon.

Atalanta, eine alte Jungfer, deren Grauſamkeit vor geraumer Zeit zwei oder drei verzweifelnde Liebhaber zu dieſem Sprunge getrieben hatte, jetzt war ſie im fünf und funfzigſten Jahr ihres Alters, und in einen ſpartaniſchen Offizier verliebt. Sie brach den Hals.

Hipparchus, ſterblich verliebt in ſeine eigne Frau, die aber den Bathyllus liebte, ſprang, und kam um, worauf ſeine Frau ihren Liebhaber heurathete.

Tettyr, der Tanzmeiſter, in eine Athenienſiſche Matrone verliebt, ſprang mit großer Behendigkeit von dem Felſen, ward aber durch den Fall zum Krippel.

Diagoras, der Wucherer, war in ſeine Köchin verliebt, er guckte verſchiedenemale den Abgrund hinab, wovon ihm aber ſo übel zu Muthe wurde, daß er heimkehrte, und ſie noch denſelben Abend zur Frau nahm.

Cinädus, welcher, nachdem er ſeinen eignen Nahmen in die Pythiſchen Regiſter hatte einſchreiben laſſen, und man ihn um den Nahmen der Perſon fragte, um welcher willen er ſpringen wollte,

te, sich schämte, ihn zu nennen, ward abgewiesen, und zum Sprunge nicht zugelassen.

Eunika, ein neunzehnjähriges Mädchen aus Paphos, in den Eurybates verliebt. Sie wurde vom Fall beschädigt, genas aber.

NB. Dies war schon ihr zweiter Sprung.

Hesperus, ein junger Mann von Tarent, der sich in seines Herrn Tochter verliebt hatte. Er ertrank, weil die Boote ihm nicht früh genug zu Hülfe kamen.

Sappho, die Lesbische Dichterin, in den Phare verliebt, kam wie eine Braut in ein schneeweisses Gewand gekleidet, zum Tempel des Apollo. Auf dem Kopfe trug sie einen Myrtenkranz, und in der Hand das kleine musikalische Instrument von ihrer eignen Erfindung. Nachdem sie eine Hymne an den Apollo gesungen, hing sie ihren Kranz an der einen, und ihre Harfe an der andern Seite des Altars auf. Hierauf schürzte sie, wie eine spartanische Jungfrau, ihr Kleid auf, und stieg, mitten unter tausend Zuschauern, die für ihr Leben ängstlich bekümmert waren, und Gelübde für ihre Rettung zum Himmel hinaufschickten, gradeswegs auf den höchsten Gipfel des Vorgebirges. Hier sang sie eine Stanze ihrer eignen Verse, die wir nicht hören konnten, und warf sich dann mit einer

Un-

Unerschrokkenheit von dem Felsen herab, dergleichen man nie vorher bei irgend jemanden, der diesen gefährlichen Sprung wagte, bemerkt hatte. Viele von den Anwesenden erzählten, sie hätten sie im Meer untersinken sehen, und sie sey nie wieder zum Vorschein gekommen; andere hingegen behaupteten, sie sey nicht ganz herabgefallen, sondern mitten im Fallen in einen Schwan verwandelt worden, in welcher Gestalt sie dieselbe in der Luft hätten schweben gesehen. Ob aber nicht vielleicht die Weisse und das Flattern ihres Gewandes die Zuschauer getäuscht, oder ob sie wirklich in diesen musikalischen und schwermüthigen Vogel verwandelt worden, darüber sind die Lesbier noch zweifelhaft

Alcäus, der berühmte lyrische Dichter, der seit einiger Zeit in die Sappho sterblich verliebt gewesen war, kam noch denselben Abend am Vorgebirge Leukate an, um ihrentwegen den Sprung zu thun, da er aber hörte, daß Sappho schon vor ihm da gewesen wäre, und daß ihr Körper nirgends zu finden sey, beklagte er ihren Todesfall sehr edelmüthig, und soll bei dieser Gelegenheit seine hundert und fünf und zwanzigste Ode gemacht haben.

In dieſer Olympiade ſind geſprungen:

	250	Perſonen
Männliche —	124.	—
Weibliche —	126.	—
davon ſind getheilt worden	120.	—
Männliche —	51.	—
Weibliche —	69.	—

So weit der engliſche Zuſchauer. Das Beiſpiel der Dichterin Sappho, u. ſ. w.

Seit dieſer Zeit findet man weiter keine Nachrichten von Liebenden, welche dieſen gefährlichen Sprung gewagt hätten, denn ſpäterhin ward das Vorgebürge Leukata vom feſten Lande getrennt, indem die Corinther es durch einen Kanal von Griechenland abſonderten, wodurch eine Inſel entſtand, die jetzt St. Maura genannt wird. Es wäre aber zu wünſchen, daß noch jetzt irgendwo ein Sprung der Liebenden von gleicher Kraft vorhanden wäre, indem ſich ſodann hoffen ließe, daß die vielen jammervollen Weſen, die in unſern Romanen winſeln, und die nicht zur Ruhe gelangen können, wenn ſie den geliebten Gegenſtand nicht erhalten, ſich dadurch um etwas vermindern würden.

Lucilio Vanini, der Taurisaner,

oder

Leben und Hinrichtung eines merkwürdigen Atheisten.

Die Geschichte eines Mannes zu schreiben, der ein so unstätes und wechselvolles Leben führte, wie Vanini, der so viele Reisen machte, auf denen kein Begleiter ihn beobachtete, der dabei nur wenig in seinen Schriften von seinen eigentlichen Lebensumständen erwähnt, eine solche Geschichte hat Schwierigkeiten, und würde ganz unmöglich zu entwerfen seyn, wenn dieser Mann nicht durch sein Betragen, durch seine Schriften und durch seinen Tod die Aufmerksamkeit mehrerer seiner Zeitgenossen und Nachkommen erregt hätte. Diese zeichneten alles auf, was von ihm ans Licht gebracht werden konnte, und es sind selbst mehrere Bücher vorhanden, die

nur von ihm handeln *). Das Merkwürdige, das in diesen von ihm zerstreut ist, werde ich hier von ihm zu sammeln suchen. a)

Lucilio

*) Hülfsmittel zu seiner Geschichte sind:

Julii Caesaris Vanini Neapolitani Theologi, Philosophi, et juris utriusque Doctoris, de admirandis Naturae Reginae Deaeque Mortalium Arcanis. Lutetiae 1616.

Amphitheatrum aeternae Providentiae Divino-magicum, Christiano-physicum, Astrologico-Catholicum adversus vetener Philosophos, Atheos et caet. 1615.

In beiden Büchern kommen hie und da Nachrichten von seinem Leben vor. Sie sind äußerst selten, und werden gewöhnlich mit Geld aufgewogen. Von ihrem Inhalt wird das Nothwendige in der Lebensgeschichte selbst vorkommen.

De vita et scriptis famosi Athei Julii Caesaris Vanini caet:

a) J. M. Schrammio. Cüstrini 1715.

Der Verfasser widerlegt fast ein ganzes Alphabeth hindurch die aufgestellten Irrthümer des Vanini. Sein Stil ist schwerfällig und dunkel.

La

Lucilio Vanini wurde ohngefähr in den Jahren von 1580 bis 1585. zu Taurisano, einer kleinen Stadt im Königreiche Neapel, gebohren.

La vie et les sentimens de Lucilio Vanini, par Durand. Rotterdam 1717.

Das Buch ist mit Lebhaftigkeit und Ordnung geschrieben. Doch scheint der Verfasser etwas zu aufgebracht gegen Vanini, ehe er seinen Unwillen moderirt hat.

Arpii Apologia pro Jul. Caes. Vanino, Neapolitano. Cosmopoli Typis Philaletheis, 1712.

Der Verfasser überredet mehr, als er überzeugt, und zeigt mehr Belesenheit und Scharfsinn als Wahrheitsliebe. Er vertheidigt seinen Helden auf das äußerste, nimmt aber auf das, was am meisten gegen ihn zeugt: auf die verfänglichen Stellen in den Gesprächen fast gar keine Rücksicht.

Grammond Historia Galliae. Amstelodami 1653.

Der Verfasser war Präsident des Parlements zu Toulouse, von welchem Vanini verurtheilt ward, war Augenzeuge von dessen Tode, und seine Nachrichten haben deshalb Gewicht.

Die Zeit seiner Geburt ist deshalb ungewiß, weil er sie nirgends bestimmt anzeigt, und man sie nur aus einer Stelle in seinen Gesprächen schließen muß b). Sein Vater, Johann Baptist Vanini, war Aufseher des Herrn Franciskus von Castro, Herzogs zu Taurisano, seine Mutter aber hieß Beatrix Lopez von Noguera, und war aus einem edlen spanischen Geschlecht. Als sein

In den folgenden Büchern findet man zerstreute Nachrichten von Vanini:

Histoires tragiques par Rosset. — Doctrine curieuse par Garasse — Patiniana — Mersennus in Genesin — Mercure francois 1619. — Pensées diverses sur la Comete par Bayle — Dissertat. duae de Jul. Caes. Vanino. Olearii — Entretiens sur divers sujets d'Histoire, par de la Croze — Voetius de Atheismo — Brucker Historia Philosophiae. — Noch eine Menge Schriftsteller erwähnen den Vanini, aber in Bayle's Dictionäre ist kein Artikel von ihm, ob man ihn gleich in der neuesten Ausgabe erwartete. Der letzte, der ihn erwähnt, ist der Prof. Fülleborn in den Beiträgen zur Geschichte der Philosophie.

b) Dialog. p. 493. Vix trigesimum nunc attigis annum, et caet.

ſein Vater ſterben wollte, und die Aerzte ihn erinnerten, daß ſein Ende nahe ſey, fühlte er einen ſolchen Trieb nach einem unſterblichen Leben und fortdauernder Thätigkeit, daß er aus dem Bette aufſprang, und jene Worte des Vespaſian rief: es ſchickt ſich für mich nicht anders, als ſtehend zu ſterben. Lucilio Vanini erzählt dies ſelbſt von ſeinem Vater c). Seltſam, daß er in dieſem Gefühl ihm nachher ſo unähnlich ward.

Der junge Lucilio, der von ſeinen Eltern zu den Wiſſenſchaften angehalten ward, machte ſolche Fortſchritte darin, daß alle, die ihn ſahen, die beſte Hoffnung von ihm faßten, und in ihm den künftigen Gelehrten wahrnahmen. Die Natur hatte ihn mit Geiſtesgaben, und mit dem Triebe, ſie zu gebrauchen, ausgeſtattet. Er beſaß eine Beurtheilungskraft weit über ſeine Jahre, und war dabei ein eifriger Liebhaber vom Lernen. Es iſt ſchmerzlich, wenn ſolche Anlagen ſo angewandt werden, daß ſie am Ende zum Scheiterhaufen führen. Aber auch gleich in der frühen Jugend waren ſie mit einigen verdunkelten Fehlern verbunden: er prahlte gern mit ſeinen Kenntniſſen, und zeigte einen heftigen Ehrgeiz.

Nach-

c) Amphiteat. p. 153.

Nachdem er von häuslichen Lehrern in der lateinischen Sprache hinlänglich unterrichtet war, faßte er eine große Neigung zu der Philosophie des Aristoteles, und seine Eltern sandten ihn nach Neapel, um seine Studien fortzusezzen d). Er war eigentlich zur Theologie bestimmt, und hatte einen Carmeliter, Namens Barthelemi Argolti, der damals viel Geräusch machte, und den er sehr rühmt, zum Lehrer, so wie noch einen andern Carmeliter, Johann Bacon. e) Außer der Theologie und Philosophie studierte er die Physik, Medicin, und die Astronomie, die ihn unvermerkt zur Astrologie leitete. Es scheint, daß er alle Fächer der Wissenschaften mit gleichem Eifer studierte, um in allen glänzen zu können.

Nachdem er seine Studien im theologischen Fach geendigt hatte, ließ er sich als Priester aufnehmen, und begann zu predigen. Er hatte Feuer, und seine Predigten waren vortreflich, wenn man seinen Worten glauben darf. Sie waren nicht mönchisch, nicht mit Bombast und besondern Wundern ausgeschmückt; sondern ausgearbeitet, voll von Saft, und gleichsam mit der Substanz der Wahrheit genährt. f) Aber die Proben, die er davon

d) Schramm. pag. 13 und 14.
e) Dialog. p. 205. und Amphith. p. 17.
f) Durand. p. 12 — 13.

davon in seinen Dialogen anführt g), sind so metaphysisch und so unverständlich, daß es wenigstens in unsern Zeiten mit ähnlichen Reden keinen großen Zulauf haben würde.

Theologie, Medicin und Philosophie hatte er studirt, und es blieb ihm blos noch ein Grad in der Rechtsgelehrsamkeit übrig. Seine Wißbegierde, oder weit wahrscheinlicher seine Ehrsucht trieb ihn an, auch hierin nicht fremd zu bleiben, und er muß wirklich Fortschritte darin gemacht haben; denn auf dem Titel seiner Dialogen nennt er sich einen Doctor utriusque juris.

Von Neapel gieng er nach Padua, und blieb hier einige Jahre. Er setzte seine Studien mit großem Eifer fort, und ertrug die Winterkälte in einem Sommerkleide, um ganz seiner Neigung zu folgen; denn es scheint, als wenn seine Unterstüzzung aus dem elterlichen Hause nur geringe war. Er studierte jetzt außer dem Aristoteles vorzüglich den Averroes, Cardanus und Pomponatius. Aristoteles war sein Gott, aber auch die drei letzten verehrte er tief. Da Cardanus und Pomponatius den Glauben an die Sterblichkeit der Seele so eifrig vertheidigen, so führt dies schon auf die Vermuthung, daß Vanini, der den ersten den weisesten

g) Durand. p. 243.

festen Mann, und den zweiten seinen göttlichen Lehrer nennt, ebenfalls dieser Lehre nicht abgeneigt gewesen sey. Denn man pflegt keinem anzuhängen, von dem man in einem so wichtigen Punkt abweicht. Daß aber die Lehre von der Sterblichkeit der Seele sehr nahe mit Atheisterei, deren Vanini nachher beschuldigt ward, zusammenhänge, das leuchtet wohl dem Denkenden ohne Beweis ein.

Als Vanini seine Studien zu Padua vollendet hatte, hielt er sich für fähig, allen Akademien und gelehrten Gesellschaften in Europa beizuwohnen; denn die Meinung, die er von sich hat, ist, wie man aus seinen Gesprächen sieht, sehr groß. Er begann indeß jetzt noch keine Reise durch Europa, sondern gieng nach seiner Vaterstadt, nach Taurisano zurück, wahrscheinlich um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen. Hier war ihm vielleicht noch eine Summe von seinem väterlichen Vermögen übrig, und mit dieser trat er nun seine Reisen durch mehrere Länder an, denn man weiß nicht, woher er die Hülfsmittel dazu nahm. Ehe er aber Neapel verließ, schloß er, wie er kurz vor seiner Hinrichtung soll gestanden haben, eine seltsame und fürchterliche Verbindung, wovon an ihrem Ort die Rede seyn wird.

Er

Er gieng zuerſt nach Deutſchland, und hie und da findet man in ſeinen Geſprächen kleine Scenen von dieſer Reiſe. Zu Straßburg beſtieg er in Geſellſchaft eines Freundes, der Ginochius hieß, und den er ſehr liebte h), ein Schif. Kaum war dieſer in das Schif eingetreten, als er einen Raben erblickte, den er als den Vorboten eines Schifbruchs anſah, und deshalb wieder nach Hauſe zurückkehren wollte. Aber Vanini ſagte zu ihm: auch Schifbruch zu leiden weigere ich mich nicht. Es geſchehe der unveränderliche Wille Gottes, der von Ewigkeit an die Tage unſers Lebens beſtimmt hat, wie der Prophet ſagt. Auf dieſe Art, fährt er fort, wurde jener kühner gemacht, achtete die ſchrecklichen Drohungen des Rheins nicht, und wir kamen beide unbeſchädigt in dem Hafen an. i)

Es iſt nehmlich von Ahndungen die Rede, und Vanini erklärt, daß er nie darauf habe bauen können. Wohl! Aber daß er die Sache ſo feierlich macht, daß er die Bibel citirt, und die ſchrecklichen Drohungen des Rheins, der doch noch nicht gedroht hatte, mit in Anſchlag bringt, das läßt

h) Dialog. p. 201. Familiaris meus dilectiſsimus.

i) Dialog. p. 424.

läßt jeden, der die Art und Weiſe des Vanini kennt, befürchten, daß auch hier eine Spötterei zum Grunde liege, daß er wenigſtens die Worte des Propheten nicht bona fide anführe. Daß ihm nicht Unrecht geſchehe, wenn man ſo etwas vermuthet, werden künftig mehrere Stellen aus ſeinen Schriften beweiſen.

In Böhmen traf er mit einem Mennoniten oder Wiedertäufer zuſammen, von dem er folgendes ſagt: „Dieſer unterſtand ſich zu ſagen, daß die Katholiken und Kezzer einen Streit über des Kaiſers Bart *) führten, indem beide Theile das apoſtoliſche, nicäniſche, konſtantinopolitaniſche und athanaſianiſche Symbolum unterſchrieben. Ich aber ſagte: ſo weit die Lüge von der Wahrheit abſteht, ſo weit ſind die Katholiken von den Kezzern entfernt. k).

Aber warum entſchied der philoſophiſche Vanini, der ſonſt mit ſubtilen Gründen ausgerüſtet iſt, die Sache durch einen bloßen Machtſpruch? Hatte er gegen dieſen Mennoniten auch nicht einen einzigen Grund anzuführen? Wer die Schriften

*) De lana caprina.

k) Dialog. p. 349. At ego dixi: quantum distat a veritate mendacium, tantum a Catholicis Haeretici differunt

ten des Vanini geprüft hat, der fühlt, daß dieſer Machtſpruch nichts anders heiſſen ſoll, als daß ſich mit keinen Gründen darauf antworten läßt. Und man thut ihm vielleicht nicht zu nahe, wenn man glaubt, er habe ihn im umgekehrten Sinne genommen, da er wenigſtens etwas zweideutig iſt, und die Wahrheit auf die Seite der Ketzer geſetzt.

Aus Deutſchland gieng er nach den Niederlanden, und hier war er in Leyden Zeuge von einem ſeltſamen Vorfall. Er hatte von ſeinen Freunden einen Bedienten erhalten, den der Wirth im Gaſthof ſehr freundlich aufnahm; aber als dieſer hernach dreißig Solidos von jenem foderte, gerieth der Bediente in Zorn, und ſagte ſogleich dem Wirth Lebewohl. Er ſtieg in ſein Zimmer hinauf, ſchloß die Thür zu, ſetzte etwas in einem thönernen Gefäß hinein, wodurch das Haus mit Rauch angefüllt wurde, und gieng davon. Der Aufwärter eilte hinauf, um zu ſehen, was vorgegangen ſey, aber er fieng ſogleich an zu tanzen, und dies wiederfuhr allen, die dahin kamen. Man ſchrieb dieſe Erſcheinung der Einwürkung böſer Geiſter zu, und dieſer Meinung waren nicht allein die Katholiken, ſondern auch die Hugenotten. Julius Cäſar aber, denn ſo nennt ſich Lucilio

Vani-

Vanini nach jenem berühmten Römer, lächelte über diese Alteweibermährchen, und schrieb alles einer natürlichen Ursache zu. Er erklärt den Vorfall nehmlich auf folgende Art: Der Bediente hat, nach seiner Meinung, Pulver von einer getrockneten Tarantel gehabt, und Wein auf dasselbe gegossen. Der erste, der hinaus kam, trank diesen Wein, und fieng darauf an, umherzuspringen. Denn wenn der Biß der Tarantel, sagt er, zum Tanzen anreizt, warum soll nicht das Pulver von ihr, in Wein aufgelöst, eben die Würkung haben? Daß aber auch die andern zu tanzen anfiengen, erklärt er so: Der Bediente hatte ohnstreitig Rauch von dem Pulver der Tarantel in dem Wirthshause gemacht, und die Fenster dabei verschlossen. Als nun die Herbeikommenden den Aufwärter tanzen sahen, staunten sie, und standen mit ofnem Munde da, wodurch sie so viel Dampf einschluckten, daß sie selbst zu tanzen begannen. Sogar eine Hündin ward von der allgemeinen Sucht ergriffen, und fieng an zu tanzen. 1)

Wer erinnert sich hier unwillkührlich an das elfenbeinerne Horn Oberons, und die Physiker mögen untersuchen, ob das Pulver von einer gedörrten

1) Dialog. pag. 446 -- 447.

dörrten Tarantel eine gleiche Würkung hervorbringen kann. Warum Vanini hier zwei Urſachen zur Tanzwuth annimmt, wenn der Rauch allein dazu hinreichend war, ſieht man nicht recht ein. Er erzählt dieſe Geſchichte, da er von ſchädlichen Ausdünſtungen redet, und fügt noch eine andere hinzu, die ich wegen der Seltenheit mit ſeinen eigenen Worten herſezzen will.

„Ich habe in Deutſchland, ſagt er, einen „katholiſchen Mann gekannt, der in der Char„woche die öffentlichen Kirchen nicht beſuchte, „ſondern dem Gottesdienſt in einer Privatkapelle „beiwohnte, weil die Chriſten in dieſer Zeit trau„rig ſind, und melancholiſche Hauche und Seufzer ausſtoßen; deshalb gieng er nicht in dieſe „mit üblen Dünſten angefüllten Tempel, damit „er nicht ähnliche ſchlimme Dünſte daſelbſt anzö„ge, die ihn zur Melancholie ſtimmten. Was „wunderſt du dich, fährt er fort, iſt es nicht aus „der Erfahrung bewieſen, daß derjenige von der „Wuth ergriffen werde, der unter einem Baume, „welcher von einem tollen Hunde gebiſſen iſt, ge„legen hat? Dies kann von nichts anderm her„kommen, als von den Dünſten, welche von dem „Baum ausſtrömen; wenn dieſe deshalb in den „Wanderer, der von Arbeit ermüdet iſt, und al„ſo die Poren gebſnet hat, eindringen, ſo wür„ken

„len sie eben so, wie der Saamenstoff zur Wuth. „Auf eine gleiche Art habe ich geglaubt, bei „dem dampfenden Pulver der Tarantel philoso„phiren zu müssen. m)

Es ist schwer, an so etwas zu glauben: aber die Untersuchung davon gehört nicht hieher. Es sind noch zu viele Merkwürdigkeiten in dem Leben des Vanini selbst, und ich eile zu ihnen fort.

Aus den Niederlanden gieng er nach Genf. Hier fand er, wie man aus seinen Gesprächen sieht, einen Atheisten, mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Um allmählig mit der ganz einzigen Manier des Vanini bekannt zu machen, bei der man immer im Zweifel bleibt, welcher Meinung er eigentlich sey, will ich hier die Stelle aus seinen Gesprächen übersezzen, die Bezug auf Genf hat. Er trägt bald unter dem Namen Alexander, bald als Julius Cäsar seine Gedanken vor, am häufigsten als Julius Cäsar. Alexander ist gewöhnlich nur sein Lobredner und der Geburtshelfer seiner Gedanken. Aber im folgenden läßt er den Alexander in seiner Seele reden, und man wird zugleich aus dieser Stelle sehen, wie schlüpfrig oft die Gegenstände sind, welche diese

m) Dialog. pag. 448.

dieſe beiden maskirten Philoſophen verhandeln. Es iſt von Verbindung der Blutsverwandten die Rede.

„Alexander. Ja ſelbſt Cardanus ſagt „an einem andern Orte, daß wir eine gröſsere „Wolluſt empfinden, wenn wir Schweſtern und „Anverwandte heirathen, (subagitemus) als „mit fremden Weibern; und dies iſt wenig (ſagen „die Atheiſten) von der Wahrheit entfernt. Denn „wie die Rechtsgelehrten behaupten, ſo ſind zwei „Bande ſtärker als eins. Ueberdies pflegt zwi„ſchen Verwandten, die gleichſam aus einem „Stamm aufgeſproſſen ſind, eine gewiſſe Sym„pathie, eine Gleichförmigkeit des Bluts und der „Säfte ſtatt zu finden. Als ich zu Genf war, „hörte ich einen niederländiſchen Atheiſten ſo ur„theilen: In der bürgerlichen Ordnung wird „die Verheirathung der Anverwandten von den „Geſezzen unterſagt, denn die Verbundenen wür„den eine ſolche Süſsigkeit dabei empfinden, daſs „ſie an keine andere Sache denken könnten. Die„ſer Atheiſt ſetzt hinzu: daſs ſie bei andenn Na„tionen nicht für ein Verbrechen gehalten würde. „Denn wir leſen ſelbſt von dem Patriarchen der „Hebräer, daſs er mit ſeinen eigenen Töchtern „ſich vermiſcht habe. (rem habuiſse) Bei den „Heiden war ein ſolcher Fall höchſt unbeden„tend,

„tend, weshalb sie ihn Intestum nannten, gleich-
„sam nicht keusch, (non castum) wie es No-
„nius erklärt. Bei den Persern ist es noch heu-
„te erlaubt, seine Schwester ungestraft zur Ehe
„zu nehmen.“

„Den Lästerungen dieses höchst ruchlosen
„Böswichts antworte ich: daß die Ehe unter An-
„verwandten um der gerechtesten Ursachen willen
„verboten sey; denn sonst würden zum großen
„Nachtheil des Staats die Familien nicht mitein-
„ander verbunden werden, und viele Jungfrauen
„unverheirathet bleiben. Moses hat dies dem he-
„bräischen Volk zugestanden, denn es war in en-
„gen Grenzen eines Reichs eingeschloßen; die aus-
„wärtigen Bewohner, aber waren Götzendiener,
„und deshalb verschmähten beide eine gegenseitige
„Ehe. Ueberdies verstießen die Hebräer ihre Wei-
„ber leicht, und um diesem Uebel entgegen zu ar-
„beiten, ist es, daß Moses (denn er erlaubte die
„Verstoßung nur wegen des Herzens Härtig-
„keit) an die Verbindung der Anverwandten,
„voll von der Gottheit, dachte, damit die eheli-
„che Liebe, und zugleich die Blutsfreundschaft sie
„von der Aufhebung des ehelichen Bündnisses ab-
„hielte, u. s. w. Was die barbarischen Bewoh-
„ner von Persien thun, das giebt keinen gründli-
„chen Beweis, und gilt nichts bei denen, welche

„die

„die fabelhaften Einrichtungen der persischen Reli„gion gelesen haben. So habe ich die lästerlichen „Reden jenes Atheisten, seine frevelhaften Darstellun„gen und allerunbilligsten Vorträge niederzudrükken, „zurückzustossen, und abzustumpfen, mich nicht ge„fürchtet, obwohl mir Lebensgefahr drohte.

Man sieht, Alexander nimmt den Mund etwas voll, ob man gleich nicht begreift, warum er in einen so heftigen Eifer geräth. Eben so wenig sieht man ein, warum er seinen Gegner einen Atheisten nennt, und warum er bei Wiederlegung desselben in Lebensgefahr gerathen sollte. Wir wollen sehen, was sein Freund hierauf antwortet.

Julius Cäsar. Wahrhaftig, dies würde Cardanus kaum glauben, der nicht der Meinung war, daß die Atheisten die Anhänger einer entge„gengesetzten Meinung mit dem Tode droheten. „Wir wollen nun endlich sehen, sagt er, ob viel„leicht der Glaube an Unsterblichkeit der Seele viel „zu einem guten und glücklichen Leben beiträgt. So „viel ich sehe, hilft diese Meinung dazu nichts. „Ja, nach dem Cicero und dem Diogenes Laertis„us, übten die Epicuräer Gesezze, Treue und Rechtschaffenheit weit heiliger, als die Stoiker und Pla„toniker. Der Grund davon, glaube ich, war „dieser, weil der Mensch, wie Galmus lehrte, „durch Gewohnheit gut oder böse wird, u. s. w.

„Bei den Juden verfolgten die Pharisäer, eine Sec-
„te, welche an Auferstehung und an Unsterblich-
„keit der Seele glaubte, Christum unaufhörlich;
„die Sadducäer hingegen, welche die Vernichtung
„der Seele lehrten, führten ihn nur ein oder zwei-
„mal gelinde in Versuchung. Wenn du ferner das
„Leben des Plinius und des Seneca, nicht ihre
„Worte vergleichst, so wirst du finden, daß Plini-
„us mit seinem Glauben an Vernichtung den Se-
„neca so weit an Rechtschaffenheit übertreffe, als
„der religiöse Seneca den Plinius an Worten über-
„trift. Die Epicuräer übten Redlichkeit, behan-
„delten die Erbschaften ihrer Pupillen pflichtmä-
„ßig, verpflegten die Söhne ihrer verstorbenen
„Freunde aus ihrem eigenen Vermögen. Sie
„wurden bei allen für die besten Männer, ausge-
„nommen in Verehrung der Götter, die sie stand-
„haft läugneten, gehalten u. s. w.

„Alexander. Lassen wir diese Thorhei-
„ten des Cardanus, die du in deiner Apologie für
„die mosaische und christliche Religion sehr weise
„und katholisch widerlegt hast.

„Julius Cäsar. Stoßen dir nicht an-
„dere Schwierigkeiten bei Auflösung dieses Gegen-
„standes auf? Aber was lachst du?

„Alexander. Ich bewundre und belache
„die Thorheiten meiner Magd.

„Julius

„Julius Cäsar. Was hat das arme „Mädchen gethan?

„Alexander. Sie hat einen hübschen „Bräutigam ausgeschlagen, weil er nicht überall „Haare am Kinn hatte, u. s. w. a)

Ich frage jeden Rechtschaffenen, ob man einen so wichtigen Gegenstand mit einem solchen Spaß enden kann, wenn man mit Aufrichtigkeit dabei verfuhr? Hatte Vanini auf keinen einzigen Grund gegen die Aeußerungen des Cardanus, der doch kein so ganz zu verachtender Philosoph ist, um ihn blos mit einem nitramus has ineptias abzufertigen? Wollte er auch selbst nicht den kleinen Einwurf machen, daß jene genannten Freigeister nicht deshalb rechtschaffener waren, weil sie keine Unsterblichkeit der Seele glaubten? Alle jene Sätze des Cardanus beweisen höchstens, daß man an Vernichtung glauben, und dabei doch ein rechtschaffener Mann seyn kann. Dagegen aber ist es höchst wahrscheinlich, daß jene genanten Pharisäer Pharoniker und Stoiker, noch schlechtere Menschen würden gewesen seyn, wenn sie nicht an ein künftiges Leben geglaubt hätten, so wie auch umgekehrt, die Sadducäer und Epicuräer offenbar noch edler würden gedacht haben, wenn sie von der Un-

a) Dialog. p. 326 — 329.

sterblichkeit ihrer Seele überzeugt gewesen wären, denn sie hätten einen höchst wichtigen Grund mehr gehabt, gut zu seyn.

Dies oder etwas ähnliches mindestens hätte Vanini antworten können, aber er endigt die Sache mit einem muthwilligen Spaß, von welchem er zu einem sehr schmuzzigen Gegenstand fortgeht, und nicht wieder darauf zurükkomt. Sollten die Behauptungen des Cardanus etwa haften? Alexander sagt zwar, daß er sie in der Apologie für die mosaische und christliche Religion widerlegt habe; aber wo befindet sich dies Buch? Ist es je ans Licht getreten, oder ist es blos Manuscript geblieben? So viel ist gewiß, daß von Vanini keine andere Bücher übrig sind, als die Gespräche und das Amphitheater. Sind die andern durch einen Zufall ganz aus der Reihe der Dinge verschwunden, oder rühmt er sich mancher blos? Bei seinem überall hervorschimmernden Ehrgeiz könnte man leicht auf solche Gedanken gerathen!

Ehe wir ihn nach Frankreich begleiten, müssen wir ihn noch mit einem Atheisten in Amsterdam zusammen treffen sehen, denn überall findet er Atheisten, die ihm mit Verspottung der Bibel und anderer heiligen Dinge zu schaffen machen. Dieser Atheist macht sich über den Befehl Pauli lustig, daß die Männer ihre Weiber lieben sollen,

len, wie Christus die Kirche geliebet hat. Denn indem sie diesen Gedanken bei Erzeugung der Kinder nachhängen, bildet sich die Frucht darnach, und so kann man behaupten, daß die Christen gleichsam gebohren werden. Auf gleiche Art kommen durch die Einbildung der Eltern so viele Kinder mit Warzen, Flekken und Gewächsen zur Welt.

Das ist ohnstreitig ein sehr bitterer Spott über jenes Gleichniß Pauli, der in dem Munde eines Atheisten nicht durch die Bibel widerlegt werden kann. Demohngeachtet thut dies der sonst so feine Vanini, und antwortet darauf in heiligem Eifer folgendes:

„Julius Cäsar. Dieser satanischen List „steht Johannes entgegen, wenn er vom heiligen „Geist getrieben, anstimmt: Er hat ihnen „Gewalt gegeben, Kinder Gottes zu „werden, nicht die aus dem Blut und „dem Willen des Fleisches, sondern die „aus Gott gebohren sind. Ueberdies glaube ich, daß niemand, wenn er der Venus opfert, an himmlische Dinge denkt.

„Alexander. O ja, viele, sagte jener „Atheist; denn die Christen haben ja die Gewohnheit, daß sie verschiedene Bilder von ihren Heiligen ans Bett hängen, durch deren Anschauung „die Ehegatten ihre Aehnlichkeit der Seele einprägen.

„gen, und der Frucht mittheilen. Marcus Da„masenus erzählt, daß bei Petra sancta, einem „Mädchen im Pisanischen, dem Kayser und Köni„ge von Böhmen, Carl, ein Mädchen dargebracht „sei, welches am ganzen Körper gleichsam borstig „und zottigt war, weil die Mutter bei der Erzeu„gung das Bild Johannis des Täufers, das am „Bette hing, angesehen hatte. Wenn der Patri„arch Jakob, der Schaafhirte, durch dies Kunst„stück selbst die Felle der Schaafe scheckigt zu ma„chen wußte, indem er den Augen der sich begat„tenden, bunt geschälte Stäbe darbot, was ist „es Wunder, wenn die sich beiwohnenden Men„schen, unterdeß sie die Bilder der Heiligen an„schauen, die Aehnlichkeit derselben der Frucht mit„theilen? u. s. w.

„Julius Cäsar. Dies sind Trugschlüs„se eines bösen Geistes, wie man zu sagen pflegt, „die nur wärlich das Blut in Wallung bringen.

„Alexander. Jener Thor fügte hinzu: „Der Apostel gebietet nicht den Völkern, daß sie „den Kampf der Venus beginnen, wenn der Reiz „der Kraft sie antreibe, sondern, daß sie die Pflicht „der Beiwohnung erfüllen sollen. Die Ehemän„ner daher, um nicht in Sünde zu verfallen, ge„währen den begehrenden Weibern dies, wenn auch „unwillig und ungern; der Beischlaf wird kraftlos,

„u. ſ. w. (denn ich kann unmöglich dem ſchlüpfri-
„gen Spötter alles nachſchreiben) daher geſchieht
„es, daß dumme und träge Kinder gebohren wer-
„den, die folglich zur Annahme der chriſtlichen Re-
„ligion ſehr geſchickt ſind, als welche den Armen
„am Geiſt die Seligkeit verſpricht.

Nicht leicht wird man einen muthwilligern, boshaftern und demnach nutzloſern Spott finden. Wäre der hämiſche Vanini das würklich, was er zu ſeyn ſcheinen will, ſo hätte er unmöglich ein ſolches Geſpräch mit einem Atheiſten (man ſieht wieder nicht ein, warum er ihn gerade Atheiſt nennt) niederſchreiben können, wobei der Gegner deſſelben ſo ſehr zu kurz kömmt; denn man höre, was der gute Alexander weiter aus dem Atheiſten herauslockt.

„Ich aber leugnete, daß der Geiſt der Chri-
„ſten ſchwach ſey, ja ich behauptete, daß er ſtär-
„ker ſei, als bei allen andern, wie der glorreiche
„Kampf der Märtyrer überall beweiſe. Jener Lä-
„ſterer aber ſchrieb dies einer ſtarken Einbildungs-
„kraft der Begierde nach Ehre und einer hypochondri-
„ſchen Feuchtigkeit zu. Er ſetzte hinzu, daß in jeder
„Religion, ſelbſt in der abgeſchmackteſten, wie bei
„den Türken, den Indiern, und den Ketzern unſers
„Jahrhunderts (welche Zuſammenſezzung!) ſich
„faſt eine unendliche Menge von Thoren befände,

„die

„die sich freiwillig zur Vertheidigung der väterli-
„chen Religion den Martern darböten. Nachdem
„er mehrere Beispiele aus der indischen Geschichte
„angeführt hatte, erwähnte er die Englischen Cal-
„vinisten, die zu den Zeiten der Maria für den Cal-
„vinismus sich nicht zu sterben scheuten. Darauf
„ward ich von göttlichem Eifer entflammt, und
„nannte ihn den Antichristen.

Aber warum widerlegt er ihn nicht, warum fertigt er ihn mit einem bloßen biblischen Schimpfnamen ab? Wenn dies nicht Persiflage eines bigotten Rechtgläubigen ist, der von einem Atheisten in die Enge getrieben wird, so giebt es keine. Demohngeachtet will Vanini dafür angesehen seyn, daß er den Atheisten ernstlich bekämpft, und diese unaufhörliche Verlarvung ist es eben, die so sehr gegen ihn aufbringt, die auch wahrscheinlich am meisten dazu beigetragen hat, daß man so äußerst strenge am Ende seines Lebens mit ihm verfuhr. Er macht sich über alle seine Leser lustig, und dies empört bei so wichtigen Dingen unbeschreiblich. Aber der Atheist hat noch mehrere Sachen vorzutragen, und das Gespräch geht fort.

„Julius Cäsar. Was sagte nun jener?

„Er lächelte. Ich fragte ihn: warum lachst
„du? Weil die Erzählungen fabelhaft sind, ant-
„wortete

„wortete die läſternde Zunge, die von dem Anti-
„chriſt herumgetragen werden, u. ſ. w. o)

Der Atheiſt führet jetzt ſeine Gründe an, und Alexander widerlegt ihn eben ſo abgeſchmackt, wie vorher aus der Bibel, immer nur durch ein paar Worte, unterdeß jener lange Reden hält. Es haben mehrere den Weg eingeſchlagen, eine Sache anzugreifen, die ſie ſich zu vertheidigen ſtellen, aber ich glaube nicht, daß dies je auf eine gehäſſigere Art geſchehen iſt, wie von Vanini.

Von Genf begab er ſich nach Lyon, wo er anfing, ſeine Lehren auszuſtreuen, indem er in der Philoſophie unterrichtete. Man entdeckte den Gift in ſeinen Meinungen, und er mußte ſich flüchten, um der Gerechtigkeit zu entgehen. Sein unruhiger Geiſt trieb ihn nach England, wo er ebenfalls nicht ſehr unſträflich ſich betragen haben muß, denn er ward zu London im Jahr 1614 von den Proteſtanten ins Gefängniß geſetzt, und zwar wie er angiebt, um ſeines Eifers willen für die katholiſche Religion. Er blieb neun und vierzig Tage darin, und gerieth in Gefahr, ſein Leben zu verliehren; bei dieſer Gelegenheit ſagt er von ſich: „ich war „ſo ſehr von dem Verlangen entflammt, mein Blut „zur Vertheidigung des Anſehens der katoliſchen „Kirche

o) Dialog. p. 354. — 357.

„Kirche zu vergießen, daß mir auf keine Art ein „größeres oder besseres Geschenk von dem unsterb„lichen Gott hätte zu Theil werden können. p) „Wer seine Gespräche gelesen hat, dem ist es fast „nicht möglich, zu glauben, daß er hier mit Auf„richtigkeit rede.

Aus England begab er sich nach Italien, und hielt sich zu Genua auf, wo er die Jugend unterrichtete. Aber da er ein großer Anhänger des Averroes war, und man diesen Philosophen hier als einen Feind von Unsterblichkeit der Seele und von der christlichen Religion betrachtete, so dauerte sein Aufenthalt auch zu Genua nicht lange. Man beklagte sich über seine Lehren, und er sah sich genöthigt, wieder nach Lyon zu gehen. Es war Zeit, daß er sich gegen den Verdacht des Unglaubens, der nothwendig gegen ihn entstehen mußte, zu schützen suchte, und er gab im Jahr 1615 eins von den beiden Büchern heraus, die noch jetzt von ihm übrig sind: das Amphitheater. In diesem Buche scheint er die Atheisten, so wie auch den Cardanus zu widerlegen, und bei seiner anscheinenden Heiligkeit geräth man auf die Gedanken, daß er nichts als eine Pfründe suche. Indessen sind mehrere auffallende Dinge in diesem

p) Amphith. p. 118.

sein Buche, und man wurde aufmerksam darauf. Vanini gieng von neuem nach Italien, wo er angeklagt ward, ruhlose Grundsätze zu verbreiten, und hierauf wieder nach Frankreich zurückkehrte. Sein ganzes Leben besteht fast aus Reisen, und es leuchtet wenigstens so viel daraus hervor, daß er ein sehr unruhiger Kopf seyn mußte, indem seine Berufsgeschäfte ihn nicht dazu nöthigten. q)

Er kam nach seiner Rückkehr in Frankreich nach Guienne, und gieng in ein Kloster. r). Es wäre das größte Glück für ihn gewesen, wenn er diese Versorgung genutzt hätte; aber er war nicht bestimmt, auf eine ruhige Art sein Leben zu enden, ein Schriftsteller berichtet uns, daß er aus demselben verjagt worden sey, wegen der Liebe zum männlichen Geschlecht. s) Die Beweise davon sind nicht weiter ans Licht zu bringen; so viel ist aber gewiß, daß Vanini in seinen Gesprächen recht con amore von wollüstigen Dingen, von Erzeugung des Menschen u. s. w. schreibt.

Nachdem er das Kloster in Guienne verlassen hatte, kam er nach Paris. Der Unglückliche scheint

q) Durand. la vie de Vanini p. 42--49.
r) Patiniana p. 119.
s) Merseun. Comment. in Genes. p. 671.

scheint nichts anders als eine Versorgung gesucht zu haben, und sein unruhiger Geist, so wie sein ruchloses Leben verhinderten immer, daß er sie bekam. In Paris wandte er sich an den päbstlichen Nuntius Robert Ubaldini, und um sich demselben zu empfehlen, schrieb er eine Apologie des tridentinischen Conciliums. Der Nuntius gab ihm die Erlaubniß, seine Bibliothek zu nuzzen, und er bekam dadurch Gelegenheit, sehr viel älterere und neuere atheistische Bücher zu lesen. Er ward zu gleicher Zeit mit dem Mareschal von Bassompierre bekannt, der ihn zu seinem Kapellan machte, und ihm ein Gehalt von zweihundert Thalern gab.

Es scheint, daß er nun, zwar dürftig, doch ruhig hätte leben können; aber er begann außer seinen schriftlichen Arbeiten auch mündliche Lehren auszustreuen, und diese enthielten, wenn man dem Jesuiten Garasse trauen darf, viel auffallendes und ruchloses. Er sagte z. B. daß man es in Absicht der Menschen so machen müsse, wie es die Holzhauer in großen Wäldern zu machen pflegten. Sie gehen hinein, um das todte und grüne Holz zu erkennen, und hauen alles ab, was überflüßig, oder schadhaft ist, indem sie nur die guten Bäume, und den jungen hoffnungsvollen Anwuchs (wie Vanini etwa) stehen lassen.

So

So muß man alle Jahr den Einwohnern einer großen und volkreichen Stadt einen strengen Besuch machen, um alles das auszurotten, was andern zu leben hinderlich ist. Dahin rechnet er alle Personen, die kein nützliches Geschäft für ihre Nebenmenschen treiben; ferner die hinfälligen Greise, die Herumstreicher und Taugenichtse (Sollte sich Vanini nicht selbst unter einer von diesen Rubriken erkannt haben?) Alle Jahr also mußte man die lebende Natur wie einen Wald aushauen, die Städte gleichsam lichter machen, und eine Million Menschen tödten, die, wie Dornenranken und Nesseln, andere am Wachsthum hindern. t)

Ist es gegründet, daß Vanini solche Reden führte, so darf man um so weniger Mitleid mit ihm haben, wenn die Reihe zuerst an ihn kam.

Im Jahr 1616 ließ er seine merkwürdigen Gespräche drukken, und that dadurch seinem furchtbaren Ende einen großen Schritt näher. Bei diesem Buche zeigte sich eine seltsame Erscheinung: es ward öffentlich von den Censoren in Paris mit großen Lobeserhebungen gebilligt, es ward mit lateinischen und griechischen Versen bis in den Himmel erhoben, und legte dennoch den ersten Grund zu dem Unter-

gange

t) Doctrine curieuse. p. 815.

gange des Verfassers. Es ist kaum begreiflich, wie die Gelehrten, denen die Censur aufgetragen war, blind für alle den Gift, die Verstellung und die boshafte Spötterei seyn konnten, die darin enthalten ist. In mehrerer Rücksicht zeigt sich der Verfasser in diesem Buche von einer hassenswürdigen Seite. Durch die Vorrede ist die niedrigste und übertriebenste Schmeichelei gegen den Mareschal von Passompierre verbrezet, dem das Buch zugeeignet wird. Da es äußerst selten ist, und nicht vielen Lesern in die Hände fallen möchte, so will ich hier eine wörtliche Probe dieser Schmeichelei geben. Er spricht von seiner Philosophie und von seinen Kenntnissen, die er mit Früchten vergleicht, und sagt:

„Damit sie nicht hinschmachten und ver„derben, und so ihren eingepflanzten Werth und „Adel verliehren, sezze ich sie Deiner Excellenz „(Excellentia tuae) wie den Strahlen der „Sonne aus, daß sie von ihrer holden Wärme „Reifheit und Säßigkeit erlangen. Denn wenn „ich die bewundernswürdigen Gaben des Kör„pers und der Seele, womit du von Gott „huldreich ausgerüstet, verschwenderisch geziert, „und prächtig bekleidet bist, in hohem Nach„denken betrachte, so finde ich niemanden auf

„der

„der Erde, mit dem ich dich vergleichen könn-
„te, sondern ich erkenne blos den glänzenden
„Spiegel des Himmels als ein Bild deiner Tu-
„genden. Wenn ich die Denkmähler der Ge-
„schichte durchlese, so sehe ich in dem ruhmvol-
„len Stamm deines Geschlechts, diesem ural-
„ten Nährer der Helden, wie an dem himmli-
„schen Körper, unzählige Gestirne deiner Vor-
„fahren, die mit jedem königlichen Vorzuge
„prangen, und nicht allein Frankreich, sondern
„die ganze Erde zum Beobachter und Verehrer
„haben. Aber unter diesen leuchtenden Gestir-
„nen glänzt deine Excellenz wie die Sonne,
„und veraltet durch keinen Rost der Zeit und
„des Glücks. Wie soll ich die so zierliche Gestalt
„eines schönen Körpers erwähnen? Sie, die nicht
„allein tausend Heldinnen, schöner als Helena,
„zu sich hin zieht, sondern auch die Frechheit der
„Atheisten im Zaume hält, (welche abgeschmackte
„Verbindung!) ihren Muthwillen bändigt, und
„ihre frevelhaften Angriffe zurück treibt. Denn
„die, welche den Glanz deiner vortreflichen Ge-
„stalt und deine Majestät anschauen, die scheuen
„sich nicht, zu gestehen, daß in dem Menschen
„die Spur der Gottheit sey. O zu glückliche
„Mahler unsers Jahrhunderts, welche die Theile
„der vollkommensten Schönheit nicht, wie die
„Alten, von tausend Gestalten zusammen zu sez-

„zen

„zen brauchen, sondern denen es hinlänglich ist, „blos den Schatten deines Körpers, (wenn es „erlaubt ist, das Göttliche mit dem Sterblichen „zu messen) abzuzeichnen, um das Bild eines „Ideals der Nachwelt zu hinterlassen. Das „Fleisch des Königs der Macedonier, Alexanders, „war mit einer solchen natürlichen Ausdünstung „der angebohrnen Wärme umgeben, daß die Na„hestehenden dadurch auf eine gewisse Art erquickt „wurden. „Deine Gestalt aber, die der Herrschaft „so würdig ist, tröstet nicht allein die Nahen, „sondern reißt auch die Entfernten zur Bewun„derung und zum Wohlwollen hin. u. s. w.

In diesem Tone fährt er noch mehrere Seiten fort. Wenn der Herr von Bassompierre ein Mann von Geschmack und von Kopf war, so mußte ihm ein so übertriebenes, unmotivirtes Lob ekelhaft und anstößig seyn; wenigstens ist es dies dem Leser in hohem Grade, und man würde es wieder für versteckten Spott in Vanini's Manier halten, wenn nicht von seinem Gönner die Rede wäre.

Fast in gleichem Grade, wie dem Herrn von Bassompierre, streut er sich selber in diesem Buche Weihrauch. Sein Stolz leuchtet schon daraus hervor, daß er sich auf dem Titel Julius Cäsar nennt. Der Name Lucilio Vanini ist

gewiß

gewiß für ein unverwöhntes Ohr sehr wohlklingend, aber diesem aufgeblasenen Philosophen ist er nicht auszeichnend genug, und er borgt sich einen andern von dem berühmten Beherrscher der Römer. Zum Ueberfluß ist Cäsar mit vorzüglich großen Buchstaben gedruckt, und leuchtet am meisten in die Augen. Dürand macht die Bemerkung, daß er vielleicht den Gedanken hatte, im Reich des Atheismus eben so große Eroberungen zu machen, als jener Römer sie in den Staaten selbst machte.

Im ersten Gespräch sagt Alexander zu ihm: „Schon erkennen die gelehrten Männer, daß die „Schmähungen deiner Tadler weit unter deinen „Tugenden sind. Was begehrst, was wünschest „du mehr? Durch das Urtheil der Weisen hast „du so viel Ruhm erlangt, daß du durch die Ver„kleinerung der Aristarchen, und durch den bös„artigen Neid halbgelehrter Kritiker, auch nicht „soviel von deinem Ruf verliehren kannst. Du hast, „was sehr wenigen Männern gewährt wird, einen be„rühmten Mann bei den Vornehmsten in Frankreich, „du hast gelitten, was oft die weisesten Männer lei„den mußten, den Tadel, u. s. w.

Wer sich dergleichen Sachen ins Gesicht sagen lassen kann, der muß wenigstens keine geringe Meinung von sich haben. Aber dies reicht

bei weitem nicht an das, was Alexander ihm am Ende des vier und funfzigsten Gesprächs sagt: „Ich will nicht, spricht er hier, das Beispiel „des Thomas Morus nachahmen, der zum Eras„mus, welchen er in unbekannter Kleidung sehr „scharfsinnig reden hörte, sagte: du bist entwe„der ein böser Geist, oder Erasmus; sondern ich „will so von deiner Weisheit reden: du bist ent„weder ein Gott oder Vanini."

„Julius Cäsar. Dieser bin ich. (hic eram.)"

Man sieht, daß er nicht allein ein Kaiser oder König, sondern ein Gott der Philosophen seyn will. Solche Lobeserhebungen für sich selbst sind mehrere in dem Buch verstreut, und schon um dieses unerträglichen Stolzes willen, kann man den Verfasser desselben nicht lieben. Aber noch weit verhaßter wird er dem Leser durch den kalten Spott, der darin herrscht, und durch das viele Anstößige, das er irgend einem Atheisten in den Mund legt. Es sind schon Proben davon vorgekommen, und es werden noch einige vor seiner Verurtheilung angeführt werden.

Es konnte nicht anders seyn, als daß die Gespräche des Vanini den Unwillen aller denkenden und prüfenden Köpfe erregten. Zwei Doktoren der Sorbonne hatten das Buch mit großen Lobeserhebungen gebilligt, aber dies hinderte nicht, daß man

nicht

nicht von dem Irrthum zurükkam, und die Sorbonne ſelbſt verurtheilte das gefährliche Werk zum Feuer. u) Vanini konnte alſo ſeinen Aufenthalt in Paris nicht mehr für ſicher halten, und er kam im Jahr 1617 nach Toulouſe. Grammond ſagt von dieſer Stadt: „nirgends bewaffnen ſich „die Geſezze ſtrenger gegen die Kezzerpartheien; „und obgleich den Calviniſten durch das Edict von „Nantes öffentliche Sicherheit zugeſagt iſt, u. ſ. „w. ſo haben ſich doch die Sectirer nie nach Tou„louſe getraut, dadurch iſt es unter den Städten „Galliens allein unbefleckt von kezzeriſchen Schmuz, „indem niemand zum Bürger zugelaſſen wird, deſ„ſen Glauben dem apoſtoliſchen Stuhl verdächtig „iſt. v)

Aus dieſen Worten ſieht man, daß Toulouſe wohl für unſchuldigere Menſchen, als Vanini war, gefährlich ſeyn konnte. An einen ſolchen Ort mußte dieſer muthwillige Spötter nicht kommen, wenn ſeine Freiheit und ſein Leben nicht in Gefahr kommen ſollte. Er war durch ſeine Schriften ſchon berüchtigt, und hatte dabei die Unvorſichtigkeit, auch in ſeinen Reden gefährliche Grundſäzze zu verbreiten. Grammond, der Präſident des Parlements zu Toulouſe, ſagt von ihm, daß

u) Roſset Histoires tragiques.
v) Histor. Gall. p. 210.

er einen Gott leugne, daß er ein Verführer der unvorsichtigen Jugend sey, daß er alles Heilige und Religiöse verspotte, daß er die Menschheit Christi verwünsche, daß er alles dem Loos zuschriebe, und die Natur als Mutter und Urheberin aller Dinge betrachte. w) Bei solchen Beschuldigungen konte es nicht fehlen, daß Vanini nicht in die Hände der Gerechtigkeit gefallen wäre. Er wurde gefangen gesetzt, und der Prozeß über seine Vergehungen began.

Unter den Stellen, die in seinen Gesprächen am meisten auffielen, waren folgende: Es ist von einem bösen Wesen die Rede, von welchem behauptet wird, daß es mächtiger sey, denn Gott, und Julius Cäsar sagt:

„Einen ähnlichen Irrthum behauptete ein ge„wisser Atheist zu Amsterdam. Dieser spie, ich „weis nicht, durch welches traurige Schicksal ge„trieben, folgende Lästerungen aus: Aus dem bi„blischen Text geht hervor, daß der Dämon stär„ker sey, als Gott. Gegen den Willen Gottes „hat er Adam und Eva, und das ganze menschli„che Geschlecht zum Verderben geführt. Da aber „der Sohn Gottes diesem Uebel entgegenstreben „wollte, reitzte der Dämon die Seelen der Richter,

„denn

w) Hist. Gall: p. 210

„denn Chriſtus ſagt: dies iſt eure Stunde, und „die Gewalt der Finſterniß, worauf er zu einem „ſchmähligen Tode verdammt wurde. Nach dem „Innhalt der Bibel iſt auch der Wille des Teufels „würkſamer, als der Wille Gottes. Gott will, „daß alle Menſchen ſelig werden ſollen, und ſehr „wenige werden es demohngeachtet nur; der Dä„mon will, daß alle ſollen verdammt werden, und „unzählige werden verdammt. Auf dem weiten „Gebiet der Erde können blos die Chriſt-Katholi„ſchen, die in den engen Grenzen von Italien, „Spanien, auch zum Theil in Frankreich, Deutſch„land und Pohlen enthalten ſind, ſelig werden, „wenn man von dieſen die Juden, die verborge„nen Kezzer, die Atheiſten, die Läſterer, die Wu„cherer, die Ehebrecher und die Knabenſchänder „hinwegnimmt, die das Reich Gottes nicht beſiz„zen werden, ſo bleibt von tauſend Verworfnen „kaum ein Erwählter übrig. So dient auch unter „dem alten Geſetz die ganze Welt dem Dämon. „Die einzigen Hebräer, deren Land nicht ſo groß „als Brittanien war, erkannten Gott; doch fielen „ſie oft von ſeiner Verehrung ab; und wenn ſie ihn „verehrten, ſo wurden ſie von Unglück und Elend, „das ihnen der Dämon auflegte, unterdrückt. So „ſprach jener Läſterer.

Die ganze Gedankenreihe, die Vanini hier dem Atheiſten in den Mund legt, iſt nichts anders, als

als ein umgekehrtes Abführen ad Absurdum. Er wollte den Satz der Katholiken lächerlich machen: extra ecclesiam nulla salus *) und fängt von einer Absurdität, von der Obergewalt eines bösen Geistes an, von welcher er zu jenem Satz fortgeht. Möchte er! aber daß er gleich darauf die Maske eines orthodoxen Katholiken wieder vornimmt, und die ausgestreuten Meinungen widerlegen zu wollen scheint, das empört um so mehr. Wir wollen hören, was er dem Atheisten entgegen zu sezzen weis.

„Alexander. Was hast du ihm geant„wortet?

„Julius Cäsar. Kaum hat der Dämon „sich einfallen lassen, sich Gott gleich zu machen, „als er sogleich in die Hölle gestürzt ist, wo er durch „ewige Strafen gebändigt wird. Daß die ersten „Eltern fallen sollten, hat Gott zur Schmach des „Dämons erlaubt, denn er hat für den Fall des „Menschen, nicht des Dämons ein Mittel be„reitet, und der Sohn Gottes hat nicht die engli„sche, sondern die menschliche Natur angenommen, „indem er sich Gott dem Vater freiwillig für den „Menschen darbietet. Ja, der Dämon hat selbst „aus Furcht, daß durch Christi Tod sein Reich

„zu

*) Wer nicht den katholischen Glauben hat, wird nicht selig.

„zu Grunde gehen möchte, bei dem Weibe des Pi„latus alle Seile angespannt, daß Christus nicht „zum Tode verurtheilt würde, und der sterbende „Christus steht als Sieger da. Der Dämon, der „am Holz überwunden hatte, *) ist am Holz über„wunden worden. Der Fürst der Welt ist heraus„geworfen, und hat sich elend zur Unterwelt ver„fügt, aber der Sohn Gottes, der eben dahin hin„abstieg, hat ihn nicht allein wie einen Hund ge„bunden, so daß er blos durch Bellen uns angrei„fen kann, sondern er hat auch die Siegeszeichen „und die Beute, die daselbst vorhanden war, zur „Oberwelt zurückgebracht. Viele sind berufen, „aber wenig sind auserwählet, u. s. w. x)

Dürand ließ sich verleiten, diese Antwort für aufrichtig zu halten. Aber sollte der philosophische Vanini einen Atheisten auf diese Art aus der Bibel widerlegen? Sollte er diese heilige Sprache als ein orthodoxer Christ führen: er, der die Meinungen der Gegner so stark vorzutragen weis? Glaube es, wer da kann; mir scheint die ganze Widerlegung nichts als Nachahmung der Sprache eines Pfaffen zu seyn.

Mehr

*) Wahrscheinlich zielt dies auf den verbotenen Baum im Paradiese.

x) Dialog. p. 420 — 421.

Mehr ähnliche anstößige Stellen finden sich in seinen Gesprächen, und da der unvorsichtige und muthwillige Philosoph sich nicht scheute, die gefährlichsten Meinungen auch mündlich vorzutragen, so war es kein Wunder, daß er in einer so eifrig katholischen Stadt, wie Toulouse, das Gefängniß betreten mußte. Sobald dies geschehen war, verwandelte sich Vanini in einen orthodoxen Katoliken. Er beichtete, er empfieng die heiligen Sacramente, er erkannte ein höchstes göttliches Wesen, kurz, er unterließ nichts, sich als einen guten Christen zu zeigen. Da er überdies in seinen Schriften nie geradezu gegen die Religion gesprochen hatte, da sie von der Sorbonne approbirt waren, und er alle seine Meinungen weislich dem Römischen Stuhl unterwirft, so konnte man nichts auf ihn bringen. Er hatte Verstand genug, sich auf das möglichste zu vertheidigen, und war im Begrif, seine Freiheit wieder zu erhalten, als ein gewisser Herr von Franconi mit ihm auftrat, und mündliche Aussagen gegen ihn niederlegte. Dieser Edelmann war vor einiger Zeit nach Toulouse gekommen, und von ohngefähr mit Vanini bekannt geworden. Der Philosoph zeigte sich anfangs von einer so angenehmen Seite, trug so neue Gedanken vor, führte so witzige Gespräche, und war so geschmeidig, daß er sich leicht diesen Edelmann zum Freunde machte. Aber nach einiger Zeit begann der Pferdefuß allmäh-

mählig hervorzuſchimmern, und Vanini ſtieß ſolche läſterliche Reden gegen die Menſchheit Chriſti aus, daß dem Franconi die Haare zu Berge ſtanden, und daß er zweimal die Hand an den Degen legte, um ihn zu durchbohren, aber er wurde durch die Betrachtung zurückgehalten; daß die Sache ohne Zeugen ſey, und er des Mordes angeklagt werden könnte. Er zeigte alſo den Läſterer dem erſten Präſidenten an, und ſeine Befreiung wude dadurch verhindert. y)

Die Akten zu ſeinem Prozeß fehlen, und man muß aus kleinen Umſtänden die Anklagen gegen ihn hervorſuchen. Als Borrichius nach der Zeit nach Toulouſe kam, erzählte man ihm, daß Vanini daſelbſt kleine Geſellſchaften um 10 Uhr des Abends mit einigen von den Vornehmſten der Stadt angeſtellt hätte, worinn er ſeine freigeiſteriſchen Lehren verbreitete. z) Eine andere Beſchuldigung iſt, daß er die Jugend verführe; eine dritte, daß er das Buch de tribus impoſtoribus wieder ans Licht gebracht habe; eine vierte, daß er die Geheimniſſe der katholiſchen Religion verſpotte; und eine fünfte, daß er ein erklärter Atheiſt ſei. Dis lezte bezeigte Franconi, indem er ausſag-

y) Garaſse p. 144.
z) Durand. p. 60.

ſagte: daß Vanini oft gegen ihn das Daſeyn Gottes geläugnet habe. Der Ankläger wurde mit dem Beklagten confrontirt, und jener behauptete ſeine Ausſage. Hierauf ward Vanini ins Verhör geführt, und gefragt was er von dem Daſeyn Gottes denke? Er antwortete, daß er mit der Kirche einen Gott in drei Perſonen anbete, und daß die Natur offenbar das Daſeyn Gottes beweiſe. Von ohngefähr lag ein Strohhalm vor ſeinen Füßen. Er nahm ihn auf, hielt ihn den Richtern hin, und ſagte: dieſer Halm befiehlt mir, einen Gott zu glauben. Er ſprach noch mehr über die Vorſehung, und ſezte endlich hinzu: „wenn die Natur „dieſes Saamenkorn hervorgebracht hat, wer hat „das unmittelbar hervorgehende hervorgebracht? „Wenn auch dies durch die Fortpflanzung der Na„tur entſtanden iſt, wo das nächſte?“ So kam er auf das erſte Saamenkorn, von dem er behauptete, daß es nothwendig geſchaffen ſeyn müſſe. Er ſchloß daraus, daß Gott der Schöpfer aller Dinge ſey.

Man ſieht, das Vanini nichts unterließ, ſich von der Strafe zu befreien; und vielleicht wäre er durch einen ſo öffentlichen Wiederruf vor einem andern Gericht losgeſprochen worden, aber zu Touloufe war man zu eifrig in Verfolgung der Ketzer, und da die Beweiſe gegen Vanini überzeugend waren, ſo wurde er verdammt, verbrandt zu werden.

Die

Die Vollziehung des Urtheils folgte gleich auf den Ausſpruch, und Grammond, von welchem dieſe Nachrichten genommen ſind, ſah ihn auf dem Karren, auf welchem er nach dem Gerichtsplatz herausgeführt wurde. Er verſpottete unterwegens einen Franziskaner, der beſtimmt war, ihn zum Tode zu bereiten, und verſchmähte ein Crucifix das man ihm vorhielt. Er verhöhnte ſelbſt Chriſtum und ſagte: ihm brach aus Furcht vor dem Tode ein unrühmlicher Schweis aus, ich ſterbe unerſchrokken. Aber Vanini's Worte ſtimmten nicht mit der Wahrheit überein. Grammand ſah ihn ganz niedergedrückt, ohne daß jene Philoſophie ihn aufrecht erhielt, von der er Gebrauch machte. Als er im Begrif war zu ſterben, ſah er fürchterlich, und ganz verwildert aus; ſein Geiſt war unruhig, und alle ſeine Worte zeigten die Angſt, worinn er ſich befand. Ob er gleich mehreremal ausrief daß er als Philoſoph ſterbe, ſo wird doch niemand leugnen, daß er als ein Vieh ſtarb.

Ehe man ihn auf den Scheiterhaufen ſezte, erhielt er den Befehl, die Zunge herauszuſtrekken, damit ſie von dem Nachrichter abgeſchnitten würde. Er weigerte ſich, und ſie mußte mit einer Zange herausgezogen werden, worauf ſie der Henker abſchnitt. Er erhob dabei ein ſo fürchterliches Geſchrei, daß man einen verwundeten Ochſen

brül-

brüllen zu hören glaubte. a) Nach dieſer ſcheußlichen Scene ward ſein Körper verbrandt, und die Aſche in die Luft geſtreut.

So erzählt Grammond, der Präſident des Parlaments zu Toulouſe das Ende Vanini's, und da er ſelbſt Augenzeuge war, ſo konnte er wenigſtens die Wahrheit ſagen. Aber da er auch zugleich Richter war, ſo iſt es natürlich, daß er den Tod eines Atheiſten nicht in dem günſtigſten Lichte darſtellen wird. Wir wollen daher noch andere Zeugen hören. Der franzöſiſche Mercur erzählt das Ende Vanini's auf folgende Art:

„Im Monat November des verfloßnen Jahres (1618) wurde in der Stadt Toulouſe ein „Italiener verhaftet, der ein Philoſoph und ſehr „gelehrt war; dabei ging er in die Häuſer, die „Kinder in der Philoſophie zu unterrichten. Er „behauptete und lehrte, daß unſere Körper ohne „Seele wären, und daß im Tode alles für uns „aus ſey, ſo wie bei den unvernünftigen Thieren; „daß die heilige Jungfrau (eine verabſcheuungswürdige Läſterung) fleiſchlich erkannt ſei, wie „andere Frauen, und noch mehr ärgerlichere Reden,

a) Grammond. p. 212. Non alias vociferatio horridior, diceres mugire ictum bovem.

„den, die man nicht aufſchreiben, noch wiederho-
„len darf. Durch ſeine Beredſamkeit goß er ſeine
„gefährliche Meinung ſo in den Verſtand ſeiner Zu-
„hörer, daß ſie anfingen, in dem Glauben bei die-
„ſer falſchen Lehre zu wanken. Da die zur Kennt-
„niß des Parlaments kam, ſprach es gegen dieſen
„neuen Lehrer. Er wurde gefangen geſezt, und
„behauptete im Verhör ſeinen wahren Unterricht.
„Hierauf machte man ihm den Prozeß, und das
„Urtheil verdammte ihn, nakkend im Hemde, die
„Fakkel in der Hand, Kirchenbuße zu thun, auf
„einer Schleife gezogen, und nach abgeſchnittner
„Zunge lebendig verbrandt zu werden. Dies Ur-
„theil wurde im Anfange des Februar an einem
„Platz, der Salzplaz genannt, vollzogen. Er
„ſtarb mit ſo viel Standhaftigkeit, Geduld und
„gutem Willen, wie man von irgend einem andern
„Menſchen geſehen hat. Denn als er aus dem
„Gefängniß kam, ſprach er freudig und munter
„die Worte in italieniſcher Sprache aus: Auf,
„und laßt uns fröhlich als ein Philoſoph ſterben!
„Aber noch mehr, um ſeine Standhaftigkeit im
„Tode bei der Verzweiflung der Seele zu zeigen,
„ſagte er, als man ihn zum Lobe Gottes aufmun-
„terte, folgende Worte in Gegenwart von tauſend
„Perſonen: Es giebt weder Gott noch Teufel;
„denn wenn es einen Gott gäbe, ſo würde ich ihn
„bitten, einen Blitz auf das höchſt ungerechte und

un-

„unbillige Parlament zu schleudern; und wenn es „einen Teufel gäbe, so würde ich auch ihn bitten, „es in seinen Abgrund zu verschlingen; aber weil „es weder den einen noch den andern giebt, so „werde ich es unterlassen. b)

Garasse sezt noch einige andere Umstände von seinem Tode hinzu, wovon der eine sehr merkwürdig ist. Hier sind seine Worte:

„Gleich nach seiner Verurtheilung warf er „die Maske weg, und weil er sah, daß keine Hof„nung mehr für ihn sei, machte er bekannt, daß „er den Glauben hätte, es gäbe keinen andern Gott „in der Welt als die Natur, und stieß einige Lä„sterungen gegen Christum aus. Er gestand, „daß er aus Neapel mit zwölf Gefährten abgegan„gen sey, welche, wie zwölf Apostel Satans, sich „in verschiedenen Gegenden Europens vertheilt „hätten, um jenen neuen Glauben einzuführen, „und daß Frankreich ihm durch das Loos zugefal„len sey; daß er Bücher geschrieben habe, welche „die Grundsäzze seiner Lehre beträfen, und gleich„sam die Einleitung zum Atheismus wären, daß „er keinen von seinen Säzzen bereuen oder abän„dern könne. In Absicht der öffentlichen Abbitte die

b) Mercure Francois Tom. V. p. 63. — 64. An. 1619.

„die der Hof nach der gewöhnlichen Art für Gott, „für den König, und für die Gerechtigkeit von „ihm forderte, sagte er: was Gott betrift, so „glaube ich keinen: was den König betrift, so ha„be ich ihn nicht beleidigt; und in Absicht der Ge„rechtigkeit, so mögen alle Teufel sie holen, wenn „es ja Teufel in der Welt giebt. Da er auf dem „Richtplatz war, stieß er noch drei oder vier be„merkliche Lästerungen aus, und starb als ein „Wütender. c)

Man sieht es diesen Berichten an, daß sie von eingenommenen Gegnern des Vanini herrühren, und darf deshalb nicht ganz darauf bauen. Vorzüglich auffallend ist der Umstand, daß er mit zwölf andern Lehrern des Atheismus aus Neapel ausgegangen sey. Grammond sagt nichts davon, und es trägt eine innere Unwahrscheinlichkeit an sich. Atheisten sind so selten unter den Menschen, daß es ein Wunder wäre, wenn zwölfe davon sich an einem Ort träfen, mit einander bekannt würden, und sich zu einem so undankbaren Zweck vereinigten. Wenn ferner Vanini Frankreich durch das Loos erhielt, warum reißte er erst durch so viele andere Länder Europens, — kam dann zulezt nach Frankreich? Warum endlich forschte man nicht nach dem Namen und dem Aufenthalt dieser zwölf Apo-

stel

c) Doctrine curieuse pag. 144. seq.

fiel des Atheismus, die den Staaten so gefährlich werden konnten? Solte das eifrige Parlament zu Taulouse, sollte Grammond einen so wichtigen Umstand übersehen haben?

Garasse bringt noch andere Anklagen gegen ihn vor, die aber Vanini nicht zur Schande gereichen. Er beschuldigt ihn, daß er die Besitzungen und Teufelaustreibungen läugne, daß er behaupte, es wären keine Personen diesen Besitzungen unterworfen, als die Melancholischen, die jungen Mädchen, und die Witwen, daß Leichtgläubigkeit und Wahn viel dazu beitrage. Hierüber ist der Jesuit nicht weniger aufgebracht, als wenn er die Gottheit läugnet, und sezt voll Eifer hinzu: „Vanini fält vom Fieber in Wahnsinn, vom Rauch in „die Flamme, wenn er sagt: warum glaubt man „nur in Spanien und Italien an die vom Teufel „Besessenen? In ganz Frankreich ist kaum einer, in Deutschland und England keiner.“ Um dergleichen allen würde wenigstens in unsern Zeiten keiner verbrandt werden.

Aber wir wollen nicht auf die Beschuldigungen Rücksicht nehmen, welche verschrobene Jesuiten dem Vanini machen; es bleibt vielmehr noch die Frage übrig, ob er wirklich schuldig war, wenigstens die, ob er einen so schmähligen Tod verdient

dient hatte? Durand, Grammond und Schraum, ſcheinen dieſer Meinung zu ſeyn, Bayle entſchuldigt ihn etwas, und Arpe in ſeiner Apologie rechtfertigt ihn ganz. Er führt am Ende derſelben ganz kurz die Klagepunkte und die Widerlegung davon an. Hier ſind ſie:

„I. Das Haupt der Anklage war: er „wußte nichts von Gott.“

„Antw. Weil er über die Gränzen ſeines „Verſtandes nicht hinausgehen wollte.

Mit mehr Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit hätte Arpe antworten können, weil er keinen glaubte. Denn wenn er von allen Orten ſich entfernen mußte, weil er gefährliche Grundſätze verbreitete; wenn ein Mann, der in dem Ruf der Rechtſchaffenheit ſtand, wie Franconus, ihn geradezu des Atheismus anklagte, wenn Stellen in ſeinen Schriften, in denen er von Gott ſpricht, mit mehr als ſpinoziſtiſcher Feinheit gedreht ſind, ſo konnte ſein Nichtswiſſen von Gott wohl keine gewöhnliche Beſchränktheit des Verſtandes ſeyn.

„II. Er hat das abſcheuliche Buch „von dreien Betrügern wieder ans „Licht gebracht.“

„Antw. Das Buch iſt mehr dem Namen, „als der Sache nach bekannt.“

In unsern Zeiten könnte Arpe dies unmöglich antworten, denn das Buch ist sowohl durch gedruckte Exemplare, als durch schriftliche Copien bekannt genug, und es sieht Vanini, der die Schriften der Religionsspötter so genau kennt, sehr ähnlich, daß er auch dies Buch bekannter machte.

„III. Er hat die Worte der Atheisten angeführt."

„Antw. Um vor dem Angeführten zu warnen."

Wer auch nur die wenigen Stellen gelesen hat, die oben aus den Gesprächen des Vanini vorkommen, der muß es schon fühlen, daß es ihm mit dem Warnen kein Ernst seyn kann.

„IV. Er hat ihnen nur obenhin geantwortet."

„Antw. Weil ihm, der nur neue Gründe suchte, die alten bekannt genug schienen."

Ich frage jeden Unpartheiischen: ob die Gründe, womit Vanini die Atheisten widerlegt, neu, oder ob sie vielmehr das abgedroschenste und verrufenste Pfaffengeschwätz sind.

„V. Er hat die Menschheit Christ verwünscht."

„Antw.

„Antw. Volksgeschwätz, Verläumdung sei„ner Widersacher.

„VI. Er hat gesagt, daß die Jung„frau Maria mit einem Mann zu thun „gehabt habe."

„Antw. Mährchen und Geschwätz!

Wenn man so widerlegen will, wie in den beiden letzten Punkten geschieht, so wird man bald fertig; aber es tritt dabei der kleine ungünstige Umstand ein, daß die Widerlegung nicht in Gründen, sondern in einem Machtspruch besteht.

„VII. Er hat die Natur für Gott „gehalten."

„Antw. So wie auch ehrwürdige Männer „Götter genannt worden sind."

Mit nichten! Wenn man schon auf dem Titel eines Buchs die Natur die Regina & Dea mortalium (Königin und Göttin der Sterblichen) nennt, wenn man so unendlich fein zwischen Gott und der Natur distinguirt, wie Vanini in seinen Gesprächen thut, so ist dies auch keine gewöhnliche Ehrfurcht vor der Natur.

„VIII. Er hat die Scholastiker, die „von den Engeln reden, getadelt."

„Antw. Indem er die Worte anderer an„führt.“

Wer wissen will, wie Vanini ohngefähr über solche Materien spricht, der lese das Ende seines 37ten Gesprächs, wo er nach manchem Spott über die Herrschaft der Menschen über die Thiere zu den Engeln übergeht.

„Julius Cäsar. Seufze nicht, denn „auch nach dem Fall gehorchen die Schaafe dem „Menschen, und vor demselben die Schlange. „(Hier bricht er mit dem Worte praed. kurz „ab.)

„Alexander. Ich weiß nicht, was du „sagen willst.“

„Julius Cäsar. Ja das wollte ich sa„gen: O glückliche Schuld Adams, die uns ei„nen solchen Erlöser eingebracht hat; denn wir „beherrschen jetzt nicht blos die Thiere, sondern „wir haben selbst die Engel zu Erziehern. Aber „ich bitte dich, laß uns dies dem gelehrten Alten „der Sorbonne überlassen, und uns Uebungen in „der Philosophie wählen.“

„IX. Er sucht natürliche Gründe „für die Natur der Dämonen.“

„Antw. Weil bei dieser Sache kein ge„wöhnlicher Aberglaube obwaltet.“

Wenn

Wenn hier so viel gesagt seyn soll, daß er bei Besitzungen natürliche Ursachen suchte, so wird ihn kein Vernünftiger deshalb anklagen.

„X. Er leugnet Unsterblichkeit der „Seele."

„Antw. An keinem Ort."

Geradezu freilich nicht, aber er legt andern sehr triftige Gründe dagegen in den Mund, ohne sie gehörig zu widerlegen, und selbst verbirgt er seine Meinung unter einer muthwilligen Wendung.

„Alexander. Mein Julius, sage mir „deine Meinung von Unsterblichkeit der Seele.

„Julius Cäsar. Entschuldige mich, bitte ich.

„Alexander. Warum?

„Julius Cäsar. Ich habe meinem Gott „gelobt, diese Frage nicht eher abzuhandeln, ehe „ich nicht alt, reich, und ein Deutscher seyn „werde. d)"

Das heißt: nie; denn ein Deutscher konnte er nie werden. Wer so muthwillig über eine

d) Dialog. p. 492.

ne so wichtige und ernste Sache wegeilt, der muß sich wohl nicht trauen, seine Meinung öffentlich davon zu sagen.

„XI. Er war ein Astrolog."

„Antw. Schön! Also auch ein Atheist."

Wer behauptet das? Wenn Jesuiten falsche Folgerungen ziehen, und ihn in einigen Stükken falsch beschuldigen, so wird er dadurch in andern nicht schuldlos.

„XII. Er hat die künftige Verbrennung der Welt geläugnet."

„Antw. Auf seine Weise."

Der Beschuldigungspunkt ist von keiner Bedeutung, und die Widerlegung desselben so kurz und dunkel, daß sie selbst keine Wiederlegung zuläßt.

„XIII. Er hat ein Fatum behauptet."

„Antw. Nehmlich die göttliche Vorsehung.

Arpe setzt hier voraus, was er erst beweisen sollte. Wer keinen Gott glaubt, wie mehrere Zeugen gegen Vanini aussagten, der glaubt auch keine Vorsehung.

„XIV.

„XIV. Er hat ſich Buchſtaben am „Himmel eingebildet.“

„Antw. Aus Aberglauben.“

Soviel man in Grammond findet, war Aſtrologie keine von den Beſchuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte. Auch war dies damals eine erlaubte Wiſſenſchaft.

„XV. Er hat die Thorheiten des „Cardanus und des Haly nicht beſtrit„ten.“

„Antw. Weil er es ſchon gethan hatte.“

Aber warum führt er denn dieſe Thorheiten noch einmal an, ohne die Gegenmittel darzubieten?

„XVI. Er hat heilige Dinge ver„ſpottet.“

„Antw. Die nicht heilig waren.“

Unſterblichkeit der Seele, Daſeyn eines Gottes, die Erlöſung Chriſti, ſind Dinge, die wenigſtens den Chriſten heilig und theuer ſind.

„XVII. Die Mönche haben ihn ver„worfen.“

„Antw. Als wenn er deshalb auch vom „Himmel verworfen wäre!“

Des-

Deshalb nicht, aber seine übrige Ruchlosigkeit machte es wenigstens verzeihlich, wenn man ihn weder für einen Christen, noch für einen guten Menschen hält.

„XVIII. Er ist auch verdammt worden.“

„Antw. So wie viele Unschuldige.“ d)

Für unschuldig kann unmöglich jemand den Vanini halten, der seine Gespräche, und die Beschuldigungen, die seine Biographen gegen ihn aufstellen, gelesen hat. Arpe kann also nur bei denen Eingang finden, die zu beidem nicht Gelegenheit hatten. Durand hält die obigen Punkte in Anklage und Vertheidigung für einen Scherz; aber wenn man sie mit der ganzen Apologie vergleicht, so findet man, daß sie sehr ernstlich gemeint sind. Arpe hatte wirklich den Willen, Vanini zu rechtfertigen; aber ob er selbst von seiner Unschuld überzeugt war, das würde sich nicht so leicht behaupten lassen.

Es bleibt noch die Frage zu untersuchen übrig: ob Vanini, bei allen Anklagen, wirklich verdient hatte, einen so schrecklichen Tod zu leiden? Ich glaube, daß der billige Richter und der Menschenfreund diese Frage schlechterdings mit nein! beantworten muß, denn es sind mehrere trif-

d) Arpe Apologiae p. 106 — 108.

triftige Gründe zu dieſer Verneinung vorhanden. Der Hauptanklagepunkt gegen Vanini war, daß er ein Atheiſt ſey. Aus ſeinen Schriften läßt ſich dies nicht beweiſen, denn er ſagt nirgends geradezu, daß es keinen Gott giebt. Die verfänglichſte Stelle, wo er von Gott ſpricht iſt in ſeinem Amphitheater, e) Aber wer ſie prüft, der

e) Sui ipsius principium et finis, utriusque carens, neutrius egens, utriusque parens atque auctor. Semper est sine tempore, cui praeteritum non abiit, nec subit futurum. Regnat ubique sine loco, immobilis absque statu, permix sine motu, extra omnia omnis; intra omnia, sed non includitur ab ipsis, extra omnia, sed non excluditur ab ipsis: intimus haec regit, extimus creavit: bonus sine qualitate, sine quantitate magnus, totus sine partibus, immutabilis, dum caetera immutat: cujus Velle potentia, cui opus voluntas simplex est; in quo nihil in potentia, sed in actu omnia, imo ipse purus, primus, medius et ultimus actus. Denique est omnia super omnia, extra omnia, inter omnia, praeter omnia, ante omnia et post omnia omnis. Amphith. pag. 10.

der wird finden, daß darinn auf keine Weise Gott geleugnet wird, daß höchstens lom darinn Eigenschaften abgesprochen werden, die einem wirklichen Wesen zukommen, daß manches darinn auf das Nichts, manches auf die Natur paßt, manches aber auch ein wirkliches Wesen voraussetzt. Und sey es! Mögen aus seinen Schriften sich atheistische Grundsäzze herleiten lassen, so durften ihn dennoch die Gesezze nicht deshalb angreifen, denn sie waren von der Sorbonne zu Paris gebilligt, und obendrein unterwirft er seine Meinungen darinn an mehreren Orten der römischen Kirche.

Also nur aus seinen mündlichen Lehren darf man sein Verdammungsurtheil herleiten. Der Herr von Franceni klagte ihn an, daß er einen Gott läugne, und lästerliche Reden gegen die Religion ausstieße. Das verdient Strafe; aber er widerrief seine Irrlehren, er beobachtete die religiösen Gebräuche der römischen Kirche, und bewies selbst vor seinen Richtern das Daseyn eines Gottes auf eine ziemlich kräftige Art; seine Strafe also mußte nothwendig dadurch um ein großes gelindert werden. Er ward beschuldigt, die Jugend verführt, und ihr gefährliche Grundsäzze beigebracht zu haben. Es sey zugegeben; aber der Scheiterhaufen durfte darauf nicht folgen, denn es war durch seine Lehren noch kein Unglück dem

Staat

Staat zugewachsen. Ein solches Urtheil konnte nur das blutdürstige Gericht von Toulouse aussprechen, das sich schon immer, und noch ohnlängst bei der Hinrichtung des unschuldigen Calas, von einer so grausamen Seite gezeigt hat.

Aber was war den **Vanini**, und welche Strafe hatte er verdient? In seinen Schriften erscheint er als ein gefährlicher Heuchler, als ein Mensch, der unter einer gewissen Verlarvung mit kalter boshaft lächelnder Miene das verspottet, was den Menschen am heiligsten ist. Es ist höchstwahrscheinlich, und nach den Aussagen der Zeugen, die gegen ihn auftraten, gewiß, daß er mündlich noch dreister und freier diesen Spott verbrachte. Da nun seine Lehrsäzze gefährlich waren, so mußte er allerdings aus der menschlichen Gesellschaft entfernt werden, und die Einsperrung in ein Kloster, mit mäßiger Freiheit, wo ihm jedoch alle Mittel abgeschnitten wären, seine Lehren zu verbreiten, würde vielleicht die zweckmäßigste Bestrafung dieses unruhigen, heuchlerischen und spottenden Menschen gewesen seyn. Nur ein Inquisitionsgericht, oder das blutgierige Parlament zu Toulouse konnte es für gerecht finden, dem Unglücklichen die Zunge herausreissen, und ihn sodann lebendig verbrennen zu lassen,

Anekdoten
und Begebenheiten am Hofe des Papsts Alexanders VI.

Es ist äusserst selten, daß specielle Nachrichten aus der Vorzeit auf uns kommen. Die Geschichtschreiber zeichnen gewöhnlich nur das Große und Wichtige auf, und lassen die kleinern Umstände weg, die in ihrem Zeitalter nichts merkwürdiges haben. Aus diesen aber kann man oft gerade den Geist der Zeiten am besten kennen lernen, weil sie das gewöhnliche Leben schildern. Bei großen und wichtigen Angelegenheiten handeln die Menschen meistens im Feierkleide, und erscheinen nur so, wie sie erscheinen wollen; bei kleinern Dingen nehmen sie sich weniger zusammen, und werden das wieder, was sie wirklich sind. Alle Schriften daher, die uns das Thun und Treiben der Menschen aus der Vorzeit in seiner alltäglichen Gestalt schildern, haben einen großen Reiz und viel Belehrendes.

Eine

Eine ſolche Schrift iſt das Tage-Buch des Ceremonienmeiſters am päbſtlichen Hofe Burchard, aus der Zeit des Pabſts Alexanders VI.*) Schon der Titel ſagt, daß darinn alltägliche Dinge mancherlei Art vorkommen müſſen; aber dieſe Dinge fielen an einem päbſtlichen Hofe, am Hofe Alexanders VI. vor, und erhalten ſchon dadurch eine gewiſſe Wichtigkeit. Hier ſind einige Stellen aus dem

*) Sie heißt nach ihrem vollſtändigen Titel: Specimen historiae arcanae, sive anecdotae de vitae Alexandri VI. Papae, seu excerpta ex Diario Johannis Burchardi Argentinensis, Capellae Alexandri sexti Papae Clerici Ceremoniarum Magistri. Edente Leibnitio. Hanoverae 1696. Die Schrift iſt ſelten. Ich erhielt ſie von der Elisabethsbibliothek in Breslau durch die Güte des Herrn Rektor Scheibel, dem ich hiemit für die Mittheilung mancher anderer ſeltenen Werke aus dieſer Bibliothek und aus ſeiner eigenen öffentlich danke. Ich ſuchte andere Nachrichten darinn, fand aber beim Durchblättern, außer derſelben, eine Menge ſo auffallender Dinge, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie ans Licht zu ziehen, beſonders, da die laudatores temporis acti dabei Gelegenheit finden werden, ihr Entzücken über die Vorzeit zu mäßigen.

dem seltsamen Tagebuche, von denen manche um so auffallender erscheinen, da ein päbstlicher Ceremonienmeister sie niederschrieb.

„Im Jahr 1492, den zweiten August „Morgens, ward Roderich Borgia, Neffe „des Calixtus und Vicekanzler, zum Pabst er„wählt, und Alexander VI. genannt. Er ver„theilte sogleich seine Güter. Dem Cardinal Ur„sini gab er seinen Pallast, so wie auch die Burg „Monticelli und Sariani. Dem Cardinal Asca„nius ernannte er zum Vicekanzler, dem Cardi„nal Colonna ertheilte er die Abtei St. Benedicts „zu Subiaco mit allen Burgen und dem oberherr„lichen Recht, ihm und seinem Hause auf immer. „Dem Cardinal St. Angelo gab er das Bisthum „Porto mit dem Thurm (turni, wahrscheinlich „Castel) und allem Hausgeräth, was da war, „unter andern auch die Weinkeller, die mit Wein „angefüllt waren. Den Cardinal Parma mach„te er zum Patron der Stadt Nepe, dem Sabel„li verlieh er die Stadt Castellana; und die Kirche „St. Mariae majoris; andern soll er viele tau„send Dukaten geliefert haben. Vorzüglich schenk„te er einem venetianischen weißen Bruder (Mönch „in weißer Kleidung), der erst kürzlich Cardinal „geworden war, fünftausend Dukaten in Golde, „um seine Stimme zu haben. Als dies

„die

„die Venetianer erfuhren, verweigerten sie ihm „alle Früchte seiner Einkünfte, und befahlen, daß „keiner künftig etwas mit ihm zu thun haben „sollte.

„Nur fünf Cardinäle wollten nichts von „ihm annehmen, nehmlich der neapolitanische, „der senensische, der portugiesische Cardinal, der „von St. Petri ad Vincula, und von St. Ma„ria in Portica. Diese erklärten, daß die Stimme bei der Pabstwahl umsonst, und nicht „durch Geschenke gegeben werden müßten. Der „obenbenannte Borgia soll auch, ehe er ins Con„clave gieng, um die Stimme des erwähnten „Ascanius und seiner Anhänger zu erhalten, vier „Maulesel mit Silber beladen in das Haus „des Herrn Ascanius gesandt haben, unter dem „Vorwande, es sollte daselbst aufbewahrt wer„den, so lange sie im Conclave wären. Dies „Geld ward dem benannten Ascanius für seine „Stimme gegeben.

„Den 7ten December 1492 ward der „König Ferdinand von Spanien, als er „von seinem Pallast herabkam, durch einen „Bauer mit einem Messer am Halse verwundet; „man nähete die Wunde mit sechs Stichen zu. „Der Meuchelmörder wurde von der Wache des „Königs verwundet, und gefangen genommen.

„Er

„Er sagte aus, daß der Teufel seit zwanzig „Jahren ihm in Gestalt eines Engels erschiene, „und ihm im Namen Gottes beföhle, den Kö„nig zu tödten, und daß er hernach König seyn „würde. Endlich, da er sein Vergehen erkann„te, fielen ihm die Schuppen von den Augen, „und er sagte, daß er des Todes würdig sey. „Er ward verdammt, daß ihm alle Glieder, oder „das Aeußerste der Glieder allmählig, jedoch „an demselben Tage, abgelößt werden sollten. „Die Königin, welche befürchtete, der Elende „möchte in Verzweiflung fallen, brachte es da„hin, daß ihm ein Schlag auf den Kopf ge„geben würde, um ihm einen Theil der Em„pfindung zu rauben. Der Pabst setzte eine „Messe für die Wiederherstellung des Königs „an, und las sie mit großer Feierlichkeit.

Der unglückliche Bauer war höchstwahrscheinlich ein Verrückter, wenigstens ein Schwärmer, wie man es aus seinem Geständniß sieht. Dank sey der Königin für ihre Menschlichkeit, seine Marter zu vermindern! Sie hieß Isabella, und war die nehmliche, die zur Entdekkung von Amerika durch den Columbus vieles beitrug.

1493. „Am Tage der Einsegnung der „Palmen segnete der Pabst Palmen und Oel„zweige.

„zweige. Es waren an der Zahl 170 Pal„men bereitet, von welchen 12 übrig blieben. „Diese lieſs der Pabſt in ſeine Schatzkammer „vertheilen, zur Beſchüzzung von Donnerſchlä„gen.

„Neuigkeiten vom Tode Ferdinands, Kö„nigs von Neapel und Sicilien, der ohne Licht, „ohne Kreuz, und ohne Gott ſtarb. (qui obiit „sine luce, sine cruce, et sine Deo.)

Der nachfolgende König, Alphonſus II. wurde zu Neapel von den päbſtlichen Legaten mit groſser Feierlichkeit eingeweiht, und gekrönt.

„Bei dieſer Ceremonie war ein Streit „um den Vorſitz zwiſchen dem Patriarchen von „Antiochien, Erzbiſchof zu Capua, und dem „Erzbiſchof zu Neapel. Der Ceremonienmeiſter „erkannte den Vorſitz dem Erzbiſchof von Nea„pel zu, weil er in ſeiner Stadt wär, und „weil es in Rom eben ſo gehalten wird.

„Es war auch ein Streit um den Vor„ſitz zwiſchen dem Geſandten des Königs von „Spanien, und dem des römiſchen Königs; „der ſpaniſche Geſandte wurde gebeten, ſich nicht „bei der Ceremonie einzufinden.

Die Franzoſen ſind ſeit einiger Zeit Mei„ſter von einem groſsen Theile Italiens. Vor

ohngefähr dreihundert Jahren waren sie es ebenfalls. In dieser Zeit machte Carl VIII. König von Frankreich, Ansprüche auf das Königreich Neapel, so wie er auch den Großtürken betrügen wollte, und sein Zug gieng in dieser Rücksicht durch Italien, wo die kleinen Fürsten ihm nicht widerstehen konnten. Daß die Franzosen auch damals schon fremdes Geld nicht verschmähten, sieht man aus folgendem:

„Den 17ten November 1494 hielt der „König von Frankreich mit großem Pomp seinen Einzug in Florenz. An zweien Orten „waren Innschriften mit diesen Worten angebracht: Rex et Restaurator libertatis. König und Wiederhersteller der Freiheit. „Er machte Verträge mit den Florentinern, „welche öffentlich gelesen wurden. Diese versprachen, dem König, innerhalb einem Jahr „hundert und dreißigtausend Dukaten zu geben; „nemlich jetzt dem Könige funfzigtausend, und „seinen Räthen zehntausend, im Februar dem „Könige vierzigtausend, und im Junius dreißigtausend, überdies alle Jahr, so lange der Krieg „dauern würde, zwölftausend. Der König sollte zwei Gesandte zu Florenz haben, und die „Stadt zwei bei dem König, u. s. w.

Von

Von Florenz aus ließ der König von Frankreich ein Manifest ergehen, worinn er seine Absichten gegen die Türken und den König von Neapel an den Tag legte, zugleich auch um freien Durchzug durch den Kirchenstaat ansuchte.

1494. „Am Montage den 24sten Novem„ber erschien vor unserm heiligsten Vater, Herr Rudol„phus Fürst von Analdia und Graf von Askanien. „Er war von ihm berufen, und hatte mich als Dol„metscher bei sich. Der Pabst entdeckte ihm die „Unverschämtheit des Königs von Frankreich, die „er gegen Sr. Heiligkeit bezeigte, indem er sich „vielleicht nicht nur zum Herrn der italienischen „Staaten und Länder, die zum heiligen römischen „Reich gehörten, machen, sondern auch den Titel „dieser Herrschaft sich anmaßen wolle. Doch würde „Sr. Heiligkeit nie hierin einwilligen, auch wenn man „ein entblößtes Schwerdt an Ihre Kehle setzte. Er „bäte deshalb den Fürsten, er möchte den römischen „König Maximilian, als den einzigen Beschüzzer „der römischen Kirche, von diesen Vorfällen benach„richtigen, und Sr. Majestät ermahnen, für die „Bedürfniße und die Ehre des heiligen römischen „Reichs, und ganz Italien Sorge zu tragen.

„Den 9ten December baten die Gesandten des „Königs von Frankrich den Pabst, wie sie schon „öfter gethan hatten, um den Durchzug, und um

„Lebensmittel im Kirchenstaat. Der Pabst schlug „ihnen dies durchaus ab, welches sie ihren König „wissen liessen.

„Den 16ten December ward ich vom Pabst „gerufen. Er erzählte mir den Einfall und die „Frechheit des Königs von Frankreich, der die Län„dereien der Kirche einnähme. Er sagte, daß er „eine Belagerung fürchte, daß er nicht wisse, was „er davon urtheilen solle, und daß man die Com„pagnien der Stadt benachrichtigen müsse, sich in „Vertheidigungsstand zu sezzen.

„Den 19. 21. 22. 23sten December mach„ten die Truppen des Königs von Frankreich Streif„zereien bis St. Lazarus, entschlossen, mit Gewalt „von einer Seite in Rom einzudringen, und in „Zügen von der andern, die Stadt in Brand zu „stekken, und zu plündern.

Der Pabst sträubte sich auf das äußerste gegen den Einmarsch des Königs, er sandte einen Nuntius an den Sultan Bajazeth, und bat um seine Hülfe, so wie auch um 40,000 Ducaten an Geld. Alle Mittel waren umsonst. Der König hatte eine Heeresmacht bei sich, hatte, was er kaum bedurfte, mehrere Cardinäle auf seiner Seite, und rückte näher gegen Rom. Der Papst mußte eine süße Miene in einer bittern Angelegenheit machen, und was so klug war zu thun.

„Den

„Den 26sten December saß der Groß-Mä-
„reschall von Frankreich, Johann von Gamay,
„Präsident des Parlaments in Paris, und noch
„drei andere Layen auf den Stufen des päbstlichen
„Throns vor und über dem Senator. Mit die-
„sen benannten Rednern setzten sich mehrere Fran-
„zosen, ohne alle Bescheidenheit, bis zu den Prä-
„laten, und auf ihren Bänken. Als ich ihnen nun
„den für sie passenden Ort anweisen wollte, rief
„mich der Pabst zu sich, und sagte im Zorn, ich
„verdürbe seine Sache, und ich sollte die Franzosen
„stehen lassen, wo sie wollten, nach ihrem Gefal-
„len. Ich antwortete Sr. Heilikeit, daß Sie sich
„hierüber nicht beunruhigen wolle.

„Den 31sten December gieng der Ceremo-
„nienmeister auf Befehl des Pabstes dem König von
„Frankreich entgegen, um ihm die gewöhnlichen
„Beobachtungen bekannt zu machen, und mit dem
„Auftrage, das, was er befehlen würde, zu er-
„füllen. Mit ihm war der Secretair des Pabſtes,
„der Dechant von Rota, und einige römische Bür-
„ger. Sie fanden den König diesseits Galera. Sie stie-
„gen nicht vom Pferde, da das Wetter regnigt, und
„der Weg sehr schmuzzig war. Die Obengenann-
„ten sprachen mit dem Könige, und trugen ihm das
„vor, was sie von Seiten des Pabstes ihm zu sa-
„gen Auftrag hatten. Der König sagte ihnen, daß

„er

„r ohne Heer nach Rom zu kommen wünſchte.
„Nachdem der König den, der für das Volk ſprach,
„angehört hatte, antwortete er wenig, und nichts,
„was zur Sache gehörte, (nihil ad propositum)
„Der König fragte während des Weges den Cere-
„monienmeiſter viel nach dem Befinden des Pab-
„ſtes und des Cardinal von Valentia. Zwei vor-
„nehme Herren aus Venedig kamen dem König ent-
„gegen, und führten ihn nach dem St. Markus-
„Pallaſt. Es waren Feuer, Fakkeln und Lampen
„in den Häuſern angezündet. Alle riefen: Fran-
„cia Francia, Columna Columna, Vincula
„Vincula! °) Heute wurden dem Groß-Mare-
„ſchall des Königs die Schlüſſel des Kräuterthors,
„vom Bulvederiſchen, von dem, das dazwiſchen
„liegt, und von allen andern Thoren der Stadt über-
„geben, da er es ſo wollte, und der Pabſt es ein-
„willigte. Denn die Franzoſen ſagten, und ſie
„irrten nicht darin, daß die Schlüſſel neulich auf
„eben die Art dem Herzog von Calabrien, da er in
„der Stadt ſich befand, wären übergeben worden,
„und der König von Frankreich ſey nicht geringer,
„als er. Alle Cardinäle beſuchten den König, auſer
„der von Neapel, und von den Urſini's, die in
„dem

°) Colonna und St. Petri ad Vincula waren Cardinäle, die dem König von Frankreich anhingen.

„dem Pallaſt des Pabſtes waren, und dort nicht „heraus kamen. Der Ceremonienmeiſter hatte „den König von dieſen Beſuchen benachrichtigt, wie „er ſich zu verhalten, die Cardinäle zu empfangen, „ſie bis zur Treppe zu begleiten habe, indem er „ihnen die rechte Seite ließe. Der König that dies „nicht; er gieng ihnen nicht entgegen, er begleite„te ſie nicht bis zur Treppe, kurz, er that nichts „von dem, was ihm geſagt war. Der St. Mar„kus-Pallaſt, wo der König wohnte, wurde ſehr „ſchmuzzig gehalten, die Zimmer waren mit Stroh „angefüllt, und man reinigte ſie nicht. Die Lich„ter wurden an den Thüren der Zimmer, und an „den Kaminen befeſtigt, und alles nach Art eines „Schweinſtalles gehalten, (Omnia habebantur „ad instar stabuli porcorum,)

„Es wurden in Rom große Diebſtähle durch „die Franzoſen begangen, und ihre Züge draugen „gradezu in die Häuſer und Palläſte ein, plünder„ten, was ſie antrafen, und nahmen alles mit „ſich fort. Sie kamen ſelbſt in das Haus des Ce„remonienmeiſters, brachten ihre Pferde dahin, „nahmen die ſeinigen, und trugen fort, was ſie „wollten.

„1495 den 6ten Januar wurde das Haus „des Paulus von Branda, eines römiſchen Bürgers, „von den Franzoſen beraubt und geplündert, ſeine

„bei-

„beiden Söhne ermordet, und mehrere Juden ge„plündert, deren Häuser man plünderte, so wie auch „das Haus der Frau Rosa, der Mutter des vereh„rungswürdigen Cardinal Valentinus.

Es ist leicht zu errathen, wie unangenehm für den Pabst solche Gäste waren, zumal, da er äußerlich eine freundliche und gefällige Miene annehmen mußte. Seine Zusammenkunft mit dem Könige ist merkwürdig genug, um hier eine Stelle zu finden. Man muß sich dabei erinnern, daß damals noch der Pabst für einen Repräsentanten Gottes auf der Erde galt, und die Ehrerbietung des Königs daraus erklären.

„Sonnabends den 18ten Januar ritt der „König von Frankreich des Morgens nach der St. „Peterskirche, wo er in der Kapelle der heiligen Pe„tronella von einem seiner Kapläne eine Messe oh„ne Gesang, wenn ich mich recht erinnere, hörte. „Nach der Messe erhob er sich zu dem Pallast des „Pabstes in die neuen Zimmer, die für ihn berei„tet waren, wo er Mittagsbrodt aß. Hernach „um die zwanzigste Stunde wurde der Pabst durch „den offenen Gang im Chorrock und Kapuze, mit „vorhergehendem Kreuz u. s. w. nach dem erwähn„ten Pallast getragen. Da der König die Ankunft „des Pabstes vernahm, lief er ihm bis ans Ende des „zweiten geheimen Gartens entgegen, von wo er auf

„den

„den erwähnten Gang hinaufſtieg. Hernach „folgten dem Könige die Cardinäle, die bei ihm zu„gegen waren, und den Pabſt erwarteten. Als „der Pabſt auf der Ebene des Gartens war, gin„gen die Cardinäle vor dem Konige her, bis zum „Pabſt. - alß der König den Pabſt anſichtig ward, „machte er in der Entfernung von zwei Cannen *) „hintereinander zweimal eine Kniebeugung, die der „Pabſt nicht zu bemerken ſich ſtellte. Aber als der „König, um die dritte Kniebeugung zu machen, „herankam, nahm der Pabſt ſein Biret **) ab, „und gieng dem Könige, der zur dritten Kniebeu„gung kam, entgegen, hielt ihn, daß er ſie nicht „machte, und küßte ihn. Beide waren in ent„blößten Häuptern, und auf dieſe Art küßte der „König dem Pabſt weder die Hand, noch den Fuß. „Der Pabſt wollte ſein Biret nicht wieder aufſezzen, „wenn ſich der König nicht vorher bedeckte; endlich „bedeckten ſie die Häupter zugleich, indem der Pabſt „die Hand an den Hut des Königs legte, damit er „ſich bedekken ſollte. Sobald der König auf dieſe „Art von dem Pabſt aufgenommen war, bat er „den-

*) Eine Canna war ein Maaß von 10 Pal-men oder Spannen.

**) Eine Bedekkung des Haupts von Lein-wand, welche nach der Geſtalt des Kopfs gemacht, und den Päbſten eigen iſt.

„denſelben, den Biſchof Maklovius, ſeinen Rath,
„zum Cardinal zu ernennen. Der Pabſt ſagte,
„daß er dies thun würde, und befahl nur, daß
„zu dieſem Endzweck ein Ordenskleid und ein Car-
„dinalshut geſucht würde. Das Ordenskleid wech-
„ſelte der Cardinal St. Anaſtaſius. Der König,
„der dafür hielt, daß dies gleich geſchehen müſſe,
„fragte mich, wo und wann der Pabſt es zu Stan-
„de bringen würde? Ich antwortete, im bun-
„ten Zimmer, wohin ſie ſogleich giengen.

„Der Pabſt ergrif mit ſeiner linken Hand
„die rechte des Königs, und führte ihn bis zu dem
„benannten bunten Zimmer. Ehe ſie in daſſelbe
„eingiengen, ſtellte ſich der Pabſt, als wenn er
„von einer Ohnmacht befallen würde, da ſie aber
„darinn angekommen waren, ſezte ſich der Pabſt
„auf einen niedrigen Sitz, der vor das Fenſter hin-
„getragen war, und der König neben ihn auf ei-
„nen Schemmel. Der Pabſt ließ ſogleich einen
„dem ſeinen ähnlichen Sitz herbeibringen; aber
„als ich mich dagegen ſezte, und anführte: daß
„ein ſolcher Sitz auf keine Weiſe ſchiklich
„ſei, ſtieg der Pabſt auf den erhabenen Conſiſto-
„rialſitz hinauf, der auf meine Anordnung dahin
„geſezt war. Nachdem er zuerſt das rothe Biret
„und die rothe Kapuze abgelegt, und dagegen ein
„weißes Biret, Kapuze, und eine prächtige Stola

„lan-

„(langes Prieſterkleid) angelegt hatte, ward der „Cameral-Sitz des Pabſtes vor ſeine Rechte ge„ſezt, in dieſem ſaß der König; rükwärts von dem „Sitz des Königs aber, und vor demſelben, wa„ren in Form einer Krone Sähle für die Kardinä„le geſezt, worauf dieſe ſich niederließen. Der „Pabſt wolte ſich nicht eher hinſezzen, ehe nicht „der König ſäße, den er mit der Hand, ſich zuerſt „hinzuſezzen, zwang. Hierauf ſezte ſich der Kar„dinal von Neapel u. ſ. w. Der König ſaß alſo „nicht in gerader Linie unter den Kardinälen, ſon„dern vor ihnen, oder in ihrer Mitte. Da ſich „alle hingeſezt hatten, ſagte der Pabſt: er habe „neulich die Wünſche aller Cardinäle erhalten, daß „der verehrungswürdige Biſchof Maclovius zum „Cardinal der heiligen römiſchen Kirche ernannt „würde; die gegenwärtige Majeſtät des Königs „habe ebenfals inſtändigſt gebeten, daß dis geſche„hen möchte; er wäre deshalb bereit, mit Ueber„einſtimmung der Cardinäle es zu thun. Der ver„ehrungswürdige Cardinal von Neapel, und her„nach auch die andern antworteten auf dieſen Vor„trag, daß ſie nicht allein damit übereinſtimmten, „ſondern daß ſie bäten, es möchte zur Ehre und „nach dem Willen des Königs geſchehen. Dar„auf ward von mir der erwähnte Herr Maclovius „Cardinal Wilhelm Briconnet gerufen. Nachdem „er das Mäntelchen und die Kapuze von ſchwar-

„zen

„zen Camelott, (de ciam belotte nigro) und „das schwarze Birett abgelegt hatte, zog er das „Ordenskleid des Cardinals Valentinus an, in „welchem er die Knie vor dem Pabste beugte. Die„ser ernannte ihn mit entblößtem Haupte, nach „dem Cerimoniell zum Cardinal mit den Worten: „durch das Ansehen des allmächtigen Gottes, u. s. w. „Maclovius küßte dem Pabst den Fuß und die Hand; „dieser hob ihn auf, und empfing ihn zu dem Kuß „auf den Mund. Darauf bog er von neuem das „Knie, und der Pabst sezte den rothen Hut auf sein „Haupt, mit den Worten die im Cerimoniel ste„hen. Da dies geschehen war, stattete Maclovius „dem Pabst seinen Dank ab, der ihm sagte: daß „er dem Könige danken müsse. Maclovius bog „das Knie vor dem Könige, uneingedenk der neu „erlangten und der Bischöflichen Würde, und stat„tete ihm Dank ab. Hierauf stand er auf, und „empfing von allen Cardinälen den Kuß auf den „Mund, u. s. w.

Ehe wir zu merkwürdigern Dingen in diesem Tagebuch fortgehen, mag hier noch die Beschreibung Platz finden, wie der König dem Pabst seine feierliche Huldigung bewies. Man wird daraus sehen, in welchem Verhältniß der König von Frankreich damals gegen den Pabst stand, auch wenn er halb als Feind oder Oberherr in Rom war.

„Der

„Der 19te Januar 1495, beſtimt zur Auf-
„nahme des Königs und deſſen Gehorſam. Der
„Ceremonienmeiſter ward zu dem König geſchikt,
„um ihm zu ſagen: was er in Abſicht des Fuß-
„kußes bei dem Pabſt und bei der Huldigungslei-
„ſtung (obedientiam præſtandum) zu thun
„habe; und in Abſicht des Orts unter den Cardi-
„nälen, oder nach dem erſten Cardinal. Der
„König beſchloß, ſich mit den Seinigen nicht da-
„hin zu ſezzen, ſondern ſtehend neben dem Throne
„des Pabſtes einige wenige Worte der Huldigungs-
„leiſtung vorzubringen. Der König ſagte, daß
„er die Meſſe zu St. Petri hören, hernach zu Mit-
„tag eſſen, und dann den Pabſt ſehen wolle; man
„konnte nichts weiter über ihn erhalten. Der
„Pabſt hielt einen Rath; von da kam er in das
„bunte Zimmer, das ſehr vorbereitet war, und
„hernach in den Saal des öffentlichen Conſiſtori-
„ums. Der Cardinal von Alexandrien und von
„Carthago erhielten Befehl, dem Könige entgegen
„zu gehen. Der Pabſt wolte nicht, daß der von
„St. Malo, der lezte von den Cardinälen mit da-
„bei ſeyn ſolte, ob es gleich nach der Ordnung war,
„ſondern weil er eine Creatur des Königs war,
„ſo glaubte er ihm mehr Ehre zu erweiſen. *)

„Der

*) Man verzeihe jede Zweideutigkeit, jedes Unverſtändliche; es befindet ſich wörtlich in

„Der Pabst schikte also diese Cardinäle, dem Kö-
„nige Nachricht zu geben. Sie fanden ihn beim
„Mittagessen, und zogen sich zurück, indem sie ei-
„ne halbe Stunde in einem Zimmer warteten. Der
„König, der benachrichtigt war, daß man auf ihn
„warteté, fragte den Ceremonienmeister, was
„er thun müsse, und nachdem er ihn angehört hat-
„te, ging er in ein anderes Zimmer, wo er eine
„halbe Stunde Rath hielt. Dann ließ er den be-
„sagten Ceremonienmeister rufen, und fragte ihn
„noch einmahl, was er thun müße; dieser wieder-
„holte es ihm. Von da ging er, die beiden Car-
„dinal-Bischöfe zu suchen, die ihn erwarteten.
„Der König kam also ins Consistorium mit diesen
„Cardinälen, und mitten unter ihnen, mit einem
„Gefolge von Prinzen und vornehmen Franzosen,
„dem Herrn von Bressa, Herrn von Montpensier,
„Herrn von Foix, Herzog von Cleve, Herzog von
„Ferrara, und andre mehr. Als der König kam,
„nahm der Pabst seine prächtige Mitra ab; der
„König machte die schuldigen Verbeugungen auf
„die Erde; die erste beim Eintritt in das Consi-
„storium; die zweite auf der Fläche vor dem Thron
„des Pabstes; die dritte auf dem Thron vor dem
„Pabst

in dem Text. Wo es mir möglig war, Licht zu verbreiten, habe ich es gethan. Wer das barbarische Latein des Mittelalters kennt, wird so etwas wenig anstößig finden.

„Pabſt, wo er das Knie bog. Hernach küßte er „dem Pabſt die Hand Der Pabſt hob ihn auf, „und empfing ihn zum Kuß auf den Mund. Jezt „ſtand der König zur Linken des Pabſtes, und der „Herr Johann von Gannay, Präſident des Pari„ſer Parlaments, beugte die Knie vor dem Pabſt, „und erklärte: daß der König perſönlich gekom„men ſey, Sr. Heiligkeit Huldigung zu leiſten, doch „wolle er von Sr. Heiligkeit erſt dreierlei Gnade „bitten, denn es ſei gewöhnlich, die Vaſallen vor „der Leiſtung (ante præſtationem) der Huldi„gung zu belehnen. Er bäte deshalb 1) daß „alle Privilegien, welche dem allerchriſtlichſten Kö„nig, ſeiner Gattin, und ſeinem Erſtgebohrnen „verwilligt, und welche alle in einem Buch, deſ„ſen Titel er nannte, enthalten wären, beſtätigt „würden. 2) Daß der König mit dem neapoli„taniſchen Reich belehnt würde. 3) Daß das„jenige, was unter andern geſtern, wegen der Be„vollmächtigten zur Zurückgabe des Bruders vom „Grosturken beſchloſſen ſei *) aufgehoben und ver„nichtet würde.

„Der Pabſt antwortete hierauf: es würde „das erſte Geſuch erfüllen, inſofern es gebräuch„lich

*) Es hielt ſich damals ein Bruder vom Sultan Bajazeth in Rom auf.

„lich sei. Was das zweite beträfe, so müsse er, „weil es die Sache eines Dritten anginge, darüber im Rath der Cardinäle reiflich berathschlagen, und er wolle darinn dem Könige nach seinem „Vermögen zu Gefallen leben. In Absicht des „dritten Punkts, so wolle er ihn selbst mit dem Könige und dem heiligen Collegio der Cardinäle, „er zweifle nicht, daß sie nicht übereinstimmen „würden.

„Nach dieser Antwort brachte der König, der „zur Linken des Pabstes stand, folgende Worte vor: „Sainct Pere. Je suis venu, pour faire obe„dience et reverence à vostre Saincteté, com„me ont accoustume de faire mes Predesseurs, „Roys de France. *) Nach diesen Worten er„hob sich der Präsident, der während derselben die „Knie gebogen hatte, und erwiederte die Worte „des Königs, stehend vor dem Pabste, mit die„sen Ausdrükken:

„Seligster Vater; die Fürsten, und beson„ders die allerchristlichsten Könige von Frankreich „sind

*) Heiliger Vater, ich bin gekommen, Eurer Heiligkeit meinen Gehorsam und meine Ehrerbietung zu beweisen, wie meine Vorgänger, die Könige von Frankreich, zu thun gewohnt sind.

„sind gewohnt, durch ihre Redner den apostolischen „Stuhl, und den, der zur Zeit darauf sitzt, zu „ehren. Der allerchristlichste König aber hat be„schlossen, das apostolische Haus nicht durch Red„ner und Gesandte, sondern in eigner Person zu „besuchen, um diesen Gebrauch zu beobachten. „Euch also, heiligster Vater, erkennt er für den „höchsten Priester der Christen, für den wahren „Statthalter Christi, für den Nachfolger der Apo„stel Petri und Pauli, und leistet Euch die schul„dige Ehrerbietung und Huldigung, welche seine „Vorgänger, die Könige von Frankreich, den Päb„sten zu leisten, gewohnt sind, und bietet sich und „alles das Seinige Eurer Heiligkeit und diesem „heiligen Sizze dar.

„Der Pabst saß, und hielt mit seiner Lin„ken die Rechte des Königs. Er antwortete kurz „und passend auf den Vortrag, und nannte den „König in dieser Antwort seinen erstgebohrnen Sohn. „Unterdeß dies geschah, nahten sich alle Cardinäle „dem Throne des Pabstes mit Verwirrung, wegen „des Zudrängens und der Frechheit der Franzosen „u. s. w. Es waren bei der Verhandlung zwan„zig Cardinäle.

Wenn man auf die letzten Worte des Prä„sidenten in seiner Rede Acht hat, so sieht man

daraus, daß die Könige, wenigstens in Worten, sich ganz als das Eigenthum der Päbste aufstellten.

„Den 28ten Januar. Es wurden in der „Stadt zwei Galgen aufgerichtet, der eine auf „dem Felde der Flora, der andere auf der Ju„dengasse, durch die Beamten des Königs von „Frankreich; durch sie ward auch die Gerechtig„keit verwaltet, und nicht durch die Beamten des „Pabstes u. s. w. Der König stellte sich, als „wenn er die Füße des Pabstes küssen wollte; „aber der Pabst wollte nicht. Der Cardinal Va„lentinus schenkte dem Könige sechs schöne Pferde „mit Zügeln ohne Sattel.

Der König verließ Rom wieder, und gieng nach Neapel. Jetzt kömmt in dem Tagebuche eine etwas fürchterliche Begebenheit, die sich mit den Söhnen des Pabstes zutrug. Denn bekanntlich hatte der Pabst Alexander VI. vier Söhne und eine Tochter, Namens Lucretia. Der berüchtigte Cäsar Borgia, der einer davon war, und in dem Tagebuche immer der Herzog, oder der Cardinal Valentinus genannt wird, ist höchstwahrscheinlich der Urheber der folgenden scheußlichen Ereigniß.

„1497. Am Mittwoch den 8ten Junius „gaben der Cardinal Valentinus, und der Herzog

„von

„von Gandia, Johannes Borgia von Arragonien,
„General-Kapitain der Truppen, die liebſten Söh-
„ne unſers allerheiligſten Pabſts, ihrer Mutter
„Vanoza, die bei der Kirche St. Petri ad Vincu-
„la wohnte, ein Abendgaſtmahl, wobei die Mutter
„und noch andere ſich befanden. Nach der Mahl-
„zeit, da es Nacht geworden war, drang der
„Cardinal Valeminus bei ſeinem Bruder, dem
„Herzog und Kapitain, auf ihrer Rückkehr nach
„dem apoſtoliſchen Pallaſt. Sie beſtiegen bei-
„de Pferde oder Mauleſel mit wenigen von
„den ihrigen, weil ſie nur eine äußerſt ge-
„ringe Anzahl Diener bei ſich hatten, und ritten
„zuſammen bis nahe an den Pallaſt des Vicekanz-
„lers Aſcanius, den einſt unſer allerheiligſter
„Herr als Vicekanzler zu bewohnen pflegte, und
„auch erbaut hatte. Hier ſagte der Herzog (von
„Gandia), daß er, ehe er zum Pallaſt zurück-
„kehrte, noch anderswo um des Troſtes willen
„(solatii causae) hingehen wolle. Nachdem er
„von dem Cardinal, ſeinem Bruder, die Erlaub-
„niß erhalten hatte, begab er ſich zurück, ſchickte
„die wenigen Bedienten, die mit ihm waren,
„fort, und behielt blos den Staſierus bei ſich,
„und noch einen, der mit verhülltem Geſicht
„bei dem Gaſtmahl zu ihm gekommen war,
„auch ihn einen Monath vorher faſt alle Tage

„im apostolischen Pallast besucht hatte. *) Der „Herzog nahm ihn hinter sich auf das Maul„thier, auf welchem er selbst saß, und ritt „nach der Judengasse, wo er den Stafierus be„urlaubte, und zum Pallast zurück schickte, in„dem er ihm blos auftrug, daß er ihn um „die drei und zwanzigste Stunde in dieser Gas„se erwarten sollte; wenn er in derselben nicht „zu ihm stieße, so könne er nach dem Pallast „zurückkehren. Nach diesen Worten schied der „Herzog mit dem Vermummten, der auf dem „Hintertheil seines Pferdes saß, von dem Sta„fierus.

„Er ritt von hier, ich weiß nicht wohin, und „wurde umgebracht und ermordet, und in den Fluß „geworfen, nahe bei dem Hospital, zum heiligen „Hieronimus der Sclaven genannt; auf dem Wege, „wo man von der Engelsbrükke gerade nach der „Kirche St. Maria del Popolo geht, bei der Was„serleitung, wodurch der Mist auf Karren in den „Fluß geführt wird. Hier wurde er hereinge-

worfen

*) Dieser Vermummte hatte sich vielleicht auf Anstiften des Cäsar Borgia bei dem Herzog von Gandia eingeschichen, um ihn bei Gelegenheit an einem bequemen Ort zu lokken.

„worfen. Der oben erwähnte Stafierus aber,
„der in der Judengaſſe entlaſſen war, wurde ſchwer
„verwundet, und bis auf den Tod verſtümmelt.
„Es nahm ihn jemand mitleidig voll Sorgfalt
„und Hülfsleiſtung auf, und ſo übel zugerichtet
„bezeichnete er demohnerachtet etwas von dem
„Auftrage ſeines Herrn, und dem Erfolg davon.

„Am Donnerſtag Morgens, da der erwähn-
„te Herzog nicht zum apoſtoliſchen Pallaſt zurück-
„kehrte, beunruhigten ſich ſeine Diener im Stil-
„len, und einer von ihnen zeigte dem Pabſt die
„ſpäte Trennung des Herzogs und des Cardinals
„Valentinus, ſo wie auch die umſonſt erwartete Rück-
„kunft deſſelben an. Der Pabſt ward dadurch in
„Unruhe verſetzt; da er ſich indeſſen überredete,
„daß der Herzog irgendwo mit einem Mädchen
„ſeinem Vergnügen nachhinge, aus deren Hauſe
„er nicht bei Tage herausgehen könne, ſo hoffte
„er, er würde am Donnerſtag Abend zurückkeh-
„ren. Da dies nicht geſchah, ſo ward der Pabſt
„in der Seele betrübt, und tief im Herzen bewegt
„fieng er an, die Urſachen aller Ereigniſſe bei al-
„len zu erforſchen, die von den Seinigen zu die-
„ſem Zweck herbeigerufen wurden. Unter den Be-
„fragten war ein gewiſſer Georgius Sclavus, der
„Holz auf dem oben bezeichneten Waſſer hatte,
„das aus einem Schif am Ufer der Tiber ausge-
„laden

„laden war; um darüber zu wachen, daß es ihm „nicht gestohlen würde, hatte er seinen Ruheplatz „in einem Schifchen, das auf der Tiber schwamm, „erwählt. Als man diesen fragte, ob er in der „Nacht des nächsten Mittwochs etwas habe in „den Fluß werfen sehen, soll er den Forschenden „folgende Antwort gegeben haben.

„In jener Nacht, wo er sein Holz bewach„te, und in dem besagten Schifchen schlief, wä„ren zwei Fußgänger durch das Gäßchen an der „linken Seite des Hospitals zu St. Hieronimus „der Sclaven um die fünfte Stunde zu dem öf„fentlichen Wege gekommen, der auf dem Fluß „läuft; sie hätten hie und dort fleißig umherge„schaut, ob nicht etwa einer vorübergienge; da „sie niemanden gesehen hätten, wären sie durch „dasselbe Gäßchen zurückgegangen. Nach einem „mäßigen Zwischenraum von Zeit, wären zwei „andere aus demselben Gäßchen herausgekommen, „und hätten dasselbe gethan, wie die ersten. Da „sie niemanden entdeckt, und ihren Gefährten ein „Zeichen gegeben hätten, sey ein Reiter auf ei„nem weißen Pferde gekommen, der den Leich„nam eines todten Menschen hinter sich gehabt „habe, wovon der Kopf und die Arme auf der „einen, die Füße auf der andern Seite herunter„gehangen hätten. Neben diesem Leichnam wä-

„ren

„ren die oben erwähnten ersten beiden Fußgänger
„gegangen, und hätten den Leichnam hie und da
„gehalten, daß er nicht vom Pferde fallen möch-
„te. Sie wären darauf zurückgewichen, und an
„den Ort hingeritten, an welchem der Mist in den
„Fluß geworfen wird; am Ende dieses Orts hät-
„ten sie das Pferd umgewandt, daß es den
„Schwanz dem Fluß zukehrte, und die beiden an-
„dern besagten Fußgänger, die den Leichnam be-
„obachteten, hätten ihn, der eine bei den Armen,
„der andere bei den Füßen von dem Pferde her-
„abgezogen, und mit großer Gewalt und Kraft
„in den Fluß geworfen. Der auf dem Pferde
„Sizzende hätte darauf gefragt, ob sie ihn herab-
„geworfen hätten, jene aber geantwortet: ja
„Herr! darauf hätte der auf dem Pferde in den
„Fluß herab gesehen, und den Mantel des hinein-
„geworfenen auf den Wellen schwimmend erblickt,
„und die Fußgänger gefragt: was das Schwarze
„sey, das sich da schwimmend sehen ließe? Sie
„hätten geantwortet: ein Mantel. Darauf hät-
„te der andere Steine darauf geworfen, damit er
„in die Tiefe versinken möchte. Nachdem dies
„geschehen sey, wären sie alle fünfe davon gegangen;
„denn die beiden Fußgänger, die zum zweiten aus
„dem Gäßchen herausgekommen wären, um zu se-
„hen, ob jemand vorüber gienge, hätten sich mit dem
„besagten Reiter und den beiden andern vereinigt,

„und

„und sie begleitet. Sie hätten sich dann durch ei„ne andere Straße, die auf das Hospital St. Ja„cobs stößt, auf den Weg gemacht, und wären „nicht weiter zum Vorschein gekommen.

„Die Diener des Pabstes fragten den Ge„orgius: warum er ein solches Verbrechen nicht „dem Gouverneur der Stadt entdeckt habe? Er „antwortete: daß er zu seiner Zeit hundert auf man„nigfache Art Getödtete durch diesen Ort habe in „den Fluß werfen sehen, und es sey niemals ihrer „weiter gedacht worden; um dieser Ursache willen „habe er nichts daraus gemacht. *)

„Nachdem man dies gehört hatte, wurden „die Fischer und Schifleute in der Stadt zusam„men berufen, und ihnen das Fischen dieses Men„schen aufgetragen. Es kamen an Fischern und „Schiffern drei oder ohngefähr soviel **) wie ich „gehört habe, zusammen, welche alle ihre Werk„zeuge im Bette des Flusses auswarfen, und ge„gen die Abendstunde den Herzog in seinem gan„zen

*) So arg möchte es wohl jetzt weder in Rom, noch in irgend einer andern Stadt in Europa seyn.

**) Wahrscheinlich Fischer- und Schifferherren, die wieder ihre Leute hatten.

„zen Anzuge fanden, nehmlich mit den Schuhsoh-
„len, mit den Halbstiefeln, mit dem Doppelkleide,
„mit dem Unterkleide, und dem Mäntelchen be-
„deckt. Er hatte seine Handschuhe noch unter
„dem Gürtel mit dreißig Dukaten, und war mit
„neun Wunden bedeckt, wovon die eine durch den
„Hals in die Kehle gieng, die andern acht befan-
„den sich am Kopf, am Körper und an den Schen-
„keln. Der gefundene Herzog ward in ein Schif-
„chen gelegt, und nach der Engelsburg geführt;
„hier zog man ihn aus, wusch seinen Leichnam,
„und bekleidete ihn mit militärischer Tracht, in-
„dem mein Gefährte Bernhardius, geistlicher Ce-
„remonienmeister, alles anordnete. Spät Abends
„gegen die vier und zwanzigste Stunde ward der
„Leichnam, wenn ich mich recht erinnere, von der
„besagten Burg durch seine adelichen Freunde zur
„Kirche Maria del Popolo getragen. Es giengen
„ohngefähr hundert und zwanzig Fakkeln vorher;
„es begleiteten ihn alle Prälaten des Pallastes die
„Bedienten und Waffenträger des Pabstes mit
„großem Geheul und Weinen, indem sie ohne Ord-
„nung einhergiengen. Der Körper ward öffentlich
„auf einer Bahre ehrenvoll getragen, und er schien
„nicht todt, sondern schlafend. In der oben er-
„wähnten Kirche war ihm seine Grabstätte ge-
„macht; er wurde daselbst begraben, und ist allda
„geblieben bis auf den heutigen Tag.

„Als

„Als der Pabſt vernahm, daß der Her-
„zog umgebracht, und wie Miſt in den Fluß
„geworfen ſey, bewegte ſich ſein ganzes In-
„neres, und von Schmerz und Bitterkeit des
„Herzens verſchloß er ſich in einem Zimmer,
„wo er bitterlich weinte. Der ehrwürdige Herr
„Cardinal von Segovia gieng mit gewiſſen an-
„dern Dienern Seiner Heiligkeit an die Thüre
„des Zimmers, und da ſo viele ermahnten und
„baten, überredeten ſie endlich den Pabſt, daß
„er nach mehreren Stunden die Thüre öfnete,
„und ſie herein ließ. Der Pabſt aß und trank
„nicht vom Mittwoch Abends ſpät an, bis auf
„den erwähnten folgenden Sabbath, auch ruh-
„te er vom Donnerſtags früh an, bis auf den fol-
„genden Tag keinen Augenblick. Durch vielfa-
„che und unaufhörliche Ueberredung der Vor-
„berbenannten endlich überwunden, fieng er an,
„ſeiner Trauer nach Vermögen Grenzen zu ſez-
„zen, indem er den gröſſern Schaden und die
„Gefahr erwog, die dadurch ſeiner Perſon zu-
„wachſen könnte.

Wenn ich nicht fürchtete, daß meine Bit-
te vergebens wäre, ſo würde ich das weibli-
che Geſchlecht bitten, das folgende, zu über-
ſchlagen.

„Es

„Es war eine gewiſſe Cortegiana, das heißt „eine etwas vornehme Bublerin, mit Nahmen „Curſetta, ins Gefängniß geſetzt, weil ſie mit ei„nem Maurer vertrauten Umgang hatte, der in „weiblicher Kleidung einhergieng, und ſich die ſpa„niſche Barbara nannte. Beide wurden zugleich „zum Scandal durch die Stadt geführt, indem ſie „ſelbſt ein Kleid gleich — (hier fehlt etwas im „Original) bis auf die Erde ohne alle Zuſammen„heftung, der Maurer aber in weiblicher Kleidung „wie er mit dem Armen über dem Ellenbogen nach „dem Rükken zu, feſt gezogen und gebunden war, „die Kleider aber ſamt dem Hemde bis an den Na„bel aufgehoben hatte, damit ſeine Geſchlechtstheile von allen geſehen würden. Da ſie den Um„lauf durch die Stadt gemächt hatten, wurde die „Curſetta entlaſſen, der Maurer aber ward am ſieben„ten April mit zwei andern Räubern aus den Ge„fängniſſen des neunten Thurms herausgeführt, in„dem eine Sbirre vor ihnen hergieng. Dieſer Sbir„re ſaß auf einem Eſel, und trug auf der Spizze „eines Rohrs zwei Teſtikeln, die einem Juden ge„nommen wären, weil er ein chriſtliches Weib er„kannt hatte. Sie wurden auf den Platz der Flo„ra geführt, wo man die beiden Räuber aufhieng; „der Maurer aber ward auf einen Holzſtoß geſetzt, „und nachdem er mit einem Stabe feſt und gut an „den Pfahl gezogen war, zündete man den Schei„ter-

„terhaufen an, damit er verbrennen sollte. Aber „dies konnte nicht geschehen, weil ein Regen ein„fiel.“ *)

„Heute früh wurden sechs Bauren und Oel„verkäufer mit der Bischofsmüzze bedekt, und ge„prügelt, weil sie einigen, die mit der französi„schen Krankheit behaftet waren, (morbo galli„co laborantibus) für empfangenes Geld erlaubt „hatten, ihr Oel in Wannen zu gießen, und sich da„rin zu baden, indem diese glaubten, dadurch von „ihrem Uebel befreit zu werden, hernach aber das „Oel in ihre Gefäße zurückgegossen, und es für gu„tes und reines in der Stadt verkauft hatten. **)

Es ist viel unerhörtes in diesen Nachrichten, und man hat in unsern Zeiten kaum einen Begrif von solchen öffentlichen und geheimen Abscheulichkeiten; sie müßen sich also wohl sehr gebessert haben. Uebrigens scheint es zu verwundern, daß schon im Jahr 1497 die venerische Krankheit in Rom verbreitet war, da erst 1492 Amerika entdeckt wurde. Indeß läßt sich dieser Umstand sehr leicht erklären.

In

*) Es ist weiter nicht bemerkt, ob der Maure mit dem Leben davon kam, so wie auch nicht, ob es sein einziges Verbrechen war, sich bei der Kurfetta in weiblicher Kleidung aufgehalten zu haben.

**) Bekanntlich bedient man sich des Oels in Rom häufig an den Speisen.

In Neapel wo so viele Seeleute ankamen, entstand diese Krankheit zuerst. Unglücklicherweise traf es sich, daß eben damals der König von Frankreich Carl VIII. wie schon oben erwähnt ist, mit einem Heer nach Neapel ging. Als dies Heer durch Italien zurückkehrte, verbreiteten sie das neue Uebel über das ganze Land; man nannte es daher mal de Naples. Guicciardini sagt an irgend einem Orte, (wenn ich nicht irre, am Ende des vierten Buchs) in seinem Werke de rebus it alicis das nehmliche. Uebrigens mögen die Aerzte untersuchen, ob jene Curart mit Oel in dieser Krankheit zuträglich seyn kann.

Das lezte Stück aus dem Tagebuche Burchards ist ohne Zweifel ziemlich stark, aber es wird demohngeachtet von dem folgenden, worinn der Pabst Alexander VI. mit auftritt, übertroffen.

Von dem Gastmahl der funfzig Buhlerinnen mit dem Herzog Valentinus.

„Am lezten Sonntage des Monaths October „hielten des Abends funfzig reputirliche Buhlerin„nen, (meretrices honestae) Cortegianae ge„nannt, ein Gastmahl mit dem Herzog Valentinus „im apostolischen Pallast, welche nach der Mahl„zeit mit den Dienern und andern Gegenwärtigen

tanz-

„tanzten, zuerst in ihren Kleidern, hernach nakkend.
„Nach der Tafel wurden die gewöhnlichen Leuch-
„ter des Tisches mit brennenden Lichtern an die
„Erde gesezt, und vor dieselben Castanien hinge-
„worfen, welche die Buhlerinnen, nakkend auf
„Händen und Füßen durch sie hingehend, auflasen,
„wobei der Pabst, der Herzog mit seiner Schwester
„Lucretia zugegen waren, und zusahen. Endlich
„wurden Geschenke ausgesezt; doppelte Kleider
„von Seide, Schuhe, Hüte und andere Preise für
„diejenigen, welche die meisten von den genann-
„ten Buhlerinnen fleischlich erkennen würden. Die-
„se wurden also öffentlich im Pallast gebraucht, und
„die Preise nach dem Gutachten der Gegenwärti-
„gen den Siegern ertheilt. *)

„Am Donnerstage den 11ten November kam
„ein Bauer durch das Kräuterthor in die Stadt,
„und hatte zwei Stuten mit Holz beladen, bei sich.
„Als diese in dem Gäßchen St. Petri waren, lie-
„fen die Soldlinge des Pabstes herbei, und nach-
„dem sie den Brustgürtel der Stuten zerschnitten,
„und das Holz auf die Erde geworfen hatten, führ-
„ten sie dieselben zu dem Gäßchen, welches ne-
„ben

*) Fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatae arbitrio presentium et dona distributa Victoribus.

„ben dem Pallaſt bis zu jenem Thor geht. Dar-
„auf wurden vier Wettläufer Hengſte, die von
„Zaum und Ziegel frei waren, aus dem Pallaſt
„gelaſſen; dieſe liefen zu den Stuten, beſtiegen ſie
„unter großem Lerm und Geſchrei, unter Biſſen und
„Hufſchlägen, vermiſchten ſich mit ihnen, und
„beſchädigten ſie ſehr. (eas graviter pistarunt et
„laeserunt.) Der Pabſt lag mit der Frau Lucre-
„tia in dem Fenſter ſeines Zimmers über der Thür
„des Pallaſtes, und ſah mit großem Gelächter und
„Vergnügen dem Vorgang zu.

„Um der Seltenheit willen mögen auch fol-
gende Worte hier einen Platz finden.

„Den letzten Donnerſtag im Monath Octo-
„ber (1498) gebahr die Frau Lucretia, die Toch-
„ter des Pabſtes, um die neunte Stunde einen
„Sohn: dies ward auf Befehl des Pabſtes allen
„Cardinälen, Prieſtern und andern Freunden noch
„vor Tage in ihren Häuſern kund gethan. Dem
„Boten wurden von jedem Cardinal und Prediger
„zwei Dukaten, auch mehr oder weniger gegeben,
„je nachdem es dem Gebenden gefiel.

„Der Signor d' Aubigni Stuart und Jo-
„hann Franciskus von St. Severni, welche die Ar-
„mee des Königs von Frankreich kommandirten,
„kamen auf ihrem Wege nach Neapel durch Rom.
„Von dieſer Stadt aus ſchickte man der Armee alle

„Arten

„Acten von Vorrath, auch nach der Ordnung sech-
„zehn Huren, die für ihre Bedürfniße sorgen soll-
„ten. Diese Armee gieng in Ordnung über die
„Engelsbrücke, und der Pabst fand Vergnügen
„daran, sie zu sehen. Sie bestand aus zwölf
„tausend Fußgängern, und zwei tausend Reutern,
„und hatte sechs und dreißig Stück Geschütz bei
„sich.

„Am Dienstage den 27sten Julius, da un-
„ser heiligster Beherrscher die Stadt verlassen wollte,
„vertraute er seine Kammer, den ganzen Pallast
„und die vorkommenden Geschäfte der Frau Lucretia
„Borgia seiner Tochter, an, daß sie in Abwesenheit
„des Pabstes seine Zimmer bewohnen sollte. Er gab
„ihr den Auftrag, die Briefe zu öfnen, die an
„Seine Heiligkeit gerichtet wären, und wenn et-
„was wichtiges vorkäme, einen Rath zu halten,
„mit dem ehrwürdigen Cardinal von Lissabon und
„andern, die sie deshalb zu sich berufen konnte.
„Da nun, ich weis nicht welch ein Fall vorkam,
„so soll die Frau Lucretia selbst zu dem ehrwürdigen
„Cardinal von Lissabon gegangen seyn, und ihm
„den Auftrag des Pabstes, und den vorkommen-
„den Fall mitgetheilt haben. Als er dies hörte,
„sagte er zur Frau Lucretia: wenn der Pabst im
„Consistorio eine Materie vortrüge, so müsse der
„Herr Vicekanzler, oder an seine Statt ein ande-

„rer

„anderer Cardingl zugegen ſeyn, der den Vor„trag niederſchreiben, und die Stimmen auf„zeichnen könnte; es ſey deshalb nothwendig, „daß jemand da wäre, der das Geſagte aufſchrie„be. Lucretia antwortete: ſie könne gut ſchreiben. „Der Cardinal fragte: wo iſt denn eure Feder? „Lucretia verſtand den Sinn und den Witz des „Cardinals, und lachte. Sie beſchloßen ihr Ge„ſpräch auf eine Art, wie ſie dazu paßte.

Man darf kein Oedipus ſeyn, um zu verſtehen, was mit den letzten Worten gemeint iſt. Mehr Scharfſinn möchte dazu gehören, den Witz in der Frage des Cardinals zu entdekken; denn wenn ſich welcher darinn findet, ſo iſt er wenigſtens ſehr plump und unzüchtig.

Bei dem höchſt ärgerlichen Leben des Pabſtes Alexander VI. und ſeiner Kinder, iſt es nicht zu verwundern, daß Schriftſteller gegen ihn aufſtanden. Der vortrefliche, aber zu kühne und unglükliche Dominicaner zu Florenz, Savonarola, der nachmals ſo ſchrecklich hingerichtet ward, ſchrieb und ſprach laut gegen das Verderben der Kirche; aber vorzüglich ward in Deutſchland ein Brief gedruckt, und nach Rom geſandt, worinn das Bild des Pabſtes mit den ſchwärzeſten Zügen gezeichnet iſt. Er iſt lang,

und es einen Herrn von Sabelli gerichtet, dem der Pabst seine Güter genommen, und ihn verbannt hatte. Ich führe nur einige Stellen daraus an.

„Ich habe mich gewundert, daß deine „Klugheit, so leichtgläubig, oder um vertraut „zu reden, so leichtsinnig gewesen sey, um zu „hoffen, daß dieser Mensch, (der Pabst) dieser „Verräther des menschlichen Geschlechts, der sein „ganzes Leben, welches mit Unzucht und Raub „befleckt ist, nur die Menschen zu betrügen an„gewandt hat, daß dieser je etwas Gerechtes „thun könne oder wolle, wenn er nicht durch „Furcht und Gewalt dazu gezwungen wird. „Du betrügst dich sehr mein Geliebter, wenn „du glaubst, du müsseſt irgend einen Frieden „mit diesem Ungeheuer zu machen suchen; denn „nachdem du von ihm ohne Ursache, blos durch „seine Habsucht und Treulosigkeit verrathen, ver„bannt und dem Verderben preis gegeben bist, „kannst du nur den ewigen Krieg mit ihm „durch einen ewigen Haß enden. Du mußt „deshalb einen andern Weg versuchen, und das „öffentliche — (hier fehlt etwas im Original) „Der römischen Pest — dem Kaiser und den „übrigen Fürsten des römischen Reichs alles Un„glück, das von diesem schändlichen „wil-

„den

„den Thier (infami bellua) zum Verderben der „christlichen Republik ausgeflossen ist, und die „verabscheuungswürdigen Verbrechen zu erzählen, „die zur Schmach Gottes, und zur Vernichtung „der Religion begangen werden, und die so ab„scheulich und unmenschlich sind, daß sie auch „den Geist des Beredtesten beschränken u. s. w.

„Mit Gold geht man zum Pallast, die Ge„heimnisse des Glaubens zu kaufen; dort steht der „Diener der Verbrechen, der Verkäufer der Stel„len, der Cardinal von Modena, dieser bestellte „Geschäftsträger, den Geitz des Pabstes zu be„friedigen. Gleich dem Cerbarus vor dem Thor „der Hölle, liegt er da, bellt alle an, wägt oh„ne Scham jeden, und untersucht, was er bringt. „Nur die Reichen und Vermögenden werden zu„gelassen, die Geringen mit jeder Schmach von „Worten ausgeschlossen. Alles ist bei dem Pabst „verkäuflich, Würden, Ehrenstellen, Eheverbin„dungen, Auflösung derselben, Ehescheidung und „Verschmähung der Weiber u. s. w. Es giebt „kein Verbrechen, keine Schandthat, die nicht öf„fentlich zu Rom und im Hause des Pabstes be„gangen wird; man übertrift dort die Scythen an „Strassenraub, die Punier an Treulosigkeit, die „Neronen an Unmenschlichkeit und Wuth. Die „Ermordungen, Räubereien, Nothzüchtigungen,

„und alle Arten von Blutschande zu erzählen,
„würde ein fast unendliches Werk seyn. Der ed-
„le Jüngling Alphonsus von Arragonien ist mit den
„grausamsten Wunden getödtet, und zweimal ge-
„schlagen — (hier ist das Original wieder unzu-
„sammenhängend) in seinem Schooß getödtet —
„die einst ehrwürdigen Hausgötter des Vaticans
„hat er mit Blut besudelt, und alle Hofleute durch
„Bestürzung und Flucht zerstreut. Es würde zu
„weitläuftig seyn, alle die zu nennen, die entwe-
„der getödtet, oder verwundet, oder lebendig in
„die Tiber geworfen, oder durch Gift hingerich-
„tet sind. *) Da ihre Anzahl unendlich ist, und
„die Gefahr mit jedem Tage wächst, auch diejе-
„nigen nicht verschont werden, die an Ansehen
„und Gunst andere übertreffen, so ist keiner in der
„Stadt, selbst vom Privatstande, der nicht für
„sich und die seinigen fürchte. Wer scheut sich
„nicht, die scheußlichen ungeheuren Wollüste dar-
„zustellen, die öffentlich in seinem Hause, ohne
„Scheu vor Gott und Menschen begangen wer-
„den,

*) Das meiste von dem obigen ist im Original in oratione obliqua vorgetragen, indem der Verfasser dem Herrn von Sabelli räth, daß er dies alles dem Kaiser und den deutschen Fürsten erzählen soll. Um der Verständlichkeit willen habe ich es in die oratio recta verwandelt.

„den, wie viel Nothzucht, wie viel Blutſchande,
„wie viel Unreinigkeit der Söhne und Töchter, wie
„viel Buhlerinnen im Pallaſt Petri, wie viel Heer-
„den und Verſammlungen von Hurenwirthen, wie
„viel Gewölbe und Bordelle! Im November, an
„dem Tage, der dem Feſt aller Heiligen gewidmet
„iſt, gaben funfzig Buhlerinnen aus der Stadt,
„die zu einem Gaſtmahl in dem Pallaſt berufen
„waren, das ſchmuzzigſte und verabſcheuungs-
„würdigſte Schauſpiel; und damit die Beiſpiele
„zur Anreitzung nicht fehlten, ſo ward an den fol-
„genden Tagen eine Stute zum öffentlichen Spek-
„takel herbeigetrieben, welche im Angeſicht des
„Pabſtes und ſeiner Söhne, die hereingelaſſenen
„Hengſte, durch zu große Brunſt entflammt, zur
„Wuth und Tollheit brachte. Es iſt kein Gold,
„das nicht von allen chriſtlichen Völkern zur Ver-
„ſchwendung ſeiner Söhne mit der größten Hab-
„ſucht erpreßt wird u. ſ. w.

„Die Cardinäle ſchweigen, wenn noch wel-
„che da ſind, die beſſer denken. Denn nachdem
„die mächtigern theils vertrieben, theils unter-
„drückt ſind, iſt keiner unter den übrigen, der
„dazu zu muksen wagte (hiscere audeat). An-
„dere, die durch Verbrechen und Frevel erwählt
„ſind, beſchüzzen ihre Würde durch Gold, durch
„Schandthaten und Heuchelei. Sie begünſtigen

„den

„den Pabst, und schmeicheln ihm. Ihn loben „und bewundern sie, doch fürchten und scheuen sie „alle heftig seinen brudermörderischen Sohn, der „aus einem Cardinal ein Meuchelmörder gewor„den ist. Auf dieses Antrieb und Willen wird al„les zur Wollust beherrscht, ihn, unter Heerden „von Buhlerinnen nach türkischer Sitte verborgen, „bewachen bewafnete Soldaten. Auf seinen „Befehl werden alle umgebracht, verwundet, in „die Tiber geworfen, mit Gift hingerichtet, und „alle Güter, die innerhalb und außerhalb sind, „geplündert. Ihr Humpen wird nur durch Raub, „ihr Durst nur durch Menschenblut gestillt. u. „s. w.

In diesem Ton geht der Brief fort. Er ward dem Cardinal von Modena in die Hände geliefert, und der Pabst las ihn. Gelächelt wird er dabei nicht haben, aber Eindruck hat er bei ihm auch nicht gemacht. Ich führe zum Beweise davon nur noch zwei Stellen an.

„Am Sonntage, den 30ten Januar ward „in der Nacht der leibliche Bruder des Herrn Jo„hannes Laurentius von Venedig gefangen genom„men. Man sagte von ihm, daß er etwas von „dem besagten Herrn Johannes in griechischer „Sprache gegen den Pabst geschriebenes ins La„teinische übersetzt, und nach Venedig geschickt „habe.

„habe. In derſelben Nacht wurden alle ſeine „Güter fortgebracht; alles, was der Herr Johan„nes zurückgelaſſen hatte, Bücher, jegliches an„dere, und nichts blieb in ſeinem Hauſe. Dies „wurde ſogleich der Regierung in Venedig kund „gethan. Sie ſchrieb zurück, und trug ih„rem Redner (Oratori Geſchäftsträger) auf, „unſern heiligſten Herrn um deſſen Befreiung zu „bitten, wie es ihm aufgegeben war. Unſer „heiligſter Herr ſoll geantwortet haben: er habe „nicht geglaubt, daß dieſe Sache der Regierung „am Herzen liege; es thue ihm deshalb leid, daß „er ihre Bitte nicht gewähren könne, weil der „ſchon expedirt ſey, für den ſie bäten. Denn „der Bruder des Herrn Johannes war in der ge„ſtrigen Nacht, in welcher Seine Heiligkeit nach der „Stadt zurückkehrten, erwürgt, oder, wie ande„re ſagten, in die Tiber geworfen.

„Am Freitage, den 11ten März gieng der „Pabſt in ſeinen Pallaſt bei der heiligen Thür „durch die Gartenthür ein mit ſechs Cardinälen, „mit dem Herzog Valentinus, und der ganzen „Familie. Niemand kam ihm entgegen. Ich „habe durch eine glaubwürdige Nachricht gehört, „daß der Pabſt öffentlich auf der Straße vor ſei„nem Pallaſt von allen ſchönen Weibern und Mäd„chen einen Tanz habe machen laſſen. Sie wa„ren

„ren mehrere Stunden auf der Burg, und ein „großer Theil von denen, die der Pabst bei sich „hatte, aßen Fleisch, indem sie an allen Orten „herumgiengen.“

Wenn man sich aus diesen mannigfaltigen Skizzen ein Gemählde von jener Zeit zusammensetzt, so wird es ein fürchterliches Nachtstück. Die eifrigsten Lobredner der verflossenen Zeit mögen hertreten, und untersuchen, ob jetzt in irgend einem Winkel von Europa nur etwas ähnliches zu finden ist. Der Satz, daß es auf Gottes schöner Erde immer besser werde, bestätigt sich also auch durch diese Schrift.

Es sind noch viele andere merkwürdige Sachen in dem Tagebuche Burchards vorhanden, und selten wird man ein Werk finden, worinn so genaue Nachrichten aus einem so wichtigen Zeitpunkt aufbewahrt werden.

Beiſpiele
von grauſamen Hinrichtungen in Schleſien.

Der verſtorbene, einſt ſo berühmte Doktor Peter Miller in Göttingen, der einer der erſten war, durch welche eine menſchlichere Erziehung in Deutſchland eingeführt ward, pflegte ſeinen Zuhörern ſehr oft den Satz zu wiederholen: es wird auf Gottes herrlichen Erde immer beſſer! Er legte ihnen denſelben mit inniger Theilnahme ans Herz, und behauptete, daß die Vorſehung ſich nicht rechtfertigen ließe, wenn man ihn nicht annähme. Die Prüfung dieſes Satzes im Ganzen würde einen großen Aufwand von Raum, von Zeit *), von tiefen Kenntniſſen, von weitverbreiteter Erfahrung u. ſ. w., an welchem allen es mir mangelt, erfordern, und ich begnüge mich daher, einen Zweig deſſelben zu

*) Man freut ſich, wenn man dieſe Worte, die in der philoſophiſchen Welt einen ſo ſchwe-

zu berühren, nehmlich den: daß es in Absicht der Strafen und gesetzlichen Grausamkeiten besser auf der Erde werde.

Der Beweis davon ist leicht, und ein Ueberblick unserer Gefängniße, unserer Hochgerichte, unserer peinlichen Strafen führt ihn. Die Tortur ist verbannt, die Scheiterhaufen flammen in Europa nicht mehr, in höchster Seltenheit wenigstens; die glühenden Martereisen liegen ungebraucht in verschlossenen Kammern, die Pferde zerreissen keinen Lebendigen, und aus Welschland werden keine Henker verschrieben, um neue Martern zu ersinnen. Alles dies war einst in unsern Gegenden, und vieles davon zum Entsezzen häufig. Ueber Schuldige und Unschuldige loderten fürchterliche Holzstöße empor, und bei den kleinsten Städten verwesten zerstoßene menschliche Körper schauderhaft in der Luft.

Diese fürchterlichen Todesstrafen haben, Dank sey es dem Genius der Menschheit, fast gänzlich aufgehört, und werden auch nicht mehr ver-

schweren und unkenntlichen Stempel angenommen haben, in der würklichen Welt gebrauchen, und sie wenigstens in dieser zu den Regionen der Deutlichkeit herabziehen kann.

verdient. — Warum? — Weil sie nicht mehr da sind.

Die Antwort ist kurz; aber es liegt ein Sinn darinn, der jedem theuer seyn muß, in dessen Herzen Wohlwollen für die Menschheit wohnt, und der dem Stabe Sanft hold ist. Eine erfreuliche Erfahrung zeigt, daß die Menschheit den Karacter der Strafen und Gesezze annimmt, denen sie unterworfen ist: je milder sie behandelt wird, um so milder läßt sie sich leiten; aber auch im Gegentheil: je härter ihre Strafen sind, um so härter will sie gestraft seyn. Große Strafen machen große Verbrecher.

Der Satz scheint parador; aber er ist faßlich und wahr. Dies fühlt man, sobald man die Gerechtigkeit personificirt, und in dieser Gestalt ihre Strenge oder Milde betrachtet. Jeder Obere, der seine Untergebenen mit Rauheit oder Härte behandelt, wird sie in Kurzem daran gewöhnen, wird diese Rauheit nothwendig machen, und dann nicht mehr dadurch würken, als ein anderer durch weisen Ernst, noch oft weit minder. Gerade so ist es mit der Gerechtigkeit. Straft sie als ein weiser Vater, so wird sie Söhne haben; aber ist sie ein Zuchtmeister, so wird sie bald Zöglinge bilden. Die Menschheit steigt stufenweise herab, je nachdem die Gesezze sie erniedrigen. Wer

gewöhnt

gewöhnt ist, nur Verweise zu hören, wenn er Unrecht that, und sich plötzlich mit körperlichen Strafen belegt sieht, wird diese bald verdienen, und sich ohne sie nicht bändigen lassen.

Es leuchtet jetzt ein, wie unendlich wichtig die Beschaffenheit der Gesezze für die Bildung der Menschheit sey. Wären überall keine da, die Menschen würden die meisten Verbrechen nicht kennen. Wie vorsichtig muß der Gesetzgeber seyn, der ein neues geben will! Er macht, so lange es da ist, Uebertretungen möglich. Ohne Gesezze giebt es keine Verbrecher im juristischen Sinn; und würden sie auch im moralischen Sinn ohne sie nicht in geringerer Anzahl seyn? Der Mensch neigt sich zu dem Verbotenen, und eine gewisse Lüst dazu kann in ihm erwachen, die er nie würde gefühlt haben, wenn es nicht verboten wäre. Jedes Gesetz hat einen verborgenen Keim zu dem Verbrechen in sich.

Wenn das Gesagte wahr ist — und warlich dürfte das Gegentheil unendlich unwahrer seyn — so darf man einen Schritt weiter gehen, und hinzu fügen: wer die Gesezze vermehrt, der vermehrt die Verbrechen. Der Beweis davon liegt in dem Vorigen: durch ein neues Gesetz wird ein neuer Kizzel zur Uebertretung hervorgebracht, wird der große Hau-

fe

ſe mit einem neuen Verbrechen bekannt, und zur Betrachtung eines neuen ſchädlichen Dinges geführt, woran er vorher nicht dachte. Durch häufiges Geſetzgeben gegen Verbrechen übertritt die Gerechtigkeit ſelbſt ihr erſtes und gröſtes Geſetz, die heilige und ſo wenig erkannte Pflicht: Unwiſſerheit in Verbrechen zu befördern. Der weiſe Athenienſer Solon gab gegen den Vater- und Muttermord kein Geſetz, weil er ihn für unmöglich hielt, weil er ſein Volk an ſo etwas Schreckliches nicht erinnern wollte. — Warum nur gegen den Vater- und Muttermord nicht? Warum unterdrückte er nicht auch die Geſezze gegen Menſchenmord überhaupt, gegen Straſſenraub, gegen Brandſtiftung? Auch dieſe ſind zu ſchrecklich, als daß ſie unter die Regel des Geſezzes, und unter die Zahl angenommener Verbrechen geſetzt werden dürften. Sie bekommen dadurch den Stempel des Gewöhnlichen, und wergen gewöhnlich.

Je öfter ein Verbrechen verübt iſt, um ſo öfter wird es begangen. Warum iſt in England der Straßenraub ſo häufig? Weil das Hängen ſo häufig iſt, weil die Nation durch lange Uebung mit Hängen und Straßenraub vertraut geworden iſt. Es iſt ſchrecklich, wenn eine Nation mit ſo etwas vertraut wird. In Frankreich hat-

te der Tod einen großen Theil von seinen Schrekken verlohren, als unter Robertspierre täglich Blutbäche von der Guilottine rieselten. Er war zu gewöhnlich geworden, um alle seine Schrekken zu erregen.

Weg mit den Gesezzen, die uns mit Todesstrafen und Verbrechen bekannt machen! Sie sind Stufen, auf welchen die Menschheit unter sich selbst hinabstürzt. Man sage nicht, daß die Richter eine Form haben müssen, nach welchen sie ihre Urtheile bilden. Wer goß diese Formen? Waren es nicht Menschen, und sollen wir sie für klüger, der Zeiten und Umstände kundiger halten, als ihre Nachfolger? Es mag seyn! Aber uns ist dadurch nicht geholfen. Wer nicht weise genug ist, selber ein richtiges Urtheil zu fällen, der wird es auch nicht seyn, dies Urtheil aus anderer Sazzungen herauszulesen. Er wird den Geist der Gesezze nicht fassen, und der Buchstabe derselben ist etwas Schreckliches, wodurch schon tausend himmelschreiendes Unrecht erzeugt ist.

Weg vor allen mit den Gesezzen, welche Todesstrafe und Martern gebieten! Man zeige dem Kinde keine blinkende Messer! Es wird danach greifen und sich verwunden. Carls V. peinliche Halsgerichtsordnung ist das große Saamenmagazin

magazin zu Verbrechen aller Art. Es ist ein schreckliches und der Menschheit verderbliches Gesetz: wer tödtet, der soll wieder getödtet werden. Ist denn die Erde ein solches Paradies, daß auch nicht einer Lust hätte, hinauszugehen? Hier wird ihm der Weg gezeigt, es recht feierlich zu thun, auf Kosten seiner Nebenmenschen es zu thun, und viele tausend haben ihn schon betreten. Noch mehr: vorherverkündigte Strafen verliehren die Hälfte ihrer Würksamkeit für den Verbrecher und für andere. Sie sind in der Regel, und machen kein Aufsehen. Wer sich über sie hinwegsezzen kann, der hat das Leben, das Vermögen, und das Glück seiner Mitbürger in seiner Gewalt. Unendlich mehr schreckt ein geheimnißvolles Dunkel, was auf irgend ein Vergehen erfolgen werde, von demselben zurück. Man sage nicht, daß der große Haufe wissen muß, was Unrecht sey, und worauf Strafe folge; ein innerer Zeuge sagt ihm das mehr, als alle Gesetzbücher in der Welt.

Sollen aber dennoch geschriebene Gesezze da seyn, so seyen sie es wenigstens blos für den Richter, damit er sich in zweifelhaften Fällen Rath und Stärke holen könne. Sollen auch für den großen Haufen Gesezze da seyn, so betreffen sie künftig nur Vergehungen, damit

mit er höchstens nur diese lerne. Um Gottes und der Liebe zur Menschheit willen keine Todesstrafen, keine Martern!

England ist auf dem Wege, ein Volk von Straßenräubern zu werden, und in Deutschland war einst eine Nation von Zauberern. Selbst undenkbare Verbrechen entstehen durch das Verbot. Man sezze den Scheiterhaufen auf Astrologie und Alchymie; in Kurzem wird Deutschland von Sternbeutern und Goldmachern wimmeln. Die Gesezze würken im umgekehrten Sinn: sie befördern, was sie vernichten sollen.

Es war oben von den Folgen der Gesezze, von den Strafen die Rede; ich kehre zu ihnen zurück. Die Gerechtigkeit hat noch etwas Großes und Schweres auf ihrem Gewissen: sie straft bei dem größten Theile der Menschen den Körper, statt die Seele zu strafen. Das ist eine neue Leiter zur Tiefe des Lasters. Körperliche Strafen erniedrigen, und machen den Unedlen noch unedler, den Verderbten noch verdorbener. Seelenleiden hingegen veredeln und erhöhen sehr oft den Werth des Menschen. Und der Körper hat ja nicht gesündigt; die Seele ist die Thäterin, und jener nur ihr Werkzeug. Wer hat aber je das willenlose Werkzeug gestraft? Wenn dies geschieht, so entsteht

ſieht eine Verwechſelung des Schuldigen, eine verkehrte Ordnung, und die Folgen können nicht anders als verkehrt ſeyn. Wer geſündigt hat, der leide. Und die Seele hat' mindeſtens ſo viele Organe zu leiden, als der Körper. Es wende niemand ein, daß der rohe Haufe ſich von dieſer Seite nicht ankommen läßt. Auch der Niedrigſte hat ſeine ſchwache Stelle, hat ſeinen Kreis, worinn er gelten will, und kann in dieſem Sinn erreicht werden. Der Geiſt der Geſetzgebung muß nur danach ſeyn, die Gerechtigkeit muß ſich ihre Zöglinge nur ſo bilden, daß ſie keinen Callus über der Seele annehmen. Was ſie als Strafe beſtimmt, und was dafür gehalten wird, das iſt Strafe. Wem dies nicht geradezu deutlich iſt, dem wird es vielleicht ein Beiſpiel deutlich machen.

Ein Lehrer fand es für nöthig, einen von ſeinen erwachſenen Zöglingen öffentlich zu beſtrafen. Er ließ ſich einen Stab bringen, und legte denſelben dreimal ſehr ſanft auf den Rücken des Schuldigen. Dieſer, ſo wie ſeine Mitſchüler konnten ſich nicht enthalten, darüber in ein Lachen auszubrechen, nur der Lehrer blieb ernſt, und ſagte: ihr lacht, aber ich bin nie entfernter vom Lachen geweſen, als jetzt, da ich einem unter euch eine ſo ſchimpfliche Strafe auflegen muß. Hätte ich bei

so reifen Jahren verdient, mit einem Stabe bestraft zu werden, ich würde untröstlich gewesen seyn, und ich erkläre hiemit öffentlich, daß dieser und jeder andere, dem ich künftig eine solche Strafe auflege, tief in meiner Achtung sinken, und von mir für den schlechtesten unter euch allen gehalten werden wird, bis er eine geraume Zeit hindurch bewiesen hat, daß er eine solche Behandlung nicht mehr verdient. Er führte hierauf den Bestraften zu dem untersten Platz im Schulzimmer. Die Gegenwärtigen wurden ernst, und der Schuldige brach in einen Strom von Thränen aus. Was mag von beiden mehr würken, eine scharfe Züchtigung, oder eine solche Wendung der Strafe? Wem es noch nicht deutlich ist, wohin der Geist großer und kleiner Gesezze zielen muß; für den ward dies nicht geschrieben.

Der Mensch ist ein zu edles Geschöpf, um sich unter Schmerzen und Mißhandlungen zu winden, die ihm von seinen Mitbrüdern aufgelegt werden. Er wird dadurch unter seiner Würde behandelt, und verschlimmert. Denn eben so wenig die Tortur ein sicheres Mittel ist, die Wahrheit ans Licht zu bringen, eben so wenig sind körperliche Strafen ein Mittel zu bessern. Wer nur um ihretwillen keine Verbrechen begeht, wird sie sogleich begehen, sobald sich ihm die Gelegenheit darbietet, unentdeckt zu bleiben. Märtern schikken sich nicht

zur

zur Erziehung des Menschengeschlechts, und Gesetze, welche sie gebieten, erschaffen erst die Bösewichter, die sie bestrafen. Grosse Strafen und grosse Verbrechen befördern sich gegenseitig untereinander, aber auch, im Gegentheil: je sanfter die Miene ist, welche die Gerechtigkeit annimmt, um so sanfter und besser werden die Menschen.

Wenn diese Sätze wahr sind, und sie scheinen es, auch bei näherer Prüfung, so muß es jedem Menschenfreunde höchst willkommen seyn, wenn er wahrnimmt, daß die Gerechtigkeit seit langen Zeiten auf dem Wege ist, eine sanftere Gestalt anzunehmen. Ich will nur von einem Lande, nur von Schlesien den Beweis dazu hernehmen. Vor wenigen Jahrhunderten war sie hier noch eine fürchterliche Tyrannin, ohne Erbarmen, ohne Menschlichkeit, und erzog also auch unmenschliche Bösewichter. Die folgenden Beispiele werden dies anschaulicher machen, werden vielleicht manches von dem, was eben gesagt ward, bestätigen.

Im Jahr 1616 ward in der Stadt Oels ein berufener Mörder, Namens Michael Moises aus Zeitz gebürtig, auf folgende Art hingerichtet. Zuerst ward er an allen vier Ecken des Ringes mit glühenden Zangen gerissen, dann schleifte man ihn zur Stadt hinaus auf den Richtplatz, wo er an

Armen und Beinen aufs längste gerädert wurde. Hernach ließ man ihn, noch immer lebendig, viertheilen. Der Hingerichtete war 26 Jahr alt.

Zu Hartmannsdorf im Fürstenthum Jauer lebte im Jahr 1625 ein alter Einwohner, Nahmens George Püschel, mit seiner alten Hausfrau, seiner Tochter und deren Ehemann, und mit einem Enkel einträchtich in einem Hause. Bei dieser Familie gieng ein anderer Einwohner des Dorfs, Nahmens Wölf, täglich aus und ein, denn der alte Püschel hatte ihn aus der Taufe gehoben. Wolf war arm, und faßte einen fürchterlichen Mordanschlag, um das Geld des Alten zu bekommen. Vierzehn Tage trug er diesen Vorsatz in seinem Busen herum, konnte aber keine vortheilhafte Gelegenheit finden, ihn auszuführen.

Eines Abends befand er sich bei dem alten Püschel, als dieser gerade aß. Der Alte befahl seinem Weibe, ihm auch ein Stück Brodt zu geben; dagegen bot Wolf ihm eine Sichelschneide zum Verkauf an. Püschel hatte Lust, sie zu kaufen, und verlangte, daß er sie am andern Morgen bringen sollte. Wolf gieng nach Hause, und die Bewohner des Hauses legten sich schlafen, bis auf den alten Püschel. Nicht lange, so kam Wolf zurück, und klopfte

klopfte an die Thür. Auf die Frage des Alten, wer da ſey, antwortete Wolf, daß er die Sichelſchneide bringe. Püſchel weigerte ſich, ihm aufzumachen, und verwies ihn auf den andern Morgen; aber als Wolf darauf beſtand, noch heute Abend den Handel zu ſchließen, ſo ließ er ſich endlich bewegen, ihm die Thür aufzumachen. Kaum hatte er dies gethan, als ihn Wolf mit der Art einen ſo heftigen Schlag verſetzte, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf rufte der Mörder den Eidam deſſelben, indem er ihm ſagte, daß der Vater ohnmächtig geworden ſey. Dieſer ſprang gleich aus dem Bette, und im Hemde herbei, ward aber ebenfalls durch einen einzigen Schlag mit der Art getödtet.

Das alte Eheweib Püſchels war durch das Geräuſch erwacht, und lief ebenfalls herzu. Sobald der blutdürſtige Mörder ſie erreichen konnte, ſtreckte er ſie mit drei Artſchlägen zu Boden. Hierauf ſtieg er die Treppe hinauf, wo ihm die Tochter entgegen kam. Auch dieſe tödtete er mit der Art, und nun war von der ganzen friedlichen Familie nur noch der kleine Enkel übrig. Das Knäbchen ruft, als es ſeine Mutter an der Erde liegen ſieht: ach meine Mutter! Wolf fragt, ob es ihn kenne? Ja, ſagt das Kind, ihr ſeyd der Wolf. Sobald der Unmenſch dies hörte, erſchlug er auch das arme zitternde Knäbchen.

Nun

Nun war er der einzige Lebendige in dem Hause, und auf eine Weile der Herr desselben. Er zündete ein Licht an, und schlepte die todten Körper zusammen. Sodann that er etwas, was höchst wahrscheinlich keinem Sterblichen, der dies liest, in den Sinn kommen wird; er durchsuchte den Speiseschrank, und hielt eine gute Mahlzeit. Als er sich gesättigt hatte, öfnete er die Kleiderkasten. Er fand in dem Kasten des alten Püschel zehn Thaler, und in der Lade der Tochter einen Dukaten; dies Geld nahm er zu sich, packte die Kleider in Gebünde zusammen, und verbarg sie zwischen Steinklüften. Als er hierauf eine Flachstonne durchsuchte, fiel ihm von ohngefähr ein Funken hinein, der sogleich zündete, und das Haus in Flammen setzte. Wolf begann jetzt Feuer zu rufen, und die Nachbarn kamen bald von allen Seiten herbei. Aber weil es Nacht war, so verbreitete sich ein solcher Schrekken, daß zwei schwangere Weiber darüber das Leben verlohren.

Unterdeß half Wolf eifrig das Feuer löschen, und zeigte, als man es gelöscht hatte, den Leuten die Körper der Erschlagenen, die bis auf die Gebeine von der Flamme verzehrt waren. Jeder glaubte, daß die Bewohner des Hauses aus Unvorsicht oder aus Schrekken ein Raub des Feuers geworden wären; sie wurden in einen Sarg gelegt, und beerdigt.

Emi-

Einige Zeit hernach fieng das Eheweib Wolfs an, ſich einiger Kleider und anderer Sachen der Erſchlagenen zu bedienen. Dadurch entſtand Verdacht, und ſobald Wolf dies merkte, nahm er die Flucht. Er kam im Breslauſchen zu einem Wahrſager, erzählte ihm die geſchehene Mordthat, und verlangte von ihm den Thäter zu wiſſen. Der Böſewicht war zu einfältig, um einzuſehen, daß er ſich dadurch nothwendig ſelber verrathen muſte. Der Zauberer, der ſehr gut merkte, wen er vor ſich habe, ſah in ſeinen Spiegel, und gab ihm die Antwort: er würde wohl nicht weit davon geweſen ſeyn. Dadurch ward der Mörder ſo geſchreckt, daß ihn eine groſſe Angſt überfiel, und daß er nirgends bleiben konnte. Er kehrte alſo nach Hartmannsdorf in ſein Haus zurück; aber er war noch nicht lange dort, als der Edelmann mit dem Gerichtsſchreiber vor ſeiner Thüre erſchien, und ihn vor Gericht forderte. Er folgte ihnen getroſt, und bekannte gleich bei dem erſten Verhör die ſchreckliche Begebenheit.

Der Prozeß ward ihm gemacht, und die Richter erkannten ihm das Urtheil zu, zuerſt mit glühenden Zangen geriſſen, und ſodann aufs längſte gerädert zu werden, welche Strafe auch an ihm vollzogen ward.

Im Jahr 1651 fanden sich eine große Anzahl Hexen und Unholde in Schlesien, besonders im Neißischen. Hier waren sie in ganzen Schaaren verbunden, obwohl die Obrigkeit die schärfsten Strafen über sie ergehen ließ. In Zugmantel allein waren acht Henker bestellt, die mit Verbrennen und Enthaupten große Arbeit hatten. Aber wegen der Menge der Zauberer steckten die Nachrichter am Ende sechs bis acht von ihnen auf einmahl in die Feueröfen, um ihre Arbeit zu beschleunigen.

Die menschliche Natur empört sich, wenn sie so viele Unschuldige auf eine höchst grausame Art hinrichten sieht, und das alles, weil ein wahnsinniges blutdürstiges Gesetz gegen ein Unding gegeben war.

Im Fürstenthum Oels ergrif man im Jahr 1653 einen furchtbaren grausamen Mörder, Nahmens Melchior Hedlof. Er war seinen Geschäften nach ein Wildschütz, und hatte nach seinem Bekenntniß 180 Mordthaten an reisenden Personen begangen. Er bediente sich zweier Feuerröhre zu diesem Behuf, und merkte sich die Erschossenen fleißig auf. Um sich desto blutdürstiger zu machen, schnitt er die schwangern Weiber auf, die er erschossen hatte, nahm die Leibesfrucht heraus, und

fraß

fraß davon das Herz. Eben das that er mit den Kindern, die er mit seiner leiblichen Schwester gezeugt hatte. Ob er dies alles wirklich bejahte, oder ob ihm nur die Tortur solche Bekenntnisse auspreßte, das ist in unsern Zeiten nicht mehr zu bestimmen, und mein Gewehrsmann hat auch nicht die kleinste Ahndung von so etwas. *)

Melchior Hedlof ward endlich auf folgende Art in der Stadt Oels hingerichtet; zuerst zwackte man ihm die Glieder an beiden Händen ab; sodann riß man ihm die Brüste und Arme mit glühenden Zangen. Hierauf ward er auf einer Kuhhaut durch die Stadt nach dem Gerichtsplatz geschleift, wo er gerädert, und endlich geviertheilt wurde. An jeder Hauptstraße steckte man einen Theil von ihm zur Schau auf.

Zu Gurau im Glogauischen war im Jahr 1656 eine fürchterliche Hinrichtung. Hier ward ein Todtengräber beschuldigt, daß er 2400 Menschen durch ausgestreutes Gift umgebracht habe. Woher hätte der Unglückliche doch ein so feines Gift und eine solche Menge davon nehmen sollen, um durch Ausstreuung allein dies zu bewürken? Vielleicht würden unsre größten Chimiker dies nicht vermö-

*) Ich nehme diese Nachrichten buchstäblich aus Lucan Schlesischen Chronik.

mögen. Um ihn indessen für seine Greuelthat zu bestrafen, wurden ihm lebendig Riemen aus dem Körper geschnitten, hierauf zwickte man ihn mit glühenden Zangen, und schleifte ihn auf einer Kuhhaut zum Richtplatz, wo man den elenden Ueberrest von ihm zu Pulver verbrannte. Es ist unbeschreiblich schauderhaft, wenn man bedenkt, daß höchst wahrscheinlich ein Unschuldiger auf diese Art zu Tode gemartert wurde.

Im Jahr 1631 trug sich im Fürstenthum Liegnitz folgende rührende Begebenheit zu. In Scheibsdorf verlobten sich Peter Michael und Maria Winklerin miteinander. Aber der Vater der Braut wollte schlechterdings nicht in ihre Vermählung willigen, sondern drang seiner Tochter einen andern Bräutigam auf, der George Lüssel hieß, und schon Wittwer war. Als Peter dies erfuhr, suchte er die Gelegenheit, des Abends mit ihr allein in dem Garten zu reden. Er fand sie, und seine Maria betheurte ihm, daß sie nur durch Zwang ihres Vaters sich mit George Lüssel versprochen habe. So mußt du dich wieder von ihm losmachen, sagte Peter. Das kann ich nicht, antwortete Maria, ich wollte mich lieber todt als lebendig aus dem Hofe führen lassen.

Eini-

Einige Vorbeigehende unterbrachen dies Gespräch, und die beiden Liebenden giengen auseinander. Maria erzählte es indessen ihren Gespielinnen beim Rokkenspinnen, und legte sich zur Ruhe. Von Liebe geängstigt kam Peter bald darauf, und gab seiner Maria eine Losung, wodurch er sie aus ihrer Kammer lockte. Er begab sich mit ihr auf den Söller, erinnerte sie an ihr ehemaliges Versprechen, und redete so beweglich mit ihr, daß sie endlich in die Worte ausbrach: ach wenn ich doch an deiner Seite sterben möchte, wofern es nur selig wäre.

Peter begann hierauf, sie zum Beten zu ermahnen; sie that es, und stieß sehr ängstliche Seufzer aus. Ihr Geliebter aber hatte ein Messer in der Tasche, mit welchem er einigemal zuckte, und ihr endlich einen Stich in den Hals gab. Maria sank nieder, und sagte nichts als die Worte: ach Peter, was machst du! worauf sie verschied.

Ueber das Getümmel waren die Dienstmägde erwacht, und aufgestanden; Peter aber gieng ihnen mit dem blutigen Messer, und mit gefalteten Händen entgegen, und bekannte, ohne daß man ihn fragte, die Mordthat. Da liegt sie nun, sagte

sagte er: kommt, da liegt Maria. Ich verlange zu sterben, denn ich habe die Hofnung, ewig mit ihr zu leben.

Auf dies freiwillige Bekenntniß ward Peter ins Gefängniß geführt, und acht Tage nachher öffentlich enthauptet. Den Tag vor seiner Hinrichtung sah er seine Maria mit thränenden Augen zum Grabe tragen, und sagte: wandre nur voran, liebe Maria! morgen will ich dir folgen, und dich mit Freuden in jenem Leben sehen.

Hier ist einer von denen, welchen die Gesetze den Weg aus dem Leben zeigten, und der ihn mit großer Unbefangenheit betrat.

Diese Geschichte würde keinen üblen Stof zu einem Trauerspiel geben, unter dem Titel: **Peter und Maria, oder, die Hochzeit in jener Welt.** Nur Schade, daß der Schauplatz, wie in den gewöhnlichen Trauerspielen, dabei mit Leichen bedeckt seyn würde.

Zu Wohlau waren im Jahr 1661 zwei fürchterliche Hinrichtungen. Die erste betraf einen berüchtigten Mörder, Namens Hans Liehmann samt seiner Frau und seinem Sohne. Der Vater, welcher Mörder und Mordbrenner zugleich war, erlitt an jeder Ecke des Markts sechs Zwicke mit glühenden Zangen, worauf man ihn auf einer Kuh-

haut

haut zum Gerichtsplatz schleifte. Hier mußte er seinen Sohn mit dem Schwerdt hinrichten und verbrennen, sein Weib aber mit glühenden Zangen zwicken, enthaupten, und aufs Rad legen sehen. Nachher ward er selbst aufs längste gerädert. Hierauf schnitt man ihm den Leib auf, nahm ihm das Herz heraus, und schlug es ihm ums Maul. Sein Körper wurde sodann geviertheilt, und die Stükke an den vier Hauptstraßen aufgehenkt.

Die zweite Hinrichtung geschah an zwei Männern und einem Weibe. Die Missethäter waren verrufene Mörder und Mordbrenner, und von den Männern hieß der eine Schrambansés, der andere Wampe George. Das Weib gehörte Schrambansen an. Die Missethäter wurden mit glühenden Eisen an allen Fingern gezwickt, und am Leibe gerißen. Nachdem sie sodann hinausgeschleift waren, wurden sie mit dem Rade gestoßen, und endlich aufs längste geschmöcht. *) Das Weib ward ebenfalls mit zwei glühenden Zangen gerissen, sodann enthaupter, und aufs Rad geflochten,

In

*) Ich finde diesen Ausdruck, und er bedeutet wahrscheinlich: am langsamen Feuer verbrandt.

In eben diesem Jahre ließ die Obrigkeit zu Breslau einen Vatermörder enthaupten, und den Leib aufs Rad legen. Der Kopf und die Hand aber wurden auf eine Stange gesteckt.

In eben dieser Stadt trug sich im Jahr 1672 eine Mordthat zu, die ein Seitenstück zur Geschichte Wolfs zu Hartmannsdorf ist. Auf der Sandinsel ermordete ein Böswicht folgende Personen: eine Brandtweinbrennerin, den dreizehnjährigen Sohn derselben, ihre Dienstmagd, und die Tochter des Hauses verwundete er tödtlich. Er begieng alle diese Greuelthaten in der Hofnung, den Schatz der Ermordeten zu rauben. Aber die That kam bald ans Licht, und der Mörder ward hingerichtet. Man schleifte ihn auf einer Kuhhaut nach der Gerichtsstädte, wo er mit glühenden Zangen gerissen, gerädert, und sodann auf das Rad geflochten wurde.

In der Stadt Frankenstein geschah im Jahr 1673 eine höchst martervolle Hinrichtung. Die Obrigkeit daselbst ließ einen Todtengräber mit glühenden Zangen reißen, hernach rädern, und sodann noch lebend verbrennen. Sein Weib und seine Tochter wurden enthauptet. Man beschuldigte den Hingerichteten, er habe

acht

acht Jahr hindurch viele Todten ausgegraben, ihnen die Herzen und Zungen ausgeschnitten, und zu Pulver verbrandt. Dies Pulver habe er mit Gewürz vermischt, und den Leuten verkauft, auch in die Brunnen geworfen, um ein Sterben dadurch zu erwekken.

Die Gerichte der nächst verflossenen Jahrhunderte haben vorzüglich zwei Gegenstände, an welchen sie die ganze Wuth ihrer Urtheilssprüche auslassen: alte Frauen und Todtengräber. Diese scheinen eine eigentliche karacteristische Anlage zu haben, den Gerichten in die Hände zu fallen,, gefoltert, und zu Tode gemartert zu werden. Die Hälfte von den Hingerichteten in den dunkeln Zeiten sind wahrscheinlich aus dieser Classe von Menschen, wenn man nehmlich die als Hexen Verbrandten dazu rechnet. Dies ist um so schrecklicher, da es keinem Zweifel unterworfen bleibt, daß bei weitem der gröste Theil davon gänzlich unschuldig starb. Meistens tragen Beschuldigungen der Angeklagten schon eine innere Unwahrscheinlichkeit an sich, wie auch bei dem oben angeführten Unglücklichen. Wer wird Gewürz von einem Todtengräber kaufen? Auch kann durch Pulver aus Menschenzungen und Menschenherzen gebrandt, kein Sterben entstehen. Aber

wenn

wenn man solche Stunden der ehemaligen peinlichen Gerechtigkeit weitläuftig erörtern wollte, man könnte Folianten anfüllen.

In eben diesem Jahre 1673 hatte ein Bettler verschiedene Vorwerke in Brand gesteckt und empfieng zu Liegnitz auf folgende Art den Lohn dafür. Er ward auf einen Holzstoß gesetzt, und aufs längste lebendig verbrandt. Seine Pein war um so größer, weil der Wind die Flamme und den Rauch von ihm wegblies, daß er nicht erstikken konnte.

Zu Arnsdorf im Schweidnitzischen ließ die Obrigkeit im Jahr 1677 einen Mörder hinrichten, der funfzehn Mordthaten verübt hatte. Er ward wie gewöhnlich auf einer Kuhhaut zum Gerichtsplatz geschleift, mit glühenden Zangen auf die Brüste gezwickt, und endlich von unten bis oben lebendig gerädert.

Zu Goldberg war im Jahr 1678 eine Hinrichtung von mehreren Personen, die des Raubes, Mordes, und der Brandstiftung beschuldigt waren. Ein Vorwerksmann ward verbrandt, einer von seiner Gesellschaft gekörpft, und aufs Rad gelegt, und ein Junge ebenfalls enthauptet.

Genug! Es ist mir oft die Feder aus der Hand gesunken, unterdeß ich die schrecklichen Hinrichtungen beschrieb, und ich hoffe, man wird mir jetzt jeden weitern Beweis erlassen, daß es in Absicht der gesetzlichen Grausamkeiten besser auf der Erde sey, und daß die Gerechtigkeit auf dem Wege sey, eine Mutter zu werden, da sie vorher eine Tyrannin war. Denn nicht allein in Schlesien, überall war in Europa eine solche marternde Gerechtigkeit, *) überall ist aber auch eine solche Abnahme ihrer Grausamkeit zu spühren. Man wundre sich nicht, daß sie einst so grausam war; ihren ersten Grundstein hatte die peinliche Halsgerichtsordnung Carls V. und das Blutrecht der Juden

*) Wenn man sich in der Geschichte derer die einst hingerichtet wurden, umsieht, so hat man vorzüglich Gelegenheit, dies zu bemerken, und, was noch weit trauriger ist, zu bemerken: welch eine große Anzahl vortreflicher Menschen unschuldig hingerichtet wurde. Oft lag Schwerdt und Scheiterhaufen bei Tugenden im Hinterhalt, die zu einer andern Zeit eine Bürgerkrone erhalten hätten. Vielleicht tritt nach einiger Zeit ein Buch ans Licht, unter dem Titel: Leben und Tod merkwürdiger Hingerichteten. Denn aus solcher frühern Art, die Gerechtigkeit zu üben, kann die spätere viel lernen.

im alten Teſtament gelegt. Dann fügte dem Aberglauben und Bigotterie manches andere Geſetz, wodurch die Menſchheit vollends herunter gedrückt, und zum Verbrechen geſtempelt ward. Ich finde unter den alten ſchleſiſchen Geſetzen für das Textuell buchſtäblich folgende:

1. Articul.

„Die Gotteslästerer, gleich wie auch die, „ſo ſolche Läſterung verſchweigen, ſollen für den „Gerichtshäuſern in Halß- und Fußeiſen geſtraft, „und wo ſie davon nicht abſtehen würden, mit dem „Schwerdt hingerichtet werden; Die Sacrament-„Schwärmer und Wiedertäufer ſoll kein Unterthan, „bei Strafe ewiger Verweiſung, hauſen noch hö-„fen.

Es iſt leicht zu erachten, daß ein ſolches Geſetz nicht ohne Folgen blieb; es konnte ja nicht umſonſt gegeben ſeyn. Im Jahr 1602 ließ der breslauiſche Rath einen Gotteslästerer an den Pranger ſtellen, und dort öffentlich geißeln. Weil er ſich aber demohnerachtet nicht beſſerte, ſondern mit Fluchen und Gotteslästern fortfuhr, ſo ward er bald hernach auf dem Rabenſtein enthauptet.

2. Articul.

„Die Zauberer ſollen mit dem Feuer, oder zum „wenigſten mit dem Schwerdt auch vom Leben zum „Tode

„Tode gerichtet werden, diejenigen aber, welche „ſich bei denen Zauberern und Teufelsbannern Raths „und Wahrſagens erholen, die ſollen der Güter „verwieſen ſeyn.

Wie viel Zauberer mag dies Geſetz gemacht, wie viel beſtraft haben! Nur ein Beiſpiel. Im Jahr 1562 wurde den 7ten Auguſt zu Breslau ein Schäfer verbrandt, weil er die Leute bezauberte, und ſie ſodann durch Teufelskünſte wieder heilte, wodurch er viel Geld verdiente.

Hierauf folgt ein Artikel gegen die Flucher und Beſchimpfer der Obrigkeit, die den Meineidigen gleich ſollen beſtraft werden.

4. Articul.

„Ungehorſam der Kinder, auch derſelben „Fluch, oder vielmehr Anlegung der Hand an ihre „re Eltern, ſoll nach Gelegenheit der Umbſtände „und Verordnung der Rechte geſtraft werden.

Wozu dies armſelige Geſetz in einer Sache, die jedem die Natur ſelber verbietet? Wer ihr nicht gehorcht, wird noch weniger dem rodten Buchſtaben folgen. Ein Solon hat es nicht gemacht, er hätte den Anſtoß vermieden.

Im Jahr 1585 den 22ſten April ſtuchte ein Sohn zu Leuberg ſeinem leiblichen Vater auf eine

abscheuliche Art, da ihn dieser vom Bösen abmahnte. Der Bruder seiner Mutter verwies ihm dies, aber der Knabe erstach denselben auf der Stelle mit einem Dolch, und entgieng den Händen der Obrigkeit durch die Flucht.

5. Articul.

„Die Todtschläger sollen ausserhalb der eigenen beweislichen Nothwehre ihrer Strafe vom Leben zum Tode durchs Schwerdt gewiß seyn.

Im Jahr 1503 ermordete der Sohn eines Breslauischen Bürgers zwei Nachtwächter mit der Axt. Der Vater des Thäters zeigte dies Verbrechen der Obrigkeit an, und wies zugleich die blutige Axt vor. Der Knabe (diesen Ausdruck finde ich) ward enthauptet, und mit den beiden Erschlagenen zu St. Barbara in ein Grab gelegt.

6. Articul.

„Diejenigen, welche Kinder ausser der Ehe „zeugen, sollen durch den Henker oder sein Gesinde, der Stätt ewiglich verwiesen, die aber solche Kinder abtreiben, oder auch nachmahlen, wenn sie zur Welt kommen, abwürgen, sollen durchs Schwerdt hingerichtet werden.

An

An einigen Orten in Schlesien verfuhr man noch härter gegen die Uebertreter des obigen Gesetzes. Im Jahr 1532 wurde zu Breslau das Weib eines Stadtdieners, um eines Kindermordes willen in der Oder ersäuft. Zu Lemberg aber säckte man im Jahr 1619 eine Magd deswegen in den Weber.

7. Articul.

„Die Ehebrecher sollen ihre Strafe auch durch „das Schwerdt, die Hurer aber durch ewige Ver„weisung der Güter haben.

Ich finde keine Beispiele von Uebung dieses Gesetzes; es trägt den Keim seiner Zerstörung schon in sich selbst. Aber welchen Jammer konnte es über die Menschheit bringen, wenn es in seiner Strenge geübt würde!

Es folgen jetzt Gesetze gegen Diebstahl, falsches Maaß, Schmähungen u. s. w. und der letzte peinliche Artikel ist folgender.

10. Articul.

„Entweder des Nächsten Gutes, Gesindes, „Aeker, Gränzen u. s. w. Beschädiger, und was „demselben diesfalls anhängig, sollen dergleichen „nach den Fällen, und derselben Umbständen am „Leibe nichts weniger gestraft werden.

Zu-

Zufolge dieses Gesezzes war im Jahr 1506 ein scharfer Strafact zu Breslau. Vier Edelleute mit ihren Knechten hatten aus solchen Beschädigungen ein Handwerk gemacht, und dabei viel Exorbitantien verübt. Sie wurden deshalb enthauptet, ihre Knechte aber mit glühenden Zangen gerissen.

Noch einmal! Dank sey dem Genius der Menschheit, daß die Zeiten der fürchterlichen Todesstrafen vorüber sind! Möchten doch die Zeiten der fürchterlichen Leibesstrafen überhaupt vorübergehen! Wer den Zusammenhang davon nicht ohne Erläuterung einsieht, dem möchte er auch mit derselben entgehen.

Ich erlaube mir blos noch einiges von dem Inhalt der obigen Bemerkungen über Gesezze und Strafen zu wiederholen.

Die Menschheit nimmt den Karakter der Strafen und Gesezze an, denen sie unterworfen ist.

Große Strafen machen große Verbrecher.

Wer die Gesezze vermehrt, der vermehrt die Uebertretungen.

Die erste Pflicht der Gesetzgebung ist: Unwissenheit in Verbrechen zu befördern.

Selbst

Selbſt undenkbare Verbrechen entſtehen durch das Verbot.

Groſſe Strafen und groſſe Verbrechen beſtehen ſich gegenſeitig untereinander.

Je milder die Menſchheit behandelt wird, um ſo milder läßt ſie ſich leiten.

Auch zweimal dieſe Sätze zu wiederholen, iſt nicht zu oft. Sie ſtehen in Verbindung mit dem Wohl und dem Fortſchreiten der Menſchheit. Denn vielleicht iſt es ein Merkmahl, wodurch man erkennen kann, ob ſie zur männlichen Höhe gereift iſt, wenn ſie keiner peinlichen Geſetze, und keiner körperlichen Strafen mehr bedarf.

Wenkowitz.

Der gehörnte Siegfried des Alterthums.

Erstes Kapitel.

Welches von den Vorfahren des gehörnten Siegfrieds erzählt. *)

In uralten Zeiten, als die große Fluth unter Deucalion noch nicht lange die Erde von ihren Bewohnern gereinigt hatte, und auf derselben kaum ein neues Menschengeschlecht hervorgegangen war, lebte in Thessalien ein kleiner König, Namens Actor.

Eines Abends saß er einsam vor dem Thore seines Pallastes; denn die Könige hatten damals noch nicht so viel Glanz, soviel ununterbrochenes Geräusch um sich her, wie jetzt. Da sah er einen Jüngling mit traurigem Antlitz und niederhängendem Haupte sich ihm nahen. Der Jüng-

*) Wörtlich aus den alten Schriftstellern gesammlet.

Jüngling ließ ſich auf ein Knie vor dem Könige nieder, und ſprach:

Großer Hirte der Völker, der Ruf deines Edelmuthes führt mich zu dir; ich komme, dich um Schutz und Hülfe anzuflehen. Gieb dem Rufe Wahrheit, und nimm mich auf, König der edlen Phthier!

Wer biſt du, unbekannter Jüngling? fragte der König mit ſanfterer Stimme, als ſonſt die Menſchen zu thun pflegen, wenn jemand ſie um Hülfe anruft.

Der Geburt nach, ſprach der Fremdling, hat das Schickſal mich hoch geſetzt: ich bin ein Enkel Jupiters, des mächtigſten Gottes; aber dem Glück nach hat es mich tief unter die geringſten Sterblichen erniedrigt. Wenn du mich hören wilſt edler König, ſo führe mich in ein einſames Gemach, dort will ich dir mein hartes Unglück erzählen, und dann vernehmen, was du über mich beſchließeſt.

Der König ergrif den fremden Jüngling bei der Hand, hob ihn auf, und führte ihn in ein einſames Zimmer. Eine Dienerin brachte ein ſilbernes Waſchbekken mit goldner Gießkanne, wuſch ihm die Hände und Füße, ſalbte ſein Haupt, und erquickte

erquickte ihn mit Speise und Trank. Dann eilte sie geschäftig fort, und der König sprach:

Nun sage mir an Fremdling: wer ist dein Vater, wo kommst du her, und welch ein Unglück hat dich betroffen?

Mein Vater, entgegnete der Jüngling, ist Anakus, Sohn des Jupiters, und König auf der Insel Aegina. Aber ich darf ihn nun nicht mehr Vater nennen; ich habe keinen Vater und kein Vaterland mehr! Höre! wie ich beides verlohr. Ich war mit meinen Brüdern Telamon und Phocus in den Gefilden von Aegina, und wir übten uns in Heldenspielen; wir kämpften um den Preis, wer am weitesten den Wurfspieß und die Scheibe werfen könnte. Da entfuhr die Wurfscheibe in einem unglücklichen Augenblick ohne Vorsicht meinen Händen, und traf meinen Bruder Phocus an der Stirn, daß er taumelnd zur Erde sank, daß über sein blasses Antlitz purpurfarbnes Blut herabfloß, und er mit Aechzen seinen Geist aushauchte. Er war der Liebling meines Vaters, und Anakus, der Gerechte, ergrimmte, da er ihn todt und erstarrt liegen sah. Eine feindliche Gottheit hauchte ihm den Gedanken ein, daß wir mit Vorsatz unsern Bruder erschlagen hätten, und er verjagte uns voll Zorn aus seinem Lande. Mein Bruder Tela-

mon

mon flüchtete nach Salamis zu dem Könige Eythreus, ich aber komme zu dir, König Actor, deine Hülfe anflehend. Meine Hände triefen von Blut eines erſchlagnen Bruders, ein noch Lebender ſeufzt über mich, daß ich ihn ins Unglück ſtürzte, und der Haß eines gerecht erzürnten Vaters verfolgt mich. Aber mein Herz iſt rein, und mein trauriges Schickſal fordert zum Mitleid gegen mich auf.

Wer ſelbſt eine Wunde im Herzen hat, iſt theilnehmender bei dem Schmerze anderer. Der König Actor war der Glücklichen keiner. Er hatte ungerathne Kinder, die nach ſeinem Reiche ſtrebten, und ſein Leben verbitterten. Jetzt ſah er einen holden unglücklichen Jüngling, einen Königeſohn mit ſchönem Antlitz und heldenförmigen Wuchs, mit edlem Anſtande und erhabner Seele vor ſich, und ſein Herz begann ſich zu erwärmen. Solche Söhne hatte ſein Geiſt längſt erſehnt.

Du biſt Peleus, hub er an, der Sohn meines alten Freundes Anakus, und der Enkel Jupiters. Wohlan denn, bleibe bei mir! Ich will dich ſchützen, ich will dich entſündigen.

Darauf ließ er einen weißen Stier von der Erde herbeibringen, und ſtreute Opfermehl auf ſein Haupt, und ſchlachtete ihn, und beſprüzte den

Jüngling

Jüngling, der vor dem Altar kniete, dreimal mit dem warmen Blut, und ließ sodann das Fett des Stiers auf dem Altar gen Himmel lodern. Hernach führte er den Büßenden zu dem hellfließenden Peneus, und hieß ihn sich waschen am ganzen Körper, und legte ihm sodann neue Kleider an. Die blutigen aber wurden verbrannt. So ward Peleus entsündigt, und aufgenommen zum Pflegesohn des Königs von Phthia.

Als aber die rechten Söhne des edlen Actors sahen, daß ein Fremder ihnen zur Seite gesetzt wurde, und daß ihres Vaters Herz sich gegen ihn wandte, da wallte ihr Zorn noch heftiger auf, und sie kränkten tiefer den bejahrten Vater.

Actor hatte eine edle That begangen, als er den flüchtigen Peleus aufnahm, aber die Frucht, welche sie ihm eintrug, war bitter. Schon damals ward die Tugend, wie jetzt, oft ein Dorn, welcher den reizte, der sie übte. Lange kämpfte Vaterliebe und beleidigte Königswürde in dem Herzen des edlen Actor; aber als seine Söhne immer lauter nach seiner Herrschaft trachteten, als seine Krone und sein Leben in Gefahr gerieth, da siegte endlich die letzte. Er riß von der zärtlichen Neigung, welche die Na-

tur

tur in die Bruſt der Eltern legt, die noch übrige Wurzel heraus, und verbannte plötzlich ſeine ungerathnen Söhne von ſeinem Antlitz, und enterbte ſie von der Nachfolge in ſeinem Reich.

Aber ſein Herz war verwundet; es bedurfte eines lindernden Balſams, um zu heilen. Der holde dankbare Peleus gab ihm denſelben, indem er ſein Alter durch jugendliche Munterkeit und ſüße Unterredung erheiterte. Dafür ſchenkte ihm der graue Monarch ſeine ungetheilte Liebe, und erwählte ihn endlich zu ſeinem Nachfolger im Königreich. Bald darauf ſtarb er und Peleus ward König von Phthia.

Stiefmütterlich war alſo das Glück nicht mit dem jungen Peleus umgegangen. Er hatte ein Königreich verlohren, und das andere bot ſich ihm von ſelbſt wieder dar. Ein Königreich war aber damals, ſo wie jetzt, ein Amt, das ſeinen Mann ernährt, ja noch eine Gattin dazu. Nach dieſer begann denn auch Peleus, nachdem er aus dem ſüßen Becher des Herrſchens ſich ein wenig ſatt getrunken hatte, ſich ein wenig lüſtern umherzuſchauen.

Aber warlich Schande wäre es geweſen, in einem ſo jugendlichen Alter, ſich ohne Heldenthat, ohne Ruhm, ohne Unſterblichkeit in ſeinem Königreiche

reiche zu begraben, zwiefache Schande für einen Enkel des großen Jupiters. Peleus fühlte dies, erstickte den süßen Trieb, ein holdes Weib in seine Arme zu schließen, noch jetzt, und schaute nach Ruhm umher.

Schnell bot sich ihm eine glänzende Gelegenheit dar, unsterblich zu werden. Pelias hatte damals dem Helden Jason den Auftrag gegeben, das goldne Fließ aus Kolchis zu holen, und die Väter der berühmten Helden, deren Söhne nachmals vor Troja fochten, rüsteten sich zu dem weiten Zuge. Unter ihnen waren Hercules, Kastor, Pollux, Meleager, Orpheus, Theseus, Piritheus, und Telamon, der Bruder des Peleus. Die Gesellschaft dieser Helden allein vermochte unsterblich zu machen, und Peleus schifte sich freudig mit ihnen zu Jolkos ein, hatte eine rührende Scene mit seinem Bruder, horchte dem Gesange Orpheus unterwegens mit vielem Wohlgefallen, ergötzte sich hoch mit den andern Helden bei den schönen Lemnieerinnen, ließ sich in die samothraeischen Geheimnisse einweihen, duldete viele Stürme und Windstillen, sah wie Pollux den streitbaren Amykus überwand, lernte den blinden Phineus und die Harpien kennen, sah, wie Jason die flammenhauchenden Stiere an den Pflug spannte, die gezähmten Männer erlegte, welche aus den

gesäe-

gesäeten Drachenzähnen aufwuchsen, wie er den Drachen tödtete, welcher das goldne Fließ bewachte, und dies schöne Widderfell eroberte, half auf der Rückreise das Schif Argo von der Donau nach dem adriatischen Meerbusen tragen, und langte endlich glücklich mit seinen Gefährten wieder in dem Hafen Jolkos an.

Was er übrigens verrichtete, verschweigt die bescheidene Geschichte. Er war mit zu großen Helden umgeben, deren Thaten die seinigen verschlangen.

Als er nun jetzt wieder wohlbehalten in seinem Phthia sich befand, da begann er ernstlich darauf zu sinnen, nach einer so langen und mühseligen Fahrt, an der Seite eines holden Weibes auszuruhen.

Der Gott der ruhigen Meerfläche, Nereus, hatte damals mit seiner geliebten Doris eine schöne mannbare Tochter gezeugt, mit Namen Thetis. Diese neugebohrne Nereide war so reitzend, daß selbst Jupiter sich mit ihr vermählen wollte. Aber plötzlich machte Prometheus eine Prophezeihung kund, ihr sey es bestimmt, einen Sohn zu zeugen, der mächtiger als sein Vater seyn würde.

Jupiter erinnerte sich, was er an seinem Vater Kronos begieng, und mochte sich fürchten, daß diese Scene mit ihm wiederholt würde; er erstickte also die aufkeimende Liebe zu der schönen Thetis, und es ward ihm leicht. Der allgewaltige Herrscher, der vom Schicksal zum Gott der Keuschheit nicht bestimmt war, konnte bei den Töchtern der Sterblichen und Unsterblichen sich trösten.

Aber auch kein anderer Gott wollte sich der Gefahr aussezzen, sich von seinem Sohn verdunkeln, oder gar entthronen zu lassen, und die schöne Thetis mußte besorgen, bei allem ihren Reitz unvermählt zu bleiben. Da sah einst Peleus sie am Ufer des Meeres sizzen, wie sie ihre blonden Haare kämmte, und ein Strahl der Sonne die schönen Lokken trocknete. Lange hatte er schon in seinem Königreiche nach einer Dirne umhergeschaut, gegen die sein Herz mit heißer Liebe entbrennen möchte, und sie noch immer nicht gefunden; denn die Jahre der ersten Leidenschaft waren schon auf dem Argonautenzuge vorübergegangen. Aber als er die schöne Thetis am Ufer des Meeres erblickte, da fühlte er, sie sey es, die ihn auch jezt noch zum Jüngling umschaffen könnte.

Könige

Könige ſind nicht gewohnt, ihren Neigungen einen bändigenden Zaum anzulegen. Gleich Peter dem Großen, der auch im Kreiſe der Höflinge eine Schöne, die ihm gefiel, umarmte, und mit ſich hinwegzureißen ſuchte, nahte ſich Peleus voll Begierde der ſchönen Tochter des Nereus, und umfaßte ſie brünſtig.

Aber die Göttin erkannte den Sterblichen, und als er ſie an ſein Herz zu drükken wähnte, da fühlte er plötzlich ein ſchlankes Gebüſch in ſeinen Armen, das am Ufer des Meeres ſtand. Die Nereide war ihm durch eine ſchnelle Verwandlung entſchlüpft, denn ſie trug höhere Gedanken an einen Gott in ihrer Bruſt, und verſchmähte die Liebe eines Erdenſohnes.

Der König von Phthia mußte alſo bei ſeiner Herrſchaft über andere auch ſich ſelbſt zu beherrſchen ſuchen, und dies letzte ward ihm unendlich ſchwerer, als jenes. Gleich einem verwundeten Stier lief er am Geſtade des Meers auf und nieder, und rief laut nach der verſchwundenen Schöne; ſie erſchien nicht wieder, und er wußte ſelbſt nicht, wer ſie war, und wie ſie hieß. Aber er beſchrieb ſie allen ſeinen Höflingen, und man erkannte bald, es ſey die Tochter des Nereus, die ſchöne Theris, welche den König mit dem Pfeil der Liebe verwundet habe.

Wo die geliebte Fliehende finden, die sich jeden Augenblick in den Tiefen des Meeres verbergen konnte? Das war eine Aufgabe, daran der Witz des ganzen Hofes zu Phthia scheiterte. Endlich, nachdem Peleus lange vergebens geschmachtet hatte, sah er die holde Thetis, wie sie unter ihren Geschwistern am Meere scherzte, wieder. Der erfreute König nahte sich eilend, aber er war jetzt ein schüchterner Liebhaber geworden.

Schöne Göttin, sprach er, warum fliehst du mich so grausam, der ich auf der Erde nichts sehnlicher suche als dich?

Ich fliehe den König Peleus nicht, antwortete die Nereide, ich vermeide nur seine Umarmungen, die er billiger einer Sterblichen gewähre, da er selber ein Sterblicher ist.

Eine solche Sprache hören Könige nicht oft, die man gewöhnlich aus Sterblichen zu Unsterblichen macht. Peleus ward also etwas verlegen; aber seine Schmeichler hatten schon den Grund gelegt, daß diese Verlegenheit nicht lange dauern konnte. Sie hatten ihm seinen erhabenen Werth zu oft begreiflich gemacht, als daß er nicht daran hätte glauben sollen. Das Gefühl desselben erwachte jetzt wieder, und er rief voll Würde:

O Tochter des Nereus, laß dich das Loos meiner Sterblichkeit nicht zurückschrekken! Ich habe Vorzüge, die der Unsterblichkeit nahe kommen! Ich bin ein Enkel Jupiters, und Sohn des Königs Anacus, der jetzt ein erhabener Höllenrichter geworden ist. Ich bin mit den heldenmüthigen Argonauten in Kolchis gewesen; ich bin jetzt König von Phthia, und wenn du, Thetis, im Meer herrschest, so herrsche ich auf dem Lande!

Das Gefühl seiner Selbst war bei diesen Worten so stark geworden, daß er von neuem die schöne Nereide heftig umarmte. Mit lautem Geschrei entflohen ihre Schwestern. Sie selber blieb, aber nicht für den verliebten Peleus. Denn als er seine umfaßte Göttin genau betrachtete, da sah er voll Verzweiflung, daß sie ein trockner Baumstamm geworden sey.

So täuschte die muthwillige Thetis noch öfter den schmachtenden Peleus, und der Hof desselben hatte während dieser Zeit unerträgliche Launen zu erdulden. Aber als sich kein Gott zu einer Vermählung mit der schönen Nereide entschließen wollte, als Peleus durch eine feierliche Gesandschaft bei ihrem Vater Nereus um sie werben ließ, als er sie endlich in einer Höhle schlafend überraschte, und die Göttin Suada Honig

von seinen Lippen träufte, da fühlte sie, auch ein Sterblicher könne liebenswürdig seyn, und ein leises Ja! tönte aus ihrem Munde. Will man den alten Dichtern glauben, so trug der Gedanke, daß Peleus das goldene Vließ mit erobern half, zu dem Entschluß der Thetis am meisten bei.

Der König von Phthia stammte von Jupiter ab, und Thetis war selbst eine Göttin: ihre Vermählung foderte daher eine große Feierlichkeit, und die Nereide fühlte ihre erhabne Abkunft zu sehr, um nicht den möglichsten Glanz damit zu verbinden. Sie bestimmte den Berg Pelion, der sich unter allen umliegenden Bergen dem Himmel am nächsten lagerte, zu dem Ort ihrer Verbindung, und alle Götter und Göttinnen wurden dazu eingeladen, nur die Eris, die Göttin der Zwietracht nicht; denn die Himmelsbewohner wollten diesen Tag ununterbrochen fröhlich und in süßer Einigkeit hinbringen.

Sie erschienen alle in ihrem erhabensten Schmuck, Jupiter ließ die Donnerkeile auf dem Olymp, er trug blos den goldnen Zepter in der Rechten, und der königliche Adler schmiegte sich unter seinen Füßen. So fuhr er gleich einem Gewitter daher. Hinter ihm kam Juno, die Königin des Himmels. Sie saß in einem Wagen, der

wie

wie ein Geſtirn glänzte, und ein himmelblaues Gewand umgab ihren majeſtätiſchen Körper. Stolzprangend eilten die Pfauen wie Regenbogen daher, und brachten ihre Beherrſcherin in die Verſammlung.

Auf ſie folgte der erhabene Neptun. Hoch auf wogten von beiden Seiten die Fluten, als die ſchnaubenden Roſſe ſie durcheilten. Wie ein Sturmwind betrat er das Trockne, und zween Winke, da berührte der donnernde Wagen den Gipfel des Pelion.

Jetzt ſah man aus tiefer Ferne flammenſchnaubende Roſſe dahereilen. Ein feuriger Wagen rollte hinter ihnen und durchſchnitt dampfend die Lüfte. Drinn ſaß der ſchöne Jüngling Phöbus Apollo, und der herrliche Strahlenkranz umgab rings ſein göttliches Haupt. In der Rechten hielt er den ſilbernen Bogen, in der Linken die ſüßtönende Leyer. Als er in die Verſammlung der Götter trat, da erfüllte Klarheit das ganze Haupt des Gebürges, und der Glanz der unſterblichen Götter trat in hellern Lichte hervor.

Hinter ihm folgte die jungfräuliche Diana. Ihr dunkles Gewand war mit Sternen beſät, und auf ihrem Haupte ſchimmerte der

ſichel-

sichelförmige Mond. Der goldne Bogen erklang in ihrer Rechten, und auf der Schulter rasselte der furchtbare Köcher.

Langsam und majestätisch nahte sich jetzt Minerva der erhabenen Versammlung. Auf ihrem Haupte prangte der schüzzende Helm mit winkendem Federbusch, und am Arm hielt sie die herrliche Aegide. Stille verbreitete sich unter den Göttern, als sie erschien, und voll Ehrfurcht schauten sie auf die Kommende.

Wie ein Blitzstrahl zuckte es jetzt durch die Lüfte, und Merkur stand mit geflügeltem Haupte und mit dem blinkenden Schlangenstabe in der Mitte der Unsterblichen.

Als sie noch voll Verwunderung auf die Eile des schönen Götterboten merkten, da begann es plötzlich in den Lüften leise zu säuseln. Die Götter sahen auf, und ein leichter Wagen schwamm, wie Blüthenhauch von Westwinden getragen, daher. Schneeweiße Tauben zogen ihn eilend durch die Lüfte, und nicht lange, so berührte er den Gipfel des glänzenden Pelion. Angethan mit dem rosenfarbenen Gürtel, dessen Reizen kein Sterblicher und kein Unsterblicher zu widerstehn vermag, stieg Venus Aphrodisia aus dem schimmernden Wagen, und ein Meer

von

von Wohlgerüchen floß an allen Seiten vom Haupt des Gebürges in die Thäler hernieder, als die Himmliſche unter die Götter hintrat.

Nach ihr erſchien die nährende Ceres, der furchtbare Mars mit rauſchendem Panzer, die mütterliche Cybele und viele andere Götter und Göttinnen. Zuletzt kam der freundliche Bachus langſam und majeſtätiſch daher. Seinen Wagen zogen gefleckte Tiger, und durch ſein Haar wand ſich nieverwelkender Epheu. In ſeiner Rechten hielt er den Thyrſusſtab, in der Linken funkelnde Weintrauben. Sein Antlitz aber glänzte von jugendlicher Freude.

So verſammelten ſich die Himmelsbewohner auf dem Gipfel des Pelion, und ſetzten ſich dann in rauſchender Fröhlichkeit zu dem erhabenen Mahle nieder. Alles was der Himmel und was die Erde Labendes und Erquikkendes hervorbringt, das hatte Thetis auf der Göttertafel vereint. Die Sterblichen aber ſchauten von unten voll Staunen die hohe Feier an, die auf dem Haupte des ſtolzen Pelion ſich verbreitete, und vermochten kaum den Glanz zu ertragen, der von Phöbus Apollo ringsum ausgieng.

So wie der Aetna, wenn er lange nur Dampf und Wolken ausſtieß, plötzlich in einer dunkeln

dunkeln Nacht seinen Gipfel erhellt, und himmelhohe Flammen emporwälzt, und weit umher über Länder und Meere glänzt, so war jetzt das erhabene Haupt des Pelion. Glanz und ambrosischer Duft erfüllte ringsum die Länder.

Als die Götter nun in hoher Freude beisammen saßen, da kam plötzlich ein Wagen durch die Lüfte dahergefahren. Geflügelte Drachen zogen ihn, und eine fürchterliche Gestalt mit flatterndem Haar, worinn Schlangen hiengen, mit funkelnden Augen, und mit einer Fackel in der blutigen Rechten saß darinn. Es war die Göttin der Zwietracht, die man zu der Vermählungsfeyer nicht eingeladen hatte. Sie fuhr dicht neben dem Gipfel des Pelion vorbei, und warf einen goldnen Apfel in die Versammlung der Götter, welcher neben Juno, Minerva und Venus niederfiel.

Voll Verwunderung schauten die Götter den glänzenden Apfel an, und lasen darauf die Worte: Ihr empfange die Schönste. Sogleich erhob sich die Frage unter den Unsterblichen: welche Göttin die Schönste sey? und mehrere begannen nach diesem Ruhm und nach dem reizenden Apfel zu trachten. Wer wollte entscheiden? Jupiter schwieg, und die übrigen Himmelsbewohner wagten nicht,

den

den Ausſpruch zu thun. Aber dahin vereinigten ſie ſich alle, daß er einer von den dreien: der Juno, der Minerva, oder der Venus gebühre. Welcher von ihnen? nur das blieb unentſchieden.

Endlich ſprach Zevs: wir Götter können hier nicht urtheilen, wir ſind zu nahe mit dieſen erhabenen Göttinnen vereint, und Nebenumſtände würden unſre Entſcheidung lenken. Aber auf dem Berge Ida weidet ein Hirte voll Natur und Einfalt; er wird unbefangen ſagen, was Augen und Herz ihn lehrt, er wird die Wahrheit finden. Machet euch alſo auf, ihr Göttinnen, geht zu ihm, und laßt ihn den Preis austheilen.

Einſtimmig ward Jupiters weiſer Rath gebilligt, und die Götter erhoben ſich von dem prächtigen Mahle. Aber was die wetteifernden Göttinnen begannen, und welche den Preis empfieng, dies bleibe für die Zukunft aufgeſpart. Wir wollen uns wieder zu Peleus und Thetis wenden, denen jetzt der ſüße Preis der Liebe zu Theil ward.

Die unſterbliche Thetis war alſo mit einem ſterblichen Manne vermählt, war aber Königin von Phthia, und durfte auch übrigens ihr erniedrigtes Loos nicht anklagen, denn in der Liebe ſollen die Sterblichen den Göttern gleich ſeyn. Dennoch kannte ſie ihre erhabene Abkunft nicht ver-

vergessen, und dies äußerte sich vorzüglich, als sie ihren ersten Sohn gebahr. Sie war nehmlich zu stolz, um einen sterblichen Sohn zu zeugen, und wollte das Irrdische durch Feuer von ihm trennen. Sie legte ihn also in einen glühenden Ofen, um ihn gleich dem unreinen Golde zu läutern, aber das arme Kind verbrannte, und es blieb nichts Unsterbliches.

So machte sie es mit ihren sechs ersten Kindern, und die Unglücklichen wurden nicht, gleich dem unverbrennlichen Asbest, gereinigt, sondern die Glut verzehrte sie, wie Opferlämmer auf dem Altar. Als sie den siebenten Sohn gebohren hatte, und in der Nacht dieselbe Läuterung mit ihm beginnen wollte, erwachte der Vater, und rettete ihn. Aber die unsterbliche Mutter konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der Sohn einer Göttin gleich andern Menschenkindern seyn sollte, und sann darauf, ihm erhabene Vorzüge vor denselben zu geben. Schnell war ihr Entwurf gemacht. Als einer Unsterblichen stand ihr das Thor der Unterwelt offen. Sie nahm also den neugebohrnen Knaben und trug ihn in den Orkus zu den schwarzen Fluten des Styx. Hier faßte sie ihn bei dem zarten Schenkel des einen Fußes, tauchte ihn in das Wasser des Höllenflusses, und sprach: sei unverwundbar, mein Sohn, am ganzen Körper, wo das Wasser des

Höl-

Höllenfluſſes dich benetzt. Ueberall drang das Waſſer hin, und machte die Haut des Knaben undurchdringlich, nur da, wo die Mutter ihn am Schenkel hielt, blieb er unbenetzt und verwundbar.

Dieſer Knabe iſt der Held, deſſen Lebenslauf die folgende Geſchichte erzählt; und weil er eben ſo unverwundbar iſt, wie der bekannte neuere Held, der ſich in dem Blut eines erlegten Drachens wälzte, und davon eine Hornhaut über den ganzen Leib bekam, ſo darf man ihn wegen dieſer Aehnlichkeit mit Recht den Nahmen deſſelben beilegen, und ihn den gehörnten Siegfried des Alterthums nennen. Sonſt ward er eigentlich bei dieſer Taufe in dem Styx Ligyron genannt; aber dieſen Nahmen veränderte, wie im folgenden ſich zeigen wird, ſein Erzieher, und hieß ihn Achilles.

Der Verfaſſer beſchließt dies Kapitel mit dem Wunſche, daß alle Mütter ihre Söhne nicht nur mit dem Leibe, ſondern auch mit der Seele in den Styx tauchen könnten, um ſie gegen die mannigfachen Uebel dieſes Lebens abzuhärten.

Wie dies, wenigſtens zum Theil geſchehen könne, dies lehrt ein ſehr weiſer Mann, Nahmens Rouſſeau, und das Buch, worin er es lehrt, heißt Emil.

Zweites Kapitel.

Wie der gebohrne Siegfried erzogen wird.

Thetis hatte sich im Hause des Peleus die Herrschaft angemaaßt, wie gewöhnlich die Weiber zu thun pflegen, die sich mit einem Manne von geringerem Stande vermählen; sie entschied also auch über die Erziehung des neugebohrnen Ligyron. Zu sehr Göttin, zu sehr erhaben über die Pflichten gewöhnlicher Weiber, konnte sie sich nicht entschließen, ihn an ihrer Brust zu stillen; auch hätte ihm dies zu viel Aehnlichkeit mit andern Sterblichen gegeben. Sie sann also darauf, ihn von der Geburt an vor allen Erdensöhnen auszuzeichnen.

Damals lebte in Thessalien ein wunderbares fürchterliches Menschengeschlecht, welches Centauren hieß. Dies Volk, wenn man es so nennen darf, war halb Mensch halb Pferd. Bis an den Unterleib hatte es vollkommen menschliche Gestalt, mit Kopf, Brust und Armen, hinten ward es ein Pferd mit vier Füßen.

Unter diesem seltsamen Geschlecht war einer, mit Nahmen Chiron, hochberühmt, wegen seiner

Weis-

Weisheit, seiner Kräuterkenntniß und seiner Erziehungskunst. Er wußte nicht allein die Seele zu bilden, sondern auch den Körper durch heilsame Mittel gesund zu erhalten. Sein Vater Saturn zeugte ihn mit der Phylira, die sich in ein Pferd verwandelt hatte, und diesen Centaur zur Welt brachte. Es floß also göttliches Blut in seinen Adern, und dabei war ihm die hohe Gabe der Weissagung verliehen. Er hatte den Herkules und den Jason erzogen, und weil beide so großen Heldenruhm erwarben, so entschloß sich Thetis, ihm auch den jungen Ligyron anzuvertrauen.

Sie selber trug ihn zu dem Centauren, der ohnweit des Meers in einer Höle einsam wohnte, und dort über die Bestimmung der sterblichen Menschen nachsann. Chiron war am Eingange seiner Höle eingeschlafen, und die Göttin legte ihm den unmündigen Knaben in die Arme. Als er darüber erwachte, sprach sie: Glücklicher war nie ein Schlummernder, als du, Centaur, glücklicher nie ein Erwachender! Ein Götterkind ist dir zur Erziehung anvertraut, unterdeß du in süßer Vergessenheit dalagst. Erzieh es, wie noch keins erzogen ward! Es ist in den Styx getaucht, und verdient die höchste Anstrengung deiner Kunst.

Obwohl diese Anrede etwas stolz klang, so hörte dennoch der weise Chiron sie mit Wohlwollen an.

Wel-

Welche Mutter würde anders reden, dachte er, wenn sie die Meinung ihres Herzens sagen wollte? Ueberdies sah er in dem zarten Antlitz des Knaben seine künftige Größe, und hätte auch ohne die Ermunterung der Göttin die Erziehung desselben mit Freuden übernommen. Er sagte ihr dies, versprach zugleich, seine ganze Wissenschaft aufzubieten, um die großen Anlagen des Götterkindes zu entwikkeln, und Thetis schied höchst zufrieden mit sich selbst von dem Centauren, ohne sich weiter um den kleinen Ligyron zu bekümmern; denn sie hatte doch nun wahrlich alles gethan, was man von einer so erhabenen Mutter fordern durfte!

Als Chiron sich mit dem unmündigen Knaben allein sah, dachte er: wie noch keiner erzogen ward, soll dieser hier erzogen werden? Wohlan denn! die erste Erziehung besteht in körperlicher Nahrung; sie sey anders, wie sie gewöhnlich ist! So dachte er, und machte eilend dem Knaben ein weiches Lager von Moos, und legte ihn darauf. Dann eilte er mit schallendem Laufe wie ein Sturmwind davon. Auf seinem Rükken rasselte der Köcher, und in seiner Rechten drohte der schreckliche Bogen. So eilte er in tiefe Wüsten, wo die grimmigsten Thiere wohnen, und blickte mit scharfem Auge umher. Bald sah er einen wütenden Löwen daher kommen. Schnell spannte er den mächtigen Bogen, und richtete

tete das Geſchoß. Gleich einem mörderiſchen Geyer, der blutdürſtig auf die Beute herunterſtürzt, ziſchte der Pfeil durch die Luft, und verwundete den ſchnaubenden Löwen in der breiten Bruſt. Aber er ſank nicht von dem ſpizzigen Eiſen, ſondern kam raſchſchnaubend gegen den Centaur, und bäumte ſich hoch auf, die Klauen in ſeine Bruſt zu ſchlagen. Da wandte der Centaur ſich eilend herum, und traf mit ſtarkem Huf die Stirn des Löwen, und zerſchmetterte ſie. Laut brüllte der Löwe, und ſank zur Erde, und wälzte ſich ſterbend. Aber der Centaur warf ihn auf ſeinen Rükken, und eilte mit ihm in ſeine Höle. Hier zerbrach er ihm die Gebeine, daß das Mark hervordrang, und flößte es dem Knaben ein.

Wenn Thetis es gleich nicht geſagt hatte, daß der junge Ligyron ein Held werden ſollte, ſo las es Chiron doch, vermöge ſeiner göttlichen Kraft in ihrem Herzen. Das Mark des Löwen, dachte er, ſoll ihn dazu vorbereiten, es ſoll ihn ſtärker und muthiger machen, als ſonſt die Sterblichen ſind. Milch hätte die Heldenſeele zu weich gebildet.

Wenn der Knabe des Löwenmarks überdrüſſig war, ſo eilte der Centaur in die Wüſten, und erlegte andere wilde Thiere, vorzuglich Bären und

Hir-

Hirsche. Das Mark des Bären sollte ihn grimmig gegen seine Feinde machen, und das Mark des Hirsches schnell und gewandt.

So wuchs der Knabe in der kräftigsten Nahrung auf, die je ein Sterblicher genossen hatte, und weil er nie die Lippen zur süßen Brust der Mutter brachte, weil er sich nie ihrer zum kindlichen Säugen bediente, so nannte ihn der Centaur nicht mehr Ligyron, sondern Achilles, *) und dies ist der Nahme, unter welchem der Held nachmals dem Alterthum und der neuern Welt bekannt ward.

Als der junge Achilles zu den Knabenjahren heranwuchs, da übte ihn der weise Chiron zuerst in körperlichen Anstrengungen, und suchte ihn gegen jedes Ungemach abzuhärten. Vorzüglich bildete er seinen Körper zum schnellen Lauf, und erst dann, als der junge Achilles sich in dieser Kunst bis zu einem hohen Grade vervollkommnet, erst dann, als er einen Hasen eingeholt, und ihn schweißtriefend seinem Erzieher gebracht hatte, begann dieser auch seine Seele zu bilden.

Er

*) Von a ohne, und χειλος die Lippe. Mögen sie ruhen die vielfachen andern Untersuchungen, wie man den Nahmen Achilles ableitet.

Er lehrte ihn zuerſt die Kräuter kennen, die um ſeine Höle wuchſen; dann leitete er ihn zur Muſik und Poeſie, welche damals beide durch Orpheus einen großen Schwung erhalten hatten. So wuchs der junge Achilles einſam in einer Felſenhöle auf, und ward wie ſein Lehrer ein gewaltiger Jäger.

Aber es iſt Zeit, zurückzuſchauen, auf eine wichtige Begebenheit, die am Vermählungstage ſeiner Eltern ſich ereignet hatte. Schon oben ward es erwähnt, daß die Göttin Iris einen goldnen Apfel für die Schönſte beſtimmt, in die Verſammlung der Götter warf, und daß Jupiter einen Hirten auf Ida *) zum Schiedsrichter vorſchlug. Zu dieſem machten ſich die drei Göttinnen: Juno, Minerva und Venus mit klopfendem Herzen auf. Sie fanden auf dem Gipfel des Gebürges einen ſchönes gebildeten zarten Hirten, der harmlos unter ſeiner Heerde daſaß, und voll Verwunderung aufſchaute, als die drei erhabenen Göttinnen gegen ihn daherkamen.

Juno überreichte ihm den goldnen Apfel, und trug ihm den hocherröthenden Jüngling ihr Anliegen vor. Verſchämt ſchlug er die Augen nieder, und ſann lange nach, endlich ſprach er:

*) Ein Berg in Aſien, unweit dem ehmaligen Troja.

Schöne Göttinnen, was je mein Auge reitzendes und erhabenes auf der Erde sah, das ist in eurem Antlitz vereint, aber das Antlitz enthält nicht alle Schönheiten des Weibes, und das Gewand bedeckt deren noch eben so viel. Dies müßt ihr ablegen, wenn ihr wollt, daß ich nach der Wahrheit entscheide.

Jetzt begannen die Göttinnen zu erröthen, und schlugen die Augen, wie der Hirte vorher schamhaft nieder, aber sie wurden noch unendlich schöner dadurch, und der schlaue Hirte ließ von seiner Forderung nicht nach. Endlich fieng Juno an, sich zu entkleiden, und die beiden andern Göttinnen folgten ihr nach, damit sie den Preis nicht erringe.

Unterdeß die Göttinnen voll brennender Scham ihre Gewänder ablegten, flüsterten sie dem schönen Hirten nacheinander einige geheime Worte ins Ohr. Erkenne mich für die Schönste, sprach die Juno zu ihm, und ich gewähre dir die höchste Macht und Herrschaft.

Die höchste Weisheit, die je ein Sterblicher besaß, sei dein, sprach Minerva, wenn du mir den Preis ertheilst.

Gieb mir den Apfel, ſagte Venus leiſe, und ich verſpreche dir die ſchönſte Frau, die auf Erden iſt.

Jetzt ſtanden die Göttinnen, enthüllt bis zu den geheimſten Reizen, vor dem ſtaunenden Hirten, und wußten nicht, wohin ſie ihren Blick wenden ſollten. So ſteht die himmliſche Eliſe vor Pigmalion, wenn aber der göttlich gebildete Marmor beſeelt wird, und ſie die erſten ſchüchternen Bewegungen wagt. So ſtehen die drei Huldgöttinnen vor Phidias, die eben aus ſeinen ſchaffenden Händen hervorgiengen.

Unterdeß irrte das trunkene Auge des Hirten zwiſchen dem Himmel voll Schönheiten, der ſich vor ihm aufthat, umher, und vermochte ſich nicht zu ſättigen. Wie ein Seliger, der eben nach dem Schlummer des Todes in Elyſium erwacht, voll ſüßer Verwunderung die himmliſchen Gefilde, die ſich vor ſeinem Blick öfnen, anſchaut, und immer neue Schönheiten entdeckt, ſo war jetzt der Hirte. Endlich hub er zitternd die Hand mit dem Apfel auf, und reichte ihn der Venus.

Da wandte ſich Juno voll Zorn hinweg. Ihr Auge, das vorher ſchmachtend ſchien, funkelte

kelte grimmig. So schwang sie sich auf ihren holzen Wagen, und flog, von Pfauen gezogen, mit einer tiefen Wunde im Herzen fort.

Auch Minerva vermochte ihren Unmuth nicht zu verbergen; sie warf einen schrecklichen Blick auf den Hirten, und eilte rachsüchtig hinweg. Venus aber blieb bei dem Jüngling allein, wiederholte ihr Versprechen noch einmal, daß ihm die schönste Frau auf der Erde zu Theil werden sollte, und versprach ihm ihren Schutz auf immer. Dann bestieg sie den leichtschwimmenden Wagen mit erfreutem Herzen, und die leuchtenden Tauben flogen schnell mit ihr zum Olymp.

Der Hirte hieß Paris, und war kein Hirte von Geburt, sondern ein Sohn des Königs Priamus von Troja. Ein ungünstiges Schicksal nur hatte ihn zu den Hirten erniedrigt. Denn als seine Mutter Hecuba mit ihm schwanger war, da träumte ihr, daß sie eine brennende Fackel gebohren hätte. Die Wahrsager wurden um die Auslegung befragt, und sie antworteten, die Königin würde einen Sohn gebähren, dem es bestimmt wäre, seinem Vaterlande den Untergang zu bringen. Als Priamus dies vernahm, befahl er, dem neugebohrnen

nen Knaben auf dem Ida auszusetzen, damit er dort umkommen möchte. Aber eine Bärin fand ihn, und reichte ihm ihre Brüste fünf Tage lang. Als dies derjenige sah, der ihn ausgesetzt hatte, da merkte er, daß der Knabe wunderbar solle erhalten werden.

Er übergab ihn also den Hirten zur Erziehung, und bei diesen wuchs der junge Prinz auf, und ward selbst ein Hirte. Als Jüngling entschied er sodann die Streitigkeiten der Hirten so weise, daß der Ruf davon selber bis zum Jupiter erscholl, und dieser ihn erkohr, den Wettstreit zwischen den drei schönsten Göttinnen zu entscheiden.

Unterdeß erfuhr Paris, daß er der Sohn des Königs Priamus sey. Aber er blieb dennoch auf dem Ida, denn hier fesselte ihn die Liebe zu einer schönen Bergnymphe, Nahmens Oenone. Er vermählte sich mit ihr, obwohl ihm Venus das schönste Weib auf der Erde versprochen hatte. Oenone war für ihn jetzt die schönste. Mit ihr lebte er als Hirte im süßesten Glück. O wäre der Thor Hirte geblieben! Nur einmal findet man das Glück, und dann nicht wieder. Aber der Ehrgeiz rief ihn hinweg, von diesem friedlichen Sitze.

Der

Der König Priamus ſtellte nehmlich einen groſſen Wettkampf an, und allerhand ritterliche Spiele. Das Gerücht davon erſcholl ſelber bis zu den Hirten auf dem Ida, und nun vermochte Paris ſich nicht länger zu verſagen, am Hofe ſeines Vaters zu erſcheinen. Er zeigte ſich daſelbſt als ein Unbekannter, und kämpfte mit, und trug den Preis davon. Voll Verdruß hierüber drang ſein älterer Bruder Hector mit dem Schwerdt auf ihn ein, um ihm den Sieg zu entreiſſen. Da gab er ſich zu erkennen, und anſtatt zu kämpfen, fielen die beiden Brüder ſich zärtlich in die Arme. Auch das mütterliche Herz der Hecuba öffnete ſich gegen den wiedergefundenen Sohn, ſie nahm ihn in ihren Schutz, und auf ihre Verbitte durfte er am Hofe ſeines Vaters bleiben.

Aber bald darauf ſandte man ihn aus, die Heſione, die Tochter des vorigen Königs Laomedon von Troja, und die Schweſter des Priamus, welche Herkules einſt dem Telamon dem Bruder des Peleus, zur Gattin gegeben hatte, wieder aus Griechenland abzuholen.

Als er von ſeiner Gemahlin Oenone ſchied, ſprach ſie im prophetiſchen Geiſt: Heſionen wirſt du nicht, den Untergang deines Vaterlandes, dein

und

mein Unglück wirſt du aus Griechenland holen. Ich ſehe eine blutende Wunde, die unheilbar iſt.

So ſprach ſie, aber Paris achtete nicht auf ihre Worte, er liebte ſie als Prinz nicht mehr ſo innig, wie er ſie als Hirte geliebt hatte, und ſegelte ohne Kummer mit ſeiner Flotte nach Sparta, wo er den König Menelaus beſuchte. Hier kam der entſcheidende Augenblick, in deſſen Gefolge ſo unendlich viel Schmerz, ſo viel Elend, ſo viel Blutvergießen war. Helena, die Gattin des Menelaus trat in das Gemach. Als ſie erſchien, da däuchte es dem trojaniſchen Prinzen, der Himmel öfne ſich, und er ſähe die Reize der drei Göttinnen, die er einſt auf dem Ida ſah, in einem Bilde vereint. Ja, Helena war das ſchönſte Weib auf der Erde, ja, ſie war es, welche Venus für ihn beſtimmte; dies fühlte er in dem erſten Augenblick, in welchem er ſie anſchaute, in dem zweiten liebte er ſie ſo unausſprechlich, daß Himmel und Erde ihm ſchwanden, wenn er an ihren Beſitz dachte.

Aber auch Paris war ſchön, und Aphrodiſia würde ihre Zuſage nur halb erfüllt haben, wenn er nicht Gegenliebe gefunden hätte. Er fand ſie; und durch Vermittelung der holden Göttin von Paphos kamen die beiden Liebenden ſich in wenigen

Lügen so nahe; daß sie sich unverbrüchliche Treue gelobten, daß Helena im Geheimen die Schätze des Vaterlands auf die Flotte ihres Geliebten brachte, und mit ihm nach Troja segelte.

Als sie fern von Sparta auf den weiten Fluten dahin schifften, da begann eine große Windstille, und unbeweglich ruhte das Schif in der Mitte des Oceans. Während derselben erhob der Meergott Proteus sein Haupt aus den spiegelglatten Flu-ten, und sprach:

Höre mich, Sohn des Priamus, und vernimm, was die göttliche Vorhersehung spricht: Wenn du die schöne Helena nach Troja führst, so werden deine vaterländischen Fluren von zahllosen Feinden wimmeln, und das Blut der edlen Trojaner und Griechen in Strömen trinken; tausend Helden werden auf dem Schlachtfelde liegen, und von dem heiligen Ilium Flammen gen Himmel steigen. Darum kehre um, und gieb die entführte Gattin dem zürnenden König wieder.

Aber Paris war trunken von Liebe, und hörte die Stimme des weissagenden Greises nicht, sondern führte die schöne Helena an den Hof seines Vaters.

Pris

Priamus konnte die That ſeines Sohnes nicht billigen, und kein edler Trojaner billigte ſie, aber Helenens Schönheit beſtach aller Herzen, und wenn ſie erſchien, ſo ſchwieg plötzlich die Mißbilligung. Jeder Trojaner fühlte, er hätte vielleicht wie Paris gehandelt.

Aber Menelaus ſchnob Rache, und alle Griechen, welche dieſe frevelhafte That vernahmen, zürnten darüber. Bald ſandte der beraubte Ehegatte im Stillen Boten an die Könige und Fürſten Griechenlands, und rief ſie um Hülfe an, die ſchnöde That zu rächen. Die edlen Griechen waren bereit, und ſagten ihm mit willigen Herzen Hülfe zu. Aber dennoch verſuchten ſie zuerſt den blutigen Krieg abzuwenden, und ſchickten Geſandte an den Hof des Königs Priamus, welche die Zurückgabe Helenens und der geraubten Schätze verlangen ſollten.

Aber Helena flehte mit thränendem Auge, ſie nicht der Schande zu überliefern, die in Sparta auf ſie warte, und die weichmüthigen Troer vermochten ihrem zauberiſchen Bitten nicht zu widerſtehen. Die Geſandten wurden zurückgeſchickt, und die Gattin des Menelaus blieb in Troja, wo ſie ſich mit Paris vermählte.

Aber jetzt empörte ſich das Herz aller Griechen, weit umher erſcholl das Gerücht von dem Frev-

vel

bei der Troer, und überall rüstete man sich zum fürchterlichen Kriege.

Unterdeß erhob ein Wahrsager mit Nahmen Kalchas seine Stimme, und prophezeihte laut: daß heilige Ilium könne nur in zehn Jahren überwunden werden, und der Sohn des Peleus, Achilles, müsse vor den Mauern desselben fechten, wenn die Griechen es einnehmen wollten. Zugleich ward eine andere Weissagung kund: Achilles würde von dem überwundenen Troja nicht zurükkehren.

Thetis vernahm dies, und sann auf Mittel, ihren Sohn zu retten. Dieser junge Held war unterdessen neun Jahre in der Höle des Chiron gewesen, und reifer am Körper und Geist geworden, als die Sterblichen sonst in diesem zarten Alter sind. Thetis hätte ihn noch länger bei seinem Erzieher gelassen, aber sie glaubte ihn bei demselben nicht mehr sicher, weil sie vorher sah, daß die Griechen alles anwenden würden, um ihn mit nach Troja zu nehmen. Da sie aber nicht auf dem Lande, sondern im Wasser gebohren war, so hatte sie nicht Vaterlandsliebe genug, um ihren Sohn zur Eroberung Iliums aufzuopfern. Sie erfand also eine List, und brachte ihn in weiblicher Kleidung an den Hof des Königs Lycomedes auf der Insel Scyros, wo er verborgen unter den Frauenzimmern des Königs lebte.

Hier

Hier äußerten denn die kräftige Erziehung, die er empfieng, und die ſtärkende Speiſe, womit er genährt wurde, ihre erſte Wirkung. Achilles war im zehnten Jahr ſchon, was andere im ſechzehnten ſind, und ſo gelehrig, daß er, der die Dichtkunſt und Tonkunſt von ſeinem Erzieher gelernt hatte, jetzt ohne deſſen Anweiſung die Kunſt zu lieben lernte. Ja, es ſchien, als hätte das Mark des Hirſches ihn nicht allein ſchnellfüßig, ſondern auch etwas brünſtig gemacht. Denn es war noch kein Jahr verfloſſen, ſo hatte ſchon der Knabe Achilles mit Deidamia, Tochter des Königs Lycomedes, einen andern Knaben, Nahmens Neoptolemos gezeugt.

Unterdeß ſuchten die Griechen überall nach dem jungen Helden, von deſſen Gegenwart das Schickſal Troja's abhing, und fanden ihn nicht. Endlich öfnete der Prieſter Kalchas den Mund, und entdeckte ſeinen Aufenthalt. Der ſchlaue König von Ithaka Ulyſſes aber übernahm es, ihn unter den Weibern zu erkennen, und zum Heer der Griechen zu bringen. Er verkleidete ſich daher in einen Kaufmann, und kam ſo an den Hof des Königs Lycomedes. Hier bot er den Frauenzimmern deſſelben allerhand koſtliche Waaren zum Schmuck an, und betrachtete ſie dann mit ſcharfem Blick. Aber Achilles war der ſchönſte unter allen jungen Grie-

chen

chen, und sein zartes Antlitz ließ sich nicht von dem Antlitz der reizenden Mädchen unterscheiden. Da zog der schlaue Ulysses Waffen hervor, und einen glänzenden Helm mit prächtigem Federbusch. Dies war das Mittel, das Männliche in ihm zu entdekken. Sogleich eilte Achilles herbei, und setzte sich den blinkenden Helm auf, und gürtete sich mit dem Schwerdt.

Jetzt erkannte der Listige den jungen Helden, und ergrif ihn bei der Hand, und führte ihn auf die Seite, und sprach: wirf sie ab die schimpfliche Verstellung, die für den Sohn des Peleus sich nicht ziemt. Auf dich schaut Griechenland, von dir erwartet es Sieg, und Untergang seiner Feinde. Das Vaterland ruft dich; ewige Schande, wenn du dem Ruf nicht folgst! Aber auch unsterblicher Ruhm, wenn du ihn hörst! Auf, Achilles! Mische dich als Knabe schon unter die Helden, und hilf einen mächtigen Staat zertrümmern.

Dem Sohne der Thetis begann das Herz laut im Busen zu wallen, und er vermochte dem schlauen Redner nicht zu wiederstehen. Und als er vollends vernahm, Ulysses, der berühmte König von Ithaka sey es selber, der ihn zu holen käme, da war sein Entschluß eilend gefaßt. Ich folge dir, rief er voll Feuer, und wenn du mich zum Orkus führtest.

Lycomedes hätte den jungen Achilles gern an seinem Hof behalten, und Deidamia wünschte dies noch weit mehr, aber er riß sich los, und zog mit Ulysses, um Heldenruhm einzuärndten.

Dieser Entschluß des Knaben lautet schön, und scheint ihm jetzt schon großen Ruhm zu bringen. Dennoch wollen wir ihm denselben nicht ganz ohne Prüfung zukommen lassen, um allmählig den wahren Werth unsers Helden kennen zu lernen. Er wußte, daß er in den Styx getaucht war, und daß er zwar andere verwunden, aber selbst nicht verwundet werden konnte. Wenn wir diesen kleinen Umstand in Erwägung ziehen, so werden wir ihn wenigstens den Ruhm der Tapferkeit nicht zugestehen können, welche nicht ohne Gefahr statt findet. Sein ganz Verdienst also, als er den Hof des Lycomedes verließ, scheint darin zu bestehen, daß er sich von der schönen Deidamia loszureißen vermochte. Aber wenn man dabei bedenkt, daß er noch in sehr zarten Jahren war, worin seine Leidenschaft unmöglich so heftig seyn konnte, wenn man erwägt, wie anlokkend von der andern Seite der Ruhm war, der sich ihm darbot, so muß man gestehen, daß er durch jene Ueberwindung wenigstens die Unsterblichkeit noch nicht verdient. Wir wollen hoffen, daß er uns künftig Gelegenheit geben wird, ihn derselben würdiger zu halten

Ulysses

Ulysses führte den jungen Helden zuerst zu seinem Vater Peleus, der ihn nach so langer Abwesenheit zärtlich an sein Herz drückte, ihn aber dennoch gern so großen Ruhm entgegensandte. Aber Thetis, die ihre List vereitelt sah, zürnte, und war heftig dawider. Als sie nun gegen den Entschluß des Vaters und ganz Griechenlands nichts auszurichten vermochte, da sonderte sie sich von ihrem Gatten auf immer; aber Peleus soll keine Thräne vergossen haben, als die Herrschsüchtige von ihm schied.

Ehe Achilles noch zu dem Heer der Griechen sich begab, eilte er zu seinem alten Lehrer Chiron, um noch einmal an die süßen Jahre der Kindheit sich zu erinnern. Vor Freuden setzte ihn der Centaur auf seinen Rükken, auf welchem er ihn oft in seiner unmündigen Jugend getragen hatte, und durchstrich mit ihm alle Fluren und Wälder, die sie ehemals nach Wild jagend besuchten.

Aber als der geliebte Zögling nun scheiden mußte, da drückte er ihn voll Inbrunst an sein Herz, und heiße Thränen quollen aus seinem Auge. Er schaute voll herber Trauer in die Zukunft, und bei der letzten Umarmung sprach er im prophetischen Geist:

Sohn

Sohn des Peleus, du eilſt zu den Geſtaden des kalten Skamanders, *) aber deine Mutter trägt dich nicht auf ihren blauen Fluthen wieder zurück. Darum genieße des kurzen Lebens bei Wein und Saitenſpiel, und verſcheuche den Harm durch ſüße Unterredung.

In unſern jezzigen Zeiten würden dieſe Worte einem jungen Helden, der in den Krieg zieht, das Herz ſehr ſchwer gemacht haben; aber damals waren die Menſchen noch ſo ſinnlich, daß ſie nur an dem gegenwärtigen Augenblick hingen, und daß die ferne Zukunft keinen tiefen Eindruck auf ihr Herz machte. Auch war das Gefühl der Unverwundbarkeit, und des Schuzzes ſeiner Mutter Thetis zu lebendig in ſeiner Seele, als daß eine dunkle Wahrſagung ihn hätte ſchrekken können. Er ſchied alſo mit leichtem Herzen von ſeinem alten Lehrer, und kehrte zu ſeinem Vater Peleus zurück, um auch von dieſem zu ſcheiden.

Peleus beſaß einen alten Freund, Namens Phönix, Sohn des Amyntor, Königs der Dolopper. Dieſen hatte er einſt, als derſelbe flüchtig vor ſeinem Vater, zu ihm kam, ſo wie er zum Actor, huldreich aufgenommen, ihn geſchüzt, und zum

*) Ein Fluß bei Troja.

zum Herrn gesetzt, über vieles Land in dem Fürstenthum Phthia. Jetzt forderte er Ersatz von ihm, und übergab seiner Aufsicht den unerfahrnen Achilles, daß er ihn zum Heer der Griechen geleitete, und zum Heldenruhm anführte.

Unterdeß versammelten sich die griechischen Fürsten in der böotischen Stadt Aulis, und brachten dort ihre mächtigen Völker zusammen. In dem schönen Hafen aber prangten zahllose Schiffe, welche sie zu dem feindlichen Gestade bringen sollten. Die Krieger wählten den Agamemnon, den König von Mycene, welcher der Bruder des Menelaus war, zum obersten Anführer des ganzen Heeres, und nun war alles bereit, zu der furchtbaren Fahrt.

Aber siehe, da hat der König Agamemnon einen geweihten Hirsch der Diana getödtet, und die Göttin zürnte. Lange harrten die Griechen vergebens, daß ein günstiger Wind sich aufmachen, und die wankenden Schiffe auf dem glatten Meer dahintreiben möchte; kein Lüftchen wehte, und wie gefesselt war das Heer der Griechen. Da machte endlich der Wahrsager Kalchas kund, die Göttin Diana begehre zum Versöhnungsopfer die Tochter Agamemnons Iphigenia.

Das Herz des Vaters empörte sich, die Mutter weinte blutige Thränen, aber die Stimme des

Va-

Vaterlandes rief noch lauter. Der Altar ward erbaut, die unschuldige Iphigenia als Opfer geschmückt, und dem Stahl des Priesters dargebracht. Schon war er gezückt, als Diana sich des allgemeinen Jammers erbarmte, und das unschuldige Opfer plötzlich nach ihrem Heiligthum in Tauris versetzte. Statt ihrer sah man ein jugendliches Reh am Altare stehen, und dieses opferte man der zürnenden Göttin.

Sogleich begann ein günstiger Wind, und blies vom Gestade in die Segel. Weit über dem Meere erhob sich ein lautes Rufen, von Kriegern wimmelte das Ufer, und eilend betraten sie die wankenden Schiffe. Dann seegelten sie durch das aegarische Meer, und landeten ohne Mißgeschick an dem berühmten Gestade bei Ilium, das so viel Blutvergießen sehen, so viel Helden begraben sollte. Voll Eifer zogen sie die Schiffe auf das Trockne, und nun ward die berühmte Stadt des Priamus von dem zahllosen Heer der Griechen belagert.

Aber das Schicksal hatte einmal den Ausspruch gethan, und das Schicksal wiederruft nicht: Das heilige Ilium sollte erst in zehn Jahren erobert werden. Neun Jahre lagen die griechischen Fürsten vergebens vor ihren Mauern.

In dieser Zeit bildete sich der junge Achilles unter Anführung des Phönix zum vollkommensten Helden der Griechen. Die Belagerung von Troja war seine Schule, wo er Unterricht, und zugleich Gelegenheit zu Uebung desselben empfieng. Er verrichtete darinn so viele ruhmvolle Thaten, daß er in Kurzem bei den Griechen und Trojanern als der größte Held bekannt war. Worinn diese Thaten bestanden, das hat die Geschichte nicht genau aufbewahrt, aber es ist leicht zu errathen. Höchst wahrscheinlich that er den Trojanern großen Abbruch, streckte ihre muthigsten Krieger in den Staub, focht immer mit unerschütterlichem Muthe an der Spizze seiner Truppen, und wandte dem Feinde nie den Rükken. Dies gab ihm dann im ganzen Alterthum einen unsterblichen Ruhm.

Wir, die wir ihn einen gehörnten Siegfried genannt haben, müssen jezt untersuchen, ob ihm dieser Ruhm noch in den neuern Zeiten zukömmt. Wir wollen also annehmen, daß er alle jene Thaten vollbrachte, verdiente er dann diese Unsterblichkeit? Fast möchte man nein sagen. Wir sahen oben schon, daß er in den Stix getaucht, und unverwundbar war. Aber dies schien der sorgsamen Thetis noch nicht genug; sie hatte ihm beim Vulcan Harnisch, Helm und Schild

machen

machen lassen, die für Götter und Menschen undurchdringlich waren. Mit dieser Rüstung angethan gieng Achilles in die Schlacht, und war also zwiefach gegen Tod und Wunden geschützt. Sollte der Muth in einer solchen Rüstung Verdienst seyn, sollte man mit Recht göttlichen Ruhm dadurch erwerben können? Das kann nicht gut statt finden. Es scheint vielmehr, als dürfe Achilles auf keinen andern Ruhm dabei Anspruch machen, als auf den, daß er sich die Mühe nahm, die Trojaner todtzuschlagen, und sich dabei nicht gefangen nehmen ließ.

Vor der Hand also können wir seinen Heldenruhm noch nicht für ganz begründet halten, und müssen ihn von der Zukunft erwarten. Troja ist ja noch nicht erobert, und nur die ersten neun fruchtlosen Jahre sind verflossen. Das zehnte vielleicht wird ihn in seinem vollen Glanze zeigen.

(Die Fortsezzung künftig.)

Ein Mittel,
auch die beredteste Zunge zum Schweigen zu bringen.

Demosthenes, der in der ganzen cultivirten Welt als ein großer Redner bekannt ist, der besonders laut und kräftig gegen die macedonischen Könige Philipp und Alexander sprach, konnte doch auf eine Art stumm gemacht werden.

Aulus Gellius giebt uns in der folgenden Erzählung den Beweis davon. Zur Zeit des Demosthenes kamen Gesandte von Milet nach Athen, die Athenienser um etwas zu bitten. Sie erwählten sich einige Männer daselbst, die für sie sprechen, und ihre Sache führen sollten; aber Demosthenes widersetzte sich demselben heftig, und der Entschluß der Athenienser wurde bis auf den folgenden Tag verschoben. In der Zwischenzeit begaben sich die Gesandten zum Demosthenes, und suchten ihn auf ihre Seite zu bringen. Er entschloß sich, ihnen nicht zuwider zu seyn, verlangte

langte aber eine bestimmte Summe Geldes dafür. Die Gesandten bewilligten sie ihm.

Am andern Tage erschien Demosthenes in der Versammlung, hatte aber seinen Hals mit dikken Binden umwikkelt, und sagte, daß er die Bräune habe, und nicht reden könne.

Dieses künstliche Schweigen gieng indessen nicht ganz ungeahndet hin, denn entweder kannte man den Demosthenes schon, oder die Bestechung war ruchtbar geworden, und einer aus dem Volke rief mit lauter Stimme: Die Halsbräune hast du nicht, wohl aber die Geldbräune. Demosthenes schämte sich dieser Sache nicht, denn als er nachher den Schauspieler Aristodemus befragte, wieviel ihm seine Rolle eingebracht habe? und dieser ihm antwortete: ein Talent; entgegnete Demosthenes: ich habe durch bloßes Schweigen noch mehr verdient.

Man erzählt mehrere ähnliche Züge von diesem Redner, und sollte es gegründet seyn, daß er, wie einige Schriftsteller berichten, sich auch zu seinen Reden gegen die macedonischen Könige vom Darius hatte bestechen lassen, so würde daraus folgen, daß seine Beredsamkeit nicht sowohl im Kopf und Herzen, als vielmehr in der Zunge ihren Sitz gehabt habe.

Warnung vor unbesonnenen Reden.

Foulon und Berthier wären vielleicht nicht so schmählig vom Volke zu Paris hingerichtet worden, wenn nicht einer von ihnen bei der Theurung, die damals in Frankreich herrschte, die unbesonnenen Worte ausgesprochen hätte: das Volk müsse so weit gebracht werden, daß es Heu esse.

Diese Worte hatten allerdings Ahndung verdient, aber nicht den Tod, da sie wahrscheinlich nur in der Uebereilung ausgestoßen wurden.

Aulus Gellius hat uns in seinen Attischen Nächsten ein merkwürdiges Beispiel von der Unbesonnenheit eines Frauenzimmers in ihren Reden aufbewahrt.

In Rom nehmlich kam einst die Tochter des Appius Cecus aus dem Schauspiel, wurde aber von der großen Menge zusammengelaufenen Volks hin und her gestoßen, und hart gedrängt.

Voll

Voll Unwillen hierüber stieß sie endlich die Worte aus: Wie weit ärger würde ich gedrückt werden, wenn nicht mein Bruder Claudius das Seetreffen verlohren hätte; gewiß würde ich hier das Leben verliehren. O möchte doch mein Bruder wieder aufleben, und noch eine Flotte nach Sicilien führen, damit dies Gesindel umkäme!

Es würde nicht leicht seyn, mehr Egoismus in wenig Worten zusammen zu drängen, als hier geschehen ist. Nicht die Schande ihres Bruders, ein Seetreffen verlohren zu haben, nicht die Ehre des Vaterlandes, nicht der Tod so vieler von ihren Mitbürgern, kam bei ihr in Betracht, sondern blos ihre eigne kleine Bequemlichkeit, aus dem Schauspiel ungestört nach Hause gehn zu können. Dieser wollte sie viele tausend Menschen aufopfern.

Man bleibt ungewiß, welcher von beiden abscheuliger sprach, Foulon oder diese Römerin.

Auch blieb sie nicht ungestraft. Auf einer Picke wurde ihr Kopf nicht herumgetragen, aber die Volks-Aedilen Fundanus und Sempronius, verurtheilten sie zu einer Geldbuße von fünf und zwanzig tausend Stück schweren Geldes *). und das mit Recht. Wer

*) Aes grave eine Münze ohngefähr acht Groschen an Werth.

Wer so spricht, von dem muß man befürchten, daß er auch auf ähnliche Art handeln könne, und diesem in der Geburt vorbeugen.

In unsern Zeiten bedurfte es nicht so viel, um durch unbesonnene Reden Glück und Vermögen zu verlieren, und es ist deshalb um so nothwendiger aufmerksam auf Worte zu machen, die besonders in politischen Dingen, wenig Nuzzen, aber großen Nachtheil bringen können.

Der gerichtliche Giftbecher,

oder

merkwürdige Selbstmorde.

Marseille, diese berühmte Handelsstadt am mittelländischen Meere, hieß einst Massilia, und war damals berühmter als jetzt. Sie machte mit ihrem Gebiet einen kleinen Staat aus, und durfte nach Rom und Carthago genannt werden. Tyrus war vom Alexander vernichtet, Rom und Carthago kämpften mit einander um den ersten Rang. Massilia aber konnte im stillen wachsen, und stieg wenig Jahrhunderte nach seiner Entstehung zu einer merkwürdigen Höhe empor. Die Wissenschaften blühten daselbst, sogar die bei den Alten so wenig bekannte Astronomie wurde hier richtig gelehrt, und der massilische Philosoph Pytheas, der ohngefähr 300 Jahr vor Christi Geburt lebte, berechnete die Breite von Massilia, und Cassini stimmt mit ihm bis zu einer bewundernswürdigen Genauigkeit über-

ein. Römer kamen, nicht nur mit den Massiliern zu handeln, sondern auch von ihnen zu lernen, und holten sich Bildung in der Beredsamkeit von ihnen.

Valerius Maximus hat uns einige Gebräuche von den Massiliern aufbewahrt, die einen so hohen Grad der Cultur verrathen, wie man ihn kaum jetzt in Marseille annehmen darf. Aber unter allen ihren Einrichtungen ist vorzüglich eine merkwürdig, die vielleicht die höchste Stufe wahrer Cultur ohne Ueberspannung anzeigt.

Es wurde nehmlich in ihrer Stadt unter öffentlicher Aufsicht Gift mit Schierling vermischt aufbewahrt, und wenn ein Unglücklicher die Last des Lebens nicht länger zu ertragen vermochte, und in ein anders Leben hinüber zu gehen wünschte, so meldete er sich bei ihrem Senat, den hundert Männern, um diesen Gift von ihnen zu erhalten. Die Richter untersuchten seine Gründe, warum er sterben wollte, und wenn sie giltig befunden wurden, so reichte man ihm den feyerlichen Trank, und er verließ dies Leben ehrenvoll, und unter den Glückwünschen seiner Freunde.

Dieser Gebrauch, heimlichen Selbstmorde zuvorzukommen, und jedem Unglücklichen, der

viel-

vielleicht in Verzweiflung gefallen wäre, einen ruhigen und gleichsam geheiligten Weg aus dem Leben zu bahnen, und ihm auf diese Art eine unerträgliche Bürde abzunehmen, hat so etwas erhabenes, menschliches und feinempfindungsvolles, daß auch ein rohes Herz dadurch gerührt werden muß. Selbst die größten Leiden der Menschen müssen dadurch ein milderes Ansehn bekommen, indem jeder, der sie nicht länger ertragen wollte, sie auf eine ehrenvolle Art endigen konnte.

Nichts würde anziehender seyn, als wenn ein Schriftsteller uns eine Liste von solchen Personen, die den Giftbecher verlangten, und von den Gründen, weshalb er ihnen gereicht oder versagt wurde, aufbewahrt hätte. Man würde dadurch einen tiefen Blick in die feinsten Leiden, von denen die Menschen damals niedergedrückt wurden, thun können.

Aber aus Massilia ist uns kein einziges Beispiel dieser Art übrig geblieben, wahrscheinlich weil zu der Zeit, als dieser Gebrauch daselbst statt fand, noch keine Geschichtschreiber bei ihnen vorhanden waren.

Von einem andern Ort hingegen hat uns Valerius Maximus eine merkwürdige Geschichte dieser

Art aufbewahrt. Als er nehmlich mit dem Pompejus nach Asien reiste, verweilten sie in der Stadt Julis, auf der Insel Ceos. Auch hier war jener Gebrauch eingeführt, und eine alte Dame von hohem Range hatte damals gerade beschlossen, ihr Leben durch den Gifttrank zu endigen. Sie wünschte, daß der berühmte Pompejus bei ihrem Tode gegenwärtig seyn möchte. Er gieng hin zu ihr, versuchte mit aller seiner Beredsamkeit, die, wie Valerius Maximus sagt, gleich einer heiligen Quelle von seinen Lippen floß, ihren Vorsatz wankend zu machen. Umsonst! Sie war über neunzig Jahr alt, hatte aber eine große Heiterkeit der Seele, und lag auf einem prächtig geschmückten Ruhebette, um gleichsam mit dem möglichsten Anstande in jene Welt überzugehen.

Als Pompejus alle seine Gründe vorgetragen hatte, antwortete sie ruhig: Die Götter, zu denen ich gehen will, werden es dir nicht danken, daß du mir zum Leben rathest, wohl aber die Meinigen, die ich verlasse. Ich will sterben, um das Leben nicht in seiner traurigen Gestalt zu erblikken, und da mir das Glück stets gelächelt hat, so soll es mir auch im Tode noch lächeln.

Sie ermahnte hierauf die Ihrigen zur Eintracht, theilte ihre Verlassenschaft aus, trug ihrer

ältesten

älteſten Tochter die Sorge für ihr Begräbniß auf, und ergrif ſtandhaft den Giftbecher. Nachdem ſie hierauf dem Merkur ein Trankopfer ausgegoſſen hatte, rief ſie ihn um eine angenehme Reiſe zu dem beſſern Aufenthalt an, und ſtürzte eilend den tödtlichen Trank hinunter. Dieſer weibliche Socrates mußte eben ſo viel Seelenſtärke beſizzen, als jener männliche, denn ſie blieb auch dann noch gefaßt, als der Gift ſchon zu würken begann. Sie nannte alle Theile des Leibes, zu welchen allmählig die Erſtarrung übergieng, zeigte an, als ſie ſich dem Herzen näherte, und rief dann ihre Tochter, um ihr die Augen zuzudrükken. So ſtarb dieſe Heldin und ihr Tod war ſo rührend, daß Pompejus und Valerius Maximus in Thränen zerfloßen.

Dieſen Gebrauch eines freiwilligen öffentlich gebilligten Todes bei uns einzuführen, würde unſere Religion nicht dulden; aber einen andern Gebrauch dieſer Art gebeut die Menſchenliebe, und die Barmherzigkeit, die wir mit jedem leidenden Weſen haben müſſen. Es giebt Krankheiten, die kein Arzt zu heilen vermag, die jeden, der daran leidet, anerkannt zu einem gewiſſen Opfer des Todes beſtimmen, die ihm aber vorher oft die ſchrecklichſten Martern erdulden laſſen, und gleichſam am langſamen

Feuer

Feuer dem Tode Preis geben. Warum ist kein Gericht von Aerzten niedergesetzt, daß über die unheilbaren Kranken entscheidet, und jeden, der als ein solcher erfunden wird, einen schnellen und leichten Todeskampf bereitet? Man versagt ja selber dem Missethäter den Gnadenstoß nicht, warum soll man ihm denen versagen, die nichts begingen? Man erlaubt ja selbst den Henkersknechten nicht, den Verbrecher auf die möglichst langsamste Art hinzurichten, soll man es der Natur bei einem Unschuldigen erlauben? Man wende nicht ein, daß Mißbrauch entstehen könnte; er kann es, er kann es bei allen menschenfreundlichen Einrichtungen, aber hier am wenigsten. Eine ganze Gesellschaft von Aerzten ist nicht leicht zu bestechen, und die unheilbaren Krankheiten haben zu entscheidende Merkmahle, als daß sich auch nur die entfernten Beobachter darüber irren könnten. — Der unglückliche Garve litt an einer solchen; wie viel namenloses Leiden wäre ihm selber, wie viel peinigender Kummer seinen Freunden erspart worden, hätte ein wohlthätiges Gericht von Aerzten sein schmerzenvolles Daseyn früher geendigt!

In Massilia, oder auf der Insel Ceos hätte ihm wahre Menschenliebe, und wahre Cultur!

Cultur die fast unerträgliche Bürde seines Leidens abgenommen.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt
bei Carl Wilhelm Mehwald, Königlich privilegirten Buchdrukker zu Kalisch.

Geſchichte

eines

afrikaniſchen Affen,

Namens

Lav Muley Haſſan,

ehemals

Arouet Voltaire

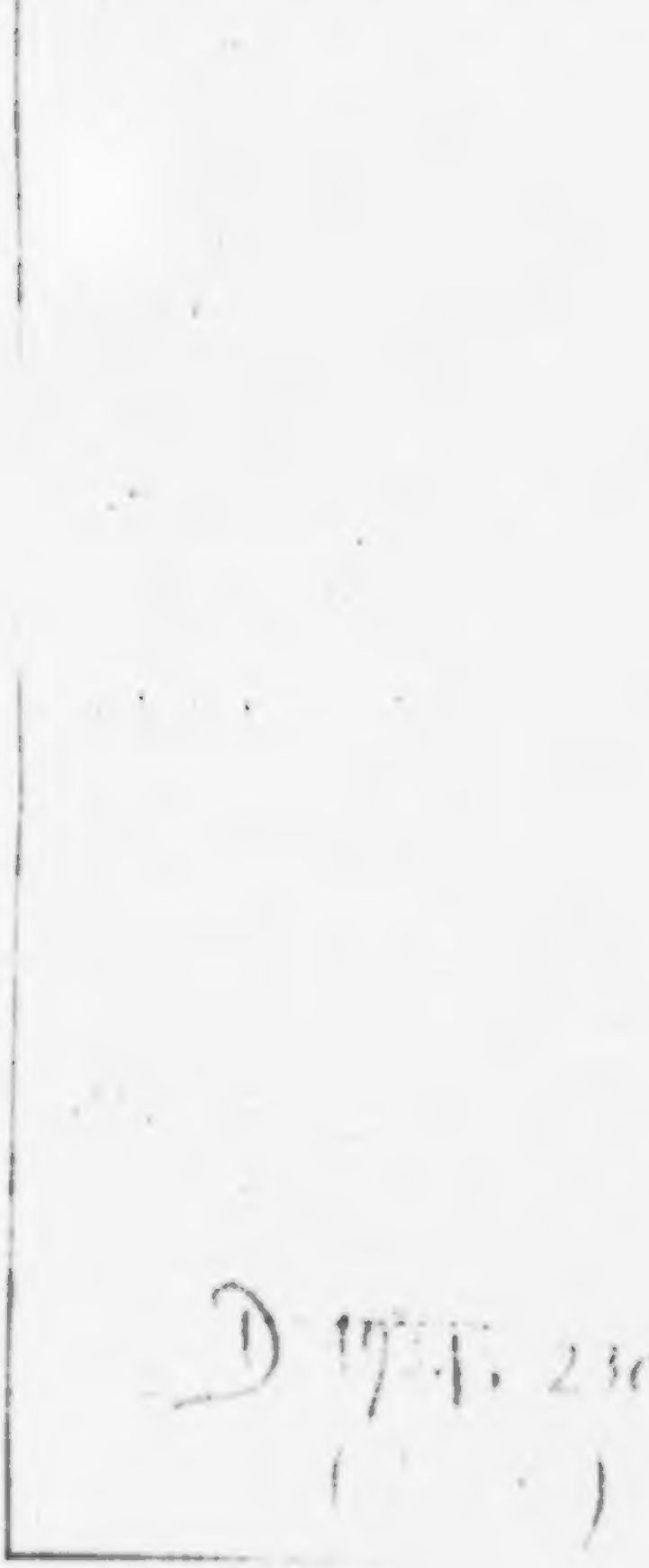
genannt.

Von

Carl Friedrich Benkowitz.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Berlin und Leipzig, 1807.



Ich befand mich, als ich mich nach meiner Geburt zu beſinnen vermochte, in einer afrikaniſchen Wüſte, und zwar auf dem Wipfel eines Dattelbaumes, in einem weichen und warmen Neſte. Hier ſog ich an den Brüſten meiner Mutter, welches eine bejahrte Aeffinn war, und ward von ihr auf das zärtlichſte verpflegt. Zu meinem Erſtaunen fühlte ich, daß ich ehemals ein Menſch geweſen ſey, und zwar ein höchſt berühmter Menſch; denn ich entſann mich genau, daß ich unter dem Namen Voltaire in Europa gelebt und großes Aufſehen gemacht hatte.

Jetzt war ich jedoch nichts anders als ein junger Affe, und es ſchien mir, als ſey ich dieß zur Strafe geworden, weil ich in meinem vorigen Leben mancherlei Tücke geübt, und zu Zeiten ein ſehr böſes Herz, gleich einem Affen, gezeigt hatte.

Ich befand mich indeſſen ganz behaglich in meinem Neſte, und fühlte alle Triebe und Anlagen

eines Affen. Außer der Milch, die mir meine Mutter aus ihren Brüſten reichte, brachte ſie mir oft die Milch der Cocosnuß, Mandeln, Datteln und andere ſehr wohlſchmeckende Früchte. Als ich dann ein wenig heranwuchs, begann ſie, mir auch Reiß, türkiſches Korn und Inſecten zu bringen, welches alles ich mit dem größten Appetit verzehrte.

Mein größtes Leiden in dieſer Zeit war die gar zu zärtliche Liebe meiner Mutter, die ſich beſonders darin äußerte, daß ſie mich heftig an ſich drükte. Es iſt unglaublich, was ich dadurch auszuſtehen hatte, denn ſie liebte mich ſo zärtlich, daß ich oft dem Erſticken nahe war. Ihre ſtarken Arme ſchlangen ſich mit ſolcher Gewalt um meine zarten Gliedmaßen, daß ich ganz zuſammengedrükt ward, und oft ſelbſt keinen Laut von mir geben konnte.

Ich hatte aus meinem vorigen Leben mein Gedächtniß, ſo wie einige Ueberlegung, behalten, und während meiner Marter fiel mir oft ein, daß auch meine erſte Mutter, die Madame Voltaire, mich äußerſt zärtlich geliebt, und daß ich ihr dieß ſehr ſchlecht vergolten hatte, wofür dieß die Strafe ſey. Genug, mir wurden aus Liebe beinahe alle Knochen zerdrückt. Hätte ich nicht ein zähes Leben gehabt, ich hätte nicht lange nachher, als ich das Licht der Welt erblikte, meinen Geiſt in den

Armen meiner Mutter wieder aufgeben müſſen. Meinen Vater habe ich nicht gekannt.

Sobald ich etwas heranwuchs lehrte meine Mutter mich von dem Baum herabſteigen, und mir allerhand Nahrung ſuchen. Ich mußte die Steine, die auf der Erde lagen, umkehren, und die Inſecten unter denſelben hervorlangen; ich mußte Wurzeln aus der Erde ziehen und auf Bäume ſteigen, um ſie zu plündern und die Früchte meiner Mutter zuzuwerfen. Alles dieß lernte ich mit großer Leichtigkeit, denn ich hatte einen ſehr fähigen Kopf.

Ich mochte ungefähr zwei Monath alt ſeyn, als meine Mutter mich mit auf die Gebirge nahm, um mich dort weiter zu einem rechtſchaffenen Affen zu erziehen. Ich kam hier in die Geſellſchaft meiner Mitbrüder, und lernte mancherlei von ihnen, ſo daß ich meiner Natur nach ein vollkommner Affe ward, obwohl mein eigentliches Ich vorher einen Menſchen bewohnt hatte.

Einſt verſammelten wir uns in großer Menge um ein Feuer, welches in einem ſchönen Thal angemacht war, und um welches rings umher eine Menge Mais lag. Wir hielten hier unter tauſend Beluſtigungen eine treffliche Abendmahlzeit, und ergötzten uns ungemein, als ſich auf einmal in dem Feuer

ein groſſes Gepraſſel erhob, daß die Funken weit umher ſtoben, und alles, was von unſerer Geſellſchaft zu fliehen vermochte, die Flucht nahm.

Ich war gewöhnt in Zeiten der Gefahr, eilend auf den Rücken meiner Mutter zu ſpringen, that dies auch jezt mit einem lauten Geſchrei, und die zärtliche Mutter trug mich mit unglaublicher Schnelligkeit hinweg. Als ich mich voll Schrecken umſah, bemerkte ich, daß nicht alle junge Affen ſo glüklich waren, als ich, denn es waren mehrere von ihnen zurückgeblieben. Sogleich eilte eine Menge ſchwarzer Menſchen herbei, ergriffen ſie und trugen ſie, alles ihres Geſchreies, alles jämmerlichen Wehklagens ihrer verzweiflungsvollen Mütter ungeachtet, mit ſich hinweg. Ich ſah nun wohl, daß die böſen Menſchen uns durch das anlockende Feuer, ſo wie durch den umhergeſtreuten Mais, einen Fallſtrik gelegt hatten, und nahm mir feſt vor, mich nie wieder durch den Glanz zu einem ſolchen Abendſchmauſe hinlocken zu laſſen. Ich hatte ja ſchon als Menſch an den glänzenden Höfen der Könige etwas ähnliches erfahren.

Meine Mutter trug mich auf einen ſteilen Felſen hinauf; und als wir hier in Sicherheit waren und mein Schrecken hätte enden ſollen, begann es von neuen. Denn niemals war meine Mutter zärtlicher geweſen, als heute Abend, wo ſie mich einer

ſo groſſen Gefahr entriſſen hatte. Sie konnte nicht ſatt werden, mich mit ſolcher Liebe an ihr Herz zu drücken, daß mir der Athem entging, und ich mehrere Mahle in Gefahr kam, unter ihren Händen zu ſterben. Ich mag nun meine erſte Mutter, die Madame Voltaire, beleidigt haben, wie ich will, meine zweite Mutter hat mich an dieſem einzigen Abende durch ihre liebevollen Erdroſſelungen hinlänglich dafür belohnt: ich habe meine Strafe hienieden empfangen.

Aber von jetzt an beſchloß ich auch, nicht weiter ein Opfer der Zärtlichkeit zu ſeyn, und wenn meine Mutter Anſtalten zu Umarmungen zu machen begann, ſo zeigte ich ihr die Zähne, und drohte, ihr die mütterliche Bruſt mit meinen Nägeln zu zerkratzen; denn ich kam nun allmählich etwas mehr zu Kräften, und wurde aus einem Aeffchen ein Affe. Kurz, auch meine zweite Mutter kann ſich nicht rühmen, daß ſie viel kindliche Zärtlichkeit bei mir gefunden hätte.

Ich begann nun auch, wie es einem heranwachſenden Affen geziemt, meinen Weg allein zu gehen, und befand mich einſt mit einem Jugendfreunde auf einem Palmbaume, als wir einen Menſchen entdeckten, der ſich eine Fußbekleidung, welche die Menſchen Stiefeln nennen, anlegte, und zwei andere

Fußbekleidungen unter den Palmbaum hinsetzte. Er entfernte sich hierauf, und wir verloren ihn aus den Augen.

Sogleich erwachte in uns die Lust, ihm das, was wir gesehen hatten, nachzumachen, und wir stiegen neugierig von dem Baume hinunter. Da ich jedoch schon die List der Menschen kannte, so war ich vorsichtiger, als mein Freund, der nicht mit bei der Gesellschaft am Feuer gewesen war, und säumte, die hinterlassenen Sachen anzurühren. Er aber vermochte der Lust, den Menschen nachzuahmen, nicht zu widerstehen, und zog sich neugierig die Stiefeln an.

Sobald dies geschehen war, bemerkte er, daß seine Füße darin festklebten, und in diesem Augenblicke kam auch der Mensch aus einem nahen Gebüsche wieder zum Vorschein. Sobald ich ihn erblickte nahm ich voll Schrecken die Flucht, und mein unglücklicher Freund wollte mir folgen; aber nun erkannte er erst, was er gethan hatte. Er war gestiefelt, und ein gestiefelter Affe kann nicht laufen. Kurz, der Mensch holte ihn nach wenigen Schritten ein, machte ihn zu seinem Gefangenen, und trug ihn ohne Barmherzigkeit mit sich fort. Ich hörte sein banges Geschrei noch einige Zeit erschallen, ich sah ihn, wie er die Hände sehnsuchtsvoll nach mir

ausſtreckte, und ich muß geſtehen, daß ich Mitleid mit ihm fühlte; aber der Gedanke, mich ſelber zu retten, lag mir weit näher, und ich floh mit großer Schnelligkeit in einen Wald.

Ich hatte nun die Treuloſigkeit der Menſchen hinlänglich kennen gelernt, und beſchloß, mich gänzlich aus ihrer Nähe zu entfernen. Ich begab mich daher in eine entfernte Wüſte, um ſicher vor allen Nachſtellungen zu ſeyn, und wollte lieber ein einſames als ein gefahrvolles Leben führen. Aber die Entſchlüſſe eines Affen ſind von keiner langen Dauer. Ich fand in der Wüſte eine ſehr magere Koſt, mußte beinahe nur von Inſecten leben, und hatte oft Mangel an Waſſer. Dabei ſah ich mich mit wilden Thieren umgeben, die zu Zeiten Appetit auf Affenfleiſch bekamen, und war alſo, in Abſicht der Gefahr, wenig gebeſſert.

Kurz, ich kehrte in die Geſellſchaft der Affen und Menſchen zurük, und war nun ſchon ſo weit herangewachſen, daß ich für einen Jüngling unter meinem Geſchlecht gelten konnte. Ich begann daher die Geſchäfte eines Affen zu treiben, und fand ein beſonderes Vergnügen daran, in zahlreicher Geſellſchaft die Reißfelder zu beſuchen, Bäume zu plündern, und überhaupt aufs Stehlen auszugehen. Wir machten eine große Räuberbande aus; und da wir

allzumahl Anlage zum Stehlen hatten, so gelangen uns unsere Geschäfte vortrefflich.

So lebte ich einige Zeit sehr glücklich; und da ich Neigung zum Sammeln in mir fand, so hatte ich mir einen großen Vorrath von Lebensmitteln aller Art in einem Felsen angelegt. Einst fand ich eine große Flasche mit Mais angefüllt auf dem Felde, und konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie in mein Magazin zu tragen. Aber sie war mir zu schwer, und ich bemühte mich umsonst, sie zu heben. Zum Unglück war auch kein Genosse von mir in der Nähe, den ich hätte zu Hülfe rufen können, und ich steckte endlich die Hand durch den engen Hals in die Flasche hinein, um den Schatz darin allmählig herauszuholen. Ich faßte eine gute Handvoll, vermochte aber mit aller Anstrengung nicht, sie herauszuziehen, weil der Hals der Flasche zu enge war. Indem ich mich noch mit diesem Versuche mühte, kam eilend ein Mohr auf mich zu. Ich gerieth in die größte Angst, und verdoppelte meine Anstrengung, aber umsonst. Da ich zu dumm war, den Mais fahren zu lassen und mich mit der leeren Hand zu retten, so ereilte mich der Mohr, warf mir ein Netz über den Kopf, worin ich mich kaum rühren konnte, und trug mich sammt der Flasche hinweg.

Nun sah ich, daß auch ich, gleich meinen Ju-

gendfreunden von den verſchlagenen Menſchen be-
rükt und in ihre Gefangenſchaft gerathen war. Ich
ſchrie entſetzlich, aber mir kam kein Affe und kein
Menſch zu Hülfe. Mir verging nun alle Luſt, Mais
zu eſſen; ich öffnete traurig meine Hand in der Fla-
ſche, und ſiehe, nun konnte ich ſie mit leichter Mühe
herausziehen. Ich verwünſchte mein Schickſal und
meine Dummheit, aber leider war es von der Vor-
ſehung beſtimmt, daß das wenige, was ich von
menſchlicher Ueberlegung noch beſaß, immer erſt
nach der That, oder nach einem dummen Streiche,
den ich gemacht hatte, erwachen ſollte.

Der Mohr trug mich in ſeine Hütte, legte mir
ein Band um den Hals, und feſſelte mich an ei-
nen Klotz, den zwanzig meines Gleichen nicht hät-
ten bewegen können. Wie ſchrecklich war mir dieſe
Gefangenſchaft! Aus dem weiten Spielraume von
Wäldern, Felſen, Thälern, Pflanzungen, plötzlich
in dieſe enge dunkle Hütte verſetzt zu ſeyn, das ſchien
mir beinahe unerträglich. Ich war kaum, als ich
ehemals als Menſch in meiner Jugend in die Ba-
ſtille geſetzt wurde, ſo verzweiflungsvoll geweſen,
als jetzt.

Ich ſah nichts um mich her, als einige ſchwarze
und nackte Kinder, die beinahe meines Gleichen zu
ſeyn ſchienen, die aber mit großer Ungeſchicklichkeit

auf dem Boden herumkrochen. Ich miſchte mein Geſchrei unter das Ihrige, und es entſtand ein jämmerliches Concert in der Hütte. Von dieſen ungeſchickten Kindern kam eins zu mir herangekrochen, und wollte mit mir ſpielen; ich war aber ſo wenig zum Spiel aufgelegt, daß ich ihm eine derbe Ohrfeige gab, und es ſodann in der Bitterkeit meiner Empfindung weidlich zerbiß. Der Vater, der das laute Geſchrei des Kindes hörte, kam darüber hinzu, riß es aus meinen Händen, und ſchlug mich dann mit einem Bambusſtecken ſo unbarmherzig, daß ich vor Schmerz zu vergehen glaubte. Als er ſeine Rache hinlänglich an mir abgekühlt hatte, ſtieß er mich mit dem Fuß in einen Winkel, und ließ mich halb todt liegen.

Nur allmählich erholte ich mich von dieſer grauſamen Behandlung; und nachdem ich ganz zu mir ſelber gekommen war, erinnerte ich mich, daß ich einſt, als ich noch im Jeſuiter-Collegio zu Paris war, die Schuld eines von mir begangenen leichtſinnigen Streiches auf einen Unſchuldigen gebracht, und ihm eine empfindliche Strafe zugezogen hatte. Die grauſame Behandlung des Mohren ſchien mir die Bezahlung für jenes Vergehen zu ſeyn, und die Streiche, die ich als Menſch verdiente, hatte ich dreifach als Affe bekommen.

Ich ſah nun, wie gefährlich es ſey, ein garſtiges menſchliches Kind zu beißen, und nahm mir vor, mich mit dieſen Creaturen nicht wieder einzulaſſen.

Ich blieb nicht lange in der Hütte des Mohren, denn er hatte mich nicht um ſeines Vergnügens willen gefangen, ſondern weil er mit Affen handelte. Schon am andern Tage brachte er mich nach Algier, und hier wurde ich nebſt einigen ſchwarzen und weißen Menſchen auf öffentlichem Markte zum Verkauf ausgeboten.

Ich war nicht aufgelegt, luſtige Streiche zu machen, aber alle meine Bewegungen waren in Affenmanier, und hatten etwas Drolliges, ohne daß ich es ſelber wußte. Die Menſchen lachten über alles, was ich that, ohne daß ich ſie zum Lachen zu bewegen ſuchte. Hätte ich in meinem vorigen Leben dieſe Gabe in einem ſo hohen Grade beſeſſen, und die ernſthaften Muſelmänner zu ſo lautem Lachen bringen können, für welch ein glükliches Talent würde man dies gehalten haben! Jetzt diente mir meine vis comica zu weiter nichts, als daß ſie die Menſchen anreizte, mich in ihrer Gefangenſchaft zu behalten.

Man begaffte mich unaufhörlich, und brachte mir eine Menge Speiſen, die ich zum Theil in meiner verdrießlichen Laune den Gebern ins Geſicht warf.

Einer von den Sclaven, die mit mir zum Verkauf ausgeboten wurden, hätte ſich dieß nicht unterſtehen dürfen, denn ſein Herr würde dafür mit ihm umgeſprungen ſeyn, wie der Mohr mit mir in der Hütte; ich hingegen durfte es ungeſtraft wagen, und man beluſtigte ſich ſogar an meiner Frechheit. Ich habe nachher, bei meinem längern Aufenthalt in der menſchlichen Geſellſchaft, die Bemerkung gemacht, daß es auch unter den Menſchen einige giebt, denen man alles nachſieht, und andere wieder, denen man alles anrechnet.

Nachdem ich eine unzählige Menge ſchwarzer und weißer Geſichter geſehen hatte, und noch immer nicht an Mann gebracht war, ſtellte ſich endlich ein Holländiſcher Schiffscapitain ein der mich, nach einem kurzen Wortwechſel, um einen Zechin kaufte. Wenn ich mich erinnerte, daß ich einſt 150,000 Livres Einkünfte gehabt hatte, und jetzt mit Haut und Haar um 12 Livres verkauft wurde, ſo wußte ich nicht, ob ich mein Schickſal bewelnen oder belachen ſollte. Ich konnte beides nicht, und vermochte meine Empfindungen bloß durch Zähneflettſchen und Bewegungen in Affenmanier zu erkennen zu geben.

Mein neuer Herr war der einzige, der über mich nicht lachte, denn er war unbeſchreiblich ernſthaft.

Ich begriff gar nicht, warum dieſer Menſch mich kaufte, wenn er nicht über mich lachen wollte. Wozu konnte ich ihm ſonſt dienen? Wenn ich noch Arouet Voltaire geweſen wäre, ich hätte ihn für dieſe Thorheit auf eine beißende Art lächerlich gemacht.

Er übergab mich einem Matroſen, der mich nach ſeinem Schiffe tragen mußte. Ich hätte gern den Matroſen links und rechts geohrfeigt, aber da mir dieſe Höflichkeit gegen ein Kind ſo übel bekommen war, ſo traute ich mir nicht, mich an einen Erwachſenen zu machen.

Man band mich, als ich auf dem Schiff angekommen war, in der Gegend der Kajüte an, und der ganze Troß von Schiffsvolk kam herbei, ſeinen Spaß mit mir zu haben, und mich zu nekken. Ich war ſo wenig aufgelegt, dieß zu ertragen, daß ich ihnen unaufhörlich die Zähne zeigte, und ihnen ihre Nüſſe und Aepfel ins Geſicht warf; aber dies hinderte ſie nicht, ſich halb tod über mich zu lachen.

Endlich kam der Schiffscapitain zurück, und nun ward alles ernſthaft, und ging an ſeine Arbeit. Man ſcheuerte, man wuſch, man putzte auf dem ganzen Schiff, und ich beobachtete alle dieſe Erſcheinungen mit großer Aufmerkſamkeit. Auch würde ich nicht unterlaſſen haben, alles, was ich ſah, nachzumachen, aber leider war ich angebunden, und hatte nur ei-

nen kleinen Spielraum. Mit großem Verlangen ſah ich Buben, die viel Aehnlichkeit mit mir hatten, in den Seilen am Maſtbaum herumklettern, und hätte gern auch meine Geſchicklichkeit in dieſem Fache bewieſen, aber ein kleiner Strick verhinderte mich, meine Talente zu entwickeln.

Ich bemühte mich, dieſen zu zerbeißen, und es gelang mir. Ehe man ſich es verſah, war ich von meinen Banden befreiet, und machte eine Promenade auf dem ganzen Schiffe. Wie glüklich würde ich mich geſchätzt haben, wäre dieß am Lande geſchehen, und ich hätte nur einen kleinen Wald erreichen können; wahrlich, kein ſchwarzes und kein weißes Geſicht hätte mich einholen ſollen.

Ich hatte kaum eine halbe Minute meiner Freiheit genoſſen, als man mich entdekte, und nun wurde von allen Seiten Jagd auf mich gemacht. Wohin ſollte ich fliehen? Das Schiff war ringsum mit Waſſer umgeben und an ſich ſchon ein Gefängniß. Klettern hatte meine Mutter mich wohl gelehrt, aber ſchwimmen nicht, und ich traute mir nicht ins Waſſer zu ſpringen. In der Luft wußte ich beſſer Beſcheid, und in der Angſt rettete ich mich in das Thauwerk des großen Maſtes, deſſen Gipfel ich mit großer Schnelligkeit erſtieg. Hier ſtieß ich einen triumphirenden Ton über meine Rettung aus,

und

und ſchaute voll Freude auf das Schiff unter mir herab.

Ich hatte von meinem Standpunkt eine prachtvolle Ausſicht, und überſchaute Algier, ſo wie einen großen Theil von meinem mütterlichen Lande. Voll innigen Verlangens ſehnte ich mich nach letzterm, wo ich einer ſo ſüßen Freiheit genoſſen hatte, und beneidete jeden Vogel, der bei mir vorbei flog, daß er ſo leicht zu jenem Lande hineilen konnte.

Ich mochte einige Stunden auf meinem erhabenen Sitze zugebracht haben, als ich die Bemerkung machte, daß man nicht von der Luft leben könne, und einen großen Appetit auf einige Datteln und Nüſſe bekam, die ich unter dem Maſtbaume liegen ſah. Da ich einen ſehr hitzigen Magen hatte, ſo konnte ich der Verſuchung nicht lange widerſtehen, zumal, da ich niemanden auf dem Verdeck bemerkte. Ich ſtieg eilend von meinem Freiheitsſitze hinunter, und ließ mir die Früchte vortrefflich ſchmekken. nahm mir auch vor, die übrig bleibenden in mein Aſyl hinauf zu ſchaffen.

Ich hatte eben den erſten Transport an mein Herz gedrückt, und wollte mich damit auf den Weg machen, als ſich eine Schlinge, in welche ich von ungefähr mit einem Hinterfuße getreten war, zuzog, und ich nicht von der Stelle zu gehen vermoch-

te. Sogleich sprangen einige Matrosen, angethan mit großen Handschuhen, die ich weder durchkrazzen noch durchbeißen konnte, herbei, und ergriffen mich auf eine so unsanfte Art, daß ich laut schreien mußte.

Ich sah nun wohl, daß die List der Menschen viel weiter reichte, als die List der Affen, und daß ich unentfliehbar in ihrer Gewalt war. Ueberdieß kam mein neuer Herr, dessen Sclave ich für einen elenden Zechin geworden war, und der nun Herr über Tod und Leben bei mir zu seyn glaubte, und gab mir mit der größten Kaltblütigkeit, mit einem Seil, einige Streiche, die mir ein helles Geschrei auspreßten. Zu gleicher Zeit brachte er eine kleine Kette, die mir um den Hals gelegt und am Bord befestigt ward.

Dies alles war schlimm genug; aber wäre ich etwa ein Soldat, ein Beschützer des Vaterlandes, gewesen, und hätte mir einen kleinen freien Spaziergang dieser Art belieben lassen, so hätte ich gleich hinterher einen Spaziergang durch 200 Mann machen müssen, die mir Haut und Fleisch vom Rücken gegeißelt hätten; denn ich erinnerte mich noch sehr gut aus den Zeiten meiner Menschheit, daß die Helden, die den Tod für das Vaterland sterben sollten, auf diese ehrenvolle Art zu ihren Pflichten angehalten wurden.

Man ſchien alſo immer noch ſehr gnädig mit mir umzugehen, und das Geklimper der Kette gefiel mir anfangs nicht übel; aber als ich meine Zähne daran probirte, merkte ich bald, daß nun die Hoffnung, noch ein Mal von der Spitze des Maſtbaums nach meinem Vaterlande hinüber zu ſchauen, für mich verloren ſey. Ich begriff gar nicht, welches Recht die Menſchen hätten, mich zu ihrem Gefangenen zu machen, da ich als ein freier Affe geboren war. Es konnte bloß das Recht des Stärkern ſeyn, und ich fand, nach einigem Nachdenken, daß die ſanften Menſchen dieß Recht gegen die ganze Thierwelt auf die unumſchränkteſte Art ausüben, und daß ſie darin weit unter die Affen, die Löwen, die Tiger und die Bären zu ſtehen kommen, die es in dieſem Puncte bei weiten nicht ſo arg machen.

Wenn ich indeſſen bedachte, daß die Menſchen unter einander nicht beſſer mit ſich verfahren, daß Landesfürſten ihre frei auf dem Lande geborenen Unterthanen in die Städte ſperren, ſie darin abrichten, prügeln, und, wenn ſie etwa die Freiheit vorziehen ſollten, ihnen auch zuletzt eine Kette anlegen laſſen, ſo fand ich alle Urſache, mich über mein Schickſal zu tröſten. Ich hatte wenigſtens gut zu eſſen, welches auch bei den Helden des Vaterlandes nicht immer der Fall ſeyn ſoll; denn mein Schiffsca-

pitain brachte mir eine Menge Speiſen von aller Art. Er ſchien mich als eine große Schüſſel zu betrachten, die man bis oben anfüllen müſſe; wozu er mich übrigens beſtimmt hatte, begriff ich noch immer nicht.

Unterdeß kam die Zeit heran, wo das Schiff abſegeln ſollte, und es erhob ſich ein großes Getümmel auf demſelben. Das Schiffsvolk lief unter einander, wie nur irgend die Affen unter einander laufen können, wenn ſie ein Reißfeld plündern, und in kurzer Zeit waren die Segel aufgeſpannt. Ich wäre gern in dem Thauwerk mit herumgeklettert, und hätte es darin allen Schiffsjungen zuvor gethan, aber die Kette hielt mich auf einem ſo engen Spielraume, daß ich mir kaum die meiner Affennatur nöthige Bewegung machen konnte.

Nicht lange hernach erreichten wir mit einem günſtigen Winde das hohe Meer, und ich ſah die letzten dämmernden Hügel von meinem Vaterlande mit traurigem Herzen verſchwinden. Da ich indeſſen von Natur einen heitern Karakter, und beſonders einen großen Vorrath von Leichtſinn beſaß, ſo gewöhnte ich mich allmählig an mein Schickſal, und die delicaten Speiſen, die ich genoß, trugen nicht wenig dazu bei.

In den erſten Tagen unſerer Reiſe fiel nichts weiter vor, als daß ein Matroſe, der ſich betrunken und einen Exceß gemacht hatte, an den Maſtbaum gebunden wurde, und mit einem Seile funfzig Streiche erhielt. Von ſeinem Geſchrei hallte das ganze Schiff wieder; und da ich dergleichen Artigkeiten, womit die Menſchen ſich das Leben unter einander zu verſüßen pflegen, noch nicht kennen gelernt hatte, ſo miſchte ich mein Geſchrei voll Schrecken unter das ſeinige. Das Schiffsvolk aber, ſo wie der Capitain, ſahen die blutige Scene, denn er bekam die Streiche auf den bloßen Rücken, kaltblütig mit an, und ich glaube, daß ich Affe in der ganzen Geſellſchaft am meiſten dabei empfand.

Am folgenden Tage war der Schiffscapitain betrunken, taumelte von einer Seite zur andern, und ſtieß einen Schiffsjungen, der ein Verſehen machte, ſo heftig mit den Füßen, daß derſelbe halbtodt liegen blieb. Ich bildete mir nun ein, daß mein Herr ebenfalls an den Maſtbaum gebunden werden würde, um, gleich dem Matroſen, mit funfzig Liebkoſungen begrüßt zu werden; aber ich habe nichts von einer ſolchen Strafe bemerken können. Im Gegentheil ſah ich ihn nachher noch oft betrunken, und eine Menge dummer Streiche begehen, ohne daß ihm das geringſte deßhalb geſchah. Dieß gab

mir keinen glänzenden Begriff von der Gerechtigkeitsliebe der Menschen.

Wir waren ungefähr sechs Tage auf dem Meere fortgesegelt, als etwas eintrat, worüber Menschen und Affen in Schrecken gerathen müssen, nämlich ein Sturm. Nun schienen alle, die auf dem Schiffe waren, betrunken zu seyn, und taumelten von einer Seite zur andern. Einige beteten bei diesem Taumeln, andere verwünschten es, der Schiffscapitain aber blieb sich völlig gleich, ja ich sah ihn das erste Mal lachen, als eine Welle kam, die mich überall benetzte, und ich mir das beißende Seewasser elend aus den Augen wischte.

Der Sturm dauerte vier und zwanzig Stunden mit großer Wuth fort, und ich will es nicht beschreiben, was ich in dieser Zeit ausgestanden habe; denn die Affen fürchten den Tod eben so gut, wie die Menschen, und haben obenein weder Religion noch Philosophie, um sich damit zu trösten.

Endlich legte sich die Wuth des Sturmwindes, aber das Meer warf das Schiff noch so ungewiß und schwankend umher, daß ich mich oft kaum eine halbe Minute in meiner Lage erhalten konnte; man kann denken, wie die ungeschickten Menschen umhertaumelten, und sich den Kopf an den Schiffswänden zerstießen. Wenn ich hätte lachen können

ſo wäre jetzt die Reihe an mir geweſen, über ſie zu lachen, denn wie weit gewandter würde ſich eine Geſellſchaft Affen in dem Schiffe benommen haben.

Der Sturm hatte zwar die ganze Mannſchaft, ſo wie mich ſelber, in Schrecken geſetzt; aber da er aus Südweſt kam, ſo hatte er unſern Lauf beſchleunigt, und wir ſahen den achten Tag nach unſerer Abfahrt von Algier das Land, wohin das Schiff ſegelte. Zuerſt erblickten wir ein großes Vorgebirge; und als wir um daſſelbe herum ſchifften, ſahen wir uns in einem weiten Golf, in deſſen Hintergrunde eine Stadt dicht am Ufer des Meers lag.

Je mehr wir uns ihr näherten, um ſo prächtiger wurde der Anblick derſelben, denn ſie ſtieg terraſſenartig an Bergen empor, und endigte oben in einer großen Mauerkrone, welche eine Feſtung einſchloß. Zur Rechten erblikten wir zwei hohe Berge, die aus einer Ebene empor ſtiegen, und aus dem Gipfel des einen wälzte ſich ein fürchterlicher Rauch gen Himmel. Kurz, es war die Stadt Neapel, der wir uns näherten, und der dampfende Berg war der Veſuv.

Sobald wir in dem Hafen angelangt waren, legte mir mein Herr ein rothes ſcharlachnes Halsband um, und ſtatt der eiſernen Kette befeſtigte er eine ſilberne daran. Darauf wurde ich einem Jokey,

der noch mehr herausgeputzt war, als ich, übergeben, und wir ſtiegen am Molo ans Land: der Schiffscapitain, der Jokey und ich. Wäre ich ein Menſch geweſen, ich hätte Eitelkeit genug gehabt, mir einzubilden, das Schiff ſey bloß um meinetwillen hier gelandet.

Als wir über den Molo, dieſen Damm, der ſich tief ins Meer hinein erſtreckt, hinweg gingen, ſah ich ihn mit Menſchen bedeckt, und zum Theil mit höchſt elenden Menſchen. Halb und ganz Nackende lagen an der Erde, und ſtreckten flehend ihre Hand nach einer Gabe aus; aber ich bemerkte nicht, daß einer von den tauſend Vorübergehenden etwas hinein legte. Auf einem Tiſche ſtand ein Menſch, der ſehr lebhafte Reden an die Umſtehende hielt, und ihnen Heilmittel für alle mögliche Krankheiten anpries. Deſſen ungeachtet ſah man Schwindſüchtige, Waſſerſüchtige, Ausſätzige und Kranke aller Art in Menge. An einem andern erhöhten Orte ſtand ein Mann in einem ſchwarzen Kleide, der ein Crucifix in der Hand hielt, und mit lauter Stimme von der Sünde gegen den heiligen Geiſt predigte. Er hatte eine Menge Zuhörer, die mit entblößtem Haupt um ihn her ſtanden, und ſehr andächtig zuhorchten; aber ich bemerkte nicht, daß einer von dieſen hin ging, um den vielen elenden Menſchen, die

auf dem Molo waren, zu helfen. Ich war nur ein Affe, aber mir ſchien, es wäre beſſer geweſen, wenn er von der Sünde gegen die Menſchheit gepredigt hätte, die man ſo hülflos in ihrem Elende ließ. Wie glücklich ſind die Affen dagegen, dachte ich, die nicht ausſätzig und nicht waſſerſüchtig werden, und auch nicht zu betteln brauchen.

Nachdem wir das Ende des Molo erreicht hatten, fanden wir einige kleine zweirädrige Wagen, mit einem Pferde beſpannt, ſetzten uns in einen derſelben ein, und flogen mit der größten Schnelligkeit durch das dicke Gewühl von Menſchen. Denn es waren hier unglaublich viel Menſchen, und ich tröſtete mich, daß ich in Algier ſo wohlfeil verkauft war. Mir ſchien es, daß die Menſchen hier weit wohlfeiler wären, wie die Affen in Afrika; denn ich glaube, daß hier einer unmöglich einen Zechin hätte gelten können.

Wir kamen jetzt tiefer in die Stadt hinein. Hier ſah ich eine Menge glänzender, mit prächtigen Pferden beſpannter, Wagen, in welchen ſehr ſchön gekleidete Menſchen ſaßen, die eine Menge Bediente, von Gold und Silber ſtarrend, hinter ſich hatten. Wenn ich das Elend der Menſchen, die am Molo lagen, und die Pracht dieſer hier mit einander verglich, ſo wurde ich ganz verwirrt in meinen Gedanken, und mir

ſchien dieß eine abſcheuliche Einrichtung zu ſeyn, von der in der Affenwelt gar nichts ähnliches gefunden wird.

Wir gelangten bald an eine äußerſt volkreiche Straße, in welcher ſehr viele Palläſte erbaut waren, und worin ich eine ganz ungeheure Menge Lebensmittel von aller Art erblickte. Deſſen ungeachtet ſah ich zu gleicher Zeit Menſchen, die halb verhungert waren und allerhand Schalen vom Boden auflaſen, um ſie zu eſſen. Dieß ſchien mir wieder etwas unbegreifliches zu ſeyn, denn wir Affen hätten uns unter einander mit Freuden von unſerm Ueberfluſſe mitgetheilt.

Endlich hielt der Wagen vor einem großen Hauſe, wir ſtiegen aus, und gingen zwei Treppen hoch hinauf. Einige Thüren öffneten ſich uns, und wir traten in ein groſſes Zimmer. Ich ſaß dem Jokey auf der Schulter. Nicht lange, ſo kam eine hübſche Frau herein und rief: ach, ſind Sie es, mein beſter Herr Leevens! O ſeyn Sie mir herzlich willkommen! Aber was iſt denn das? ſetzte ſie hinzu, als ſie mich erblickte. Es iſt ein Geſchenk, ſagte Herr Leevens, das ich Ihnen aus Afrika mit gebracht habe. Ach, ein allerliebſter Affe! rief ſie, nahm mich auf den Arm, und ſtreichelte mich mit ſanften Händen, welches mir ſehr wohl that.

Der Schiffscapitain ſchickte nun den Jokey wieder nach dem Schiffe zurück, und ſobald er das Zimmer verlaſſen hatte, hörte die hübſche Frau auf, mich zu ſtreicheln. Sie band mich im Gegentheil an einen Stuhl feſt, und umarmte, zu meiner Verwunderung, mit der größten Zärtlichkeit meinen Herrn. Unter tauſend Küſſen bezeigten ſie ſich die herzlichſte Freude, einander wieder zu ſehen; und nach oft wiederholten Umarmungen gingen ſie beide in ein Nebenzimmer, und riegelten es hinter ſich zu. Ich überlaſſe es den Menſchen, welche klüger ſind als die Affen, zu errathen, warum dieß geſchah.

Nach einer Weile kamen ſie wieder heraus, und verſicherten ſich ewige Treue. Sie ſagte unter andern auch die Worte: nur dich werde ich lieben, ewig lieben, denn kein andrer vermag mein Herz zu rühren. Ich ſehne mich unausſprechlich nach dem Augenblicke, der uns auf immer vereinigen wird.

Herr Leevens beurlaubte ſich nun von ihr auf das zärtlichſte, und ging, das Nothwendige auf ſeinem Schiffe zu beſorgen. Sobald er hinweg war, begann meine neue Gebieterinn, eine reiche Kaufmannswittwe Namens Donna Marcella, wieder, ſich mit mir zu beſchäftigen. Sie betrachtete mich ſehr aufmerkſam, beſah die ſilberne Kette, und

trug mich in ihr Wohnzimmer, wo ſie mich unter Lachen und Schäkern ihrer Kammerjungfer vorſtellte. Beide beſchäftigten ſich eine lange Zeit mit mir, ſtreichelten mich, und brachten mir Zucker-Gebackenes, welches unter allen Speiſen mein Lieblingsgericht war.

Dieſer Anfang meines neuen Schickſals gefiel mir nicht übel; und wenn die Freiheit durch irgend ein anderes Gut zu erſetzen wäre, ſo würde ich mich glücklich befunden haben. Die beiden Frauenzimmer berathſchlagten nun, wie ich am bequemſten angelegt werden könnte, und Donna Marcella, die einen ſehr hellen Verſtand hatte, erfand dazu folgendes Mittel. Es wurde ein großer Teller verfertigt, aus deſſen Mitte eine Stange, wie ein kleiner Maſtbaum, ſich erhob. Oben auf derſelben ward ein kleinerer Teller angebracht, auf welchem ich bequem ſitzen konnte. An der Stange ſpielte ein Ring meiner Kette auf und nieder, ſo daß ich bequem in die Höhe und wieder hinunter zu ſteigen vermochte. Auf dem Teller unten ward überdies ein kleines Haus befeſtigt, worin ich bequem ſchlafen konnte.

Dieß war die Maſchine, vermittelſt welcher man mich in der Gefangenſchaft erhalten wollte. Ich bekam dadurch einen weit größern Spielraum,

als auf dem Schiff, aber ach! die Freiheit, von einem Baum auf den andern zu ſpringen, ein Reißfeld nach dem andern zu durchwandeln, vermißte ich ſchmerzlich. Wenn es Philoſophen unter den Affen geben könnte, ich hätte nothwendig einer werden müſſen.

Donna Marcella war eine Zeitlang allein mit der Kammerjungfer, welche Maria hieß, im Zimmer geweſen, als ein junger wohlgebildeter Menſch herein trat, der ein Kaufdiener bei der Wittwe war, und ihr einige Nachrichten von den Handlungsgeſchäften geben wollte. Maria wurde daher hinaus geſchickt, damit beide deſto ungeſtörter von den Speculationen ſprechen könnten. Aber kaum hatte ſie ſich entfernt, als Don Giovanni, ſo hieß der hübſche Kaufdiener, der Donna Marcella um den Hals fiel und ſie mit großer Inbrunſt küßte. Ich erſchrak über dieſe Dreiſtigkeit des Dieners, und glaubte, daß ſeine Gebieterinn höchſt aufgebracht werden würde, zumal, da ſie dem Herrn Leevens einzige und ewige Liebe zugeſichert hatte; aber zu meinem Erſtaunen ſah ich, daß ſie die Umarmung Don Giovanni's mit großer Zärtlichkeit erwiederte, und voll Entzücken ausrief: ach, wie glücklich bin ich, daß ich Sie beſitze! Wie könnte ich je einen andern Mann lieben!

Kurz, ich ſah hier eine Scene, wie ſie etwa zwiſchen Herrn Leevens und Donna Marcella vorgefallen ſeyn mochte, und bekam dadurch wahrhaftig keinen ſehr hohen Begriff von der Tugend meiner neuen Gebieterinn.

Nachdem ſich die beiden Verliebten ihre Zärtlichkeit hinlänglich bewieſen hatten, begannen ſie wirklich von Handlungsangelegenheiten zu reden, und ich hörte von Donna Marcella folgende Worte: wiſſen Sie ſchon, daß Herr Leevens aus Algier angekommen iſt? Er hat mir eine Ladung Baumwolle mitgebracht, und ich habe ihn zum Abendeſſen einladen müſſen. Ich kann ſchon nicht anders. Sehen Sie nur, den allerliebſten kleinen Affen da mit der ſilbernen Kette hat er mir mitgebracht. Der närriſche Mann iſt etwas verliebt in mich, aber Sie können denken, wie weit ich Sie vorziehe. Ich liebe nur meinen Don Giovanni, und werde ihn ewig lieben.

Ich erſtaunte, dieſe Reden aus dem Munde zu hören, der kurz vorher das Gegentheil geſprochen hatte. Die Affen werden von den Menſchen für falſche Thiere gehalten, aber eine ſolche Falſchheit hatte ich nie unter ihnen bemerkt. Auch, glaube ich, würden die übrigen Affen, wenn man ein ſo falſches Thier entdeckte, es zu Tode beißen und kratzen.

Bei dem Abendeſſen war ich nicht gegenwärtig. denn es wurde in einem andern Zimmer gehalten; auch hatte ich mich längſt zur Ruhe begeben, weil ich gewohnt war, mich frühzeitig dem Schlafe zu überlaſſen.

Am andern Morgen hörte ich meine Gebieterinn mit vieler Inbrunſt beten, und ſah ſie ihre Andacht vor einem kleinen Altare, den ſie im Zimmer hatte, mit großem Eifer verrichten. Als dieß geſchehen war, beſah ſie ſich ſehr aufmerkſam im Spiegel, und machte eine Menge Bewegungen und Mienen vor demſelben. Hierauf rief ſie ihre Kammerjungfer, ſchminkte ſich, und legte einen reizenden Morgenanzug an.

Bald hierauf trat ein Mann ins Zimmer mit einem langen braunen Gewande, mit bloßen Füßen, und einem Strick um den Leib, kurz, ein Kapuziner trat herein, dem Donna Marcella eilend entgegen ging und ihm ehrerbietig die Hand küßte. Eben dieß that auch die Kammerjungfer, und entfernte ſich dann, weil die Donna ſagte, daß ſie mit dem Pater Benedetto ihre Andacht halten wolle. Sie befahl zugleich, daß man ſie nicht ſtören möchte, wenn es nicht die höchſte Noth erfodere, und verriegelte das Zimmer. Sobald dieß geſchehen war, nahm ſie den Pater Benedetto bei der Hand, ſetzte

ſich mit ihm aufs Sopha, und ſagte: mein lieber, lieber Benedetto, wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen. Es hat mir eine Ewigkeit gedäuchtet, daß Sie nicht hier waren. Bei dieſen Worten begannen von beiden Seiten die zärtlichſten Liebkoſungen, und — was ich nun mit anzuſehen gezwungen war, kann ich unmöglich beſchreiben, denn auch ein Affe müßte davor erröthen.

Nachdem beide ihre Andacht auf dieſe Weiſe gehalten hatten, empfahl ſich Benedetto, mit der Verſicherung, ſeinen Beſuch recht bald zu wiederholen.

Ich hatte von nun an noch ſo viel neue Auftritte zwiſchen Herrn Leevens, Don Giovanni, Pater Benedetto, und Donna Marcella anzuſehen, daß ich unmöglich gleichgültig dabei bleiben konnte. Ich war ein Affe in meinen beſten Jahren, und in meinem Vaterlande würde ich wahrſcheinlich ſchon eine Aeffinn kennen gelernt haben, die mich liebenswürdig gefunden hätte. Jetzt befand ich mich einſam, von meinem ganzen Geſchlechte verlaſſen, und ſah auch keine Hoffnung, mit demſelben je wieder vereinigt zu werden. Dieß machte mich ſehr unglücklich, denn ich war ein Jüngling voll Feuer und Kraft. Wahrſcheinlich würden dieſe Triebe nicht ſo bald in mir erwacht ſeyn, wären nicht jene

ärger-

ärgerlichen Scenen faſt täglich in meiner Gegenwart wiederholt worden; denn Donna Marcella, unerſättlich in ihren Begierden, ſuchte ihr ganzes Glück nur in deren Befriedigung. Das ſeltſamſte war, daß ſie jedem der drei Liebhaber einbildete, er ſey der einzige begünſtigte.

Ihre Falſchheit, und ihre unerhörte Wolluſt ſetzte mich in Grimm, zumal, da ich unglaublich viel bei dieſen Auftritten litt; und ich wünſchte nichts ſehnlicher, als den dreien Liebhabern die Augen öffnen zu können. Aber ich war ein ſchwacher Affe, und hatte nichts als die gewöhnlichen Eigenſchaften dieſes Thieres, mit Gedächtniß und einiger Ueberlegung; ich konnte nicht reden, nicht ſchreiben, nicht leſen, und alles, was ich angab, war affenartig und unverſtändlich. Dabei war ich angekettet, und hatte keinen größern Spielraum, als zwiſchen dem großen und dem kleinen Teller, zwiſchen welchen ich auf und nieder klettern konnte.

Da ich ſehr gut genährt wurde, und die kräftigſten Speiſen erhielt, ſo nahm meine Leidenſchaft mit jedem Tage zu, und ich hätte raſend werden mögen, daß ich nirgends eine Aeffinn zu ſehen bekam. Wie unglücklich bin ich, dachte ich, daß ich mein Leben hier ſo einſam verſeufzen, und nie mit einer Geliebten umhergaukeln, nie ihre Sprünge bewundern,

und ſie zärtlich in meine Arme ſchließen ſoll. Indem ich voll Verzweiflung über mein Schickſal nachſann, fiel mir ein, daß ich ehemals in meinem Menſchenleben ein Buch unter dem Titel: la pucelle d'Orleans geſchrieben, und darin die muthwilligſte Wolluſt geſchildert hatte. Ein inneres Gefühl ſagte mir zugleich, daß ich jetzt dafür durch das ſtete Anſchauen wollüſtiger Scenen büßen müſſe, ohne ſelber genießen zu können.

Nachdem ich ungefähr acht Monath, ſo lange, als ich etwa an der Pucelle mochte geſchrieben haben, wie ein Märtyrer geduldet hatte, kam ein deutſcher Kaufmann nach Neapel, der Zutritt bei meiner Gebieterinn hatte. Dieſem gefiel ich auſſerordentlich; er beſchäftigte ſich oft Stundenlang mit mir, indem er mit mir ſpielte und alle meine Bewegungen belachte. Da er ein ſehr vortheilhaftes Handlungsgeſchäft mit Donna Marcella machte, und dieſe meiner ſchon überdrüſſig war, weil ich gewöhnlich eine finſtere Laune in ihrer Gegenwart hatte, und ihr nie zugethan ſeyn wollte, ſo ſchenkte ſie mich zu meiner gröſten Freude dem Kaufmann, der den Entſchluß faßte, mich mit nach Deutſchland zu nehmen. Ich mußte indeſſen bis zu ſeiner Abreiſe bei meiner alten Gebieterinn blei-

ben, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo mein Schickſal verändert werden würde.

Endlich erſchien jemand mit einer Art von Käfig, und ich wurde hinein geſetzt. Dieß gefiel mir nun wohl ſehr wenig; indeß war es doch eine Veränderung des ewigen Einerlei. Man brachte mich zu meinem neuen Herrn, der im Begriff war, nach Deutſchland abzureiſen, und ich wurde mit in den Wagen geſetzt. Anfangs hatte ich hier unbeſchreibliche lange Weile, denn mein Käfig ſtand auf dem Boden des Wagens, wo ich gar nicht um mich zu ſehen vermochte; mein Gefängniß war aus einem hellen in ein dunkles verwandelt worden. Dieß ſchien mir äußerſt hart, und ich bekam eine ſo ſchwarze Laune, wie einſt, da ich als Menſch in Freiheit zu kommen hoffte, und Friedrich II. mich drei Wochen in Frankfurth am Mayn einſperren ließ. Ich hätte verzweifeln müſſen, wenn dieſer peinliche Zuſtand lange gedauert hätte.

Aber plötzlich verwandelte ſich mein Gefängniß in das leichteſte, das ſich nur für einen Affen finden kann. Mein Herr nahm mich aus dem Käfig und befeſtigte mich mit meiner Kette vor ſich auf dem Verdeck ſeines Wagens. Hier war ich im Freien, und konnte ſo gut umherſchauen, als

mein Herr, der mir überdieß allerhand Liebkoſungen erwies, und mich mit Leckereien fütterte.

Wie ſchnell kann ſich das Schickſal eines Affen ändern! Ich fühlte mich jetzt zum erſten Male glücklich, ſeitdem ich die Hand in die Matsflaſche geſteckt hatte; aber ich belohnte auch meinen Herrn für ſeine Güte, denn ich ergetzte ihn durch eine Menge von Stellungen und Bewegungen, die den Affen ſo geläufig ſind.

Es gefiel mir außerordentlich, daß wir, ohne uns zu bewegen, ſo ſchnell dahin eilten, und daß die Gegenſtände um uns her ſich immer erneuerten. In der Affenwelt hatte ich etwas ähnliches nicht gefunden, denn die Affen in Afrika halten ſich keine Equipage. Ich fühlte daher, daß die Menſchen in manchen Stücken, beſonders was die Erfindungen betrifft, doch wohl klüger ſeyn könnten, als die Affen. Daß ſie liſtiger waren, als wir, das hatte ich leider zu meinem Schaden erfahren.

Als wir zu Mittage einkehren wollten, verſammelte ſich um den Wagen eine Menge Menſchen, die mich mit großer Neugierde betrachteten. Ihre Anzahl wuchs in kurzer Zeit ſo an, daß mein Herr gezwungen war, mich wieder in meinen Käfig zu ſperren, und ſich eilend mit mir in das Wirthshaus zu retten. Die Neugierde der Menſchen trug

mir also ein engeres Gefängniß ein, und ich war darüber so aufgebracht, daß ich voll Wuth an den Stäben meines Kerkers riß. Mein Herr, der mir wohlwollte, war eben im Begriff, mich aus meinem engen Bezirk heraus zu lassen, als eine sehr hübsche Aufwärterinn in das Zimmer trat. Sogleich wandte mein Herr seine Aufmerksamkeit von mir ab, und richtete sie auf das reizende Mädchen, welches ihn fragte was er zu speisen verlange. In kurzer Zeit war er so bekannt mit ihr, daß sie zu schäkern und sich zu liebkosen anfingen. Mein Herr ward allmählig dreister, aber — nun entfernte sich das Mädchen, und statt ihrer erschien ein Aufwärter, um den Tisch zu decken und die Speisen zu bringen.

Mein Herr gerieth hierüber in die finsterste Laune und bekümmerte sich nicht weiter um mich. Ich befand mich mit demselben in gleicher Stimmung. Seine Unachtsamkeit auf mich machte mich wüthend, und meine Zuneigung zu ihm war nun verloren.

Nach einigen Stunden reisten wir endlich weiter, und nun hatte ich wieder die Freude, auf dem Verdeck des Wagens mich herumtummeln zu können, worüber ich mein erduldetes Leiden beinahe vergaß.

So oft wir einkehrten fand ich, daß mein Herr mit den Frauenzimmern im Wirthshause

ſchäkerte; aber wenn er unrecht daran that, ſo erreilte ihn die Rache dafür ſehr bald. Wir waren auf dem römiſchen Gebiet angekommen, und befanden uns in einer gebirgichten Gegend an einem großen See, als auf einmal vier Räuber, mit Flinten und Säbeln bewaffnet, aus einem Gebüſch heraus kamen, und den Poſtillion zu halten befahlen. Dieſer hielt auch ſogleich ſtill, und nun legte einer von den Räubern ſein Gewehr auf meinen Herrn an; ein andrer aber kam, und forderte von ihm alles, was er an Werth bei ſich hätte: ſeine Chatoulle, ſeinen Geldbeutel, ſeine Uhr u. ſ. w.

Mein Herr, der den drohenden Flintenlauf gerade gegen ſich über ſah, war halbtodt vor Schrekken, weigerte ſich aber dennoch, das Geforderte heraus zu geben. Hierauf befahl ihm der Räuber, ſogleich auszuſteigen, wenn er nicht über den Haufen geſchoſſen werden wollte. Er mußte ſich dazu entſchließen, und nun ward ſogleich der Wagen ausgelecrt, der Koffer herabgeriſſen, und zu gleicher Zeit mein Herr ausgeplündert. Es waren einige Menſchen in der Nähe, und ich glaubte daß ſie meinem Herrn zu Hülfe kommen würden; aber ich irrte mich. Sobald ſie merkten, was vorging, warfen ſie ſich auf die Erde, um nicht getroffen zu werden, wenn etwa geſchoſſen würde.

Der arme Kaufmann blieb alſo hülflos in der Gewalt der Räuber, und ſie nahmen ihm alles was er beſaß. Sodann befahlen ſie ihm, wieder in den Wagen zu ſteigen, dem Poſtillion aber riefen ſie zu, im ſchnellſten Trabe davon zu fahren, wenn ſie ihm nicht eine Kugel nachſchicken ſollten. Dieſer gehorchte auch voll Angſt, und ich ſelber war froh, aus der Nähe dieſer gefährlichen Menſchen hinweg zu kommen. Wir flogen alſo mit leichtem Wagen, aber nicht mit leichtem Herzen davon, wenigſtens mein Herr nicht. Denn dieſer ſaß im Wagen, rang die Hände, und wehklagte mit lauter Stimme.

Er hatte kaum ſo viel an Werth behalten, um die Reiſe bis nach Rom fortſetzen zu können, und befand ſich hülflos mitten in einem fremden Lande. Wie glücklich ſind die Affen, dachte ich, daß ſie dergleichen Unfällen nicht ausgeſetzt ſind, und wie weit glücklicher noch würden ſie ſeyn, wenn ſie nicht von Menſchen verfolgt würden!

Mein Herr beſaß jetzt nichts, als ſeinen Wagen, mich, und meine ſilberne Kette. Dieſe letzte wurde an dem nächſten Orte verkauft, und ſtatt derſelben legte man mir einen Strick um den Hals. Wenn ich die Eitelkeit der Menſchen gehabt hätte ſo würde mich dieß ſehr geſchmerzt haben. Als Affe

war ich klüger, und es galt mir gleich viel, wenn ich einmal angebunden ſeyn ſollte, auf welche Art es geſchah.

Ich bemerkte nun, daß mein Herr auf einmal nicht mehr mit den Mädchen in den Wirthshäuſern ſchäkerte; im Gegentheil blieb er ernſthaft und traurig in ſich gekehrt. In welcher Verbindung, dachte ich, ſtehen die Räuber auf dem Felde und die Mädchen in den Wirthshäuſern mit einander? Die Menſchen müſſen ſich wohl durch vielerlei Dinge in ihren Vergnügungen ſtören laſſen.

Wir kamen endlich nach Rom. Mein Herr verkaufte hier ſeinen Wagen, und bot auch mich zum Verkauf aus. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich eine ſonderbare Seite der Menſchen kennen. Sie betrachteten mich mit weit mehr Vergnügen und Neugierde, als den Wagen, aber zu dem Wagen fanden ſich mehr Käufer, und man handelte mit großem Ernſt um denſelben. Ein Wagen, dachte ich, muß doch wohl mehr werth ſeyn, als ein Affe, wenn er auch gleich nicht ſo viele luſtige Stellungen annehmen kann.

Man war ſchon wegen des Wagens um den Preis von funfzig Zechinen einig geworden, und noch immer ſaß ich unverkauft da. Zu meiner noch

größern Demüthigung wurden neben mir einige dumme Schafe und Schweine verkauft, die sogleich einen Liebhaber fanden.

Ich erinnerte mich jedoch, daß ich während meines ehemaligen Lebens das Verdienst vieler guter und nützlicher Menschen geschmälert, und sie tief gekränkt hatte. Hier in Rom, unter Schafen und Schweinen feil geboten, bekam ich den Lohn dafür. Ich begriff indeß noch immer nicht, warum man so wenig Lust bezeigte, mich zu kaufen, bis mir endlich einige Reden der Menschen Aufschluß gaben. Als der Wagen hinweg geführt wurde, sagte ein Bube: den Affen möchte ich doch lieber haben, als den Wagen. Ei warum nicht gar, entgegnete ein anderer; wenn ich ausfahren will, so setze ich mich in den Wagen, aber wenn ich ausreiten will, kann ich mich nicht auf den Affen setzen.

Einen andern, der ein Schwein kaufte, sagte jemand: kaufe dir doch den Affen auch. Ich danke, war die Antwort; das Schwein kann ich essen, aber dem närrischen Affen da muß ich zu essen geben.

Auch die Demüthigung, mit den Schafen verglichen zu werden, stand mir bevor; denn als jemand den Mann, der damit handelte, fragte: wie viel Schafe gebt ihr für den Affen? so war die Antwort: kein einziges; denn die Schafe kann ich

ſcheren, aber die Beſtie von Affen würde mich ſcheren. Kurz, es war faſt keine Demüthigung, die ich während dieſes Feilbietens nicht ertragen mußte. Ich lernte indeſſen ſo viel daraus, daß der gemeine Mann, und es war nur gemeines Volk, welches ſich um mich verſammelte, weſentlich nützliche Gegenſtände bei weiten höher achtet, als Dinge, die ihm bloß Vergnügen machen.

Ich hatte ſchon die Hoffnung aufgegeben, verkauft zu werden, als ein kleiner Mann, mit einigen Bedienten hinter ſich, geritten kam, ſtill hielt, und mich aufmerkſam betrachtete. Ich ſah ihn wieder an, und entdeckte einen Mann bei Jahren, mit einer kleinen ſeidenen Schürze, einem Käppchen auf dem Kopf, und mit dem Geſichte eines Affen. Dieſer fragte, ob ich zu verkaufen ſey und was ich koſten ſolle? Als man ihm zur Antwort gab, zwanzig Zechinen, zog er ſogleich ſeinen Geldbeutel heraus, bezahlte die zwanzig Zechinen, und gab einem der Bedienten Befehl, mich mit aufs Pferd zu nehmen. Dies geſchah, und ich ritt nun zum erſten Mal in meinem Leben, wußte mich aber beſſer dabei zu nehmen, als wahrſcheinlich ein Menſch gethan haben würde.

Unſer Weg führte uns eine Anhöhe hinauf in eine einſame Straße, wo wir vor einem gro-

ßen Hauſe abſtiegen. Ich wurde zwei Treppen hoch hinauf getragen und in das Zimmer meines Herrn gebracht. Hier fand ich eine Menge groſ ſer und klein:r Gemählde, Bruchſtücke von Bildhauerarbeit, aufgeſchlagene Bücher, Kupferſtiche, und mancherlei andere Kunſtſachen verworren unter einander liegen. Ich merkte, daß ich in die Hände eines außerordentlichen Menſchen gerathen ſeyn müſſe; und da er ſo bereitwillig die geforderte bedeutende Summe für mich bezahlt hatte, ſo ſchloß ich daraus, daß er ein Engländer ſeyn müſſe. Ich hatte mich nicht geirrt; es war, wie ich nachher erfuhr, der berühmte Lord Briſtol, der mich gekauft hatte.

Ich war noch nicht lange im Zimmer, als er herein kam und anfing, ſich mit mir zu beſchäftigen; aber ich bemerkte an ihm bei weiten nicht die Begierde und Aufmerkſamkeit, die andere bewieſen, welche mich zum erſten Mal ſahen. Er mußte ſchon oft Affen gehabt haben, da ihm die Sache nichts neues war. Auch brachte er mir nichts zu eſſ:n, ſondern befahl einem Bedienten, es zu thun. Uebrigens wurde eine Stange an einer Seite des Zimmers angebracht, an welcher die Kette, die man mir anlegte, hin und her ſpielte.

Nicht lange, ſo meldete ein Bedienter Seiner

Herrlichkeit, daß ein junger Künſtler die Ehre zu haben wünſche, ihm ein Gemählde zu zeigen. Der Lord bedachte ſich ein wenig, und ſagte dann mit verdrießlicher Miene: er mag kommen.

Sehr demüthig trat ein junger Menſch herein und überreichte, unter vielen Verbeugungen und Entſchuldigungen, ſein Gemählde. Der Lord ſah es einen Augenblick an, und fragte dann: warum bringen Sie mir denn dieſe Mahlerei? Ich glaubte, daß ſie vielleicht Ew. Excellenz Beifall erhalten und von Ihnen gekauft werden würde, war die Antwort. Hier fing der Lord an laut zu lachen. Was ſollte ich denn damit, rief er; in dem Ganzen iſt ja gar keine Haltung. Und, mein Gott, welch eine Zeichnung iſt das! dieſer Arm des Antonius iſt zu lang, und der andere gehört ihm gar nicht. Hat man je eine ſo magere Hand geſehen, als die der Cleopatra? Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich mit dieſem Gemählde. ich müßte mich ſchämen es aufzuhängen. Der junge Menſch ſtand wie vom Blitz getroffen da, und erröthete bis über die Stirn. Er konnte keine Antwort auf den unverſchämten Tadel des Lords finden, und ſtotterte bloß etwas unverſtändliches her.

Ich hatte geglaubt, er würde in Zorn gera-

ſhen, dem Lord einige Bitterkeiten ſagen, und ſein Gemählde ſchnell zurüknehmen; aber dieß alles geſchah nicht. Endlich fragte der Lord: was ſoll denn das Ding koſten?

Nach dem, wie Ew. Excellenz über das Gemählde geurtheilt haben, entgegnete der Künſtler, darf ich nicht viel dafür fodern, und die Noth zwingt mich überdieß, es wohlfeil zu verkaufen. Ich verlange nur fünf Zechinen dafür.

Mehr iſt der Teufel auch nicht werth, ſagte der Lord legte die fünf Zechinen auf den Tiſch und erſuchte den Künſtler, ihn nun allein zu laſſen. Der Künſtler ſtrich das Geld ein, und entfernte ſich mit einer tiefen Verbeugung.

O Himmel, dachte ich, was müſſen ſich die armen Menſchen gefallen laſſen, um ihr Brot zu finden! Davon haben die Affen in den afrikaniſchen Wüſten keinen Begriff. Die glücklichen Affen! Und wie wird es mir ergehen, wenn er mit Menſchen ſo umſpringt!

Dieß letzte war indeß fehl geſchloſſen; denn mein neuer Gebieter hatte ſeine beſondern Eigenheiten, und verfuhr mit ſo vieler Laune, daß kein Syſtem in ſeinem Betragen aufzufinden war. Die Umſtände entſchieden.

Am andern Tage ließ ſich ein anderer Künſt-

ter melden, der ebenfalls ein Gemählde vorzeigen wollte. Sobald der Lord seinen Namen hörte ward sein Gesicht freundlich, und er ließ ihn mit Vergnügen vor sich. Der Künstler, welcher Don Francesco hieß, zeigte sein Gemählde, und dem Lord gefiel es sehr. Er lobte den Meister so laut, als er den vorigen verachtet hatte, sprach sehr freundlich mit ihm, und lud ihn samt seiner Frau zum Essen ein.

Welch ein weit größerer Künstler muß dies seyn, als jener, dachte ich, da er bei einem so strengen Richter ein solches Lob einerntet! In diesem Gedanken wurde ich bald nachher irre gemacht; denn der Kammerdiener des Lords führte in dessen Abwesenheit zwei Männer ins Zimmer, und zeigte ihnen die beiden Gemählde. Zu meinem Erstaunen fanden sie den Antonius und die Cleopatra sehr gut, das Gemählde des Don Francesco hingegen sehr schlecht. Wie sollte ich dieß mit einander vereinigen? Der Lord galt für einen Kenner in der Kunst.

Das Räthsel löste sich. Als die Zeit des Essens herum kam, erschien Don Francesco mit seiner jungen Frau, und ich bemerkte, daß sie schön sey. Es wurde sehr vergnügt und sehr gut gespeist und getrunken. Einige Zeit nach Tische wurde Don

Francesco abgerufen, und der Lord blieb mit deſſen Gattinn allein. Sogleich nahte ſich ihr der Lord mit großer Zärtlichkeit, und ſie ſtieß ihn nicht zurück, obwohl ich nicht begriff, wie ſie Gefallen an dem kleinen unanſehnlichen Manne finden konnte. Es war indeß aus mehrern Merkmalen offenbar, daß dieß eine alte Bekanntſchaft ſey; und ich ſah nun ſelbſt mit meinem geringen Affenverſtande ein, daß der Lord um der ſchönen Frau willen das Gemählde ſchön gefunden habe.

Meine Achtung gegen das Menſchengeſchlecht wuchs dadurch nicht; ich fühlte vielmehr ſehr lebhaft, wie falſch, wie kleinlich und niedrig geſinnt viele darunter waren. Wie hätte ein Affe ſeine Geliebte um Cocosnüſſe, um Reiß, um die größten Leckerbiſſen auf Bäumen und Feldern, abtreten; wie hätte ein Affe ſo falſch ſeyn können etwas ſchön zu finden, was nicht ſchön war, und etwas ſo bitter zu verachten, was er hätte loben ſollen! Dieſe Falſchheit auf der einen, und dieſer Eigennutz auf der andern Seite, ſchien mir eine große Erbärmlichkeit in ſich zu faſſen.

Da ich in meiner Gefangenſchaft unmöglich glücklich ſeyn konnte, ſo ſuchte ich meine Gedanken auf etwas zu richten, das mich zerſtreuen könnte. Dieß waren zuerſt die Menſchen um mich her,

und vorzüglich mein Herr. So viel ich mit meinem geringen Verſtande einſehen konnte, und ſo viel ich auch aus Geſprächen anderer hörte, ſo legte er es vorzüglich darauf an, glücklich in der Welt zu leben. Er beſaß alles, was dazu führen konnte: einen großen Reichthum, einen hohen Stand, Geſundheit und Kenntniſſe. Er konnte deßhalb alles genießen, was er begehrte, und that es. Er aß vortrefflich, und hielt ſich bei Tiche eine Geſellſchaft, wie ſie ihm gefiel; er trank gewöhnlich ſo viel, daß er in einen heitern Rauſch verſetzt ward; ihm ſtanden durch ſein Geld die ſchönſten Weiber und Mädchen zu Gebote, und er machte wenigſtens einen Gebrauch von der Wolluſt, wie Donna Marcella. Des Morgens ritt er in Begleitung aus, und des Nachmittags fuhr er. Uebrigens lebte er faſt immer in Italien, und zwar nicht an einem Orte. Gewöhnlich brachte er den Herbſt in Rom zu, den Winter in Venedig, und den Sommer in Caſtel a mare am Meer, nicht weit von Neapel.

Glücklicher, dem äußern nach, konnte alſo nicht leicht ein Menſch leben. Um ſo wunderbarer ſchien es mir, daß ich oft im Geheimen Spuren von Mißmuth und Leiden bei ihm entdeckte. Oft bekam er Briefe aus ſeinem Vaterlande, und ward

wüthend

wüthend darüber. Da er zu verſchwenderiſch mit ſeinem Vermögen umgegangen war, ſo hatte man ihn darin beſchränkt, und ſein eigner Sohn gebot über die Maſſe ſeiner Einkünfte. Dieß war ein Stachel in ſeinem Herzen. Ferner bekam er oft gedruckte Blätter, die ihn ebenfalls in Wuth ſetzten. Es gab eine Nation, die er unglaublich haßte, die franzöſiſche, und dieſe Nation war gerade glücklich im Kriege, und alles, was ſie unternahm, gelang ihr. Dieß war ein zweiter Stachel in ſeinem Herzen. Endlich hatte er die Gewohnheit, jedem, was er dachte ins Geſicht zu ſagen, wodurch er ſich eine große Menge Feinde, beſonders unter den vornehmern Ständen, zugezogen hatte. Dieſe ſprachen übel von ihm, machten ihn lächerlich, und viele von dieſen Beleidigungen kamen ihm wieder zu Ohren, worüber er ſich tief kränkte.

Außerdem hatte er noch eine Menge bitterer Empfindungen über Gegenſtände, die ich nicht errathen konnte, und von andern hörte ich auch nicht darüber reden. Kurz, ich ſah ihn, bei allen ſeinen Genüſſen, oft höchſt unglücklich und voll Verzweiflung. Wenn dieſer Menſch, mit ſo vielen Kräften glücklich zu ſeyn, unglücklich iſt, dachte ich, wie ſoll denn das Schickſal der übrigen Menſchen beſchaffen ſeyn?

Daß ſie hier in keinem Paradieſe ſind, davon hatte ich täglich die ſprechendſten Beweiſe. Denn da mein Herr als ſehr reich, und zugleich als freigebig und großmüthig bekannt war, ſo wandten ſich häufig unglückliche Menſchen an ihn und baten um Hülfe. Er gab, je nachdem ſeine Laune war, viel, wenig, auch gar nichts. Aber im Ganzen gab er viel.

Eines Tages meldete der Bediente ein junges Mädchen an, das ſich durchaus nicht wollte abweiſen laſſen. Die jungen Mädchen wurden von meinem Herrn am leichteſten angenommen, und er ließ auch dieſes vor ſich.

Sobald ſie ins Zimmer trat, fiel ſie vor ihm nieder, umfaßte ſeine Knie, und konnte vor Beängſtigung und Schluchzen anfangs nicht reden. Was iſt dir, mein Kind, rief er, rede doch! Ach, haben Sie Erbarmen, hub ſie an, wenn Sie je mit unglücklichen Menſchen Erbarmen gehabt haben! Ich flehe nicht für mich, ſondern für meinen Vater, für den elendeſten Menſchen auf der Erde.

Was iſt denn deinem Vater geſchehen? fragte der Lord gerührt; denn das Mädchen war von ſehr reizender Bildung.

Noch iſt ihm nichts geſchehen, ſagte ſie weinend, aber morgen wollen ſie ihn zu dem unglück-

lichſten aller Menſchen machen: er ſoll mit der Corde beſtraft werden.*)

Mein Gott! rief der Lord, was hat er denn gethan?

Ach! erwiederte das Mädchen, händeringend, er hat ein großes Verbrechen begangen. Wir waren etwas ſchuldig, das wir nicht bezahlen konnten; da kamen die Gerichtsdiener, und nahmen uns alles, was wir hatten an Kleidern und Betten. Dieß ließ er geſchehen. Aber als ſie ihm auch das Handwerkszeug nehmen wollten, da fing er an, ſich zu wehren, und als ſie ihn ſchlugen, gab er dem einen Gerichtsdiener einen Meſſerſtich. Nun ſoll er morgen die ſchreckliche Strafe aushalten, und auf immer gelähmt werden. Ach, mein armer, armer Vater! Und wer ſoll uns künftig ernähren? Wir müſſen Hungers ſterben.

Das ſollt ihr nicht, ſagte der Lord; aber dein

---

*) Eine in Rom gebräuchliche ſchreckliche Strafe. Dem Verbrecher werden die Hände auf den Rücken gebunden, und ſodann zieht man ihn an denſelben an einem Schnellgalgen in die Höhe, und läßt ihn von oben herunterfallen, ohne jedoch ihn die Erde berühren zu laſſen. Dadurch werden die Arme rückwärts aus den Augeln geriſſen, und der Unglückliche hängt ſenkrecht an ihnen herunter, kann ſie auch nicht wieder zur Arbeit gebrauchen.

Vater hat eine ſchwere Miſſethat verübt, und ich kann ihm nicht helfen.

Ach, erbarmen Sie ſich, um Gottes willen flehe ich Sie; Sie können ihn retten, wenn Sie wollen!

Das weinende Mädchen ſagte hierauf, alles hinge davon ab, daß die Schuld, die ungefähr aus zehn Zechinen beſtände, bezahlt würde, und daß der verwundete Gerichtsdiener Geld erhielte, um bei dem Governadore für ihren Vater zu bitten. Sie ſetzte hinzu, daß ſie ſelber ſchon bei ihm geweſen wäre, daß er ſie aber alles Bittens ungeachtet nicht habe vor ſich laſſen wollen, ſondern den Befehl gegeben hätte, ſie zur Thür hinaus zu bringen.

Wir armen Unglücklichen, rief ſie endlich, werden ſo ſchwer bei den Großen der Erde vorgelaſſen, und vermögen faſt gar nichts bei ihnen auszurichten; aber wenn Sie, Mylord, ſich erbarmen und zum Governadore fahren wollten, ſo wäre mein Vater gerettet.

Mein Herr ließ ſich erweichen. Er hieß das Mädchen warten, und fuhr zum Governadore. Unterdeſſen blieb ich allein mit Domenica, ſo hieß das Mädchen, und hatte nun Gelegenheit, ſie genau zu beobachten. Sie ſchien in großer Angſt zu ſeyn, und ging mit Händeringen in der Stube auf und nieder. Zu Zeiten fiel ſie auf die Knie, und

betete. Dann ging ſie wieder ans Fenſter und ſchaute ſehnſuchtsvoll, ob der Lord nicht zurück käme. Endlich kam ſie auch zu mir, betrachtete mich aufmerkſam, und ſagte: wie glücklich biſt du, gutes Thier! Du haſt von den Leiden der Menſchen keinen Begriff.

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, und ich hätte das unglückliche Mädchen gern getröſtet; aber ich konnte nichts, als ihr die Hand ſtreicheln, die ſie mir darbot.

Nach anderthalb Stunden endlich hörte man einen Wagen raſſeln, und bald darauf trat der Lord mit einem Mann ins Zimmer, und ſagte: hier haſt du deinen Vater, Mädchen!

Domenica ſtieß einen lauten Schrei aus, und flog ihrem Vater in die Arme. Beide weinten heftig, und es entſtand eine rührende Scene, bei der ſich ſelbſt der Lord die Augen wiſchte. Als die zärtliche Tochter ihren Vater mit Umarmungen halb erdrückt hatte, eilte ſie zum Lord, und küßte ſeine Hände tauſend Mahl. Sie ſind unſer Retter, unſer Engel! rief ſie, Gott wird Sie dafür belohnen.

Ja, ſagte der Lord, von der Corde habe ich deinen Vater befreit, und ſeine Strafe iſt in vierzehntägiges Gefängniß verwandelt worden. Davon

kann ich ihn nicht befreien; aber ich will in dieſer Zeit für ihn und für dich ſorgen.

Auch warteten die Gerichtsdiener ſchon drauſſen, ihn von neuen in Empfang zu nehmen. Als ſie im Begriff waren ihn fort zu führen, wollte ſeine Tochter mit ihm gehen, aber mein Herr nöthigte ſie, bei ihm zu bleiben, weil er ſie nach ſo vieler Angſt erſt erquicken und ihr noch ein Geſchenk machen wolle.

Er ließ Gebackenes und Wein bringen; und als er ſich allein mit ihr ſah, begann er, ſie zu liebkoſen und ſehr zärtlich mit ihr umzugehen. Sie geſtattete ihm, ſie zu küſſen, aber als er ſich andere Freiheiten erlauben wollte, riß ſie ſich von ihm los, und ſagte weinend: Sie ſind derjenige, Mylord, dem ich unter allen Menſchen den meiſten Dank ſchuldig bin, und dem ich es nie vergelten kann, was er an uns that. Ich will jedoch alles aufbieten, was ich dazu vermag; ich will Ihre niedrigſte Magd ſeyn, ich will unentgeltlich für Sie arbeiten und alles tragen, was Sie mir auflegen; aber fodern Sie nicht mehr, fodern Sie meine Unſchuld nicht. Sie iſt das einzige, was ich noch auf der Welt beſitze. Es würde mir unendlich ſchwer werden, meinem größten Wohlthäter etwas zu verweigern, und dennoch geböte mir meine Pflicht, es zu thun.

Dieß war eine Sprache, die ich unter Menſchen noch nicht gehört hatte, und auch dem Lord mochte ſie ſelten ſeyn. Du biſt ein gutes, tugendhaftes Mädchen, ſagte er, wie ich ſie noch nicht gefunden habe, und ich will keinen Preis auf das ſetzen, was ich für deinen Vater that. Nimm dieß, und erquicke deinen Vater dafür, und ſage ihm, daß der Lord Briſtol deine Tugend geehrt habe. Er beſchenkte ſie bei dieſen Worten reichlich, und das Mädchen entfernte ſich unter einem Strom von Thränen, die von Dank herzurühren ſchienen.

Ich hatte angefangen, das Menſchengeſchlecht von einer ſehr ſchlechten Seite anzuſehen; und ſelbſt das Elend eines Mannes, der um eine geringere Summe, als ich gekoſtet hatte, in eine ſo ſchreckliche Lage gerathen war, ſo wie die ihm drohende Strafe, hatte einen höchſt widrigen Eindruck auf mich gemacht; denn ich fand in der ganzen Welt der Affen ſolche Abſcheulichkeiten nicht. Dieſe letzten Scenen bewieſen mir indeſſen, daß auch manches Große und Edle unter Menſchen ſich finde, wovon ebenfalls in der Affenwelt nichts geahnet werde.

Mein Herr handelte indeſſen nicht immer ſo edel, und war oft hart und zurückſtoßend. Auch hätte er nicht immer ſo handeln können, denn es

kamen der Hülfsbedürftigen zu viele zu ihm. Vorzüglich waren es die Mangelleidenden, die ſich an ihn wandten, und die Anzahl derſelben ſchien in Rom unglaublich groß zu ſeyn.

Es kam jetzt die Zeit des Winters, und mein Herr reiſte von Rom ab, um nach Venedig zu gehen. Wir fuhren ſehr ſchell, aber für mich war es eine ſchreckliche Reiſe; denn mein Herr achtete ſo wenig auf mich, daß er mich, in einen Käfig eingeſperrt, in einen dunklen Beiwagen ſetzen ließ, wo ich gar nichts ſah, nichts hörte, als das Raſſeln des Wagens, und wo ich eine unerträgliche lange Weile fühlte. Wie leicht hätte er die Reiſe für mich höchſt angenehm machen können, wenn er mich ins Freie oben auf den Wagen hätte ſetzen laſſen! Aber ich hatte ſchon bemerkt, daß die Menſchen nur äußerſt wenig auf das Glück ihrer Mitbrüder bedacht ſind, und daß ſie noch weit weniger an das Glück der Thiere denken.

Wir kamen über viele Gebirge und rauhe Wege, auch über die Apenninen. Die Stöße, die ich bei dem Fahren in meinem dunklen Gefängniß erhielt, quälten mich beinahe ſo arg, wie ehemahls die zärtliche Liebe meiner Mutter, und ich ſann hin und her, wodurch ich dieß Schickſal wohl verdient hätte. Ich konnte mich auf nichts hieher

paſſendes beſinnen, und mußte mein Leiden irgend einer unerkannten Sünde in meinem Menſchenleben zuſchreiben.

Aber könnte das Klaggeſchrei eines Affen gen Himmel ſchallen und die Rache deſſelben erflehen, ſo ſchien es, als wäre dieß jetzt der Fall geweſen; denn meinen Herrn traf auf dieſer Reiſe ein ſehr hartes Schickſal.

Wir waren in der Lombardei angekommen, und in ein kleines Wirthshaus Namens Malabergo eingekehrt. Mein Herr wollte ſich eben zur Ruhe begeben, als wir ein Geräuſch von mehreren Menſchen im Hauſe hörten, die endlich die Treppe herauf kamen und an unſere Thür klopften. Bald darauf öffnete ſich dieſelbe, ein franzöſiſcher Officier mit mehrern bewaffneten Soldaten trat herein und erklärte, daß der Lord ſein Gefangener ſey. Wie? Was? rief dieſer, wer wagt es, mich zum Gefangenen zu machen? Ich bin der Biſchof von Dery, Pair von England, ein freier Lord. Wer will es unternehmen, die Sicherheit und Freiheit meiner Perſon anzutaſten?

Hier iſt mein Befehl dazu, entgegnete der Officier, und ich muß Sie bitten, daß Sie uns in Güte folgen, denn ſonſt würde ich Gewalt gebrauchen müſſen. Mein Herr fing an nach ſeinen Leuten

zu rufen, aber es erſchien niemand, der ihm zu Hülfe kommen wollte; denn die Zugänge zu ſeinem Zimmer waren beſetzt. Nach einem lebhaften Wortwechſel, in welchem der Lord halb außer ſich gerieth, mußte er ſich entſchließen, ſich wieder anzukleiden, wenn er nicht von den Soldaten angekleidet werden wollte. Hierauf nahm man von allen ſeinen Sachen Beſitz, ſetzte ihn in einen Wagen, und fuhr mit ihm davon. Ich habe ihn nachher nie wieder geſehen, und bloß erfahren, daß er eine geraume Zeit im Gefängniß zugebracht hat. Und wenn es auch kein dunkles Gefängniß war, ſo iſt er doch hinlänglich beſtraft, daß er mich darin ſchmachten ließ.

Man ließ ihm einen von ſeinen Bedienten, und die übrigen mochten gehen, wohin ſie wollten, welches ſie denn auch mit großer Traurigkeit thaten. Ich wäre gern ihrem Beiſpiele gefolgt, aber ich befand mich in einem Käfig, und war ganz verlaſſen. Denn da eben die Franzoſen abgezogen waren, ſo bekümmerte man ſich wenig um das Daſeyn eines Affen; ja, man hätte mich wahrſcheinlich verhungern laſſen, wenn ich nicht durch mein Geſchrei die Menſchen aufmerkſam auf mich gemacht hätte.

Ich brachte nun meine Zeit ſehr traurig und einſam in meinem Käfig zu, und bekam ſehr ſparſame

und ſchlechte Nahrung. Ich wurde in ein Zimmer gebracht, wo ich mit einigen Kaninchen, Haſen, und ſchreienden Vögeln in Geſellſchaft war. Aber alle dieſe befanden ſich weit glücklicher, als ich, denn ſie liefen und flogen frei umher, während ich eingekerkert war. Auch vergaß man mich oft mit dem Futter, und ich hatte nicht ſelten den größten Hunger auszuſtehen. Ich ſann hin und her, wodurch ich ein ſo ſchreckliches Schickſal verdient habe, und erinnerte mich endlich, daß ich im meinem Menſchenleben meiſtens ſchmutzig geizig geweſen war, und dadurch ſo ungeheure Reichthümer erworben hatte. Dafür büßte ich jetzt durch ſchlechte Koſt, Hunger, und enges Gefängniß.

Nachdem ich mehrere Monathe hindurch mein Leben auf dieſe Art verſeufzt hatte, kehrte ein Savoyarde, der mit allerhand Thieren aus Livorno kam, in dem Wirthshauſe zu Malalbergo ein, und kaufte mich um ein Spottgeld von dem Wirth, um ſeine Thierſammlung zu vermehren. Er hatte ein Kameel, einen afrikaniſchen geſtreiften Eſel, eine Hyäne, einen Panther und einen Strauß, aber keinen einzigen Affen. Ich Unglücklicher wurde nun erſehen, den fehlenden Platz auszufüllen, und dies verſchlimmerte mein Schickſal um ein großes.

Bei der Geſellſchaft des Savoyarden befand

ſich einer, der die Kunſt verſtand, Affen abzurichten, und dieſer übernahm die unſelige Mühe auch bei mir. Das erſte war, daß er mir ein Halsband mit Stacheln um den Hals legte, welches mir die empfindlichſten Schmerzen verurſachte, ſo oft er daran zog. Hierauf mußte ich einige Künſte lernen, an deren Uebung ich in den afrikaniſchen Wüſten nie gedacht hatte; und wenn ich den Willen meines Lehrmeiſters nicht errieth, ſo riß er ſo heftig an dem ſtachelichten Halsband, und ſchlug mich außerdem ſo unbarmherzig, daß ich vor Schmerz zu vergehen glaubte. Ich mußte mir Kleidung anlegen, wie die Menſchen ſie tragen, ich mußte über den Kopf ſchießen, auf dem Seile tanzen, Complimente machen, auf zwei Beinen in einem Kreiſe herumlaufen, kurz, ich mußte mich beinahe ſo närriſch gebehrden wie die Menſchen.

Während dieſes Unterrichts ſetzten wir unſern Weg nach Deutſchland fort, und ich mußte oft eine weite Strecke zu Fuß wandern; denn ein fauler Pudel, auf welchem ich hätte reiten können, wollte mich durchaus nicht tragen und legte ſich gleich nieder, wenn ich auf ſeinem Rücken ſaß. Kurz, während Panther und Hyäne, und Strauß fuhren, mußte ich ſammt Kameel und Eſel zu Fuß gehen. Hierdurch ward ich ſchon auf das äußerſte

ermüdet, und dieß war nicht genug, denn wenn wir in eine Stadt kamen, ſo mußte ich ſogleich meine Künſte produciren und den Pöbel beluſtigen. Verona war beſonders der Ort, wo ich eine Anſtrengung ohne gleichen erdulden mußte und des Abends faſt leblos in das Wirthshaus zurückkam. Auf den Straßen hatte ich mich halb tod getanzt, war von Jung und Alt geneckt, mit hundert mannichfachen Speiſen überfüttert, zerſchlagen und zerſtoßen. So kam ich zurück, um in einen engen Käfig eingeſperrt zu werden. Die übrigen Thiere waren nicht viel glücklicher. Das arme Kameel mußte mit mir bis zum Niederſinken auf den Straßen herumziehen, und die andern afrikaniſchen Geſchöpfe wurden in einem engen Gefängniſſe begafft. Wenn ich mir das Leben dagegen in meinem Geburtslande dachte, ſo hätte ich verzweifeln mögen. Ich merkte leider, daß alle Thiere auf der ganzen Erde glücklich ſind, nur die ausgenommen, die unter der ſchrecklichen Herrſchaft der Menſchen ſtehen. Vom Kameel bis zum Schooßhund ſind ſie alle elend; und wenn auch der letzte auf das zärtlichſte verpflegt wird, ſo leidet er wenigſtens an Krankheiten, wie die Menſchen.

Man kann leicht einſehen, daß ich beſonders ſehr unglücklich ſeyn mußte, wenn ich bei ſolchen

Betrachtungen zu tanzen, Sprünge, und allerhand Künſte zu machen gezwungen war. Auch ſollte ich ſehr unglücklich ſeyn, denn mein Gewiſſen ſagte mir, daß dieſe Periode meines Affenlebens die Strafe für die abſcheulichen Beleidigungen wäre, die ich in meinen Schriften gegen den großen König Friedrich ausgeſtoßen hätte. Jetzt mußte ich die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit, die ich mir gegen ihn erlaubt hatte, büßen.

Wir zogen durch Tyrol, über Inſpruk und Salzburg, nach Wien. Von da gingen wir durch die Mitte von Deutſchland nach Berlin, und ſodann nach Hamburg. In allen dieſen Städten bewunderten die Menſchen uns Afrikaner mit großer Neugierde, und ich erregte überall Lachen, ſo ernſthaft ich auch war. Es ging mir wie jenem berühmten engliſchen Schauſpieler, über den alle Menſchen ſich krank lachen mußten, während er ſelber an einer ſchrecklichen Hypochondrie litt.

In Hamburg ſchifften wir uns nach England ein, und durchzogen darauf alle Hauptſtädte von Europa. Kurz, ich bekam als Affe weit mehr Städte und Länder zu ſehen, wie ich je als Menſch geſehen hatte. Aber was ich in dieſer Zeit litt, beſonders in dem kalten Norden, das kann ich weder als Affe noch als Menſch beſchreiben. Fried-

rich ſelber hätte mich bedauern müſſen, und wenn er eben die autobiographiſchen Nachrichten von mir geleſen hätte; denn ein Thier braucht nur unter die Hände der Menſchen zu gerathen, um das elendeſte Geſchöpf auf der Erde zu ſeyn.

Nachdem ich mehrere Jahre hindurch auf dieſe Art durch Europa gezogen war, kam endlich die Zeit meiner Erlöſung. Denn als wir auf dem Rückwege aus Rußland wieder in Deutſchland angekommen waren, ward die Hyäne und das Zebra krank, und beide ſtarben. Der Savoyarde hatte kurz vorher ſeine Frau verloren, aber ich hatte nicht bemerkt, daß er ihr ſo viele Thränen widmete, als dieſen beiden Thieren. Er hätte nicht mehr trauern können, wenn der afrikaniſche Eſel ſein Vater, und die Hyäne ſeine Mutter geweſen wäre. Kurz, er war ſo voll Verzweiflung über dieſen Verluſt, daß er nun auch die übrigen Thiere verkaufte, und mit dem verdienten Gelde ſein Leben in Ruhe hinzubringen beſchloß.

Ich ward von einen hübſchen Fräulein auf dem Lande gekauft, die einſam auf ihrem Gut lebte, und ſich von der übrigen Welt abgeſondert zu haben ſchien. Als ich in ihr Zimmer gebracht war und allein mit ihr mich befand, betrachtete ſie mich ſehr traurig, und obwohl ich vergnügt über

die mit mir vorgegangene Veränderung war, und einige muntere Bewegungen machte, ſo verzog ſich doch ihr Mund zu keinem Lächeln. Im Gegentheil ſah ich eine Thräne in ihrem Auge ſchwimmen, und ſie ſagte mit bewegter Stimme: wie glücklich biſt du, gutes Thier! Du kennſt die Leiden nicht, die den Menſchen das Herz zerreißen.

Ich armer Gefangner ſollte glücklich ſeyn, und dieß ſchöne Mädchen, das ein Landgut beſaß, das in Freiheit lebte und Wohlſtand rings um ſich her ſah, ſollte unglücklich ſeyn: das ſchien mir ſehr wunderbar. Indeſſen durfte ich doch nicht glauben, daß meine neue Gebieterinn, welche Maria von Waller hieß, glücklich ſey. Denn ſie ging mit Händeringen in ihrem Zimmer umher, trocknete ſich oft die Augen und ſtieß tiefe Seufzer aus. Ich begriff nicht, was dieſe reizende Perſon, die mir ſo edel vorkam, in einem ſolchen Grade unglücklich machen ſollte.

Indem ich noch darüber nachſann, ſagte ſie mit von ſich geſtreckten, gefaltenen Händen: ach, mein Wilhelm, wo biſt du? Wandelſt du noch unter den Lebenden, oder liegſt du ſchon blutend da? O mein Wilhelm, mein Wilhelm!

Sie vergoß bei dieſem Ausruf einen Strom von Thränen. Darauf trat ſie vor den Spiegel, ließ

ließ beide Arme herunterhangen, und betrachtete ſich mit noch fließenden Thränen. Nach einer Weile ſagte ſie traurig: für wen iſt nun dieſe Geſtalt da, die man für reizend hält, da er ſie nicht mehr bewundert? Für wen lebe ich, wenn er nicht mehr unter den Lebenden ſeyn ſollte? Arme, unglückliche Maria! du biſt nun verlaſſen und ausgeſtoßen aus der Zahl der Glücklichen.

Sie begann wieder voll tiefer Trauer im Zimmer herumzugehen, Seufzer und abgebrochene Worte waren alles, waß ſie ausſtieß. Endlich ſagte ſie feierlich: wenn du nicht mehr lebſt, mein Wilhelm, wenn du dein Leben ſchon ausgeblutet haſt, o ſo erſcheine mir, ich flehe dich darum. Gieb mir ein Zeichen, daß du hinüber gewandelt biſt, und ich werde dir bald folgen.

Wilhelm erſchien nicht, und gab auch kein Zeichen; die unglückliche Maria aber ſetzte ſich nieder und hing tieftraurend ihren Gedanken nach. Ich ſelber dachte mit Traurigkeit an ihren Zuſtand, und war begierig zu wiſſen, wo ihr Wilhelm ſey, und warum ſie ſo ängſtlich fürchtete, daß er ſein Leben verbluten würde.

Nachdem wir alle beide eine geraume Zeit in tiefem Nachdenken zugebracht hatten, trat die Kammerjungfer meiner Gebieterinn ins Zimmer. Sind

Sie ſchon wieder ſo traurig? rief ſie der unglücklichen Maria zu; das kann Ihnen ja doch alles nichts helfen.

Das iſt ein trauriger Ausſpruch, entgegnete Maria, und du kannſt mir nichts ſchmerzlicheres ſagen. Helfen alle meine Thränen, hilft all' mein tiefes Trauern nicht? Ach, wenn es helfen wollte, wie gern würde ich trauren! mein Leben vertrauern!

Faſſen Sie ſich, mein liebes Fräulein, antwortete die Kammerjungfer, Sie können doch dadurch nichts ändern, und Sie ſchaden ſich bloß.

Minette, ſo hieß die Kammerjungfer, fügte noch mehr dergleichen Troſt hinzu, wie er etwa aus dem Munde einer Kammerjungfer kommen kann. Aber er machte keinen Eindruck auf Maria, und er hätte ſelber keinen Eindruck auf einen Affen gemacht. Die Traurende weinte fort, und ſagte: wenn ich ihn nur noch ein Mal ſehen, noch ein Mal an mein Herz drücken und mit ihm zugleich ſterben könnte!

Er wird nicht ſterben! entgegnete Minette: denken Sie doch an ſo etwas nicht. Es ſind ſo viele davon gekommen, warum ſollte er nicht auch leben?

Minette, hub jetzt Maria, mit tiefer Wehmuth an, ich will dir alle die ſchrecklichen Gründe

ſagen, warum ich glauben muß, daß er geblieben iſt.

Hier konnte ſie vor Schluchzen nicht weiter reden. Endlich fuhr ſie mit oft erſtickter Stimme fort:

Die Schlacht iſt ſehr blutig geweſen, und beſonders hat das Regiment, bei welchem mein Wilhelm ſtand, gelitten. Er iſt tapfer, und wird mit ſeiner Mannſchaft muthig ins Feuer gegangen ſeyn. Welche Hoffnung kann ich faſſen? Er iſt entweder todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde geblieben. Denn wäre dieß nicht, würde er ſeiner Maria nicht geſchrieben haben? Weiß er nicht, daß ich in einer Hölle bin, ehe ich Nachricht von ihm erhalte? Ach! er vermag nicht mehr zu ſchreiben, ſonſt hätte er geſchrieben. Weißt du nun noch Troſt für mich?

Sie hatte dieſe Worte unter tauſend Thränen ausgeſtoßen, und Minette verſuchte, ſie zu tröſten; freilich in der gewöhnlichen Art, welche auf ein ſo zart und tief fühlendes Herz, als Maria beſaß, keinen Eindruck machen konnte. Indeſſen ſetzte ſie doch am Ende folgende Worte hinzu:

Sie ſind reich, ſie ſind jung und ſchön, ſollte auch wirklich der Herr Hauptmann von Braun für Sie verloren ſeyn, wie leicht werden Sie er-

nen andern Geliebten finden, wie viele ſchöne Männer ſind in der Welt!

Für mich nun keiner mehr, entgegnete Maria; für mich war nur Einer auf der Erde, und iſt dieſer dahin, ſo iſt alles, alles mit ihm dahin. Es iſt ſehr ſchwer, den Geliebten zu finden, der unſere ganze Seele ausfüllt; verlieren wir ihn wieder, ſo iſt die ganze Seele leer und hoffnungslos. Man liebt nur ein Mal, und iſt dieſe Liebe unglücklich, ſo ſind alle Reize der Schöpfung entſtellt. Sieh, Minette, die Thauperlen an den Blumen, die andern eben ſo viel Brillanten ſcheinen, ſind für mich nur Thränen; der Bach rieſelt für mich nicht mehr, er weint, die ganze Natur weint mir.

Die unglücklich Liebende klagte mit leiſer Stimme noch lange in dieſem zärtlichen Tone fort, und Minette war viel zu ſchwach, zu wenig theilnehmend, um ſie zu tröſten.

Jetzt hatte ich alſo eine Gefährtinn in meinem Unglück, und zwar eine Gefährtinn in der Liebe. Dieß that mir etwas wohl, denn der Gedanke, daß auch Menſchen darin ſo unglücklich ſeyn konnten, tröſtete mich. Ich hätte gern oft mit der ſchönen, zartfühlenden Maria geweint, wenn die Natur den Affen Thränen gegeben hätte.

Mit jedem Tage, mit jeder Stunde, harrte

die Unglückliche auf einen Brief von ihrem Geliebten, und es kam keiner. Endlich erfuhr sie, daß er bei dem Regimente vermißt würde, daß man aber nicht wisse, ob er in Gefangenschaft gerathen, oder geblieben sey.

Von nun an wurde Mariens Traurigkeit noch schwärzer, und ihr Mund öffnete sich nur zu Klagen, ihre Augen schienen nur zum Weinen vorhanden zu seyn.

Endlich kam ein Brief, von einer Hand, die sie nicht kannte, aber dennoch sah sie den Namen ihres Geliebten unter dem Briefe. Halb ohnmächtig vor Angst, vor Freude, vor Furcht, las sie folgende Worte:

Meine ewig geliebte Maria.

In dem ersten Augenblicke, wo ich wieder zur Besinnung komme, eile ich, Dir Nachricht von mir zu geben. Ich vermag nicht, selber zu schreiben, denn ich bin verwundet, und sage diesen Brief in die Feder. Ein starker Hieb hat meinen rechten Arm unbrauchbar gemacht, und ein Schuß ist mir durch die linke Seite gegangen. Aber die Aerzte geben noch nicht alle Hoffnung auf, und vielleicht ist es möglich, daß ich Dich, meine ewig geliebte Maria, noch in diesem Leben wieder umarme. Hat

aber die Vorſehung beſchloſſen, daß ich an meinen Wunden ſterben ſoll, ſo flehe ich Dich bei unſerer Liebe, ſetze Deinem Schmerz Grenzen, und tröſte Dich mit dem heiligen Bewußtſeyn, daß ich meine unausſprechliche Liebe zu Dir mit in das Grab hinüber nehme.

Ich bin ſchwer, aber ehrenvoll, verwundet, und wir haben den Sieg erkämpft. Ganz am Ende der Schlacht erhielt ich den Schuß, und wurde nach C* gebracht. Hier liege ich nun, und mein einziger langer Gedanke biſt Du. Ich darf nicht mehr reden, aber im Leben und im Tode bin ich mit meinem ganzen Weſen der Deinige

C* den 4ten Jun. 17..

Wilhelm von Braun.

Als Maria dieſen Brief geleſen hatte, mußte ſie ſich an einen Stuhl halten, denn ſie wollte ohnmächtig werden. Ihre Kammerjungfer kam ihr zu Hülfe und legte ſie auf ein Ruhebette. Aber bald ſprang ſie auf, und rief: nein, hier vermag ich nicht zu bleiben, ich müßte vor Schmerz vergehen. Ich will hin zu ihm.

Sie gab nun eilend Befehl zur Reiſe, und in wenigen Stunden ſtampften die Pferde vor der Thür. Minette brachte es dahin, daß ich mit auf

die Reiſe genommen wurde; und da ſie ſich unterwegens viel mit mir beſchäftigte, mich auch neben ſich im Wagen an einem Bande hatte, ſo war die Reiſe ganz leidlich für mich: wenigſtens war ich beſſer daran, als die unglückliche Maria. Dieſe ſaß tief in ſich gekehrt da, und wenn ſie einen Laut ausſtieß, ſo war es ein Klagelaut oder ein Seufzer.

Wir hatten zwanzig Meilen bis C*; und da wir die Nacht mit zu Hülfe nahmen, ſo kamen wir in 24 Stunden an. Wir erfuhren bald, wo der verwundete Hauptmann von Braun ſey, und fuhren zu ſeiner Wohnung. Wo iſt er? rief Maria, und flog in ſein Zimmer. Minette, die mich ſehr lieb hatte, trug mich ihr nach.

Was mußten wir erblicken? Auf einem Bette lag ein todtblaſſer Mann, und vor demſelben lag Maria auf den Knien, hielt eine ſeiner Hände, und ſah ſtarr gen Himmel. Der Verwundete konnte nicht mehr reden, denn der unvermuthete Anblick Mariens hatte ihn tief erſchüttert, und er war vorher ſchon dem Tode nahe geweſen. Auch Maria ſchien ſterben zu wollen. Ihr Auge war todt, ihre Lippen waren bleich, und ihr Körper ſchon erſtarrt.

Unterdeſſen erſchien der Arzt. Gewöhnt an der-

gleichen Scenen, blieb er kalt dabei, unterſuchte den Puls des Verwundeten und erklärte, daß er noch eine halbe Stunde zu leben habe. Maria ward auf ſeinen Befehl vom Boden aufgehoben und in ein andres Zimmer gebracht. Sie folgte ohne Weigerung und weinte auch nicht, aber ihr ſchönes Geſicht war ſehr verändert, denn eine Todtenbläſſe hatte ſich darüber ausgebreitet, und die Muskeln darin zuckten krampfhaft hin und her.

Man legte ſie auf ein Bette, und ſie blieb wie erſtarrt liegen. Nach einer Weile, fragte ſie: biſt du bei mir, Minette? Als dieſe Frage mit ja beantwortet wurde, fragte ſie weiter: wo ſind wir denn?

Bei dieſen Worten richtete ſie ſich auf und ſah wild umher. Wo iſt denn mein Wilhelm? rief ſie: ich habe ihn doch geſehen.

Er iſt in einem andern Zimmer, ſagte Minette; aber beruhigen Sie ſich doch, liebes Fräulein, Sie ſind auch krank.

Bin ich wirklich krank? fragte ſie. Wenn doch das wäre! Ich möchte ſo gern ſterben. Mein Wilhelm iſt wohl ſchon todt?

Bei dieſen Worten brach ſie in einen ſolchen Strom von Thränen aus, daß ſie davon erſtickt zu werden ſchien.

Unterdeſſen war der Verwundete geſtorben, und es kamen mehrere in das Zimmer, die der Kammerjungfer dieß zuflüſterten. Maria bemerkte es, ſprang vom Bette auf und rief: Jeſus, mein Wilhelm iſt todt! Bei dieſen Worten flog ſie zur Thür hinaus.

Nach einer Weile brachte man ſie, blaß wie eine Leiche, zurück. Sie hatte ſich auf den todten Leichnam geworfen, um ihn ins Leben zurück zu rütteln, und nur mit Gewalt war ſie von ihm losgeriſſen worden. Da der Doctor ſah, daß ihre Geſundheit einen groſſen Stoß erhalten und ihr Leben in Gefahr kommen würde, wenn ſie in der Nähe des Leichnams bliebe, ſo fand er Gelegenheit, ſie zur Abreiſe zu bewegen, und ſie ward halb gezwungen in den Wagen geſetzt.

Wir reiſten nun ſehr eilend wieder zurück, und in dem kleinen Wagen war eine ſo traurige Scene unter den Menſchen, wie in ganz Afrika unter den Affen nie der Fall iſt. Maria weinte nicht, aber ſie ſchien etwas groſſes in ihrem Gemüth herum zu wälzen, und die wenigen Worte, die ſie ſprach, hatten etwas fürchterliches.

Nach zwei Tagen kamen wir auf das Landgut der unglücklichen Maria zurück, und ich ward wieder in ihr Zimmer gebracht. Die erſten Worte,

die ich von ihr hörte, waren: du haſt mir alles genommen, meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder, und nun auch den, wodurch mir alle dieſe erſetzt wurden. Ich bin allein in der Welt. Vergieb mir, Ewiger, wenn ich nicht allein darin bleiben mag. Nur durch ihn war ich unſterblich, in ſeiner Seele nur fühlte ich mich unſterblich; nun bin ich ſterblich geworden, und will es gern ſeyn. O, Ewiger, laß mich ſterben!

Unter ähnlichen Ausbrüchen ihres Schmerzes brachte ſie einige Tage hin; aber immer klagte ſie nur in der Einſamkeit, und in Gegenwart Minettens war ſie ſtumm. Sie ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen und ſich auf etwas Großes vorzubereiten.

Den vierten Abend nach unſerer Zurückkunft ward ich des Abends ſpät in meinem Schlummer geſtört, und ſah Maria bleich und mit wilden Mienen ins Zimmer treten. In der linken Hand trug ſie ein Licht, und in der rechten, erblickte ich mit Schrecken eine Piſtole.

Als ſie das Licht auf den Tiſch geſetzt hatte, ſah ſie ſtarr die Piſtole an, blickte dann gen Himmel und ſagte: ich komme. Du haſt mir gerufen, und ich höre auf deine Stimme. Die Fäden, die mich an dieß Leben banden, ſind zerriſſen,

alle zerriſſen, und ich vermag keinen wieder anzuknüpfen.

Ich wurde höchſt unruhig bei dieſen Worten und bewegte mich heftig an meiner Kette, aber ſie bemerkte es nicht, und ſpannte die Piſtole. Wie du geſtorben biſt, mein Wilhelm, ſagte ſie ſtokkend, will ich auch ſterben; ja ich muß, ich muß!

Bei dieſen Worten ſetzte ſi die Piſtole an die Bruſt, drückte ſie ab, und ſtürzte mit einem Schrei heftig zu Boden. Ich ſah ſie, ſich in ihrem Blute wälzen, ich hörte ihr Röcheln und ihre Todesſeufzer. Nach einer kleinen Weile zuckte ſie gewaltſam, und rief: nun komm' ich, mein Wilhelm! Bald darauf zuckte ſie noch ein Mal, und verſchied.

Ich vermag es nicht zu beſchreiben, welch eine ſchauerliche Scene dieß war, und wie fürchterlich mir das Loos der Menſchen vorkam. Nein, etwas ſo ſchreckliches war in der ganzen Thierwelt nicht zu finden, das fühlte ich lebhaft.

Die unglückliche Maria war kaum verſchieden, als eine Menge Menſchen in das Zimmer ſtürzte, die der Schuß herbei gelockt hatte. Alle dieſe erhoben ein großes Geſchrei und geriethen in ein ſolches Schrecken, daß ſie ſich kaum zu beſin-

nen vermochten. Endlich lief man zum Arzt, und brachte den todten Körper fort

Ich blieb nun allein, und man dachte so wenig an mich, daß ich wahrscheinlich vor Hunger gestorben wäre, wenn mein Geschrei nicht aufmerksam auf mich gemacht hätte. Aber sobald man auch nur merkte, woran es mir fehlte, brachte man mir gleich alle meine Bedürfnisse in Fülle. Ich bemerkte überhaupt, daß die Menschen besonders mitleidig gegen mich waren, wenn ich an etwas Mangel litt, daß sie mich aber nie wegen des Mangels an Freiheit bedauerten.

Gleich am folgenden Tage ward von der Obrigkeit alles versiegelt, was die unglückliche Maria besaß, und da ihre nächsten Verwandten entfernt waren, so ward beschlossen, dasselbe öffentlich zu versteigern. Ich blieb unterdessen in der Gewalt Minettens, und hatte in dieser Zeit über nichts zu klagen, als über das Entbehren der Freiheit und der Liebe. Ich war indessen nicht willens, mich wegen dieses letzten Punctes, wie meine verlorene Gebieterinn, zu erschießen; im Gegentheil nährte ich die Hoffnung, dereinst entfliehen und in mein Vaterland zurückkehren zu können.

Nach einigen Wochen begann die öffentliche Versteigerung unter einem großen Zulauf von

Menſchen. Nachdem das meiſte an todten Hausgeräthen verkauft war, kam die Reihe an das lebendige Eigenthum, nämlich an mich. Ein ſehr ernſthafter Mann aus einer nahe gelegenen Stadt erkundigte ſich, ob ich ein Männchen ſey, und als man ihm dieſe Frage mit ja beantwortete bot er auf mich. Es waren mehrere Liebhaber zugegen, die ebenfalls auf mich boten, aber er ließ nicht nach, ſondern überſtieg ſie immer von neuen, und ich bemerkte, daß er mich ſehr gern beſitzen wollte. Das Gebot ſtieg indeſſen im Ganzen nicht hoch, und ich verblieb endlich dem ernſthaften Manne um die Summe von 14 Thaler 3 Gr:

Er rief nun einen Buben herbei, der mich tragen mußte, und ich ritt auf deſſen Schulter, unter einer groſen Begleitung von Menſchen, nach der Stadt. Ich verſprach mir wenig Vergnügen unter meinem neuen Gebieter, der einen ſehr finſtern Blick hatte, aber es ſtand mir ein Glück bevor, das mein armes gekränktes Herz nicht von Ferne vermuthete.

Als der Knabe mich in der Stadt an meinen neuen Herrn abgeliefert hatte, nahm dieſer mich ſehr gutmüthig auf den Arm und trug mich in einen Garten, den er hinter dem Hauſe hatte. Hier ſah ich unter einem hohen Lindenbaum ein groſes

Behältniß mit Wänden von Draht umgeben, worin eine Menge von allerhand Vögeln und vierfüßigen Thieren fröhlich umher gaukelte. Alle diese Thiere schienen sich zu freuen, als sich der ernsthafte Mann näherte, und kamen ihm mit jauchzenden Stimmen entgegen. Man sah, daß sie ihren Wohlthäter und Ernährer vor sich hatten.

Er nahm mir hierauf meine Kette ab, öffnete eine Thür, und trat mit mir in den Park hinein, worin die Versammlung von Thieren sich befand. Alle flatterten oder liefen um ihn herum, ohne im mindesten sich zu fürchten. Er aber sagte: hier, Tita bringe ich dir einen Gefährten; komm Tita!

Bei dem Namen Tita drängte sich unter den Thieren eins hervor, bei dessen Anblicke meine ganze Seele mit Freude überströmt ward. Ein weiblicher Affe von meiner Gestalt und Größe erschien, und betrachtete mich aufmerksam und schüchtern. Zitternd am ganzen Körper nahte ich mich ihm und stieß einige zärtliche Töne aus, woran die Affen ihre Liebe unter einander erkennen. Die schöne Tita wich zwar zurück, aber doch bemerkte ich, daß sie sich über meinen Anblick freute und auf meine lockenden Töne aufmerksam horchte. Allmählig kam ich ihr näher, und sie wich nicht

mehr zurück. Ich berührte ihr weiches Haar, ich drückte ihre weiche Hand, und mein ganzes Wesen wurde wie von einem electrischen Schlage durchdrungen. Tita hatte dieselbe Empfindung, und endlich drückten wir uns gegenseitig mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit ans Herz.

Mein neuer Gebieter schien mit großem Vergnügen unserm Spiele der Liebe zuzusehen, und der heitere Blick war ganz aus seinem Antlitz verschwunden. Ihr guten Thiere! sagte er: ihr werdet recht glücklich mit einander seyn, und dieß war mein Wille. Ich habe lange für dich nach einem Männchen gesucht, arme Tita, und es ist mir endlich gelungen, eins zu finden. Nun will ich euch auch recht pflegen, und ihr sollt ein glückliches Paar seyn.

Aus dem ganzen Betragen meines neuen Gebieters leuchtete hervor, daß er vielen Antheil an dem Glücke seiner Thiere nahm. Das meinige hatte er befördert, denn der höchste Wunsch meines Lebens war erfüllt. Ich hatte eine Gefährtinn aus Afrika, eine Landsmännin, die heißeste Sehnsucht meines Herzens konnte ich befriedigen. Aber dieß war nicht alles, was er zu meinem Glücke beitrug. Er legte mich an keine Kette, sondern ich konnte frei in dem Bezirk der Thiere umher-

klettern. Dieß war nach ſo langem Gefängniß eine höchſt reizende Empfindung für mich. Baumzweige waren in unſerer Wohnung angebracht, die Sonne beſchien uns mit ihrem erquickenden Strahl, und bei Ungewittern hatte auch jedes Thier ſeinen Zufluchtsort. Dabei brachte er jedem Thiere die wohlſchmeckendſte Nahrung, und beſonders ſorgte er für mich und meine Tina; denn wir ſchienen ihm das meiſte Vergnügen zu machen. War es Wunder, wenn die Thiere, ohne Ausnahme, eine außerordentliche Liebe zu ihm hatten, und ihm freudig entgegen kamen, ſo oft er ſich ſehen ließ?

Als ich etwas bekannter mit den Thieren um mich her wurde, bemerkte ich, daß von jeder Sorte ein Paar vorhanden war, und daß alle Geſchlechte in dieſem Bezirk in einer zärtlichen Ehe lebten. Hier war ein Paar Turteltauben, ein Paar größere Tauben, ein Paar Nachtigallen, ein Paar Canarien-Vögel, Pfauen, Störche u. ſ. w. Unter den vierfüßigen Thieren bemerkte ich Eichhörnchen, Haſen, Meerſchweine, ja ſelbſt Ziegen, und zwar alles paarweiſe, ſo daß hier ein kleiner Staat von verheiratheten Thieren war. Doch konnte unmöglich eine Ehe glücklicher darin ſeyn, als die meinige; denn wir hatten beide lange entbehrt, und kannten uns unterſcheidlich.

Den

Den Sommer hindurch brachten wir alle höchſt vergnügt zu, und eine Menge Neſter mit junger Brut war entſtanden. Unſer Staat würde ſich bald ſo vermehrt haben, daß kein Raum für die Bewohner deſſelben übrig geblieben wäre, wenn nicht Ariſt, ſo hieß unſer Gebieter, den jungen Thieren, ſo nachdem ſie heranwuchſen, die Freiheit gegeben, und bloß das alte Paar behalten hätte. So wurde immer das Gleichgewicht in unſerer kleinen Republik erhalten. Wie edel dachte dieſer Menſch gegen die Thiere, und wie unendlich viel weniger Leiden würden in der Thierwelt ſeyn, wenn die übrigen Menſchen ihm nur etwas nachahmten.

Täglich kam er drei Mal, uns zu beſuchen und uns Nahrung zu bringen; auch erſchien täglich eine Magd, um für unſere Reinlichkeit zu ſorgen. Wenn wir irgend unter einem Menſchen leben ſollten, ſo konnten wir unmöglich glücklicher leben, als unter dieſem, und nur in den afrikaniſchen Reiſefedern konnte ich mir mein Leben reizender denken.

Das erhöhte Glück, welches ich genoß, hatte ſeine Urſachen. Es war die Belohnung für eine edle That in meinem Menſchenleben. Ich hatte einſt mit großer Anſtrengung die Unſchuld des ſchrecklich hingerichteten Calas ans Licht gebracht, die Ehre ſeiner Familie gerettet, und dadurch vielen Un-

glücklichen wieder einiges Lebensglück verschafft. Jetzt war meine Tita, und der höhere Grad von Freiheit, den ich genoß, der Lohn für diese Handlung, und sie hätte mir nicht süßer belohnt werden können.

Der beginnende Winter machte unserm Aufenthalt im Garten ein Ende; aber der gute Artist sorgte dafür, daß wir auch in dieser rauhen Jahreszeit ein angenehmes Leben führen konnten. Wir wurden in sein Wohnhaus gebracht, und hier war ein besonderes Zimmer für uns neben dem seinigen, und zwar mit allen Bequemlichkeiten bereitet, deren wir bedurften. Es wurde geheizt und täglich mehrere Male die Reinlichkeit desselben besorgt. Aus seinem Zimmer gingen große Glasthüren und Fenster in das unsrige, so daß er uns immer unter Augen hatte, und sich an unserm Leben und Weben ergötzen konnte.

In diesem neuen Aufenthalte bekam ich Gelegenheit, das Leben Artists näher zu beobachten, und es unterschied sich sehr von dem Leben anderer. Er hatte sich völlig von den übrigen Menschen abgesondert, und niemand war mit ihm in dem Hause, als eine alte Magd, die seine Speisen bereitete und für seine übrigen Bedürfnisse sorgte. Er nahm keine Gesellschaft an und besuchte keine, sondern lebte ganz für sich in der Einsamkeit. Des Mor-

gens, nachdem er aufgestanden war, ging er eine Zeit im Zimmer auf und nieder und betete. Ich sah, wie er oft die Hände fest faltete und die Augen brünstig gen Himmel wandte. Sodann schrieb er eine Stunde und frühstückte nachher. Hierauf besuchte er uns, brachte uns unser Futter, und liebkoste die Vögel und vierfüßigen Thiere, die alle ganz zahm waren, und betrachtete ihre Jungen. Mit der größten Aufmerksamkeit sorgte er für alles, was wir bedurften; und jedes Thier hatte sogar seinen Schlupfwinkel, wohin es fliehen konnte, wenn es etwa von andern gemerkt oder verfolgt wurde.

Nachdem er uns auf das zierlichste verpflegt, gespeist und getränkt, und sich ungefähr eine Stunde mit uns beschäftigt hatte, verließ er uns wieder und las in einigen Büchern, von denen er eine große Menge um sich hatte. Er that dieß mit so vieler Theilnahme, daß er oft dabei lachte, und daß auch wohl eine Thräne aus seinem Auge rann.

Nachdem dieß geschehen war, kleidete er sich an, und ging einige Zeit aus, um sich durch Lustwandeln zu erheitern. Wenn er dann wieder zu Hause kam, war der Mittag nahe. Er wanderte noch ein wenig im Zimmer umher und sah un-

ſern Beſchäftigungen zu, bis die alte Magd ihm das Eſſen brachte.

Nach Tiſche warf er ſich auf ein Ruhebett und ſchlief eine halbe Stunde. Sodann kam er wieder zu uns, um unſere Pflege zu beſorgen, und rief ein Thier nach dem andern heran, um es aus ſeiner Hand zu füttern. Denn alle Thiere hatten einen Namen, und kamen, wenn er ſie dabei rief. Mich hatte er Muley genannt, und mit mir beſchäftigte er ſich unter allen am meiſten. Denn das Gedächtniß und die Ueberlegung, die mir aus meinem vorigen Leben übrig war, machte allen meinen Bewegungen und Aeußerungen mehr Menſchliches geben; und da ich ihn mehr liebte, als irgend einen von meinen vorherigen Gebietern, ſo gab ich ihm dieß eſt nach meinem Vermögen zu erkennen. Ich ſtreichelte ihm Hand und Wange, und einſt rief er dabei aus: ach, Muley, wie weit beſſer und dankbarer biſt du, als die Menſchen! Dieſer Ausruf ſchien mir ſehr wunderbar; denn die Menſchen ſollten doch wohl beſſer ſeyn, als die Affen.

Gegen Abend ging Ariſt noch ein Mal aus, und ſtudierte die übrige Zeit bis zum Nachteſſen, nach welchem er ſich bald zur Ruhe begab.

So war das Leben des edlen Ariſt, und es

fand wenig Abwechſelung darin Statt. Er nahm niemand an, der ſich bei ihm melden ließ, und vermied allen Umgang mit Menſchen; deſſenunge-achtet ſchien er ein edles, mitleidvolles und theil-nehmendes Herz zu beſitzen.

Einſt meldete die Magd einen Fremden, der ſich nicht abweiſen laſſen wollte, und ihm endlich ſagen ließ: er müſſe ihn ſprechen, denn er ſey ſein alter Univerſitätsfreund Eduard. Mein Gott! rief Ariſt aus, Eduard iſt hier? Ja, den muß ich ſpre-chen; er erinnert mich an frühere Zeiten, wo die Welt noch in hellerm Lichte vor mir lag.

Eduard erſchien, und beide Freunde fielen einander zärtlich in die Arme. Mein alter, edler Freund, hub Eduard an, was iſt aus dir gewor-den? Ich höre, daß du dich ganz von Menſchen zurückgezogen haſt. Iſt dieß wahr?

Es iſt wahr, ſagte Ariſt mit gelaſſener Stimme.

Eduard. Unmöglich! Du geſelliger, fröhli-cher, lebensluſtiger Ariſt wärſt finſter und ungeſel-lig geworden? Sage mir, was hat dieſe ſeltſame Veränderung in dir bewirkt?

Ariſt. Davon, mein Eduard, könnte ich eine lange Erzählung machen, aber ich will es dir mit wenigen Worten ſagen: mein Herz ſuchte ſein größ-tes Glück darin, Menſchen glücklich zu machen.

Sie haben es mir mit dem ſchrecklichſten Undank gelohnt, und ich habe mich nun entſchloſſen, beſſern Geſchöpfen wohl zu thun. Sieh, hier ſind die Weſen, deren Glück ich befördere, und die mich dafür nicht kränken, mir nicht mit Undank lohnen.

Er führte bei dieſen Worten ſeinen Freund zu unſerm Behältniſſe und zeigte ihm unſern kleinen Staat. Eduard betrachtete uns mit Verwunderung, ſah bald ſeinen Freund, bald wieder uns an, und ſagte endlich:

Aber! mein theurer Ariſt, welch einen Genuß kann dir die Geſellſchaft dieſer Thiere geben?

Ariſt. Genuß iſt etwas, worauf ich ſeit langer Zeit Verzicht gethan habe; ich bin mit dem geringeren zufrieden: mit Ruhe. Welch eine Wohlthat auch dieſe ſchon ſey, das habe ich durch langes Entbehren empfunden. Hier in dieſer Geſellſchaft wird ſie nicht mehr gefährdet. Dieſe Thiere haben mir manche Aufheiterung, manches Vergnügen gewährt und noch nie Kummer oder Verdruß gemacht. Die Menſchen hingegen haben mir beides tauſendfach verurſacht; ſoll ich ſie nicht fliehen? Ich gewinne dabei.

Eduard Du mußt ſehr unglücklich geweſen ſeyn, daß du ein ſolches Syſtem angenommen haſt.

Ariſt. Ja, Eduard, ich bin ſehr unglücklich

geweſen, denn du weißt, daß dieß Syſtem ſonſt nicht das meinige war Ich bin ſo weit gekommen, daß ich nicht mehr glücklich, ſondern nur ruhig zu ſeyn verlange. Dieß bin ich jetzt. Ich gehe nicht mit lebendigen Menſchen, ſondern mit den todten um, nicht mit ihrem Körper, ſondern mit ihrem Geiſt. Dabei trage ich zum Glück dieſer Thiere ſo viel bei, als ich vermag, und dieß thut meinem Herzen wohl. Ich nähre ſie mit dem, was ſie am liebſten genießen, ich ſorge dafür, daß ſie ſich begatten können, und bringe ihnen alles, um ſich ihre Neſter zu bauen, kurz, ich mache ſie glücklicher, als ich je Menſchen machen könnte.

Eduard. Du haſt Wunden der Seele, mein theurer Ariſt, die ſehr tief ſind, und die ich nicht heilen kann, weil ich ſie nicht kenne. Aber ich beſchwöre dich bei unſerer Freundſchaft in den ſchönen Jünglingsjahren, ſchließe mir dein Herz auf, öffne dich deinem alten Freunde ganz, damit er dich von neuem kennen möge.

Ariſt. Nein, das vermag ich nicht, denn ich bin zu ſchwach, alle dieſe Wunden wieder aufzureißen. Aber einen Blick will ich dich in mein Schickſal thun laſſen, damit du ſiehſt, daß ich nicht ohne Urſache die Geſellſchaft der Todten, und der Thiere gewählt habe. Ich ließ mich nach den Univerſitäts-

jahren zu den Geſchäften anſtellen, und hatte ein glühendes Herz für das Wohl der Menſchheit. Aber ich wußte etwas mehr und hatte ein anderes Gedankenſyſtem, als meine Vorgeſetzten. Durch dieß letzte beſonders ward mein Chef, der ein entgegengeſetztes Syſtem hatte, mein Feind. Er verfolgte, er unterdrückte mich; er verläumdete mich bei den höchſten Behörden, und ich kam in einen Poſten, worin ich auch nicht das mindeſte zum Wohl meiner Mitmenſchen beitragen konnte, worin eine Menge Menſchen mich belehrten, die in vielen Dingen Unterricht bei mir hätten nehmen können. Dieß ertrug ich nicht, und beſchloß, mein Schickſal zu verändern. Ich beſaß etwas Vermögen, wovon ich mit eingeſchränkten Bedürfniſſen leben konnte, und liebte ein Mädchen, in welches ich das Glück meines Lebens ſetzte, und mit dem ich in kurzer Zeit zum Altare gehen wollte. Ihr, den Wiſſenſchaften und einem ländlichen Glück wollte ich mich ganz widmen, und beſchloß meinen Abſchied zu nehmen. Einer meiner beſten Freunde fachte dieſen Entſchluß immer mehr an, und ich foderte meinen Abſchied. Sobald ich ihn erhalten hatte, ſchien es mir, als würde meine Geliebte, als würde mein Freund kalt. Es erfolgten einige ſanfte Vorwürfe von meiner Seite, die mit großer Heftigkeit erwiedert wur-

den. Vermagſt du es zu glauben, Eduard? Mein Freund bekam meinen Poſten und heirathete meine Geliebte.

Die Thränen ſtürzten ihm bei dieſen Worten aus den Augen, und er vermochte nicht weiter zu ſprechen. Nach einer Weile hatte er ſich erholt, und ſetzte hinzu:

Ich ward von tauſend Seiten gekränkt. Ein Menſch, den ich erzog, und den ich zum Glück führen wollte, beſtahl mich anſehnlich, und entfloh; ein Mädchen, das ich ausſtattete und verheirathete, lohnte mir mit den bitterſten Vorwürfen; ein Proceß, der ungerecht entſchieden ward. . .

Ich weiß genug, mein theurer Ariſt, rief Eduard, ich kenne nun den Weg, auf welchem du zu den Geſchöpfen gelangt biſt, die dich hier umgeben.

Ariſt. Haben die Menſchen mir ihn nicht gezeigt?

Eduard. Das haben ſie; aber vergieb mir, mein theurer Ariſt, es war nicht nothwendig, daß du ihn gingſt, und es iſt jetzt deine Pflicht, einen Seitenweg einzuſchlagen, der dich wieder zu den Menſchen zurückführt.

Ariſt. Soll ich noch ein Mal meine ſo theuer erkaufte Ruhe aufs Spiel ſetzen? Das verlangt mein Eduard gewiß nicht.

Eduard. Ich verlange, dich wieder glücklich zu ſehen, und wieder Glückliche durch dich. Ein Kopf, ein Herz, wie das deinige, iſt nicht gemacht, ſich bloß mit dem Glück einiger Vögel und vierfüßigen Thiere zu beſchäftigen; das muß eine Nebenſache in deinem Leben ſeyn. Du haſt größere Pflichten auf dich, Pflichten gegen deine Nebenmenſchen.

Ariſt. Sie haben mich derſelben durch Undank, durch Schmach und Verrätherei entbunden.

Eduard. Nein, Ariſt, einige wenige haben dich mit Undank, mit Haß, mit Unterdrückung belohnt, aber dieſe wenigen können dich nicht von den Pflichten gegen die übrigen entbinden. Noch falſcher iſt dein Wahn, wenn du durch erlittenen Undank dich für berechtigt hältſt, keine Wohlthaten mehr zu üben. Wohlzuthun und Dank zu empfangen iſt etwas ſo belohnendes, ſo ſüßes, daß wir unſern Lohn dahin haben. Wahre Tugend iſt, wohlzuthun, auch wenn wir mit Bitterkeit und mit Schmach belohnt werden; denn ſonſt haben wir nicht wohlgethan, ſondern Vergnügen gekauft.

Die beiden Freunde ſetzten noch einige Zeit ihre Unterredung fort, und Eduard erzwang das Verſprechen von Ariſt, ihn fürs erſte wieder in ſeine Geſellſchaft aufzunehmen und ſeine alte Freundſchaft mit ihm zu erneuern. Hierauf ließ er einige

Flaſchen guten Wein heraufholen, die er mitgebracht hatte, und Ariſt mußte mit ihm trinken.

Nach einer Stunde ſah ich dieſen zum erſten Mal fröhlich, zum erſten Mal die Freude ſeines Herzens auslaſſen. In dieſer Stimmung erhielt Eduard das Verſprechen von ihm, daß er wieder in die Geſellſchaft und zu den Geſchäften der Menſchen zurückkehren wolle. Kurz, Eduard blieb bei ſeinem Freunde, und dieſer hatte nun zum erſten Mal wieder einen menſchlichen Geſellſchafter. Sein erſtorbenes Herz lebte allmählich wieder auf, ſein Blick ward heitrer, ſein Geſpräch belebter. Denn Eduard ſchien ein großer Menſchenkenner und ein ſehr edler Mann zu ſeyn, der immer mehr Einfluß auf Ariſt bekam. Da er überdieß viel Verbindungen hatte, der Günſtling eines Miniſters in der Hauptſtadt und in einem angeſehenen Poſten war, ſo machte er ſich anheiſchig, ſeinen Freund ebenfalls in einen ſeiner würdigen Stand zu bringen. Ich erfuhr nachher, daß er von dem ſeltſamen Leben Ariſt- Nachricht erhalten, und bloß hergekommen ſey, um ihn davon abzuziehen.

Er blieb eine Woche bei ſeinem Freunde, und dann ging eine große Veränderung vor. Wir Thiere wurden alle auf einen Wagen gepackt, und reiſten mit unſerm Herrn nach der Reſidenz. Hier beka-

men wir zwar wieder ein Zimmer für uns, und hatten unſere gehörige Pflege, aber unſer Gebieter beſuchte uns nicht ſo oft mehr, und begann allmählich, minder zärtlich gegen uns zu ſeyn. Er war in einen Geſellſchaftszirkel von Menſchen verwickelt, er hatte ihnen ſeine Freundſchaft zugewandt, und für uns blieb nur noch wenig davon übrig. Endlich verlor ſich auch dieß wenige, und ein Ehepaar von uns wurde nach dem andern verkauft oder verſchenkt. Zuletzt kam auch die Reihe an mich und meine Tita, und wir fielen einem berühmten Manne zu, der in großem Anſehen bei dem Monarchen ſtand. Dieſer ließ uns in einen großen Käfig ſetzen und nach einem Gartenhauſe bringen, wo wir in einem Zimmer unſern Aufenthalt bekamen, aus welchem man durch ein Fenſter in einen weiten Saal hineinſehen konnte.

Hier wurden wir gut verpflegt; und da ich in den Armen meiner Tita der ſüßen Liebe genoß, ſo fühlte ich mich noch immer glücklich, wenn auch nicht ganz ſo glücklich, wie in dem Garten Ariſts.

Der Saal, den wir aus unſerm Käfig überſehen konnten, war ſehr merkwürdig eingerichtet. An dem einen Ende deſſelben ſah man einen Altar, mit einem ſeltſamen Gemählde. Ein Mann ſtand auf einer Weltkugel und zog einen Vorhang zu-

rück, hinter welchem man geiſtige Geſtalten, das Firmament und ein ſtrahlendes Dreieck erblickte. An jeder Seite des Altars ſtanden ſechs menſchliche Figuren mit einem weiten ungewöhnlichen Gewande bedeckt. In der Mitte des Saals konnte ein feuer, farbner Vorhang mit ſchwarzen Figuren herunter gelaſſen werden, und vor demſelben war ein Kreis abgezeichnet, in welchem ein groſſes Polſter ſtand. Uebrigens war der Saal leer und ſchien zum Bewohnen nicht eingerichtet zu ſeyn.

Wir waren noch nicht lange in unſrer neuen Wohnung, als es eines Tages ſehr unruhig im Hauſe ward und einige Wagen gerollt kamen. Alles ſchien in Bewegung und Allarm zu ſeyn. Nicht lange, ſo trat der König mit meinem Herrn in das Zimmer, worin ich mich befand. Beide waren ſehr ernſt und ſchweigend, und ſchienen etwas auf dem Herzen zu haben.

Endlich unterbrach der König das Schweigen und ſagte:

Alſo heute iſt der wichtige Tag, wo ich das erfahren ſoll, was ich ſo lange zu erfahren verlangte. Kaum vermag ich's zu glauben, und immer kehren Zweifel in meine Seele zurück. O, mein Zoroaſter, könnteſt du mir doch den Glauben geben!

Zoroaſter. Ewr. Königliche Majeſtät ſollen

nicht glauben, ſondern ſehen und hören. Mehr vermag der Schöpfer ſelbſt nicht zu gewähren.

Der König. Deine Zuverſicht erfreut mein Herz, und königlich ſoll dein Lohn ſeyn, wenn du meiner Sehnſucht genug thuſt. Sieh, ich bin Monarch, meinem Winke gehorchen Millionen, nach Einem gnädigen Blick von mir ſchmachten Tauſende. Ich ſende Blitzſtrahlen bis in die entfernteſten Enden meines Reichs, und laſſe wohlthätige Sonnenſtrahlen dahinfallen. Auf meinen Wink rüſten ſich Hunderttauſende, um Blut und Leben für mich aufzuopfern. Aber bei aller dieſer Herrlichkeit vermag ich das nicht, wonach mein Herz am meiſten ſchmachtet, in die zukünftige Welt hinüberzuſchauen. Auch ein König kann hienieden nicht glücklich ſeyn, wenn er ſein ganzes Daſeyn auf dieſe Spanne Leben beſchränkt ſieht. O Zoroaſter, biſt du einer der Auserwählten, ſo gieb mir Licht! Du kennſt mein dankbares Herz.

Zoroaſter. Ich bin der Auserwählten einer, und das Licht, das einem Sterblichen leuchten kann, ſollen Ewr. Majeſtät empfangen. Der Schöpfer ſelber hat eine Scheidewand zwiſchen dieſem und jenem Leben gezogen, aber zwölf Auserwählten auf der Erde iſt es vergönnt, den Vorhang ſo weit hinwegzuziehen, als den Sterblichen zu einem Blick

nach Jenſeits genügt. Dieſer Blick muß Ewr. Majeſtät befriedigen, denn der höchſte Auserwählte vermag nicht mehr zu gewähren.

Der König. Nun wohl, ſo eile, mich ſo viel Licht empfangen zu laſſen, als ich zu empfangen vermag.

Zoroaſter. Ich bin bereit. Aber ſchwören Ewr. Majeſtät mir zuvor, daß kein Sterblicher je aus Ihrem Munde vernehmen ſoll, was Sie ſehen und hören, ſchwören Sie mir bei Ihrem Thron hienieden und bei Ihrer Seligkeit jenſeits, daß Sie meine Vorſchriften in jenem Saale befolgen wollen.

Der König. Wozu dieſer Schwur?

Zoroaſter. Er iſt nothwendig; denn die Geheimniſſe jener Welt können auch der Willkühr eines Monarchen nicht überlaſſen bleiben.

Der König. Wohlan, ich ſchwöre es bei meinem Thron und bei meiner Seligkeit.

Zoroaſter. So geſchehe denn in Gottes Namen, was geſchehen kann.

Bei dieſen Worten führte er den König in den Saal. Sobald ſie eintraten, rauſchte der Vorhang in der Mitte deſſelben, der vorher herunter gelaſſen war, in die Höhe, und der Altar ward ſichtbar. Mein Herr, den ich ſonſt nie Zoroaſter hatte nennen hören, führte den König in den Kreis,

worin die Ruhebank ſtand, ließ ihn ſich niederſetzen und ſprach: ohne Gefahr Ihres, ohne Gefahr meines Lebens dürfen Sie dieſen Ort nicht verlaſſen. Der König ſetzte ſich ſchweigend.

Hierauf trat mein Herr an den Rand des Kreiſes, breitete die Arme aus und rief:

Bis zu den Pforten der Ewigkeit habe ich hieher einen Sterblichen gebracht, deſſen Seele dürſtet, einen Blick hinüber zu werfen. Iſt er es würdig, Jehovah Adonai, aus der Zahl der Glaubenden zu den Schauenden überzugehen, ſo vergönne ihm, einen Tropfen aus deinem Meere von Seligkeit und Erkenntniß zu ſchöpfen.

Als er dieß geſprochen hatte, ließ er die Arme ſinken, kniete nieder, und winkte dem Könige, daſſelbe zu thun. Sobald dieß geſchehen war, erſcholl ein leiſer, höchſt angenehmer Ton, wie man ihn ſonſt nie vernimmt, ein ſanfter Wind ſchien ſich zu erheben, und ein heller Dampf ſtieg empor.

Wir ſind erhört! ſagte Zoroaſter, wandte ſich zum König, und fragte: Was begehreſt du, mein erhabener Bruder, hier in der Vorhalle der künftigen Welt?

Der König antwortete mit zitternder Stimme: ich begehre Nachrichten aus jenem Leben, mich ver-

verlangt herzlich, von der Unſterblichkeit meiner Seele gewiß zu ſeyn.

Zoroaſter. Nenne einen von deinen geliebten Verſtorbenen; welchen Bürger jener Welt willſt du ſehen?

Der König. Meinen Vater.

Zoroaſter. So erhebe dich mit mir; er wird erſcheinen.

Beide ſtanden auf, und Zoroaſter breitete die Arme von neuen gegen den Altar aus, indem er einige mir unverſtändliche Worte ſprach. Plötzlich ertönte ein dumpfer Schall, eine Wolke erhob ſich vom Altar, und in derſelben ſchwebte eine geiſtige Geſtalt daher.

Zoroaſter wandte ſich zum König, und fragte: wen ſiehſt du, mein Bruder?

Der König. Ich ſehe das Bild meines Vaters.

Zoroaſter. Frage ihn nach dem, was du zu wiſſen begehrſt.

Der König. Erſcheinende Geſtalt, täuſcht mich keine Aehnlichkeit, und biſt du mein Vater?

Die Erſcheinung. Ich war im Leben der Erde dein Vater.

Der König. Lebſt du fort in jener Welt?

Die Erſcheinung. Ich lebe fort, und bin

glücklich, denn ich war gut und mitleidsvoll gegen meine Brüder.

Der König. O, mein Vater, werde auch ich leben, und glücklich seyn?

Die Erscheinung. Du wirst leben, und wenn dein Herz Erbarmen gegen die Creatur fühlte, wird auch dein der Richter sich erbarmen.

Der König. Höre noch eine Frage deines Sohns, mein Vater! Worin besteht dein Glück in jener Welt?

Die Erscheinung. Du vermagst es nicht zu fassen. Dir genüge, daß du unsterblich bist.

In diesem Augenblicke schwebte die Gestalt zum Altar zurück, und verschwand mit einem dumpfen Schall, wie sie erschien. Auch die leisen, säuselnden Töne verstummten, und der Vorhang rauschte hernieder. Mein Herr faßte den König schweigend bei der Hand, und führte ihn wieder in unser Zimmer.

Der König war sehr bleich, als er hereintrat. Zoroaster, sagte er, du hast mir etwas überirdisches gezeigt, und mein ganzes Wesen ist erschüttert.

Sind Ewr. Majestät nun von dem Daseyn einer künftigen Welt überzeugt? fragte Zoroaster.

Der König. Ich bin es in diesem Augenblick; und gebe der Allmächtige, daß ich es immer bleiben möge.

Zoroaſter. Einen unumſtößlichern Beweis von der zukünftigen Welt und von unſerer Fortdauer in derſelben vermag niemand Ewr. Majeſtät zu geben, als ich gethan habe.

Der König. Auch erkenne ich deine überirdiſchen Kräfte, und du biſt von nun an der erſte in meinem Herzen, der erſte an meiner Seite.

Der König umarmte ihn bei dieſen Worten, und ſie verließen das Zimmer.

Ich war voll Erſtaunen über das, was ich geſehen und gehört hatte, beſaß aber zu wenig Einſicht, um den Grund der ſeltſamen Erſcheinungen zu begreifen. Nur das fühlte ich, daß hier etwas außerordentliches vorginge.

Nach einigen Tagen kam mein Herr mit mehreren Perſonen in den Saal, ſprach aber ſo leiſe mit ihnen, daß ich nicht ein Wort davon verſtand. Auch ward ein Schirm vor das Fenſter geſetzt, durch welches ich den Saal überſehen konnte, und es war mir jetzt bloß möglich zu bemerken, daß ſie ſehr beſchäftigt darin waren. Ich hörte mancherlei Geräuſch, und es ſchien mir, als wenn große Veränderungen vorgenommen würden. Endlich ward der Schirm wieder hinweg genommen, und ich ſchaute mit großer Neugierde in den Saal hinein.

Zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß

auch nicht die kleinſte Veränderung damit vorgegangen ſey, und daß der Altar mit ſeinem Gemählde, und mit ſeinen verhüllten Figuren an den Seiten, ſo wie der Kreis und das Polſter, noch vorhanden waren. Ich begriff nicht, womit man ſich ſo eifrig in dem Saal beſchäftigt hatte.

Es mochten ungefähr drei Tage nach dieſem Vorfalle verfloſſen ſeyn, als ich wieder eine große Unruhe im Hauſe bemerkte, und bald darauf trat der König mit meinem Herrn in unſer Zimmer, durch welches man nach dem Saal ging. Der König ſah kränklich und traurig aus, und ſchien etwas auf dem Herzen zu haben. Beide traten ſchweigend ein. Nach einer erwartungsvollen Stille ſagte der König:

Ich kann es dir nicht verhehlen, Zoroaſter, bange Zweifel ſind in meinem Herzen aufgeſtiegen. Das, wonach ich mich ſehne, Gewißheit von der künftigen Welt, iſt etwas ſo unendlich erhabnes und beglückendes, daß man auch unendlich ſchwer daran glaubt. Vergieb mir, mein Zoroaſter, mir iſt immer, als wenn ein Wahn oder eine Täuſchung mich beglückt hätte; oft zweifle ich ſelber, daß ich meinen Vater geſehen habe. O Gewißheit, Gewißheit! Kann auch ein Fürſt ſie nicht erhalten?

Zoroaſter. Giebt es eine größere Gewißheit,

als die, welche Ewr. Majeſtät erhalten haben? Sie haben Ihren verſtorbenen Vater geſehen, Sie haben ihn reden hören, Sie haben mit einem Bürger jener Welt geſprochen; können Sie nun noch zweifeln, daß es eine giebt?

Der König. Vergieb mir, du Mächtiger und Unbegreiflicher, meine Zweifel, und mache mich ſo ſtark, wie du biſt.

Zoroaſter. Was begehren Ew. Majeſtät? Vermag ich es, ſo bin ich bereit dazu.

Der König. Laß mich noch einen Blick in jene Welt thun.

Zoroaſter. Es iſt etwas großes, ihn ein Mal zu thun, und unter Millionen Sterblichen wird dieß nur wenigen Auserwählten zu Theil; wollen Ewr. Majeſtät es zwei Mal fodern?

Der König. Ich fodere es nicht, ich bitte darum; dem König bittet dich, Zoroaſter.

Zoroaſter. Wohlan, ich will verſuchen, ob ich noch ein Mal dieſe hohe Gnade zu erringen vermag. Haben Ewr. Majeſtät noch einen Bürger in jener Welt, den Sie lieben, den Sie zu ſehen wünſchen?

Der König. Ich habe noch viele, die mir vorangegangen ſind.

Zoroaſter. Wählen Sie einen davon.

Der König. Meinen Bruder.

Zoroaſter. Wenn meine Kraft, wenn mein Gebet hinreicht, ſo wird er erſcheinen. Kommen Sie mit mir.

Er führte ihn bei dieſen Worten von neuen in den Saal, wo ein runder ſeidner Teppich hingelegt war. Als der König ſich niedergeſetzt hatte, fiel mein Gebieter auf die Knie gegen den Altar, neigte ſein Haupt zur Erde, und betete ſtill. Bald darauf erhob ſich ein Säuſeln und Ziſchen, als wenn eine verborgene Kraft rege würde. Nun erhob ſich Zoroaſter vom Boden, faltete hoch die Hände gegen den Altar und rief:

Jehovah Adonai, laß deinen Donner den kühnen Sterblichen nicht zerſchmettern, wenn er noch ein Mal wagt, um einen Strahl des Lichts aus dem Lichtmeer, worin du wandelſt, für den zweifelnden Dulder zu flehen! Iſt es deiner ewigen Weisheit Entſchluß, ſo ſende den Verklärten herunieder, den jenes Sterblichen Herz erfleht, damit er des Glaubens Seligkeit empfinde.

In dieſem Augenblicke ſchien es, als wenn ein Blitz zuckte und ein entfernter Donner rollte. Darauf ſenkte ſich von der Decke über dem Altar ein weißer Duft herunieder, und in dieſem ſchwebte eine majeſtätiſche Geſtalt herab.

Erkennſt du, glücklicher Sterblicher, fragte jetzt Zoroaſter den König, deinen erhabenen Bruder?

Der König. Ich erkenne ihn. Darf ich mit ihm zu reden wagen?

Zoroaſter. Frage, was du zu wiſſen begehrſt.

Der König. In welchem Bezirk des Weltalls lebt dein unſterblicher Geiſt?

Geiſt. Ueberall, wohin der Gedanke ſich ſchwingt, ſchwingt ſich mein Weſen.

Der König. Kennſt du das Schickſal der Erdebewohner?

Geiſt. Ich vermag es zu erforſchen, wenn das ſelige Anſchauen der übrigen Welten mich nicht zu erhabneren Forſchungen hinreißt.

Der König. Werden wir uns wiederkennen in jener Welt?

Geiſt. Wir werden uns wiederkennen und wiederfinden, wenn wir es wünſchen.

Der König. O unſterblicher Geiſt, gieb mir ein vollendetes Zeichen von deinem Daſeyn!

Bei dieſen Worten ſtürzte ſich der König aus dem Kreiſe gegen den Altar zu, über welchem der Geiſt ſchwebte. Aber kaum hatte er die erſte Stufe deſſelben berührt, als er einen heftigen Schrei ausſtieß, und zu Boden fiel. Das Säuſeln und Zi-

ſchen hörte auf, ein Donnerſchlag geſchah, und der Geiſt verſchwand.

Zoroaſter eilte zum Könige. Um Gottes willen! rief er, was haben Sie gemacht? Leben Sie?

Ich lebe, ſagte der König, reiche mir deine Hand und führe mich hinweg. Zoroaſter half dem König vom Boden auf und leitete ihn aus dem Saal in das Zimmer. O Gott, was habe ich empfunden! ſagte der König: alle meine Gebeine ſind erſchüttert, und die Kraft in meinen Gliedern iſt gelähmt.

Zoroaſter. Aber, Ewr. Majeſtät, wie konnten Sie es wagen, die Schranken zu durchbrechen, die jeden Sterblichen vom Geiſterreiche entfernen? Nun iſt die Gemeinſchaft zwiſchen dieſer und jener Welt für Sie aufgehoben.

Der König. Es ſey! Mich verlangt nicht mehr nach ihr. Was ich geſehen, gehört, und empfunden habe, iſt mir genug.

Der König ließ ſich hinwegführen, und ſeit dieſer Zeit ſah ich ihn nicht mehr. Ich ſtrengte alle meine Geiſteskräfte an, um das Geheimniß meines Herrn mit dem wunderbaren Saal zu erforſchen, aber umſonſt.

In dieſem Zeitpunkte trat eine andere Begebenheit mit mir ſelber ein, die mich von den Gei-

sterersheinungen abzog, und auf etwas körperliches, das mich sehr nahe anging, richtete. Meine Tita war schwanger und ihrer Entbindung schon ganz nahe, als ich diese Entdeckung machte. Kaum hatten wir noch Zeit, ein Wochenbette nach Art der Affen zu verfertigen, als sie schon mit einem gesunden Sohne glücklich niederkam. Ich freute mich unbeschreiblich, als ich dieß Pfand meiner Liebe an mein Herz drücken konnte, aber ich hütete mich wohl, es nicht zu stark daran zu drücken, da ich noch mit Schrecken an die Zärtlichkeit meiner Mutter dachte.

Eine solche Affenfamilie war selbst in der Residenz etwas seltenes, und es kam eine Menge Menschen, uns zu sehen und zu bewundern. Unter diesen war auch ein sehr artiger, höflicher Offizier, und zwar der Commandeur eines Regiments. Mein Herr schien sich demselben verbinden zu wollen, und machte uns alle drei ihm zum Geschenk.

Der Commandeur ließ uns sogleich in seine Wohnung und in sein Zimmer tragen, wo er uns auf das zärtlichste verpflegte. Ueberhaupt schien er ein sehr sanfter, liebenswürdiger Mann zu seyn, und ich bewunderte es, daß ein bejahrter Krieger einen so sanften Karakter haben konnte.

In dieser Meinung war ich drei Tage gewe-

ſen, als ein junger Soldat, der einen Exceß gemacht hatte, in das Zimmer geführt ward. Biſt du da, mein Sohn? fragte der Commandeur mit freundlicher Miene: Was haſt du denn gemacht?

Ich will es frei geſtehen, Herr Obriſt, ſagte der Soldat. Mein Unteroffizier hat mich geſtern auf eine unverantwortliche Art ſchikanirt, hat mich geſtoßen, geſchlagen und nichtswürdig mit Schimpfworten behandelt, weil ein Stück Band an meinem Zopf weiter herunter hing, als bei meinem Cameraden, und weil ich einen Fehler beim Präſentiren machte. Voll Verzweiflung bin ich hingegangen und habe mir einen Rauſch getrunken. Darauf iſt er gekommen, um mich nach Hauſe zu treiben, hat mich von neuen gemißhandelt, und in der Bewußtloſigkeit des Rauſches habe ich ihn zur Thüre hinaus geſtoßen.

Ich habe ſo etwas von der Sache gehört, ſagte der Obriſt gelaſſen; alſo deinen Unteroffizier haſt du zur Thür hinaus geſtoßen? Nun, damit du künftig etwas mehr Reſpekt lernſt, ſo ſollſt du hier eine ganz kleine Lektion bekommen. Sey doch ſo gut, und zieh deinen Rock aus. Ein Paar Unteroffizier und vier Stöcke her!

Herr Obriſt, ſagte der Soldat, indem er blaß

ward, ich bitte um Gnade, ich habe nicht gewußt, was ich that.

Gnade soll dir wiederfahren, sagte der Obrist ganz sanft, sobald du deine Lektion weg hast. Ich bitte dich, zieh deinen Rock aus, es ist Schade um die Montirung; hörst du? Oder soll ich dir helfen lassen?

Der Soldat mußte seinen Rock ausziehen, und nun begann ein Unteroffizier mit einem dicken und langen Stabe auf die entblößten Schultern des Soldaten aus allen Kräften loszuhauen. Der Unglückliche krümmte sich, schrie heftig, bat, fiel auf die Knie, und wollte zu Boden sinken. Hauen Sie besser, sagte der Obrist gelassen, das fühlt er nicht. Als der Unteroffizier ihm zwanzig Hiebe gegeben hatte, sagte er freundlich: Sie werden müde seyn, lassen Sie sich ablösen. Jetzt mußte der andere Unteroffizier mit einem neuen Stocke die Exekution fortsetzen und den Unglücklichen zu rädern fortfahren.

Ich Thier, ich Asse, fühlte ein unbeschreibliches Mitleid mit dem Gemarterten, aber der Mensch, der ihn martern ließ, blieb ruhig und gelassen. Nachdem endlich der unglückliche Soldat vierzig schreckliche Streiche empfangen hatte, und mehr todt als lebendig war, sagte der Obrist: nun, mein Sohn, zieh deinen Rock wieder an. Ich weiß gewiß, du

wirſt nun mehr Reſpekt gegen deinen Vorgeſetzten haben.

Der Gemißhandelte vermochte ſeinen Rock nicht wieder anzuziehen, ſondern nahm ihn, blaß, wie der Tod, und wankte zum Zimmer hinaus. Die Geiſterſcene in dem geheimnißvollen Saale war mir unbegreiflich geweſen, aber bei weiten unbegreiflicher war mir's, daß ein Menſch den andern mit dieſer Gleichgültigkeit bis auf den Tod martern laſſen konnte. Sind das die vorzüglichſten Geſchöpfe auf der Erde, dachte ich, oder ſind das Teufel, die ſich einander zur Qual erſchaffen wurden? Alle Thiere ſchienen mir in dieſem Augenblicke weit edler als der Menſch zu ſeyn.

Nach meiner geringen Einſicht konnte nur der größte Böſewicht eine ſo fürchterliche Strafe verdienen, und hier bekam ſie ein Menſch, der offenherzig und gut zu ſeyn ſchien, und der in Bewußtloſigkeit ein Vergehen begangen hatte. War es nicht ein Teufel, der ſo kalt dieſe Marter eines fühlenden Weſens, eines Bruders, mit anſehen konnte?

Von dieſem Augenblick an haßte ich meinen ſanften und höflichen Herrn, wie ich noch keinen von meinen Gebietern gehaßt hatte; und ſeine ganze Höflichkeit und Freundlichkeit ſchien mir ein blendender Schaum zu ſeyn, unter welchem Gift ſchwamm.

Von ungefähr war ein junger, neu angekommener Cadett, ein Verwandter des Obriſten, bei dieſer mörderiſchen Scene zugegen geweſen. Er hatte für den Soldaten gebeten, und äußerte, als er hinweg gegangen war, ſein Schrecken über eine ſo harte Beſtrafung.

Das iſt die militäriſche Zucht, ſagte der Obriſt, ſo müſſen unſre Soldaten behandelt werden, wenn ſie gut ſeyn ſollen.

Cadett. Aber, lieber Onkel, dieſer Menſch ſchien mir gar nicht ein Böſewicht zu ſeyn, und eine ſo harte Strafe zu verdienen.

Obriſt. Das ſchadet nichts, mein Sohn. Wir ſtrafen nicht die Böſewichter, ſondern die, die etwas verbrochen haben. Auch habe ich ihm noch Gnade wiederfahren laſſen, denn ich bin zu gut. Lies nur das Kriegs-Regiement; da wirſt du finden, daß er zwei Tage hätte Gaſſen laufen oder gar todt geſchoſſen werden ſollen.

Cadett. Sollten denn die Soldaten bei einer ſolchen Behandlung wohl ihren Stand lieb gewinnen und ihrem Fürſten treu ſeyn?

Obriſt. Nichts weniger! Die meiſten von ihnen würden gern eine ſolche Strafe ausbalten, wie du eben angeſehen haſt, um ihren Stand verlaſſen zu können; und wo ſie nur eine Gelegenheit

finden, da entlaufen ſie. Aber wenn ſie wieder erwiſcht werden, ſo müſſen ſie hübſch einen oder zwei Tage die Gaſſe auf und nieder wandern. Haſt du ſchon Gaſſen laufen ſehen?

Cadett. Ein Mal ſchon, aber ich bin beinahe ohnmächtig dabei geworden, denn es ſieht doch gar zu gräßlich aus.

Obriſt. Wirſt dich ſchon daran gewöhnen, mein Sohn. Wenn du es eine zwanzig Mal angeſehen haſt, ſo wirſt du ſo gleichgültig dabei ſtehen, als wenn du einen Krametsvogel bräten ſähеſt. Ich war auch gerade wie du, aber das giebt ſich bald.

Cadett. Da muß man ſich alſo alles Mitleid abgewöhnen.

Obriſt. Mitleid? Das mußt du zu Hauſe laſſen. Ich ließ mir auch ein Mal in meiner Jugend ſo etwas merken, als ein Soldat von meiner Compagnie, der mir unter allen der liebſte war, den dritten Tag Spießruthen lief, und ein Mal über das andere niederfiel. Da ſagte der Hauptmann: ſeht doch den barmherzigen Herrn Fähndrich, ich glaube, er will gar weinen! Herr Feldwebel, geben Sie ihm doch ein Schnupftuch. Seit der Zeit habe ich mir das unzeitige Mitleid abgewöhnt, habe tüchtig zugeſchlagen, und kann jetzt einen Kerl

gelaſſen zu Tode hauen ſehen. So muß es im Militair hergehen; da muß man kein Mitleid und kein Erbarmen kennen.

Cadett. Aber ſagen Sie mir, lieber Onkel, ob denn das wohl im Kriege dazu beiträgt, den Sieg zu erkämpfen, wenn man die Soldaten im Frieden ſo behandelt?

Obriſt. Es muß doch wohl, denn es iſt einmal ſo eingeführt. O in meinen Jünglingsjahren, da kam es noch ganz anders; wenn jetzt zwanzig Prügel gegeben werden, ſo gab es damals hundert. Und das iſt recht gut. Denn ſage mir nur, was wäre der Officier ohne Stock? Was bliebe von ihm übrig? Wodurch ſollte er die Soldaten zu ihrer Pflicht anhalten?

Cadett. Aber, lieber Onkel, ich habe von einer Nation gehört, deren Soldaten gar keine Schläge bekommen, und überhaupt ſehr menſchlich behandelt werden; und gerade dieſe ſollen im Kriege immer die tapferſten ſeyn. Wie mag denn das zugehen?

Obriſt. Das weiß ich nicht, mein Sohn, und das kümmert uns auch nicht. Bei uns iſt es einmal anders eingerichtet, da muß alles durch den Stock getrieben werden. Und du wirſt ſchon ſehen, wenn du etwas älter wirſt, daß dieſes das leichteſte und kürzeſte Mittel iſt, uns in Reſpekt zu ſetzen.

Cadett. Mein Verstand ist noch zu schwach, um Ihnen zu widersprechen, aber ich möchte wohl einen recht weisen Mann mit Ihnen darüber disputiren hören, denn mir scheint es doch wirklich, daß der Stock nicht hinreicht, etwas so großes, als ein guter Soldat ist, zu bilden.

Die beiden Streitenden würden ihre Unterredung vielleicht noch länger fortgesetzt haben, wenn sie nicht wären unterbrochen worden.

Ich kannte nun das System des Obristen genau, und hatte das traurige Schicksal, ihn sehr oft danach handeln zu sehen. Denn eine ähnliche Scene, wie heute, kam wenigstens alle Woche ein Mal vor, und es wird ewig in meinem Gedächtnisse bleiben, wie viele Mißhandlungen und Qualen der Menschen ich hier habe ansehen müssen. Oft glaubte ich, der Teufel hätte sich bei dem Flehen und dem Jammergeschrei der Gemarterten erbarmen müssen, der Mensch erbarmte sich nicht. Der Obrist sagte zu dem Cadett, daß man sich an dergleichen Scenen bald gewöhnte, aber ich Asse konnte mich nicht daran gewöhnen, denn ich fühlte jedes Mal bei solchen Lektionen, wie der Obrist sie nannte, eine schreckliche Angst. Aber das Schrecklichste, was ich in diesem traurigen Aufenthalte mit ansehen mußte, war folgende Geschichte:

Der

Der Obriſt, denn meinen Herrn mag ich dieſen ſanften und höflichen Wüterich nicht mehr nennen, befand ſich einſt allein in ſeinem Zimmer und ſchrieb, denn er konnte etwas ſchreiben. Ein Geſchäft nöthigte ihn heraus zu gehen, und er ließ den Schreibtiſch, ſo wie die Thür, offen. Bald darauf hörte ich leiſe an die Thür klopfen, und ein bekannter Jude, der oft mit dem Obriſten handelte, trat in das Zimmer. Als er niemand ſah, ging er eilend an den Schreibtiſch, zog eine Schublade heraus, worin der Obriſt ſein Geld zu haben pflegte, und nahm einen großen Beutel mit Geld aus derſelben, mit welchem er ſich eilend entfernte und die Thür leiſe hinter ſich zumachte.

Nicht lange, ſo kam der Obriſt zurück, und ſetzte ſich wieder zum Schreiben nieder, ohne den Verluſt zu bemerken. Erſt am folgenden Tage nahm er ihn wahr, als er Geld auszahlen wollte, und blieb wie erſtarrt ſtehen. Es war ein Beutel mit 300 Thalern geweſen. Ich gönnte ihm dieſen Verluſt, denn ich haßte ihn von ganzer Seele; aber hätte ich die unglücklichen Folgen vorausſehen können, die dieſer Diebſtahl hatte, wie erſchrocken würde ich darüber geweſen ſeyn.

Der Verdacht fiel auf zwei unſchuldige Perſonen: auf des Obriſten Bedienten und deſſen Frau;

denn nach der Meinung des Obriſten war niemand in ſein Zimmer gekommen, als dieſe beiden. Er hatte Recht, denn er hatte den Juden nicht gieben.

Er ſprach mit dem Auditeur des Regiments von ſeinem Verdacht, und alles vereinigte ſich, ihn zu häufen. Der Bediente war am Tage des Diebſtahls in einem Wirthshauſe geweſen, und hatte daſelbſt ein Stück Silbergeld ausgegeben, wie die Sorte in dem Geldbeutel geweſen war, ohne daß man wußte, woher er dieß Silbergeld hatte, denn ſein Herr hatte ihm ſeinen Lohn in einer andern Geldſorte gegeben. Seine Frau hatte ebenfalls mancherlei für dergleichen Silbergeld, wie in dem Beutel war, eingekauft. Hieryn kam, daß beide an dem Tage des Diebſtahls in dem Zimmer des Obriſten etwas hatten aufräumen müſſen, und daß ſie von ungefähr einige Zeit allein darin geweſen waren, während der Schreibtiſch offen ſtand.

Durch dieſe und ähnliche Merkmahle, die man mit der größten Scharfſicht aufſuchte und ſammelte, überzeugten ſich der Obriſt, der Auditeur, und mehrere andere Perſonen feſt, daß kein anderer der Thäter ſeyn könne, als der Bediente mit ſeiner Frau.

Sobald man hiervon gewiß zu ſeyn glaubte, wurde der Bediente in Gegenwart des Auditeurs herbeigerufen, und der Obriſt ſoderte ihn feierlich

auf, die Wahrheit zu bekennen. Du weißt, daß er an, daß mir zwo Rthlr. aus diesem Schreibtische gestohlen worden sind, und daß niemand weder in das Zimmer, noch zu dem Schreibtische kann, als du und deine Frau. Kein anderer, als ihr beide, kann das Geld genommen haben, darum leugne nicht lange, und gestehe nur ohne Umstände.

Um Gottes willen, Herr Obrist, rief der Bediente, wie können Sie mich einer solchen That beschuldigen? Ich schwöre bei dem allmächtigen Gott, daß ich nicht gewußt habe, daß das Geld im Schreibtische lag.

Höre, Lukas, sagte der Obrist, wenn du freiwillig gestehst, daß du das Geld genommen hast, und es wieder herausgiebst, so soll dir die ganze Strafe geschenkt seyn, und ich nehme den Herrn Auditeur zum Zeugen, daß dir nichts geschehen soll, als daß du deinen Dienst bei mir verlierst. Leugnest du aber hartnäckig, so erschwerst du nicht allein deine Strafe, sondern wir haben auch Mittel, dich mit Gewalt zum Geständniß zu bringen. Darum gestehe bald die That ein.

Der Bediente rang die Hände, und sagte: Herr Obrist, und wenn Sie mir das Leben nehmen, ich kann nichts gestehen, denn ich weiß nichts von dem Gelde.

Ich habe schon mehrere Vögel so pfeifen hören, entgegnete der Oberst, aber sie haben bald einen andern Ton angestimmt, wenn man ihnen etwas auf das Leben kam. Wir haben Beweise genug gegen dich in Händen, und wollen dir schon den Mund aufmachen. Herr Auditeur, fangen Sie Ihre Untersuchung an, und schenken Sie ihm nichts.

Der Auditeur nahm nun den unglücklichen Bedienten zu Protokoll, zeichnete seine Aussage genau auf, und sodann ward er ins Gefängniß gebracht. Gleich darauf ward seine Frau vernommen und ebenfalls ins Gefängniß abgeführt. Wir wollen die Bestien schon zum Geständniß bringen, sagte der Oberst.

In dem Staate, worin ich mich befand, war bei dem Militär die Tortur durch Schläge ohne Bedingung eingeführet, und beim Civil, wenn die Erlaubniß dazu von einer höhern Behörde eingeholt wurde. Im nächsten Verhör also wurde eine Anzahl Ruthen, mit Draht bewickelt, herbei gebracht, und als der Bediente die That zu leugnen fortfuhr, ließ der Oberst ihn ausziehen und die Tortur anfangen.

Der gemißhandelte Bediente nahm Gott und Menschen zu Zeugen, daß er unschuldig sey, bat um Gottes willen, ihn zu verschonen, fiel auf die

Knie, schwur bei seiner ewigen Seligkeit, daß er von dem Gelde nichts wiße; umsonst! Der Oberst ließ ruhig fortfahren, ihn zu schlagen. Das Geständniß wird schon nachkommen, sagte er gelassen; er hat es nur noch nicht recht gefühlt. Mit dieser satanischen Kälte sah er der Marter seines Bedienten zu.

Endlich vermochte der unglückliche Mensch den Schmerz nicht länger zu ertragen, und schrie: ja, er habe das Geld genommen.

Sogleich ließ der Oberst zu schlagen aufhören, und sagte: warum hast du das nicht eher gesagt, mein Sohn, du hättest dir das alles ersparen können. Nun füge noch den kleinen Umstand hinzu, wo du das Geld gelassen hast?

Jetzt verstummte der Bediente von neuem, und der Oberst befahl, mit der Tortur fortzufahren. In der Angst nannte der Gequälte einen Ort, wo er es hingetragen hätte, und man sandte sogleich hin, es holen zu lassen. Es wurde nicht gefunden, und nun stieg die Erbitterung gegen den Unglücklichen noch höher. Der Schurke hat uns zum besten, rief der Oberst; lassen Sie nur von vorn anfangen, Herr Auditeur. Hat er die Thor einmal eingestanden, so muß er auch gestehen, wo das Geld ist.

Der unglückliche Bediente gerieth in Verzweif-

lung. Die Pein zwingt mich, rief er, zu gestehen, daß ich das Geld genommen habe, aber ich habe es nicht genommen, und kann es nicht schaffen, wenn ich auch hier auf der Stelle sterben soll. Ich verstehe, sagte der Oberst, du willst das Geld zum Pflaster auf deine Wunden gebrauchen; aber es wird dir nicht gelingen.

Man ward jedoch endlich müde, den armen Unschuldigen zu martern, und sandte ihn wieder ins Gefängniß. Beim Abschiede sagte der Oberst: du hast eine harte Haut, mein lieber Lukas, aber deine Frau wird weicher seyn und schon gestehen. Der Verirrte flehte bei allem, was heilig ist, ihn lieber vollends umzubringen, und nur seine Frau zu verschonen. Umsonst! Man führte ihn hinweg, und die Frau mußte erscheinen.

Sie war bleich, wie eine Leiche, sie rang die Hände, sie weinte, sie flehte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; die Menschen erbarmten sich nicht, denn es giebt kein grausameres Geschöpf auf der ganzen Erde, als einen Menschen.

Die beiden Eheleute hatten sich bei ihrer Aussage in einigen Punkten widersprochen, unter andern auch darin, woher sie das ausgegebene Silbergeld genommen, und wie lange sie es schon hätten. Aus dieser Verschiedenheit der Aussagen glaubte

man ihre Schuld ſicher zu erkennen, und nun weiter keiner Schonung zu bedürfen.

Kurz, die verdächtige Frau ward ebenfalls durch Schläge gemißhandelt, und man wollte ſie durch dieſe Tortur zum Geſtändniß bringen. Sie ſchrie entſetzlich, und beim zehnten Hiebe bekam ſie eine Ohnmacht. Der Oberſt hätte ſich daran nicht gekehrt, aber der Auditeur wollte nicht mehr fortfahren laſſen, zu ſchlagen, und das arme Weib wurde hin- und herwankend abgeführt.

Der Auditeur mußte bei dem Oberſten ſpeiſen, und bei einem Glaſe Wein nahmen ſie ſich vor, die Thäter zum Geſtändniß zu bringen, es möchte koſten, was es wolle. Es koſtete nichts, als ein paar Stäbe mit Draht bewunden, einen Befehl zum Schlagen und einen unermüdeten Arm; das übrige bezahlten die unglücklichen Inquiſiten.

Man ließ ihnen einige Tage Bedenkzeit im Gefängniß, um ſich gehörig zum Bekenntniß vorzubereiten, und ſodann wurden ſie wieder ins Verhör geführt. Der Mann zuerſt. Er war abgezehrt, blaß, leidend, und bat, daß man ihm bald möge vom Leben helfen, denn geſtehen könne er nichts. Er fügte hinzu: wenn er ſo viel Geld beſäße, ſo wolle er es gern aus ſeinem Vermögen geben, um aus dieſer Qual zu kommen; aber er ſey arm und

wiſſe nicht den zehnten Theil ſo viel aufzutreiben, weshalb er ſich der Willkühr ſeiner Richter überlaſſen müſſe.

Ein Tyger, der die menſchliche Sprache verſtanden hätte, würde ſich haben erbarmen müſſen; die Menſchen erbarmten ſich nicht. Sie glaubten ſich zu feſt überzeugt, daß der Bediente und kein anderer das Geld genommen habe, als daß das ſanfte Mitleid Eingang zu ihrem Herzen hätte finden können. Kurz, der Beſchuldigte wurde von neuem unter die Tortur der Schläge gebracht. In ſeiner Qual wandte er ſich an den Obriſten und ſagte: Wenn Sie einen Gott, wenn Sie ein jüngſtes Gericht glauben, ſo bedenken Sie, daß auch Sie dort Rechenſchaft geben müſſen, bedenken Sie, daß ich ein Menſch bin. Hier bin ich unentfliehbar in Ihrer Gewalt, und muß alles leiden, was Sie über mich verhängen; aber eben ſo unentfliehbar ſind Sie in Gottes Gewalt, und er wird die Grauſamkeit rächen, die Sie hier an einem Unſchuldigen verüben

Das habe ich gar nicht gewußt, Lukas, ſagte der Obriſt, daß du eine ſolche Predigt machen kannſt. Unterdeß thue er ſeine Schuldigkeit, Unteroffizier.

Er wandte ſich bei dieſen letzten Worten zu

dem, der den Bedienten ſchlug. Von einer ſo teufliſchen Kälte bei der Marter anderer hatte ich gar keinen Begriff gehabt, und ich ward immer mehr überzeugt, daß der Menſch bei weiten das grauſamſte Thier auf der Welt ſey.

Als der Gemißhandelte ſah, daß alles Flehen umſonſt ſey, überließ er ſich der Verzweiflung, ſchrie nicht mehr und bat nicht mehr, ſondern warf ſich auf den Boden, und ſagte, man möchte ihn todt ſchlagen. Die Henker mußten endlich aufhören, ihn zu peinigen, und er ward ins Gefängniß zurückgebracht. Sie hatten ſich indeſſen bei dem Glaſe Wein das Verſprechen gegeben, die Thäter zum Geſtändniß zu bringen, es möge koſten was es wolle, und waren für heute noch nicht geſättigt an der Marter ihrer Nebenmenſchen. Auch die Frau ward zu der zweiten Tortur herbei geführt, und ihre Pein begann.

Aber ich kann unmöglich fortfahren, dieſe Scenen des Jammers und der Grauſamkeit zu beſchreiben, und füge bloß hinzu, daß die unglücklichen beiden Ehegatten auch zum dritten Mal dieſe Tortur, die keine Gränzen hat, aushalten mußten. Denn ſie hatten ſich in mancherlei Widerſprüche verwickelt, ihre Ausſagen hatten nicht übereingeſtimmt, und ſie hatten unter den Schlägen beide

bekannt, das Geld genommen zu haben. Es war alſo bloß nach der Meinung ihrer Inquiſitoren zu erforſchen, wo ſie es gelaſſen hätten.

Es mochten ungefähr zwölf Tage nach dem Diebſtahl verfloſſen ſeyn, und die beiden Verdächtigen waren beinahe zu Tode gemartert worden, als der Auditeur eines Tages ſehr ſchnell, und verſtört gelaufen kam. Um Gottes willen, Herr Obriſt, rief er, was haben wir gemacht! Ihre beiden Leute ſind unſchuldig. Hier dieſer Brief iſt von dem Thäter. Er las ihn dem Obriſt vor, und er lautete ſo:

Lieber Herr Auditeur.

Ich höre, daß Sie den armen Lukas und ſeine Frau auf das ſchrecklichſte ſchlagen laſſen. Thun Sie das nicht, denn dieſe beiden Leute ſind unſchuldig. Ich ſelber habe das Geld genommen, denn ich kam den 11ten huj. um 9 Uhr Morgens zu dem Obriſt und niemand war in der Stube, und ich wußte, wo das Geld lag. Darum laſſen Sie die Leute laufen, denn ich bin wohl ein Dieb, aber ich will kein Mörder ſeyn. Uebrigens bemühen Sie ſich nicht, meiner habhaft zu werden, denn ich ſchreibe dieſen Brief auf einem Schiffe und gehe in ein andres Land.

Joel Max.

Der Obriſt machte ein ſehr langes Geſicht, als er dieſen Brief ſah. Er beſann ſich ſehr genau, daß er an dem beſtimmten Tage um 9 Uhr nicht in der Stube geweſen war, denn er hatte ſich gleich nach dem Diebſtahl an alle Umſtände genau erinnert. Da haben wir die armen Beſtien umſonſt ſchlagen laſſen, ſagte er. Ja freilich, entgegnete der Auditeur, und das iſt ſehr ſchlimm! Die armen Leute ſind wie die größten Miſſethäter behandelt worden. Aber, lieber Herr Auditeur, was iſt nun zu machen, ſagte der edelmüthige Obriſt; die Sache iſt einmal geſchehen, und wir thun am beſten, wir ſchweigen davon. Die Leute will ich im Stillen aus meinem Dienſt ſchaffen, und ihnen allenfalls was mit auf den Weg geben, damit ſie doch etwas für ihre Prügel haben.

Dieß war alles, was nach Entdeckung der gemarterten Unſchuld vorfiel. Iſt im ganzen Thierreich ſo etwas ſcheußliches zu finden? Nachher hörte ich, man habe in einer andern Stadt eine ganze Anzahl Menſchen durch Schläge zu dem Geſtändniß gebracht, daß ſie Mordbrenner wären und eine abgebrannte Stadt angezündet hätten; auch ſey einer von ihnen ſchon hingerichtet geweſen, als die Unſchuld aller an den Tag kam, und das Alibi von einem jeden von ihnen erwieſen wurde.

Ich hatte unbeſchreiblich viel bei den Torturſcenen gelitten, zumal da ich die Wahrheit wußte und ſie nicht an das Licht zu bringen vermochte. Wodurch habe ich denn verdient, fragte ich mich, daß ich von den Scheußlichkeiten unter den Menſchen immer ein Augenzeuge ſeyn muß? Als Antwort darauf fiel mir ein, daß ich in meinem Menſchenleben ein Buch unter dem Titel Candide in die Welt geſchickt habe, worin ich über die größten Abſcheulichkeiten in der Welt mit leichtem launigen Ton hinweggegangen ſey, und daß ich nun zur Strafe einige davon ganz in der Nähe mit anſehen müſſe.

Mein Aufenthalt ward mir immer mehr zur Laſt, und es ſchien mir, daß ich in einem Martergewölbe ſey. Zu dieſem äußern Unglück kam auch ein häusliches Leiden, das meinem Herzen einen großen Stoß gab, und ſogar die Liebe zu meiner Tita etwas verminderte. Sie hatte mir, wie geſagt, einen Sohn gebohren, und die Neugier der Menſchen, die Affenfamilie zu ſehen, war ſehr groß. Einſt ließ ſich jemand einfallen, unſern kleinen Sohn auf den Arm nehmen zu wollen; aber meine Tita gerieth in das größte Entſetzen und drückte ihn voll Heftigkeit an ihre Bruſt. Ich hatte eben meine Aufmerkſamkeit auf etwas anders gerichtet, und bemerkte die gefährliche Zärtlichkeit meiner Gattinn

nicht. Kurz, als ich mich wieder zu ihr wandte, ſah ich unſern Sohn todt in ihren Armen, wie er mit ſterbender Miene den Kopf herabhing. Ihm war das wiederfahren, was mir ſo oft in der Jugend gedroht hatte.

Mein Entſetzen war unbeſchreiblich, als ich dieſen Mord aus Zärtlichkeit wahrnahm. Auch die Menſchen umher waren äußerſt erſchrocken, und man verſuchte alles mögliche, unſer unglückliches Kind wieder ins Leben zurück zu rufen, aber umſonſt. Ich fühlte bei dieſem Schickſal, daß auch die Ehe eines Affen nicht ohne häusliche Leiden geführt werden könnte. Mein Schmerz war wenigſtens ſo groß, wie damals, als ich in meinem erſten Leben die Frau von Chatelet verloren hatte.

Der Obriſt wollte wüthend werden, als er die traurige Begebenheit erfuhr, aber derjenige, der ſie veranlaßt hatte, ſtand nicht unter ſeinen Befehlen, und er konnte ihn nicht halb todt prügeln laſſen; im Gegentheil war es ein ſehr vornehmer Mann, dem er mit ſeiner gewöhnlichen Höflichkeit begegnen mußte. Ich bemerkte überhaupt, daß der Obriſt, der gegen ſeine Untergebenen ein gefühlloſes Ungeheuer, ein Teufel war, gegen andere Menſchen ein Engel zu ſeyn ſchien. Vielleicht wollte er dadurch etwas von ſeiner Grauſamkeit ausgleichen.

Nicht lange, nachdem er ſeine beiden Domeſtiken unſchuldig auf die Tortur hatte bringen laſſen, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre, ward er nach einem entfernten Ort als General berufen, wo er wahrſcheinlich ſein teufliſches Handwerk, Menſchen zu peinigen, wird fortgeſetzt haben, denn nun ward ihm noch mehr Gelegenheit dazu geboten.

Die Entfernung bis zu ſeinem neuen Beſtimmungsorte war zu groß, als daß er ſeine Sachen hätte mitnehmen können. Sie wurden öffentlich verſteigert, und uns beide traf daſſelbe Loos. Ein Mann kaufte uns, deſſen Stand oder Geſchäfte ich nicht beurtheilen konnte. Genug, er ließ uns auf einen Wagen ſetzen, und wir fuhren zum Thor hinaus nach einem Wirthshauſe, das einige Meilen von der Stadt einſam in einem Walde lag. Hier bemerkte ich, daß er der Eigenthümer von dieſem Wirthshauſe ſey. Nun werden ſchon Gäſte kommen, ſagte er zu ſeiner Frau, wenn es nur erſt bekannt wird, daß ich ein Paar Affen habe; da werden ſie kommen, bloß um die Affen zu ſehen.

Wir wurden alſo in eine große Stube gebracht, worin die Gäſte abzutreten pflegten, und waren dieſes Mal nicht um unſertwillen, ſondern um anderer willen gekauft. Der Wirth hatte ſich in

ſeiner Spekulation nicht betrogen, denn wir machten gewöhnlich mehr Aufſehen, wie ein Paar Menſchen; und wenn ich in meinem Menſchenleben Bewunderung durch meine Schriften erregte, ſo geſchah dieß jetzt weit mehr durch meine Perſon. Sobald alſo bekannt geworden war, daß ein Paar Affen in dem Wirthshauſe wären, fanden ſich immer mehr Gäſte ein, und wenn keine andere Unterhaltung vorhanden war, ſo machten wir die Unterhaltung aus.

Dieß war nichts übles, aber bald ereigneten ſich Begebenheiten in dem Wirthshauſe, von denen nur Affen Zeugen ſeyn durften, und wenn man gewußt hätte, daß in einem davon eine menſchliche Seele wohnte, ſo würde man auch dieſen nicht zum Zeugen geduldet haben.

Eines Abends nämlich kehrte ein Reiſender bei uns ein, der nichts als einen Kutſcher und zwey Pferde mit einem ſchönen Wagen bei ſich hatte. Man wies ihm ein Zimmer zu ſeinem Logis an, und es ſchien mir, als wenn ein geheimnißvolles Weſen im Hauſe ſich verbreitete. Der Wirth flüſterte mit ſeiner Frau, ſeinem Sohn und einem Knecht beinahe den ganzen Abend, ohne daß ich bemerken konnte, wovon eigentlich die Rede ſey. Auch begaben ſie ſich nicht zur Ru-

he wie gewöhnlich, ſondern blieben bis Mitternacht auf.

Als es zwölfe ſchlug, ſagte der Wirth: nun iſt es Zeit, nun wird er im tiefſten Schlaf liegen. Hierauf ergriffen die drei Mannsperſonen jeder eine von einer Anzahl Aexten, die hinter dem Ofen verborgen lagen. Wir beide wollen zu ihm hineingehen, ſagte der Wirth zu dem Knecht, du ſollſt leuchten Frau, und du mein Sohn kannſt vor der Thür Wache halten und ihm eins verſetzen, wenn er uns ja entwiſchen ſollte.

Das waren fürchterliche Zubereitungen, und ich ſah, daß ich mich mit meiner Tita in einem ſehr gefährlichen Hauſe befand. Die vier Menſchen ſchlichen ſich nun leiſe zur Treppe hinauf, und ich hörte ein Zimmer öffnen. Gleich darauf vernahm ich Geräuſch und eine ſtarke Bewegung in dem Zimmer; das Geſchrei Hülfe, Hülfe erſcholl, und es ſchien als wenn ein Kampf begann. Die Decke ward von Fußtritten erſchüttert, die bald auf dieſer, bald auf jener Seite waren, und endlich hörte ich einen großen Fall, worauf es ſtill ward.

Nach einer Weile kamen die vier Bewohner des Hauſes wieder herunter, und brachten einen Leichnam getragen. Ich ſah, daß es der fremde

Rei-

Reiſende war. Der Kopf war ihm ſtark verwundet und blutete ſehr. Sie ſchleppten ihn durch die Stube zu einer verborgenen Thür, die in einen Keller ging, und brachten ihn hinunter.

Als ſie wieder heraufkamen, ſagte der Wirth: der hat es uns ſauer gemacht, mit dem andern müſſen wir uns beſſer vorſehen. Kommt nur geſchwind, damit wir am Morgen mit allem fertig ſind. Sie gingen hierauf mit ihren Aexten zu dem Kutſcher in den Stall, und nach einer Viertelſtunde brachten ſie ſeinen Leichnam ebenfalls durch das Zimmer in den Keller. Was für Greuel unter den Menſchen mußte ich mit anſehen!

Anfangs begriff ich nicht, warum man dieſen Reiſenden mit ſeinem Kutſcher umgebracht habe, da man ſie vorher äußerſt freundlich behandelte und auf keine Weiſe Haß gegen ſie bewies; aber die Augen wurden mir bald geöffnet. Habſucht war die Triebfeder dieſer ſcheußlichen That. Sobald man die Leichname fortgeſchafft hatte, erhielt die Frau den Befehl, alle Spuren von Blut, von dem was vorgefallen war zu vernichten, der Mann aber ging in das Zimmer des ermordeten Reiſenden, und holte ſeine Chatoulle und ſeine übrigen Sachen herunter. Mit großer Begierde fielen alle über das Geld her, das der unglückliche Reiſende

bei ſich führte, und zählten es. Aus allem, was ich hörte, ſchloß ich, daß man nicht den geringſten Haß gegen den Reiſenden gehabt, ſondern ihn bloß um ſeines Geldes willen ermordet habe. Dieß kam mir äußerſt abſcheulich vor; denn ein Tyger zerreißt wohl eine Hyäne und einen Wolf, um ſelber leben zu können, aber nie zerreißt er einen ſeines Geſchlechts. Dieß thun nur die Menſchen.

Der Reiſende hatte viel Geld bei ſich, und dieß erregte große Freude. Jeder bekam ſeinen Antheil, ſogar eine alte Magd, die mit um das Geheimniß wußte. Am Morgen war alles vertheilt, alle Spuren von den Ermordeten vernichtet, und der Knecht ward mit dem Wagen und den Pferden fortgeſandt; denn der Wirth hatte Verbündete an andern Orten, welche ihm die verdächtigen Sachen abnahmen.

Von jetzt an bemerkte ich, daß mein Herr ein ſchreckliches Handwerk von Mord und Raub machte, und daß mehrere Reiſende, die allein kamen, von ihm auf die Seite geſchafft wurden.

Einſt kehrte ein Mann mit einem Stern, der weit her zu kommen ſchien, aber zu Pferde reiſte, und nur von einem Bedienten begleitet war, bei ihm ein. Ich merkte gleich aus den Bewegungen im Hauſe, daß man einen Anſchlag auf ſein

Leben hatte, denn man wählte gewöhnlich die Reiſenden aus entfernten Gegenden, deren Spur nicht nachgeforſcht wurde, zum Opfer. Ich hatte mich nicht geirrt. Um Mitternacht ſchlichen die drei Männer wieder mit ihren Aexten auf das Zimmer des Reiſenden; aber dieß Mal entſtand eine Scene, die höchſt unerwartet war, und die den Mördern den längſt verdienten Lohn zu bringen ſchien.

Zuerſt bemerkte ich ein ſtarkes Geräuſch, und ein feſtes Auftreten auf den Fußboden. Bald darauf fiel ein Schuß, und dieſem folgte ein lauter Schrei. Man konnte deutlich wahrnehmen, daß ein harter Kampf vorfiel. Die Wirthinn und die Magd ließen ihre Stimmen gellend hören, und die donnernden Stimmen der Männer ſchallten darunter. Endlich ließ das Getöſe nach, und man kam die Treppe herunter. Ich war voll Neugierde, welchen Anblick ich haben würde. Die Thür öffnete ſich, und der Sohn des Hauſes trat herein. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, und er blutete ſtark am Kopfe. Hierauf trat der Knecht ebenfalls mit gebundenen Händen herein, und er hatte eine ſtarke Wunde am rechten Arm. Ihm folgte der fremde Reiſende, mit einer Piſtole und einem Säbel in der Hand. Ihm blutete die rechte Hand und das Geſicht.

Hier herein, ihr Böſewichter, ſagte er, und wenn ihr euch rührt, ſo ſchieß ich euch über den Haufen! Die beiden Mörder krochen demüthig in einen Winkel. Hierauf kamen die beiden Weiber, denen ebenfalls die Hände gebunden waren, und hinter ihnen der Bediente des Reiſenden

Dieß war der Aufzug, in welchem ich die Perſonen im Hauſe in die Stube kommen ſah. Der Wirth allein fehlte. Aber der Reiſende ſchickte ſogleich ſeinen Bedienten hinauf, um ihn zu holen, und nicht lange, ſo ward er von dieſem hereingeführt. Er war todtenbleich und hatte einen Schuß durch die rechte Schulter nahe an der Bruſt bekommen. Die ganze Mörderfamilie war alſo durch zwei Menſchen in einen ſehr hülfloſen Zuſtand verſetzt worden, und ich begriff kaum, wie dieß möglich geweſen ſey.

Nachdem die Gebundenen etwas zur Beſinnung gekommen waren, begannen ſie in einem kläglichen Ton um ihre Befreiung zu bitten; aber umſonſt. Euch Mördern das Leben ſchenken, ſagte der Reiſende, heißt, es andern Menſchen rauben; würde ich noch unter den Lebendigen ſeyn, wenn ich euch nicht überwältigt hätte?

Ich erfuhr nun allmählig aus den Reden der Gegenwärtigen, wie es möglich geweſen ſey, daß

der Reiſende mit ſeinem Bedienten fünf Menſchen beſiegt habe; denn der Wirth, der wegen des Schuſſes durch die Schulter ſehr entkräftet war und ſeinen Tod nahe glaubte, bekannte alles. Er war in dem Wahn geweſen, daß der Reiſende allein in ſeinem Zimmer ſchliefe und der Bediente im Stall bei den Pferden wäre, hatte alſo keine weitere Vorſichtsmaßregeln genommen, als die gewöhnlichen. Er war mit dem Knecht in das Zimmer des Reiſenden gegangen, um ihn im Schlaf ſogleich durch einen Schlag zu tödten, aber dieſer hatte durch einige Umſtände in dem Wirthshauſe Verdacht geſchöpft, hatte im Stillen ſeinen Bedienten mit ſich ins Zimmer genommen und ihn in einen Winkel verſteckt. Kurz, er war zu einem Angriffe bereit.

Sobald alſo die verſchloſſene Thür ſich von außen öffnete, und der Wirth mit ſeiner Art auf das Bette des Reiſenden zuging, um ihm einen Schlag zu verſetzen, ſprang dieſer eilend auf und drückte ſeine Piſtole auf ihn ab. Sobald der Knecht, der mit dem Wirth in das Zimmer gekommen war, ſeinen Herrn verwundet ſah, ging er auf den Reiſenden los, um ihm einen Schlag mit der Art zu verſetzen; aber dieſer wehrte ihn ab, und gerieth mit ihm ins Handgemenge. In dieſem wurde er

in einem Augenblick an der Hand und im Geſicht verwundet. Aber unterdeß ſprang auch der erſchrockne Bediente herbei und verſetzte dem Knecht einen ſchweren Säbelhieb in den rechten Arm, wodurch er entwaffnet ward. Jetzt drang der Sohn unter dem gellenden Geſchrei der Weiber hinzu, und da er mit der furchtbaren Axt bewaffnet war, auch von dem Knecht noch im Kampf unterſtützt wurde, ſo blieb der Sieg eine Zeitlang unentſchieden. Endlich verſetzte der Reiſende ihm einen Säbelhieb über den Kopf, und dieſer gab den Ausſchlag.

Die drei verwundeten Mörder waren beinahe ohnmächtig, und es war leicht, ihnen die Hände auf den Rücken zu binden. Die Weiber aber wurden mit einer geladenen Piſtole in Reſpekt erhalten, bis die Reihe auch an ſie kam. So hatten es die beiden Reiſenden möglich gemacht, fünf mörderiſche Menſchen zu überwinden und zu Gefangenen zu machen.

Der Reiſende war nun entſchloſſen, den Tag zu erwarten, und die Gefangenen ſo lange zu bewachen, bis mehrere Reiſende eintreffen würden; dann ſollten ſie den Gerichten übergeben werden. Unterdeß wurden die Wunden der Bleſſirten ſo gut verbunden, wie es geſchehen konnte, und der Reiſende trug alles zur Erleichterung ſeiner Ge-

fangenen bei; aber all ihr Bitten um Befreiung, all ihr Geloben nie wieder zu morden, wenn er ſich noch dieß Mal über ſie erbarmen würde, war umſonſt.

Es war eine ſehr peinliche Scene in dem Zimmer. Gegen Morgen hörte man einen Wagen kommen, und bald darauf traten drei fremde Männer in das Zimmer, die mit großem Erſtaunen die Gegenwärtigen betrachteten. Auch ihre Erſcheinung erregte großes Aufſehen in dem Zimmer, und der Reiſende ging ihnen mit Freuden entgegen, um ihnen den Vorfall in der Nacht zu erzählen.

Die fremden Männer hörten ſehr aufmerkſam zu, und thaten dann noch einige Fragen, unter andern auch die: ob kein anderer in dem Wirthshauſe die Nacht geweſen ſey, als er mit ſeinem Bedienten? Sobald er dieß mit Nein beantwortet hatte, geſchah etwas, worüber ich in das höchſte Erſtaunen gerieth. Und du haſt dich unterſtanden, rief einer der fremden Männer dem Reiſenden zu, die Bewohner des Wirthshauſes hier zu verwunden und gefangen zu nehmen? Stirb, Verfluchter, für deine That!

Bei dieſen Worten ſtieß er dem Reiſenden einen verborgen gehaltenen Dolch durch die Bruſt.

Unmenſchlicher, was beginneſt du! rief dieſer, und taumelte, indem er nach ſeinem Säbel greifen wollte, und ſank röchelnd nieder. Um Gotteswillen! ſchrie ſein Bedienter: mein Herr iſt unſchuldig, Sie haben ihn nicht verſtanden. Wir haben recht gut verſtanden, antwortete einer der fremden Männer, und die Reihe ſoll auch gleich an dich kommen. Bei dieſen Worten fielen zwei von den Fremden den Bedienten mit ihren Degen an, und ehe er ſich vertheidigen konnte, hatte er mehrere Stiche empfangen, die ihn wehrlos machten. Er ſchrie entſetzlich, und ſtürzte nach einigen Augenblicken mit großer Gewalt zu Boden, wo er ſich ſterbend in ſeinem Blute wälzte.

Ich war voll Entſetzen und Erſtaunen über dieſe räthſelhafte fürchterliche That, und vermochte den Zuſammenhang davon nicht einzuſehen; aber das Unbegreifliche derſelben wurde mir bald begreiflich gemacht. Sobald die beiden Ueberfallenen ihren Geiſt ausgehaucht hatten, löſten die fremden Männer die Banden der Gefangenen, behandelten ſie auf das freundſchaftlichſte, und tröſteten ſie über ihren Unfall. Sie haben ihren Lohn für ihre Kühnheit bekommen, rief der eine von den Angekommenen, und werden Euch nicht wieder die Hände binden! Kurz, ich merkte aus allem, daß

.ie drei eingetroffenen Fremden zu den Verbündeten des Gastwirths gehörten, und daß ein unglücklicher Zufall sie gerade diesen Morgen hergeführt hatte.

Die Freude der Familie des Gastwirths war unbeschreiblich, als sie sich von ihren Gehülfen in Freiheit gesetzt sah, und sie vergaß beinahe ihre Wunden darüber; aber sie waren insgesammt in ihrem Handwerke schon zu geübt, um ihre Gefahr darüber zu vergessen. Die Leichname wurden nun eilend in den Keller geschafft und alle Spuren von Blut vernichtet. Die Verwundeten verband man mit der größten Sorgfalt und brachte sie ins Bette. Hierauf untersuchte man die Beute in dem Schlafzimmer des Reisenden, und fand sie äußerst bedeutend. Er hatte viel Gold, Banknoten und auch mehrere Kleinodien bei sich geführt. Die mörderische Familie war also hinlänglich für Wunden, für Gefangenschaft und für ihre Angst entschädigt.

Ich stellte sehr traurige Betrachtungen über die Greuel an, die unter den Menschen vorgingen, und verlor immer mehr die Lust, unter ihnen zu bleiben; aber mein trauriges Schicksal hatte mich einmal zur Gefangenschaft unter diese vernünftigste und grausamste Art von Thieren verdammt. Doch ging jetzt bald nach dieser abschen-

lichen Geſchichte eine Veränderung mit mir vor. Auf den Gaſtwirth hatte ſeine Wunde, ſeine Gefangenſchaft und die drohende Gefahr, der Gerechtigkeit ausgeliefert zu werden, einen ſolchen Eindruck gemacht, daß er ſein mörderiſches Handwerk aufzugeben und ſein künftiges Leben in Ruhe zu vollbringen beſchloß. Auch hatte er ſich durch Mord und Raub ſo viel erworben, daß er künftig ſehr bequem leben konnte.

Sobald er alſo von ſeiner Wunde wieder hergeſtellt war, verkaufte er den Gaſthof, und zog mit ſeinen Schätzen in ein fremdes Land, wo er nicht befürchten durfte, verrathen zu werden. So entging er nebſt allen ſeinen Mordgenoſſen der Rache, die er ſo oft verdient hatte.

Ich ward, ſamt Tita, an einen groſſen Gelehrten in einer nahgelegenen Stadt verkauft, und dieſer brachte mich in ein Zimmer, das ein ganz beſonderes Anſehen hatte. Eine Menge Tiegel, gläſerne Flaſchen, Retorten, Oefen u ſ w. waren darin vorhanden, und ein ſo beſonderer Geruch war darin verbreitet, wie ich ihn noch nie empfunden hatte.

Außerdem ſah ich in jedem Winkel des Zimmers etwas beſonders ſtehen. In dem einen erblickte ich zwei offene Särge, über welchen zwei

Glocken hingen; in dem andern war ein Grabmahl; in dem dritten ſtand ein Baum, worin eine Eule ſaß, und in dem vierten eine ſehr ſchöne weibliche Figur, mit einem weiten Mantel bekleidet. In der Mitte des Zimmers bewegte ſich ein Weltſyſtem mit ſeinen Geſtirnen, und darüber ſchwebte eine Pyramide, die aus Wolken zu beſtehen ſchien.

Dieß war die ſeltſame Ausſchmückung des Zimmers, in welches ich gebracht war. Noch hatte ich nicht lange darin verweilt, als ich etwas raſſeln hörte und zu meinem Erſtaunen aus dem einen Sarge ſich ein Gerippe aufrichtete, welches vier Mal an die Glocke über demſelben ſchlug. Gleich darauf erhob ſich auch aus dem andern Sarge ein Gerippe, und ſchlug zehn Mal an die zweite Glocke. Es war die Zeit des Tages, welche dieſe Gerippe verkündigten. Sobald dieß geſchehen war, ſtreckten ſie die Hand nach einander aus, und legten ſich vereint wieder mit Geraſſel in ihre Särge nieder. Dieſe Scene hatte etwas ſehr ſchauerliches, und ein Menſch würde darüber in große Furcht gerathen; von der Geſpenſterfurcht aber ſind die Affen befreiet.

Nicht lange nachher begann die Eule ſich in ihrem Baume zu bewegen, breitete die Flügel aus

und ſchrie laut, worauf ſie ſich wieder zur Ruhe begab. Nach einer Viertelſtunde wiederholte ſie dieß, ſchrie aber zwei Mal. Kurz, ich bemerkte, daß ſie die Viertelſtunden der Uhr angab. Dieß war unſtreitig ein ſeltſamer Stundenzeiger.

Es war gegen halb zwölf Uhr Mittags, als ich noch etwas ſeltſames bemerkte. Mein neuer Herr, den ich Mirandus nennen will, trat mit trauriger Miene ins Zimmer und kniete neben dem Grabmahle nieder. Jetzt breitete die Eule ihre Flügel aus, und ſchrie zwei Mal mit ſchauerlicher Stimme. Gleich darauf öffnete ſich das Grabmahl, und eine geiſtige Geſtalt ſchwebte ſchnell daraus empor und verlor ſich an der Decke hinter wolkige Vorhänge. Indem ſie empor ſchwebte rief Mirandus: fahre auf in die himmliſche Heimath, Selma, und gedenke deines Ludwigs hienieden! Hierauf legte er die Stirne auf das Grabmahl, und ſchien ſehr traurig zu ſeyn. Nach einer Weile aber erhob er ſich, ſchaute nach oben, und verließ das Zimmer. Bald darauf ſchrie die Eule drei Mal, und die geiſtige Geſtalt ſchwebte von oben wieder in das Grab herunter.

Dieß waren unſtreitig ſehr ſeltſame Erſcheinungen, und mein Verſtand reichte nicht hin, ſie zu erklären. Aber ich entdeckte noch mehr räthſel-

hafte Sachen, die in ungewiſſen Zeiträumen erſchienen. Zu Zeiten nämlich blitzte in der Pyramide, die über dem Weltſyſteme ſchwebte, ein helles Licht durch die Wolken, verlöſchte aber ſodann gleich wieder. Eben ſo begann zu Zeiten die ſchöne weibliche Figur mit dem weiten Mantel in der einen Ecke des Zimmers ſich zu bewegen. Sobald dieß geſchah erſchienen zwei nackende Kinder, welche ſie unter ihren Mantel nahm.

Ich befand mich alſo in einem ſehr merkwürdigen Zimmer, und obwohl es nicht von Menſchen bewohnt war, ſo regte es ſich doch faſt unaufhörlich darin, als wenn es mit lebendigen Weſen angefüllt geweſen wäre. Schwieg alles übrige, erhoben ſich die Skelette nicht zum Stundenſchlage, ſchrie die Eule nicht, blitzte es nicht in der Pyramide, und war auch die weibliche Geſtalt mit dem Mantel unbeweglich, ſo bewegte ſich wenigſtens das Weltſyſtem in regelmäßigen Wendungen fort, und das lebloſe Zimmer ſchien unaufhörlich in geheimer Thätigkeit zu ſeyn.

Mirandus erſchien täglich einige Mal darin, und überließ ſich oft einem tiefen Nachdenken. Mittags um halb zwölf Uhr, dieß war die Zeit, wo die geiſtige Geſtalt aus dem Grabe hervor kam, fehlte er nie, und ſah ſie, entweder ſchweigend, oder

mit einem traurigen Zuruf, aufwärts ſchweben. Uebrigens beſchäftigte er ſich mit Leſen, mit Beobachten der Bewegungen, die in dem Zimmer vorgingen, und mit Unterſuchen der Flaſchen, Retorten und anderer Geräthe. Nur dieß Eine noch, Fedor, rief er einſt aus, und ich will dich wie einen Heiligen verehren; ach es iſt ſo nothwendig! Dieß alles iſt ſehr ſchön, was du gemacht haſt, Fedor; aber das beſte bleibt dir noch zu vollenden übrig. Was bin ich, wenn ich die ſüßeſten Triebe meines Herzens nicht befriedigen kann? Welcher Werth bleibt dann meinem Ich?

Er ſchien ſehr traurig bei dieſem Ausruf zu ſeyn. Einige Tage nachher trat er mit Fedor in das Zimmer, und ſie begannen eine Menge Verſuche zu machen. Die Oefen wurden geheizt, die Flaſchen und Retorten wurden gebraucht, und ich merkte aus allen ihren Reden, daß ſie darauf ausgingen, Gold zu machen, oder den Stein der Weiſen zu erfinden. Sie ſind ein großer Künſtler, ſagte Mirandus zu Fedor; Sie haben in dieſem Zimmer hier eine kleine Welt erſchaffen, Sie werden auch das letzte noch erfinden, was uns Noth thut.

Wir ſind auf dem Wege dazu, entgegnete Fedor, und wir werden unſer Ziel erreichen; aber

nur langſam, und es bedarf der Geduld. Wir müſſen die Natur nachahmen. Sie erzeugt das Gold aus der Erde, und ſie iſt die große Mutter alles deſſen, was entſteht; aus ihr müſſen auch wir dieß edle Metall erzeugen, und alles, was wir vermögen, iſt, ein Treibhaus in der goldſchaffenden Natur anzulegen, um ihre Wirkungen zu beſchleunigen.

Ich bemerkte wirklich, daß ihre Bemühungen ſich dahin vereinten, die Erde mit mancherlei Ingredienzien zu ſchwängern, ſie zu erwärmen, und daraus dann nach einem gewiſſen Zeitraume die Frucht des Goldes zu ziehen. Sie ſtudierten dabei mehrere alte Bücher und veränderten ihre Verſuche auf mancherlei Art, arbeiteten auch oft Tage und Nächte hinter einander; aber ich bemerkte immer nicht, daß ſie ihr Ziel erreichten. Sie geriethen auf mancherlei nützliche Entdeckungen bei ihren chemiſchen Proceſſen, nur das Gold wollte ſich immer nicht zeigen. Im Gegentheil ſchien es, als würde Mirandus das Gold, welches er beſaß, verlieren.

Endlich ſchien er über die fortdauernd fehlſchlagende Hoffnung ungehalten zu werden. Einſt, als er mit Fedor in dem Zimmer arbeitete, und ein neuer Verſuch mißrieth, brach er in ſchmerzliche

Klagen darüber aus. Fedor beantwortete ſie, und ihre Unterredung artete in einen Wortwechſel aus, in welchem zuletzt bittre Vorwürfe vorkamen. Mirandus äuſserte gegen Fedor: er habe ihn bis jetzt um ſein Vermögen gebracht, anſtatt ihm welches zu verſchaffen, und wenn er ſo fortführe, ſo würde er ihn gänzlich zu Grunde richten. Bei dieſen Worten entfernte er ſich aus dem Zimmer.

Ich bemerkte, daß Fedor ihm einen grimmigen Blick nachwarf, und daß der Zorn in ſeinem Innern kochte. Nachdem er einige Mal haſtig im Zimmer auf und nieder gegangen war, brach er in die Worte aus: iſt das mein endlicher Dank? Iſt das der Lohn für ſo viel hohe verſchwendete Kunſt? Wohl, du ſollſt zu Grunde gehen, aber vorher noch glauben, daß ich vermag, was ich verſprach. Er entfernte ſich voll Zorn bei dieſen Worten, und ich ſah ihn in mehrern Tagen nicht wieder.

In dieſer Zeit erhielt Mirandus einen Beſuch von ſeinem Bruder, den er ſehr liebte. Er führte ſonſt niemand in das Zimmer, worin ich mich befand, auſser Fedor; nur bei ſeinem Bruder machte er eine Ausnahme. Er brachte ihn geheimnißvoll gegen halb zwölf Uhr des Mittags mit ſich, und dieſer gerieth in ein groſses Erſtaunen, als er die ſeltſame Einrichtung dieſes Zimmers bemerk-

merkte. Ich verſtehe dich nicht, mein Bruder, hub er an, und alles, was ich hier ſehe, iſt mir dunkel.

Mirandus. Wohl muß es dir dunkel ſeyn, denn außer mir iſt nur noch einem einzigen in der Welt bekannt, wohin dieß alles deutet, dem, der dieß Zimmer erbaute.

Bruder. Darf auch der Bruder nicht in dieſe Geheimniſſe eindringen?

Mirandus. Er darf es, wenn er es begehrt; er ſoll der einzige dritte ſeyn, vor welchem ich den Schleier hinwegziehe. Aber er muß mir ſchwören, daß ihm meine Geheimniſſe heilig ſeyn ſollen.

Bruder. Dein Schickſal, mein einziger Bruder, liegt mir ſo nahe am Herzen, wie das meinige; ziehe den Schleier hinweg! Ich ſchwöre dir, daß ich das Geheimniß in mir vergraben will.

Mirandus. Wiſſe alſo zuerſt, mein Bruder, der tiefſte Schmerz, den nur ein Sterblicher empfinden kann, hat dieß Zimmer erbauet.

Bruder. Welch ein Schmerz war dieß?

Mirandus. Der Verluſt meiner Gattinn, meiner Selma. Du haſt ſie gekannt, du weißt, daß an ihr mein Himmel auf Erden hing; aber du weißt nicht, daß durch ihren Verluſt nicht bloß

dieſer Himmel verloren ging, ſondern daß ich ohne ſie eine Hölle hienieden fand.

Bruder. Ich habe deine tiefe Trauer in deinen Briefen gefunden.

Mirandus. Das haſt du nicht. Was ich dem Papier anvertrauen konnte, war nichts gegen dieſen geſchärften Seelenſchmerz, den ich empfand, und der mich von vielen Seiten in den innerſten Gefühlen angriff. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre letzte Krankheit und ihre Leiden darin, ihr heißer Wunſch zu leben, ihr Kampf, ſich von mir loszureißen, ihre endliche Ergebung, ihr letztes ſterbendes Lächeln, ihr letzter Händedruck, alles dieß bereitete meinem Herzen und meiner Phantaſie die Hölle hienieden. Nichts vermochte mich zu tröſten, am wenigſten aber der kalte allgemeine Troſt der Menſchen um mich her. Ich ſah in dem Weltall nur meine verſtorbene Selma, und ſehnte mich, ihr ein Andenken zu ſtiften. Da fand ich einen großen Künſtler aus Rußland, der in meine Empfindungen eingriff. Er durchdrang die Geſetze der Natur und der Mechanik ſo tief, wie keiner von allen, die ich kannte; er legte dieß Zimmer an, und in der Erfindung deſſelben, in der Zerſtreuung dabei, ſuchte ich Troſt.

Bruder. Wohl, mein Ludwig, die Entſte-

hung dieſes Zimmers kenne ich nun, aber der Inhalt deſſelben und der Zweck ſind mir noch völlig dunkel.

Mirandus. Es ſoll dir alles hell werden; verweile nur noch wenige Augenblicke.

Er führte bei dieſen Worten ſeinen Bruder zu einer Ruhebank, wo ſich dieſer erwartungsvoll niederließ. Nicht lange, ſo ſchlug die Eule zwei Mal mit ihren Flügeln, ſchrie zwei Mal laut, und das Grabmahl öffnete ſich. Wie gewöhnlich ſchwebte die weibliche Geſtalt daraus hervor, und verlor ſich hinter wolkenhaften Vorhängen an der Decke. Der Bruder des Mirandus ſah die Erſcheinung mit Erſtaunen an.

Um halb zwölf Uhr, begann Mirandus, ſtarb meine Gattinn, um dieſe Zeit ſchwebte ihr ſeliger Geiſt zu höhern Regionen empor, und hier iſt das Nachbild ihres Scheidens. Täglich ſeh ich ſie aus dieſem geöffneten Grabmahl emporſteigen, um nie dieſen feierlichen Augenblick aus meinem Andenken zu verlieren.

Bruder. Aber täglich erneuerſt du dadurch deinen Schmerz.

Mirandus. Darin ſuch' ich den Troſt meines Lebens, und darin finde ich ihn:

Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt,
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Bruder. Sollte nicht eine neue Liebe ein höheres Glück gewähren?

Mirandus. Ach, mein Bruder, man liebt nur ein Mal.

Der Bruder des Mirandus ſuchte ihn auf mannichfache Art zu tröſten und auf einen andern Weg zu bringen, aber umſonſt. Er hatte auf jeden Troſt eine widerlegende traurige Antwort.

Unterdeß ſchlug die Eule in ihrem Baume drei Mal mit ihren Flügeln, und ſtieß drei Mal einen traurigen Schrei aus. Wohin deutet der Flügelſchlag und das Schreien der Eule? fragte Heinrich; ſo hieß der Bruder des Mirandus. Sie ruft die Viertelſtunden an, war die Antwort, und erinnert mich, daß ich jede Viertelſtunde, die ich von meiner Selma getrennt bin, nur der Weisheit widmen darf.

Er unterhielt ſich mit ſeinem Bruder noch einige Zeit, bis es zwölf Uhr war und die beiden Skelette ſich erhoben, um die Stunde anzugeben. Welche fürchterliche Stundenzeiger! rief Heinrich: warum wähleteſt du Skelette dazu? Um mich zu erinnern, war die Antwort, daß jede Stunde mich

dem Zeitpunkte näher führt, wo mein Körper mit Selma, wo mein Geist mit Selma vereint seyn wird.

Mirandus drückte jetzt an eine verborgene Feder in der Wand. Sogleich bewegte sich die schöne weibliche Gestalt mit dem weiten Mantel, die beiden nackten Kinder kamen zum Vorschein und wurden unter den Mantel der Figur genommen. Eine neue Erscheinung, die ich nicht begreife, sagte Heinrich. Und doch ist ihre Deutung so leicht, antwortete Mirandus. Diese Gestalt ist nichts anders, als das Symbol der Wohlthätigkeit. Das Aufnehmen der nackten Kinder unter ihren Mantel geschieht nicht in regelmäßigen Zeitpunkten, sondern bald öfter, bald minder oft, um mich zu erinnern, daß man zu allen Zeiten wohlthun muß, wenn sich die Gelegenheit darbietet; denn durch diese Tugend nur kann ich meiner Selma ganz würdig werden.

Also alles hat Bezug in diesem Zimmer auf Selma? fragte Heinrich. Nein, mein Bruder, war die Antwort, das größte Symbol in diesem Bezirk hat es nicht, jenes dort in der Mitte, er zeigte auf die Weltenpyramide, unter welcher das Weltsystem sich bewegte. Und wohin deutet dieß? fragte Heinrich. Du wirst es gleich erfahren, antwortete Mirandus. Indem blickte es in der Pera-

mide, und er fuhr fort. Was du ſiehſt, bedeutet alles, was in der Natur vorhanden iſt: die Gottheit und das Weltgebäude. Die Gottheit iſt verhüllt, und nur zu Zeiten erſcheint ſie in einem ſchnellen Blitzſtrahl. Dieß lehrt mich, daß die armen Sterblichen, trotz ihrem Durſt nach Kenntniß, zu ſchwach ſind, die Gottheit zu erforſchen, daß die Vorſehung nur ſeltene Schimmer in die Seele gießt, und daß alles, was wir zu Erforſchung der Gottheit thun können, bloß die Betrachtung des Weltalls iſt, welches hier unter der Gottheit ſich in ſeinem Kreislaufe bewegt.

Deine Symbole ſind ſchön, mein Bruder, hub jetzt Heinrich an, und dieß Zimmer iſt unſtreitig eins der merkwürdigſten, die es giebt; aber erlaube mir eine Frage: wir haben ein Vermögen ererbt, das uns anſtändig nährt, aber nichts zum Verſchwenden übrig läßt: die Einrichtung dieſes Zimmers muß unendlich koſtbar ſeyn, wird ſie dich nicht zu Grunde richten?

Mirandus ſchlug die Augen nieder und blieb einige Augenblicke ſtumm. Endlich ſagte er: ich muß dir alles geſtehen, mein Bruder, auch das letzte noch. Ja, ich habe mein Vermögen erſchöpft, um Troſt und Zerſtreuung zu finden. Was hier uns

umgiebt, iſt mein Erbtheil; ich habe es meiner Selma zum Opfer gebracht.

Mein guter, ſchwärmeriſcher Bruder, ſagte Heinrich, dieß Opfer hätte Selma nicht verlangt, wenn ſie dich liebte. Aber mein Herz, die Ruhe meiner Seele verlangte es, entgegnete Mirandus, und du weißt noch nicht alles. Ich werde mein Erbtheil, ich werde unendlich mehr wieder erlangen. Der große Künſtler, der den wunderbaren Mechanismus dieſes Zimmers bildete, hat noch andere erhabene Kenntniſſe, und zwar die erhabenſten, die es giebt. Er weiß die Natur in ihrem innerſten Tiefen zu erforſchen, und ich bin mit ihm auf dem Wege, den Stein der Weiſen zu entdecken.

Heinrich. Den Stein der Weiſen? Unglücklicher Bruder, du beſaßeſt ihn ſchon, du hatteſt ſo viel, als du bedurfteſt.

Mirandus. Aber lange nicht ſo viel, als ich für die Leidenden um mich her bedurfte. Du weißt, daß Wohlthun das höchſte Glück meines Lebens ausmachte. Vermochte ich es zu genießen, ganz, wie ich durſtete? Mußte ich deſſen nach dem Tode meiner Selma, wo ich ihr dieß Andenken erbaute, nicht immer mehr entbehren? Mein Bruder, ich ſuche den Stein der Weiſen nicht für mich, ſondern für die Leidenden unter meinen Augen. Ach, wenn ich

ihn fände, wie glücklich wäre ich, wie glücklich wäre die Menschheit um mich her!

Heinrich. Mein guter, edler Bruder, du täuschest dich, und wirst von andern getäuscht. Der mit dir den Stein der Weisen sucht, täuscht dich, und weiß, daß er ihn nie finden wird.

Mirandus. Er mich täuschen? Nein, mein Bruder, wer solche Kunstwerke zu bilden vermag, wie hier im Zimmer sind, der ist kein Betrüger.

Die beiden Brüder unterredeten sich noch eine Weile über die Kunst, Gold zu machen, und entfernten sich dann aus dem Zimmer.

Von jetzt an arbeiteten Mirandus und Heber sehr eifrig in dem Zimmer, bereiteten besonders eine geschwängerte Erde, aus welcher das Gold entstehen sollte. Eines Abends kam Heber ganz allein in das Zimmer geschlichen, und ich bemerkte, daß er einige Goldblättchen künstlich über die geschwängerte Erde ausbreitete. Nun will ich dir den Glauben in die Hand geben, sagte er lächelnd, und schlich sich leise wieder fort.

Am andern Morgen erschien er, begleitet von Mirandus, in dem Zimmer, und nahte sich dem Gefäße mit Erde. Hier ist der erste Beweis, sah er ruhig an, daß meine Kunst ächt ist, und zeigte Mirandus das Gold auf der Oberfläche der Erde.

Voll Erſtaunen ſchaute Mirandus es an. Iſt es möglich, rief er aus, daß wir unſerm Glück ſo nahe ſind? Es iſt nicht möglich nur, ſagte Feder, ſondern wirklich. Prüfen Sie ſelber, ob hier Gold entſtanden iſt, oder nicht.

Mirandus begann die Probe zu machen, und fand ächtes reines Gold. Voll Freude warf er ſich Feder um den Hals, und rief: o mein Freund, o mein Beglücker, wie ſoll ich Ihnen danken? Durch Ihr Zutrauen, antwortete Feder, das Sie mir zu entziehen begannen. Sie ſehen, ich habe Gold erzeugt. Es iſt zuerſt nur wenig, aber die Erde war nur wenig geſchwängert. Schwängern wir ſie mehr, und wir werden mehr Gold finden.

Die beiden Laboranten ſetzten nun ihre Bemühungen, Gold zu erzeugen, fort und waren ſehr eifrig mit Befruchtung der Erde beſchäftigt. Sie bedurften dazu der Elemente und mancher anderer Dinge: des Feuers, des Waſſers, der Erde, des Schwefels, der Luft, des Lichts, des Salzes u. ſ. w.

Nach einigen Stunden der angeſtrengteſten Bemühungen entfernten ſie ſich wieder, um am andern Morgen die Frucht ihrer Arbeit zu finden. Aber ehe ſie das Zimmer verließen, bemerkte ich, daß Feder in der Ecke des Zimmers, wo das Grabmahl Selma's vorgeſtellt war, ſich heimlich

beſchäftigte, und ſodann den Mirandus etwas dringend zum Weggehen aufforderte.

Sie waren noch nicht lange fort, als ich in der Ecke des Grabmahls Dampf aufſteigen und bald darauf eine Flamme empor lodern ſah. Voll Entſetzen fing ich überlaut an zu ſchreien, und meine Tita verband ihre Schreckenstöne mit den meinigen.

Unterdeß erfüllte ſich das ganze Zimmer mit Dampf, und die Flamme verbreitete ſich weiter. Ich ſah den ſchrecklichſten Tod vor Augen, und verdoppelte mein Schreien. Das Grabmahl war nicht weit von dem Fenſter; das Glas zerſprang, und Dampf und Flammen ſchlugen hinaus. Bald darauf hörte ich von außen Feuer rufen. Mit jedem Augenblick vermehrte ſich die Flamme, vermehrte ſich das Getöſe im Hauſe; aber noch immer ward das Zimmer nicht geöffnet, noch immer blieb ich ſamt Tita in der ſchrecklichſten Todesangſt.

Endlich ward mit großem Krachen gegen die Thür geſtoßen; ſie ſprang auf, und mein Herr trat mit todtblaſſem Antlitz herein. Ich lag in meinem Käfige halb erſtickt auf dem Boden und empfand ſchon die überhand nehmende Glut. In dieſem fürchterlichen Zuſtande nahm ich meine letzten Kräfte zuſammen, und ſchrie mit erbärmlicher Stimme. Dieß machte Eindruck auf Mirandus, er

eilte durch die Flammen, die durch das Oeffnen der Thüre vermehret wurden, und rettete nichts anders, rettete bloß uns, und trug uns mitten durch die Glut. Dieser Zug allein muß für die Herzensgüte des Mirandus zeugen, und dafür, daß er ein so schreckliches Schicksal nicht verdiente.

Es wollten mehrere in das Zimmer eilen, um etwas zu retten, aber die Glut war schon zu groß, und die Lohe begann aus der Thüre herauszuschlagen. Unterdeß kam Feder gelaufen, schlug die Hände zusammen, und rief: nun ist alles verloren, alles dahin! Unglücklicher Mirandus! So rief er, und entfernte sich.

Mirandus sank bey diesen Worten in Ohnmacht, und man mußte ihn hinwegtragen. Da die Feuersbrunst überhand nahm, so trug man auch uns unter andern Geräthschaften fort, und wir wurden in einen Winkel auf die Straße geworfen. Bald kam in der allgemeinen Verwirrung ein Räuber, stahl uns, und trug uns eilend nach Hause in ein dunkles Zimmer. Hier nahm er uns aus unserm Käfige, den er behielt, setzte sich mit uns auf einen Wagen, der in die nächste Stadt fuhr, und verkaufte uns an einen reichen Geizhals um ein Spottgeld.

Von dieser Zeit an habe ich weder Mirandus

noch Hedor wieder geſehen, aber gehört habe ich nach der Zeit, daß jener in Verzweiflung gefallen ſey und ſich erſtochen habe. Welch ein Schickſal für einen ſo edlen Menſchen!

Der Geizhals, welcher Trabar hieß, brachte uns in ein Zimmer, worin nichts zu finden war, als einige hölzerne Stühle, ein Tiſch und einige eiſerne Kaſten. Hier wurden wir mit einem alten Strick an einen der Kaſten angebunden, und hatten weder ein weiches noch bequemes Lager.

Meine Tita hatte bey der Feuersbrunſt durch den Dampf, die Glut und Angſt ſo viel gelitten, daß ſie ſich nicht wieder erholen konnte, ſondern nach wenigen Tagen ſtarb. Dieß war ein ſchrecklicher Schlag für mich, obwohl meine Liebe zu ihr nicht mehr ſo groß war, als während des angenehmen Aufenthalts bei dem edlen Ariſt.

Als ich über das viele Leiden nachdachte, das mir durch die Feuersbrunſt und den Tod meiner Gattinn zugewachſen war, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich es in meinem Menſchenleben durch die giftige Bitterkeit gegen den unglücklichen Rouſſeau und viele andere meiner Feinde vollkommen verdient habe.

Aber dieß war nicht alles, was über mich hereinbrach; denn ich ſollte auch für den ſchmutzigen

Geiz und die Geldbegierde, die ich als Arouet Voltaire gezeigt hatte, meinen Lohn bekommen, und dazu war ich einem ganz unverschämten Geizhals in die Hände gefallen. Nichts schlimmers kann auch einem Affen geschehen, als mit einem Geizhalse zu thun zu haben, oder gar von ihm abzuhangen. Es war Winter, und seine Stube ward nie warm gemacht; dieß allein hatte etwas unerträgliches für mich, der ich in einem warmen Clima geboren und immer zur Wärme gewöhnt war. Dabei war er zu geizig, mir nur einen alten Lumpen zum Lager zu geben, und ich mußte auf der kalten Erde schlafen. Wie empfindlich mir dieß war, ist unbeschreiblich. Aber dieß war nicht das Ende meiner Leiden. Ich bekam so wenige und elende Kost, wie ich sie noch nie bekommen hatte, und das einzige, was ich im Ueberfluß erhielt, war Wasser. Hunger hatte ich sehr viel zu leiden, aber nie Durst.

Trahar führte beinahe dasselbe Leben. Er hatte nichts, als eine alte Aufwärterinn, die ihm täglich ein einziges Gericht kochte, wovon er des Mittags einen Theil und des Abends den andern aß. Feuer wurde nicht anders im Ofen gemacht, als wenn dieß Gericht gekocht wurde. Der Besuch, den er bekam, bestand aus Leuten, die Geldge-

ſchäfte zu machen hatten; kein andrer kam zu ihm, keinen andern nahm er auf. Seine Beſchäftigung beſtand in nichts anderm, als ſeine Kaſten zu öffnen, das Geld darin zu zählen und anzuſehen, Papiere durchzuleſen und Obligationen oder Quittungen zu ſchreiben. In der Nacht wurde eine Matratze auf ſeine Kaſten gelegt, und auf dieſen ſchlief er. Er hätte gern einen Hund gehalten, um von ihm bewacht zu werden; aber er ſcheute die Unterhaltung deſſelben. Um jedoch die Nachbarſchaft glauben zu machen, daß er einen Hund habe, ſtand er oft in der Nacht auf, ging im Hauſe herum, und bellte wie ein Pudel, bellte mit lauter Stimme zum Fenſter hinaus.

Dieß war der Auswurf unter den Menſchen, dem ich in die Hände gefallen war. Er hatte mich nicht gekauft um ſeines Vergnügens willen, ſondern, weil er mich wohlfeil erhielt und theuer zu verkaufen hoffte. Er hatte in der Welt kein andres Vergnügen, als den Anblick und die Anhäufung ſeines Geldes Dieß war ſein Freund, ſeine Geliebte, ſein Gott. Nichts in der Welt rührte ihn, als das, wodurch ſein Geldklumpen vermehrt oder vermindert wurde.

Mir waren ſchon ſehr oft die Menſchen verächtlich und haſſenswürdig vorgekommen, aber noch

nie in dem Grade, wie jetzt. Trahar liebte das Gold nur um ſeiner ſelbſt, nicht um des Gebrauchs willen, und es war glänzend gewaſchen von den blutigen Thränen der Armen.

Wenn mir je etwas meinen Geiz in meinem Menſchenleben abſcheulich machen und mich dafür beſtrafen konnte, ſo war es der Aufenthalt bei dieſem Ungeheuer. Denn außer dem Froſt und dem Mangel, den ich zu ertragen hatte, mußte ich auch noch die bitterſten Scenen des menſchlichen Elends, des Jammers von der einen, und der unüberwindlichen Härte von der andern Seite anſchauen. Ich könnte ein eignes Buch davon ſchreiben, aber ich will nur wenige Beweiſe von dieſem Flecken in der menſchlichen Natur anführen.

Einſt kam bei einer ſtrengen Kälte ein junger Menſch zu ihm, der ihm einen Oberrock zum Pfande für eine kleine Summe Geldes gegeben hatte. Er brachte einen Sommerrock und bat den Geizhals demüthig, dieſen ſtatt des Oberrocks zum Unterpfande anzunehmen. Trahar begann, den Sommerrock auf das genaueſte zu unterſuchen, und als er einige Spuren von Veraltung an demſelben wahrnahm, fuhr er wüthend auf und gab den Rock unter den bitterſten Vorwürfen zurück, als habe der junge Menſch ihn betrügen wollen. Die-

ſer bat wiederholt um Mitleid, nicht für ſich, ſondern für ſeinen Vater, den er vor Froſt ſchützen wolle. Umſonſt. Der unglückliche Jüngling war in ſo tiefer Bekümmerniß, daß er endlich vor dem Geizhals auf die Knie fiel; aber er vermochte das Felſenherz dieſes Unmenſchen nicht zu rühren. Alles, was er erreichte, war, daß er mehr Pfand herbeiholen und ſodann den Oberrock in Empfang nehmen ſolle. Der Jüngling kam nicht wieder.

Zu einer andern Zeit trat eine alte wankende Frau bei ihm ein und bat um einen Biſſen Brot; ſie fügte hinzu, daß ſie noch nüchtern wäre, und daß ſie vor Hunger und Schwachheit ſich kaum aufrecht erhalten könne. So gehts, hub Trahar an, wenn man in der Jugend nicht ſpart, da muß man im Alter darben. Wer weiß, wie Ihr das Eurige in frühern Zeiten durchgebracht habt? Konntet Ihr nicht aufs Alter denken?

Ach, lieber Herr, ſeufzte die Frau, ich habe nie Gelegenheit gehabt, was zu ſammeln, und jetzt bin ich von allen verlaſſen. Erbarmen Sie ſich nur heute über mich, daß ich mich etwas ſtärken kann; ich will auch nicht wieder kommen, denn ich werde wohl nicht lange mehr herumwanken.

Mir giebt niemand was, entgegnete Trahar,

wenn ich auch noch ſo viel bitten wollte; warum ſoll ich denn immer geben?

Die Frau wandte ſich mit thränenden Augen weg, und wollte gehen. Wartet! rief er ihr nach, und ſchnitt ihr ein Stück von dem Brot ab, das für meine Nahrung beſtimmt war. Nun, hier habt Ihr etwas, ſagte er, aber ich gebe es Euch mit dem Bedinge, daß Ihr nicht wieder kommt. Ich glaubte, daß ſein Herz erweicht worden ſey, und daß die Thränen der armen Frau ihn gerührt hätten. Ich hatte mich geirrt, das Brot, das er ihr gegeben hatte, behielt er von der mir beſtimmten Nahrung zurück, und ich mußte nun einige Tage hindurch noch größern Mangel leiden.

Hat man je eine ähnliche nichtswürdige Geſinnung unter Thieren gefunden, und läßt ſie ſich nur unter ihnen denken? Ich hatte jetzt hinlängliche Zeit, die Abſcheulichkeit des Geizes einzuſehen und mich ſelbſt zu verachten, daß ich einſt auch zu der Zahl der Geizigen, wenn auch nicht in dieſem Grade, gehört hatte; denn gegen dieſen hier war ich ein Engel geweſen. Indeſſen hatte ich Gelegenheit, bei ihm dieſelbe Bemerkung zu machen, die ich bei mir in meinem Menſchenleben gemacht hatte: die Schätze fielen ihm von allen Seiten zu. Während der unglückliche Mirau-

dus, der nur zum Wohlthun Reichthümer ſuchte, alles verlor was er beſaß, vermehrte der abſcheuliche Trahax auf vielerlei Art ſeine Schätze. Ihm fielen Erbſchaften zu, durch mehrere ganz unvermuthete Todesfälle, Speculationen gelangen ihm, er verkaufte Ländereien zwiefach ſo theuer, als er ſie erſtanden hatte, und gewann Proceſſe, die äußerſt zweifelhaft waren: eine ſeltſame traurige Erſcheinung. Der Segen des Himmels ſchien mit dieſem verabſcheuenswürdigen Geizhalſe zu ſeyn, und ihm alles gelingen zu laſſen. Aber jemehr ſein Reichthum wuchs, um ſo mehr wuchs auch ſein Geiz, denn ich merkte deutlich, daß er ſich und mir immer mehr abdarbte.

Das unbegreiflichſte war, daß er keine Kinder, oder ſonſt nahe Verwandte hatte, und daß man nicht einſah für wen er dieſe Schätze aufhäufte. Es ſchien mir, als wäre der Menſch nicht allein das grauſamſte, ſondern auch das dummſte Thier.

Ich ward endlich von dieſem Unholde befreit, denn ein Kaufmann erſtand mich von ihm um den vierfachen Preis, den er bezahlt hatte. Der Kaufmann litt am Podagra, und ich ſollte dienen, ihm in ſeinen Schmerzen die Zeit zu vertreiben. Ich

ward alſo in ſein Zimmer gebracht, worin er mit dick geſchwollenen Beinen herum hinkte und zu Zeiten laut ächzte. Er beſchäftigte ſich indeſſen viel mit mir, und es ſchien wirklich, daß er über meine Poſſen ſeine Schmerzen etwas vergaß. Ich fand übrigens ſehr viel Bequemlichkeit und ſehr gute Nahrung; und da ich das Podagra nicht hatte, ſo konnte ich ziemlich zufrieden mit meinem Zuſtande ſeyn.

Aber glücklich und ruhig hatte ich nur ſelten während meines Aufenthalts unter den Menſchen ſeyn können, denn mir fehlte ein Gut, das den Menſchen und den Affen eins der höchſten iſt: die Freiheit. Ueberdieß war ich jetzt bei einem kranken Menſchen eingeſperrt, deſſen Klaggeſchrei mir oft durch das Herz drang. Ich war nun ſchon ein ziemlich bejahrter Affe, hatte viel in der Welt erfahren, und begann über das Schickſal der Menſchen tief nachzudenken; denn dazu erhielt ich jetzt, wo ich nichts als einen Podagriſten vor Augen hatte, vollkommne Zeit. Es wäre kein Wunder geweſen, wenn ich auch als Affe ein Philoſoph geworden wäre, wie ehemals in meinem Menſchenleben. Hinlänglichen Stoff hatte ich dazu, wenn ich meine Erfahrungen von der Zeit

an, wo ich den Umarmungen meiner Mutter in Afrika entrann, bis zu meinem jetzigen Aufenthalt in einem Podagristenzimmer, überdachte. Welch eine Mannichfaltigkeit von menschlichen Schicksalen lag zwischen diesen beiden Punkten. Die kalte Grausamkeit meines ersten Herrn, des holländischen Schiffskapitains; die unersättliche Wollust der Donna Marcella in Neapel; die Beraubung des armen Kaufmanns, der mich von Neapel mit nach Rom nahm; das Elend des unglücklichen Römers, dem die Arme verrenkt werden sollten, und welchen Lord Bristol rettete; die Verzweiflung der Maria von Waller, die sich aus Liebe zu ihrem Wilhelm entleibte; die Entfernung des edlen Arist aus der menschlichen Gesellschaft; die Täuschung des unglücklichen Königs, der von Unsterblichkeit der Seele überzeugt seyn wollte; die satanische Grausamkeit des Obristen, der seine Soldaten und seinen unschuldigen Bedienten mit lächelnder Miene martern ließ; die Mordthaten der Gastwirthsfamilie in dem einsamen Wirthshause; das unglückliche Schicksal des wohlthätigen Mirandus; das Goldaufhäufen des verabscheuenswürdigen Trabar; die folternden Schmerzen, die mein jetziger Herr duldete — alle diese Begebenheiten machten mich höchst nachdenkend, und stellten mir das

Leben der Menſchen in einem äußerſt traurigen Lichte dar.

Von der Summe dieſes ganzen unüberſehbaren Elends fand ich faſt keine Spur in der Thierwelt; und wenn ich allen den menſchlichen Jammer hinzu nahm, von welchem ich bloß hatte reden hören, ſo begriff ich gar nicht, wie man den Menſchen das edelſte und vorzüglichſte Thier auf der Erde nennen könnte. Das klügſte Thier ſchien er mir wohl zu ſeyn, aber zugleich auch das grauſamſte, das unedelſte, das unglücklichſte, das einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Elend unterworfen iſt, wovon die übrigen Thiere nichts wiſſen.

Welch einen Vorzug hat denn der Menſch, dachte ich, und wie könnte man denn wünſchen, ein Menſch zu ſeyn? Jedes Thier, ohne Ausnahme, iſt ja glücklicher, ſobald es nicht mit Menſchen zu thun hat, und ich ſelber würde ja mit keinem Menſchen in der Welt, vom König bis zum Bettler, tauſchen, ſobald ich nur in meiner afrikaniſchen Wüſte leben könnte.

Bei allem dem Elende, das ich unter den Menſchen bemerkte, hatte ich auch eine große Verwirrung und Ungerechtigkeit in Lohn und Strafe gefunden. Der lächelnde henkeriſche Obriſt war glücklich, während der menſchenfreundliche Miran-

dus in Verzweiflung ſtarb; die wollüſtige Donna Marcella genoß alle Freuden der Liebe, während die zärtliche Maria von Waller den einzigen Geliebten verlor; mein jetziger Herr litt an einer märtervollen Krankheit, während der nichtswürdige Trahar geſund war und alle ſeine Wünſche erfüllt ſah; die mörderiſche Gaſtwirthsfamilie rettete ſich mit ihrem Raube, und dem Lord Briſtol ward durch Gefangenſchaft das Mittel geraubt, Gutes zu thun. Alle dieſe Erſcheinungen führten mich in ein Labyrinth, aus welchem ich keinen Ausgang ſah.

Um dieſe Zeit, wo ich nach Licht in einer ſo dicken Finſterniß forſchte, beſuchte ein Freund meinen kranken Herrn, und ihre Unterhaltung lenkte ſich von ungefähr gerade auf die Punkte, worüber ich nachdachte. Mein Herr, der eben an Schmerzen litt, hub folgendes Geſpräch an:

Was haben wir arme Menſchen vor den Thieren voraus? Sind wir nicht weit unglücklicher, als ſie? Wo iſt ein Thier, das ſolche Schmerzen leidet, wie ich?

Freund. Ich habe oft den Gedanken gehabt, daß die Thierwelt im Ganzen weit glücklicher ſey, als die Menſchenwelt, und ich hätte mir ſogar oft wünſchen können, ein Elephant in den afrikaniſchen Wüſten zu ſeyn.

Mein Herr. Gewiß! Und man brauchte nicht einmal in den afrikaniſchen Wüſten zu ſeyn. Iſt mein Haſſan dort nicht weit glücklicher, als ich? Er hat kein Podagra, er fürchtet ſich nicht vor dem Tode, und gaukelt vom Morgen bis zum Abende mit fröhlichem Herzen umher.

Freund. Und dieß iſt nicht alles. In der Menſchenwelt findet ſich nicht bloß unendlich mehr Jammer, Schmerz und Elend, als bei den Thieren, ſondern auch unendlich mehr Böſes, Ungerechtes, Laſterhaftes und Abſcheuliches.

Mein Herr. Wenn das iſt, wenn eine allgemeine Ungerechtigkeit in der moraliſchen Welt herrſcht, wenn niemand nach Verdienſt belohnt oder beſtraft wird, ſo ſind wir ja im höchſten Grade zu beklagen, daß wir Menſchen und nicht Thiere geworden ſind.

Freund. Nein, mein Freund, wir würden irren, wenn wir dieß thäten: wir haben bei allem Elende, bei aller moraliſchen Verwirrung etwas unendlich großes vor den Thieren voraus, wodurch alles übrige, worin ſie den Thieren nachſtehen, wieder ausgeglichen wird.

Mein Herr. Dieſen Vorzug bin ich begierig zu erfahren.

Freund. Wir haben eine unſterbliche Seele; wir haben eine Ewigkeit vor uns, worin jeder Schmerz belohnt, jede Ungerechtigkeit aufgelöſt werden wird; wir leiden Jahre, um eine Unendlichkeit von Zeit glücklich zu ſeyn.

Bei dieſen Worten wurden die beiden Freunde unterbrochen, denn es trat ein anderer Beſuch herein.

Alſo das iſt der große Vorzug der Menſchen, dachte ich; das iſt das Geſchenk, wodurch alles Elend, alles Ungerechte, das ich mit angeſehen habe, wieder ausgeglichen wird? Ja, ich fühlte im Innerſten, daß dieß ein unendlicher Vorzug ſey, aber eben ſo lebhaft fühlte ich auch, daß der allweiſe Schöpfer ungerecht gegen die Menſchen geweſen wäre, wenn er ihnen denſelben nicht gewährt hätte. Mit meinem Affenverſtande begriff ich, daß die Welt ein Zuſammenfluß von Abſcheulichkeiten ſey, wenn die Menſchen mit dieſem Leben zu ſeyn aufhörten.

Indem ich hierüber nachdachte, fiel mir ein, daß ich auch ein Menſch geweſen ſey, und daß ich auch Anſprüche auf Unſterblichkeit der Seele habe. Dieſer Gedanke beſchäftigte mich ſo lebhaft, daß ich mein ganzes übriges Schickſal darüber vergaß,

und mich höchſt glücklich fühlte. Die Ueberzeugung, ewig zu leben und ewig glücklich zu ſeyn, hatte etwas ſo unendlich erhebendes für mich, daß ich ſchon hier die Freuden des künftigen Lebens zu fühlen begann, obwohl ich mich in einer engen Gefangenſchaft befand. Welchen Zuſtand hätte dieſe Ueberzeugung nicht verſüßen können!

Ich hatte einige Zeit dieſen frohen Empfindungen nachgehangen, als ein anderer Freund meinen Herrn beſuchte, der in ſeiner Ueberzeugung gänzlich von jenem erſten abwich. Er beſtritt, zu meinem Schrecken, die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele mit vielen ſcheinbaren Gründen, und mein Herr konnte ihn nur wenig darauf antworten. Dieß machte mich höchſt beſtürzt, und ich verlor meine Ruhe von neuen, indem mir jetzt meine Gefangenſchaft ganz unerträglich vorkam. Ich war nun ſchon durch Alter und Erfahrung ein ſehr nachdenkender Affe geworden, und erkannte das Elend meines Lebens, wenn ich nichts weiter zu hoffen haben ſollte.

Unterdeß ward der Zuſtand meines Herrn immer bedenklicher, und die Aerzte gaben die Hoffnung zu ſeiner Geneſung auf. Das Podagra begann ihm in den Leib zu treten, der Tod kam näher und wurde gewiß.

Es war Mitternacht, als der Augenblick deſſelben eintrat. Mein Herr war mit ſeinen Verwandten umgeben, die in trauriger Betäubung an ſeinem Bette ſtanden. An einer plötzlichen Unruhe derſelben bemerkte ich, daß der Tod ihn ergriff. In dieſem Augenblick ward das Zimmer von einem hellen Lichte durchſtrömt, und es ſchien mir, als wäre in dieſem Lichte etwas beſeeltes, etwas lebendiges; aber nur Augenblicke dauerte es, und das Lebende in dem Lichte ſchien ſich in einem eilenden Schwunge zu entfernen.

Der Glaube an Unſterblichkeit der Seele erwachte plötzlich in ſeiner ganzen Kraft in mir, und es ſchien mir, als ſey die Seele des Entſchlafenen mit dieſem Licht in jenes Leben hinüber gegangen. Zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich, daß die gegenwärtigen Menſchen nichts von dieſem beſeelten Lichte wahrgenommen hatten, denn ſie äußerten nicht das mindeſte darüber.

Von dieſen merkwürdigen Augenblick an ward der Glaube an Unſterblichkeit der Seele in mir gewiß, und er leuchtete mir nicht bloß durch dieſe Erſcheinung ein, ſondern auch durch den Gedanken: daß es unendlich viel Leiden unter den Menſchen gäbe, wovon in der Thierwelt keine Spur

zu finden ſey, und daß ſie allein durch Unſterblichkeit der Seele dafür entſchädigt werden könnten; daß alſo, wenn es dieſe nicht gäbe, der Menſch das unglücklichſte Thier auf der ganzen Erde ſey.

Was weiter aus mir geworden iſt, und wie ich die Fähigkeit erlangt habe, meine Geſchichte niederzuſchreiben, das werde ich vielleicht ein anderes Mal der Welt mittheilen.